This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,746

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, CARL LANGER RITTER v. EDENBERG, M. MUCH,
FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

JOSEF SZOMBATHY.

XVI. BAND.

(Der neuen Folge VI. Band.)

Mit 10 Tafeln und 138 Abbildungen im Texte.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1886.

QA
.A7
v. 16

Druck von Wilhelm Köhler in Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

	Seite
Wieser, F., und H. Merlin. Die Reihengräber von Igels	1
Haberlandt, Michael, Dr. Ueber die Batta-Schrift . . .	7
— Indogermanica. I.	11
Uhle, Max, Dr. Ueber einige seltene Federarbeiten von Californien	15
Toldt, C., Prof. Ueber Welcker's Cribra orbitalia . .	20
Szombathy, Josef, Abbildungen von fünf Jurak-Samojeden	25
Pichler, Fritz, Dr. Die Bein-Schnitzereien von Goldes .	34
Hauser, Karl, Baron, k. k. Conservator für Kärnten. Die Römerstrassen Kärntens. (Mit 1 Karte)	61
Woldřich, Johann N. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. Dritter Theil. (Mit 1 Tafel und 43 Text-Figuren)	72
Haberlandt, M., Dr. Ueber Schrifttafeln von der Osterinsel. (Mit 1 Tafel)	96
Krauss, Friedrich S., Dr. Sreća. Glück und Schicksal im Volkssglauben der Südslaven	102
Trapp, Mauriz. Berichte über Erdställe in Mähren . .	163
Kulka, Richard, cand. jur. Der Burgberg bei Jägerndorf in Schlesien	169

Literaturberichte.

Ranke, Johannes, Dr. Der Mensch. I. [J. Szombathy] .	50
Fossel, Victor, Dr. Volksmedicin in Steiermark. [Dr. Fr. S. Krauss]	51
Fressl, Johannes. Die Skythen-Saken die Urväter der Germanen. [K. Penka]	52
Gatschet, Albert S. A migration legend of the Creek-Indians. [Friederich Müller]	53
Von den Steinen, Carl. Durch Central-Brasilien. [Friedr. Müller]	53
Farini, G. A. Durch die Kalahari-Wüste. [Friedrich Müller]	54
Mitth. d. kais. Deutschen archäolog. Instituts. Athenische Abth. XI. Bd. [Dr. Moriz Hoernes]	54
Památky archaeologické a místopisné. Prag 1886, Heft 6. [Bŕt. Jelínek]	55
Die grossh. Badische Alterthümer-Sammlung in Karlsruhe. Antike Bronzen. [Dr. Moriz Hoernes]	56
Andree, Richard. Die Antropophagie. [Franz Heger] .	57
Juan Ignacio de Armas. Les crânes dits déformés. [Dr. Mich. Haberlandt]	58
Much, Matthaeus, Dr. Die Kupferzeit in Europa. [J. Szombathy]	58
Ranke, Johannes, Dr. Der Mensch. II. [J. Szombathy] .	181
Émile Cartailhac. Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. [Dr. Moriz Hoernes]	182
E. Vedel. Bornholms Oldtidsminder og Oldsager. [Dr. Moriz Hoernes]	183
Mestorf, J. Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. [Dr. M. Much]	[27]
Nordenskiöld, Adolf Erik, Freiherr v. Grönland. [Friedr. Müller]	[27]
Lauser, Wilhelm, Dr. Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. [Dr. M. Haberlandt]	[28]
Woldřich, Johann N., Prof. Dr. Die ältesten Spuren der Cultur in Mitteleuropa. [J. Szombathy]	[28]
Stoll, Otto. Guatemala. [Friedrich Müller]	[42]
Schaaffhausen, Hermann. Anthropologische Studien. [K. Penka]	[42]
Heierle, J. Der Pfahlbau Wollishofen. [R. Forrer] . .	[43]
Památky archaeologické a místopisné. XIII. Bd. Heft 2—3. [Bŕt. Jelínek]	[44]
Vesmír. XIV. Jahrgang. Prag 1885. [Bŕt. Jelínek] . .	[44]
Chalmers, J., und W. Wyatt Gill. Neu-Guinea. [Friedrich Müller]	[51]
Marchesetti, C., Dr. La necropoli di S. Lucia. [Dr. M. Hoernes]	[51]
Památky archaeologické a místopisné. XIII. Bd. Heft 5. [Bŕt. Jelínek]	[52]

Eingelangte Druckschriften.

40, 174, [16], [21], [33], [41], [50], [63], [70]

Sitzungsberichte.

Seite

Nr. 1. Monatsversammlung am 12. Jänner 1886 . . [1]
1. Neue Mitglieder . . . . . [1]
2. Oberrealschul-Director **G. Téglás.** Archäologen-Congress in Budapest . . . . . [1]
3. Oberrealschul-Professor **O. Mailand.** Beiträge zum Sonnen- und Mondmythos . . . . . [3]
4. Prof. **A. Unterforcher.** Iberisches Hornvieh in den Tiroler- und Schweizer-Alpen . . . . [4]
5. Schreiben des neuseeländischen Häuptlings Wahanui. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . . [4]
6. Historienmaler **J. Spötti.** Sammlung von Bronzeschwertern und Bronzedolchen . . . . . [5]
7. Dr. **M. Hoernes.** Ueber Schliemann's „Tiryns" [5]
8. Dr. **Fr. S. Krauss.** Hercegovinisches Volksepos [9]
9. Custos **Fr. Heger.** Ueber ein Chloromelanitbeil aus Chile und eine Klangplatte aus Jadëit von Venezuela . . . . . [16]

Nr. 2. Jahresversammlung am 9. Februar 1886 . . . [17]
1. u. 2. Jahresbericht . . . . . [17]
3. Rechnungsabschlüsse . . . . . [19]
4. Neuwahlen für den Ausschuss . . . . . [20]
5. Wahl von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern . . . . . [20]
6. Geschäftliche Mittheilungen . . . . . [20]
7. Prof. Dr. **Wieser** in Innsbruck. Die Reihengräber von Igels . . . . . [20]
8. Historienmaler **Ignaz Spötti.** Prähistorische Schmuckringe aus Oesterreich-Ungarn . . . [21]
9. Prof. Dr. **Karl Toldt.** Ueber Welcker's Cribra orbitalia . . . . . [21]
10. Dr. **Michael Haberlandt.** Ueber Schrifttafeln von der Oster-Insel . . . . . [21]
11. Dr. **J. E. Polak.** Goldfiligran-Perlen aus Persien [21]
12. Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien nach dem Stande der Jahresversammlung am 9. Februar 1886 . . [21]

Nr. 3. Monatsversammlung am 9. März 1886 . . . . [29]
1. Dr. **Max Uhle** in Dresden. Ueber einige seltene Federarbeiten in Californien . . . . . [29]
2. Prof. Dr. **Fritz Pichler** in Graz. Ueber die Beinschnitzereien von Goldes in Südsteiermark . [29]
3. Prof. Dr. **Karl J. Maška** in Neutitschein. Ein zweites Jadeitbeil in Mähren. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [29]
4. **Karl Freiherr von Hauser.** Zwei Thongefässe aus Frögg. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . . [31]
5. P. **Ernest Frankl.** Kleine Nachgrabungen in Kärnten . . . . . [32]

Seite

6. Prof. Dr. **M. Wilckens.** Ueber die Geschlechtsverhältnisse und die Geschlechtsbildung bei Hausthieren . . . . . [32]
7. Thongefässscherben aus Schweizer Pfahlbauten von **R. Forrer jun.** in Zürich . . . . . [33]
8. **Nic. v. Kubinyi jun.** in Arva Varalja. Photographien der Funde aus dem Urnenfelde von Felsö-Kubin . . . . . [33]
9. Ausschusssitzung . . . . . [33]

Nr. 4. Monatsversammlung am 13. April 1886 . . . [34]
1. Dr. **Břetislav Jelinek.** Vorgeschichtliche Objecte aus dem Flussgebiete des Litava-Baches in Böhmen. (Mit 16 Text-Illustrationen) . . . [34]
2. **R. Forrer jun.** Die Frage nach einer Horn- und Knochenzeit, insbesondere in Bezug auf die Schweiz . . . . . [37]
3. Dr. **Mich. Haberlandt.** Indogermanica . . . [38]
4. Prof. Dr. **J. N. Woldřich.** Depôtfund von Bronzen auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Domäne Steinkirchen . . . . . [38]
5. Dr. **Friedrich S. Krauss.** Ueber Sreća (Frô Saelde) im Volksglauben der Südslaven . . [39]
6. Bergdirector **Rafael Hofmann.** Prähistorische Funde aus dem Quecksilberbergbau „Avala" in Serbien. (Mit 5 Text-Illustrationen) . . . [39]
7. **J. Szombathy.** Internationale craniometrische Verständigung . . . . . [41]
8. Ausschusssitzung vom 9. April 1886 . . . [41]

Nr. 5. Monatsversammlung am 11. Mai 1886 . . . . [45]
1. **Ludwig Hans Fischer.** Schalensteine auf Corfu. (Mit 3 Text-Illustrationen) . . . . . [45]
2. Prof. Dr. **Joh. N. Woldřich.** Ueber eine Ansiedlung aus neolithischer Zeit bei Řepin in Böhmen . . . . . [46
3. Dr. **Moriz Winternitz.** Ueber indische und indogermanische Hochzeitsgebräuche . . . . [46]
4. Dr. **Moriz Hoernes.** Ueber die Herkunft der gerippten Cisten im „Hallstätter Culturkreis" [47]
5. Dr. **Moriz Hoernes.** Ein merkwürdiges Fundstück aus Nussdorf bei Wien . . . . . [49]

Ausserordentliche Sitzung am 18. Mai 1886 . . . . [49]
1. Hofrath Dr. **Theodor Meynert.** Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung . . . [49]
2. Dr. **Moriz Hoernes.** Die vorjährigen Funde in Gurina . . . . . [49]

Nr. 6. Monatsversammlung am 9. November 1886 . . [53]
1. Neue Mitglieder . . . . . [53]
2. **Moriz Trapp.** Durchforschung künstlicher Höhlen in Mähren . . . . . [53]

Seite

3. Cand. jur. **Richard Kulka.** Der Burgberg bei bei Jägerndorf, eine prähistorische Ansiedlung [53]
4. Dr. **V. Gross** in Neuveville. Die eigenthümlichen Knochenschnitzereien aus den Schweizer Pfahlbauten. (Mit 18 Text-Illustrationen) . . [53]
5. Dr. **Franz Lukas.** Der Burgwall auf dem Berge Razi in Südböhmen. (Mit 2 Text-Illustrationen) [55]
6. **J. J. Ammann.** Der Eibenstein, ein altheidnischer Opferstein an der Grenze von Böhmen und Oberösterreich . . . . . [56]
7. **Bachofen von Echt.** Gefässscherben von Nussdorf. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [58]
8. **J. Spöttl.** Bronzefund von Aranj idká . . . [59]
9. Dr. **Moriz Hoernes.** Die diesjährigen Ausgrabungen auf der Gurina bei Dellach im Gailthale [59]
10. Dr. **Friedrich S. Krauss** und **Josef Doimo Beckmann.** Der Einfluss des Orients auf die Südslaven . . . . . [62]

Seite

Nr. 7. Monatsversammlung am 14. December 1886 . . [65]
1. Neues Mitglied . . . . . [65]
2. Einladung zur Ausstellung in Jekaterinburg im Jahre 1887 . . . . . [65]
3. **F. Kanitz.** Die ersten prähistorischen Funde im Königreiche Serbien. (Mit 2 Text-Illustrationen) . . . . . [65]
4. **Ludwig Hans Fischer.** Schalensteine auf Corfu [66]
5. Pfarrer **Lambert Karner.** Thongefässfund von Dürnthal in Niederösterreich . . . . . [67]
6. Hauptmann **Heinrich Himmel.** Das Rekrutenmaterial der Herzegowina . . . . . [67]
7. Historienmaler **J. Spöttl.** Kupfer-Meissel und Aexte, sowie doppelarmige Streitbeile. (Mit 1 Text-Illustration) . . . . . [68]
8. Custos **Heger.** Steinäxte aus Neu-Guinea . . [69]
9. **Szombathy.** Grabfunde von Idria pri Bače im Küstenlande . . . . . [70]

Autoren-Register.

Seite

Ammann, J. J. Der Eibenstein, ein altheidnischer Opferstein . . . . . [56]
Andree, Richard. Die Antropophagie. (Referat) . . . 57
Armas, Juan Ignacio de. Les crânes dits déformés. (Ref.) 58
Bachofen von Echt. Gefässscherben von Nussdorf . . [58]
Beckmann, Josef Doimo. Der Einfluss des Orients auf die Südslaven . . . . . [62]
Cartailhac, Émile. Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. (Referat) 182
Chalmers, J., und **Wyatt Gill** W. Neu-Guinea. (Referat) [51]
Deutsches archäolog. Institut, Athenische Abth., Mitth. d. kais. XI. Bd. (Referat) 54
Farini, G. A. Durch die Kalahari-Wüste. (Referat) . . 54
Fischer, Ludwig Hans. Schalensteine auf Corfu . [45], [66]
Forrer, jun. R. Thongefässscherben aus Schweizer Pfahlbauten . . . . . [33]
— Die Frage nach einer Horn- und Knochenzeit, insbesondere in Bezug auf die Schweiz . . . . [37]
— Referat . . . . . [43]
Fossel, Victor, Dr. Volksmedicin in Steiermark. (Ref.) 51
Frankl, Ernest, P. Kleine Nachgrabungen in Kärnten . [32]
Fressl, Johannes. Die Skythen-Saken die Urväter der der Germanen. (Referat) 52

Seite

Gatschet, Albert S. A migration legend of the Creek-Indians. (Referat) 53
Gross, V., Dr. Die eigenthümlichen Knochenschnitzereien aus den Schweizer Pfahlbauten . . . . . [53]
Haberlandt, Michael, Dr. Ueber die Batta-Schrift . . . 7
— Indogermanica. I. . . . . 11, [38]
— Schrifttafeln von der Osterinsel . . . . 96, [21]
— Referate . . . . . 58, [28]
Hauser, Karl, Baron. Die Römerstrassen Kärntens . . 61
— Zwei Thongefässe aus Frögg . . . . . [31]
Heger, Franz. Ein Chloromelanitbeil aus Chile und eine Klangplatte aus Jadëit von Venezuela . . . . [16]
— Steinäxte aus Neu-Guinea . . . . . [69]
— Referat 57
Heierle, J. Der Pfahlbau Wollishofen. (Referat) . . . [43]
Himmel, Heinr. Das Rekrutenmaterial der Herzegowina [67]
Hoernes, Moriz, Dr. Ueber Schliemann's „Tiryns" . . [5]
— Ueber die Herkunft der gerippten Cisten im „Hallstätter Culturkreis" . . . . . [47]
— Ein merkwürdiges Fundstück aus Nussdorf bei Wien [49]
— Die vorjährigen Funde von der Gurina . . . . [49]
— Die diesjährigen Ausgrabungen auf der Gurina [59]
— Referate . . . . . 54, 56, 182, 183, [51]

Seite

Hofmann, Rafael, Prähistorische Funde aus dem Quecksilberbergbau „Avala“ in Serbien . . . . . [39]
Jeliuek, Břetislav, Dr. Vorgeschichtliche Objecte aus dem Flussgebiete des Litava-Baches . . . . . [34]
— Referate . . . . . 55, [44], [52]
Kanitz, F. Prähistorische Funde in Serbien . . . . [65]
Karlsruhe, Die grossh. Badische Alterthümer-Sammlung. Antike Bronzen. (Referat) 56
Karner, Lambert, P. Thongefässfund von Dürnthal . . [67]
Krauss, Friedrich S., Dr. Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven . . . . 102, [39]
— Hercegovinisches Volksepos . . . . . [9]
— Der Einfluss des Orients auf die Südslaven . . [62]
— Referat 51
Kubinyi, Nic. v., jun. Photographien der Funde aus dem Urnenfelde von Felsö-Kubin . . . . . [33]
Kulka, Richard, Der Burgberg bei Jägerndorf . . 169, [53]
Lauser, Wilhelm, Dr. Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. (Referat) . . . . . [28]
Lukas, Franz, Dr. Der Burgwall auf dem Berge Razi . [55]
Mailand, O. Beiträge zum Sonnen- und Mondmythos . [3]
Marchesetti, C., Dr. La necropoli di S. Lucia. (Referat) [51]
Maška, Karl J., Dr. Ein zweites Jadëitbeil in Mähren [29]
Merlin, H. Die Reihengräber von Igels 1
Mestorf, J. Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. (Referat) . . . . . [27]
Meynert, Theodor, Dr. Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung . . . . . [49]
Much, Matthaeus, Dr. Die Kupferzeit in Europa. (Ref.) 58
— Referat . . . . . [27]
Müller, Friedrich, Dr., Referate . . 53, 54, [27], [42], [51]
Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr v. Grönland. (Ref.) [27]
Památky archaeologické a místopisné. Prag 1886, Heft 1, 2, 3, 5 und 6. (Referat) . . . . . 55, [44], [52]
Penka, K. Referate . . . . . 52, [42]
Pichler, Fritz, Dr. Die Bein-Schnitzereien von Goldes 34, [29]
Polak, J. E., Dr. Goldfiligran-Perlen aus Persien . . [21]

Seite

Ranke, Johannes, Dr. Der Mensch. I. u. II. (Referat) 50, 181
Schaaffhausen, Hermann, Dr. Anthropologische Studien. (Referat) . . . . . [42]
Spöttl, Ignaz. Bronzeschwerter und Bronzedolche . . [5]
— Prähistorische Schmuckringe aus Oesterreich-Ungarn . . . . . [21]
— Bronzefund von Aranj idká . . . . . [59]
— Kupfer-Meissel und Aexte . . . . . [68]
Stoll, Otto. Guatemala. (Referat) . . . . . [42]
Szombathy, Josef. Abbildungen von fünf Jurak-Samojeden 25
— Internationale craniometrische Verständigung . [41]
— Grabfunde von Idria pri Bače . . . . . [70]
— Referate . . . . . 50, 58, 181, [28]
Téglás, Gabriel. Archäologen-Congress in Budapest . . [1]
Teldt, C., Dr. Ueber Welcker's Cribra orbitalia . 20, [21]
Trapp, Mauriz. Berichte über Erdställe in Mähren 163, [53]
Uhle, Max, Dr. Seltene Federarbeiten von Californien 15, [29]
Unterforcher, A. Iberisches Hornvieh in den Tiroler- und Schweizer-Alpen . . . . . [4]
Vedel, E. Bornholms Oldtidsminder og Oldsager. (Ref.) 183
Vesmir. XIV. Jahrgang. Prag 1885. (Referat) . . . . [44]
Von den Steinen, Carl. Durch Central-Brasilien. (Ref.) 53
Wahanui. Schreiben des neuseeländischen Häuptlings . [4]
Wieser, F., Dr. Die Reihengräber von Igels . . . 1, [20]
Wilckens, M., Dr. Ueber die Geschlechtsverhältnisse und die Geschlechtsbildung bei Hausthieren . . . . [32]
Winternitz, Moriz, Dr. Ueber indische und indogermanische Hochzeitsgebräuche . . . . . [46]
Woldřich, Johann N., Dr. Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. Dritter Theil 72
— Die ältesten Spuren der Cultur in Mitteleuropa. (Referat) . . . . . [28]
— Depôtfund von Bronzen auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Domäne Steinkirchen . . . . . [38]
— Ueber eine Ansiedlung aus neolithischer Zeit bei Řepin in Böhmen . . . . . [46]

Die Reihengräber von Igels.

Fundbericht von **F. Wieser,** craniologische Untersuchungen von **H. Merlin.**

(Mit 1 Tafel.)

1. Die Reihengräber von Igels.

Im Sommer 1877 hatte ich Gelegenheit, bei der Aufdeckung einiger Flachgräber in der Nähe von Igels, auf der Mittelgebirgs-Terrasse südlich von Innsbruck, zu interveniren. Dabei gelangten 5 Schädel in meinen Besitz, welche ich später an die von Prof. Holl gegründete craniologische Sammlung des hiesigen anatomischen Instituts abtrat. Diese Schädel wurden nun vor Kurzem durch Herrn Dr. H. Merlin einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Die Publication der interessanten Resultate dieser Studien gibt mir Veranlassung, einige Fundnotizen, die ich über die Reihengräber von Igels gesammelt hatte, zu veröffentlichen.

Die Fundstelle ist ein Abhang unmittelbar oberhalb des Dorfes Igels. Bereits im Herbst 1876 wurden beim Grundgraben für die Kapferer'sche Villa zahlreiche Skelette gefunden, alle an der Vorderseite des Abhanges, während auf der Bergseite keine Gräber zum Vorschein kamen, obwohl dort für den Hausbau, sowie für eine geräumige Kalkgrube viel Grund ausgehoben wurde. Von Beigaben konnte ich nur ein paar kleine eiserne Messer, eine Armspange und einen kleinen Ring aus Bronze constatiren. Da die an der Grabung betheiligten Personen glaubten, es handle sich um einen alten Pest-Friedhof, so verscharrten sie die Knochen auf dem Dorf-Kirchhofe. Auch die Beigaben wurden als werthlos verstreut.

Im Frühling 1877 kamen dann bei der Anlage einer Wasserleitung und eines Bassins, ebenfalls auf der Vorderseite des Hauses, weitere Skelette zum Vorschein, von denen mehrere Beigaben hatten. Ein Grab wurde am unteren Rande des Abhanges beim Anpflanzen eines Heckenzaunes aufgedeckt.

Die Grundeigenthümerin, Frau M. Kapferer, welche sich für diese Gräberfunde lebhaft interessirte, liess nun speciell zum Zwecke, dieselben weiter zu verfolgen, eigene Grabungen vornehmen. Inzwischen war ich von der Sache verständigt worden und konnte an der Oeffnung und Ausbeutung von vier Gräbern theilnehmen. Leider machte die Grenze des Grundstückes, sowie andere äussere Gründe der weiteren Verfolgung des Grabfeldes schon bald ein Ende.

Ich gebe nun zunächst einige Bemerkungen über die Lagerungsverhältnisse.

Alle Leichen, sowohl diejenigen, welche ich selbst in situ gesehen, als auch, wie mir versichert wurde, die übrigen, lagen horizontal ausgestreckt im Sande, die Arme längs des Körpers gelegt oder über demselben gekreuzt. Die Mehrzahl derselben scheint mit dem Gesichte nach Osten orientirt gewesen zu sein, doch kamen auch andere Lagen vor. Einige lagen mit dem Gesichte nach abwärts. Bei einem der von mir ausgehobenen Skelette fehlte der Schädel. Es ist nicht unmöglich, dass derselbe bei einer der vorangegangenen Grabungen seitlich angefahren und zerstört worden ist; doch bleibt eine Beisetzung der Leiche ohne Kopf keineswegs ausgeschlossen, da solche Fälle anderwärts in Reihengräbern vielfach nachgewiesen sind [1]). Die Skelette waren durchaus von einer dunklen Moderschichte umgeben, doch vermochte ich Reste von Holzsärgen oder Leichenbrettern nirgends mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die Gräber lagen in verschiedener Höhe am Abhange in mehreren über einander sich hinziehenden Reihen. Die Tiefe der Gräber unter dem gegenwärtigen Niveau war sehr ungleich, sie schwankte zwischen $^1/_2$ Fuss und etwa einer Klafter; die Oberfläche des in seinem oberen Theile waldbedeckten Abhanges war nämlich ziemlich unregelmässig gestaltet.

Die in den Gräbern gefundenen Beigaben waren nicht sehr zahlreich, aber verhältnissmässig mannigfaltig.

Am reichsten vertreten sind eiserne Messer (sax) von 12—18 cm Länge und 1·5—2 cm Breite (Taf. I,

[1]) Vergl. u. A. J. Würtinger: „Die Platten- und Reihengräber in Baiern", Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns, Bd. I, pag. 144.

Fig. 6), die an der Seite der Skelette in Hüftenhöhe lagen. Am obern Rande der Klinge läuft parallel mit dem Rücken meist eine vertiefte Rinne. Die Klingen sind gerade, nur eine einzige ist leicht geschweift (Fig. 5), ähnlich wie die von Lindenschmit aus Pfullingen publicirten [1]). Die Messer staken ursprünglich, wie sich aus dem Rostbeschlage erkennen lässt, in ledernen Scheiden. Diese, sowie die Griffe aus Holz oder Bein sind vollständig zerstört. Ein mit einem Oehr versehener Hohlknopf aus Bronze (Fig. 7) scheint zu einem Messergriffe gehört zu haben.

Von Waffen fand sich blos eine Pfeilspitze (Fig. 8). Sie ist bolzenförmig, vierkantig, mit einer Tülle zum Einstecken des Schaftes versehen.

Die Frauengräber enthielten meist Schmuckgegenstände verschiedener Art: Armringe und Gürtelschnallen aus Bronze, silberne Ohrringe, Halsketten und ein Bracelet aus Glas- und Schmelzperlen etc. Die Armringe sind offen, mit verdickten und mannigfach ornamentirten Enden (Fig. 1—3). Es ist genau derselbe Typus, der in den fränkischen und allemannischen Gräbern in Frankreich, am Rhein, in Schwaben und Baiern so häufig vorkommt [2]). Am Roste eines der Armringe und einer Gürtelschnalle lassen sich deutlich feine Gewebe erkennen, die offenbar von anklebenden Kleiderstoffen herrühren. Die Perlen der Halsschnüre sind aus grünem, blauem und gelbem Glase gefertigt und haben theils runde, theils birn- oder fassförmige Gestalt. Der Canal mancher Perlen, besonders der grösseren, ist mit einer Röhre aus dünnem Bronzeblech, durch welche die Schnur ging, ausgefüttert (Fig. 12). Diese Blechröhren haften sehr fest an dem umgebenden Glase und sind ohne Zweifel bei der Fabrikation der Perlen in die flüssige Glasmasse eingetaucht worden. Auch cylindrische Perlformen kommen vor, theils massiv, theils aus spiralisch aufgewickelten Glasfäden bestehend. Sehr zierlich ist eine Schnur, bei der kleine, runde Glasperlen mit solchen aus dünnem Silberblech wechseln; bei letzteren sind meist mehrere zusammenhängend aus einem Blechstücke gepresst (Fig. 9).

Die durchlaufenden Hanfschnüre sind merkwürdigerweise zum Theil wohl erhalten. Die Perlen des Bracelets variiren regellos nach Grösse und Form. Sie sind durchaus aus mehrfarbiger Schmelzmasse gefertigt. Die Mehrzahl ist braunroth, mit aufgelegten gelben oder zwischenlagernden weissen Ornamenten versehen (Fig. 10). Eine einzige grosse, runde Perle zeigt dunkle (rothe und blaue) Verzierungen auf hellem Grunde (Fig. 11). Ganz analoge Armbänder sind aus fränkischen Gräbern bekannt [1]).

Weitaus am schönsten und interessantesten unter allen Schmuckgegenständen sind zwei silberne Ohrringe (Fig. 4). Die ovalen Ringe bestehen aus starkem Silberdraht, der sich nach den beiden Enden zu allmälig verjüngt. Der Verschluss wurde durch eine kleine Hülse an dem einen Ende, in welche das andere spitzige eingriff, hergestellt. Die ganze vordere Seite des Bügels ist mit feiner Filigranarbeit geschmückt. Besonders zierlich ist ein korbartiger Ansatz, der mit dünnem Silberdraht am Ringe befestigt ist. Die obere flache Seite desselben ist in mehrere Fächer getheilt, in denen 6 halbkugelige Tropfen aus blauem Glase ruhen. Um das Schmuckstück nicht zu schwer zu machen, sind diese Glastropfen ganz flach gehalten und auf kleine Cylinder aus Pflanzenmark aufgesetzt. Bei der grossen Feinheit und Zerbrechlichkeit der Arbeit und der starken Oxydation der Silber-Filigranfäden gelang es nur einen der beiden Ohrringe intact auszuheben, und auch dieser hat leider nachträglich Schaden gelitten. Solche Ohrringe mit Körbchenansatz sind sehr selten. Nur auf den urgeschichtlichen Friedhöfen von Keszthely am Plattensee wurden mehrere hundert Exemplare von ganz ähnlicher Form ausgegraben, während dieser Typus sonst auch in Ungarn nirgends zum Vorschein gekommen ist [2]).

Was nun das Alter dieser Gräber betrifft, so kann es nach der Art der Lagerung und dem Charakter der Beigaben gar keinem Zweifel unterliegen, dass wir es mit germanischen Reihengräbern zu thun haben. Damit stimmt auch die Form der Schädel, welche durchaus ausgeprägten Reihengräbertypus zeigen; ich verweise übrigens bezüglich der craniologischen Details auf die nachstehenden Ausführungen des Herrn H. Merlin. Noch ein weiteres Charakteristikum der Reihengräberfelder, nämlich die Thatsache, dass sie sich meist an oder nahe bei Strassen finden, deren Erbauung den Römern zugeschrieben wird [3]), trifft hier zu. In geringer Ent-

[1]) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. III, II, pag. 5.

[2]) Vergl. z. B. Lindenschmit, l. c. I, XII, 6.

[1]) Cochet: Le tombeau de Childeric Ier, roi des Francs. Paris 1859, pag. 315.

[2]) S. W. Lipp: „Die Gräberfelder von Keszthely." Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest 1885, pag. 57 ff.

[3]) Vergl. Würdinger, l. c. pag. 142 und Joh. Ranke: Anleitung zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen, pag. 178.

fernung oberhalb der Fundstätte zieht die sogenannte Ellbogner- oder Salzstrasse vorüber, ein uralter Verkehrsweg, der aus dem Wipthale nach Hall im Innthale führt; im Volksmunde heisst dieser Weg noch jetzt „die Römerstrasse".

Die Zahl der Gräber liess sich nachträglich nicht mehr genau constatiren, doch müssen es nach den Angaben der Arbeiter gegen 50 gewesen sein [1]), obwohl nur ein Theil des Gräberfeldes aufgedeckt worden ist. Männer, Frauen und Kinder lagen nebeneinander [2]). Es handelt sich also um einen förmlichen Friedhof und es waren sesshafte Germanen, die hier ihre Todten bestatteten. Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir diese Gräber den Bajuwaren zuschreiben, welche seit dem VI. Jahrhundert den ganzen nördlichen Theil von Tirol besetzt hielten [3]). Das Gräberfeld von Igels ist um so interessanter, als es das erste Reihengräberfeld in Tirol ist, über das wir zuverlässige Kunde besitzen [4]).

Von den erhaltenen Grabbeigaben kam nur eines der im Herbst 1876 ausgegrabenen eisernen Messer in das hiesige Landesmuseum. Alles Uebrige befindet sich noch im Besitze der Grundeigenthümerin Frau M. Kapferer. Dieselbe hat mir diese Fundobjecte mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zur Bearbeitung und Publicirung anvertraut, wofür ich hiemit auch öffentlich meinen wärmsten Dank ausspreche.

2. Dolichocephale und dolichoide Cranien aus den Reihengräbern von Igels.

Das hiesige anatomische Institut verdankt der Güte des Herrn Universitätsprofessors Dr. Fr. Wieser fünf Schädel, welche in Reihengräbern in Igels bei Innsbruck gefunden wurden und mit deren Untersuchung Herr Prof. Holl [5]) mich betraute.

Diese 5 Cranien liegen zur Untersuchung vor und sind dieselben mit den Nummern 1—5 bezeichnet. Die ersten drei Schädel sind gut erhalten. Bei Nr. 1 ist die Schuppe des Hinterhauptbeines rechts unten ausgebrochen, so dass dem Foramen magnum seine rechte laterale Umrandung hinter dem Processus condyloideus fehlt. Die linke Schläfebeinschuppe zeigt zwei kleinere Defecte, der Processus temporalis des Wangenbeines ist an seiner Wurzel abgebrochen. Auch finden sich im Boden und in der medialen Wandung der beiden Orbitae kleinere Risse. Nr. 2 ist vollkommen intact, mit Ausnahme des Augenhöhlenbodens sowohl rechts als links; dasselbe gilt von Nr. 3. Der Unterkiefer fehlt allen. Die zwei übrigen (4 und 5) gleichen sich, was die Erhaltung ihrer Theile anlangt. Beide sind nur mehr durch das Stirnbein und die beiden Seitenwandbeine vertreten; doch weist Nr. 5 selbst an diesen wenigen Resten Defecte auf. Es fehlt nämlich vom Stirnbeine und Seitenwandbeine linkerseits der laterale untere Antheil, und auch von der Schuppe des Hinterhauptbeines ist links wenig mehr vorhanden. Die Farbe ist allen 5 Cranien gemein, hellbraun bis schmutzig ockergelb. Die Oberfläche der Cranien hat ihre Glätte verloren; sie erscheint gerifft und hat ein morsches, brüchiges Aussehen. Die Nähte sind gut erhalten und zeigen deutlich ihre Zähnelung; nur ein Schädel (Nr. 5) macht davon eine Ausnahme: Von aussen sieht man die Kranznaht in ihrem rechten unteren Antheile abolirt, und betrachtet man die Calvaria von innen, so findet man sämmtliche Nähte abolirt, mit Ausnahme der Lambdanaht, deren rechter Schenkel in Obliteration begriffen ist. Das Gewicht der Schädel ist nicht bedeutend. Es wiegt:

Schädel Nr.	1	555 gr
„ „	2	777 „
„ „	3	537 „
„ „	4	340 „
„ „	5	332 „

Von den Schädeln fallen drei (Nr. 3, 4, 5) durch ihre bedeutende Kleinheit, einer (Nr. 2) durch seine bedeutende Grösse und der erste (Nr. 1) durch seine grosse Länge bei exquisiter Schmalheit auf. Die Form der Schädel anlangend, so ist hervorzuheben, dass sie, obwohl sie gemeinsame Charaktere im Grossen und Ganzen besitzen, dennoch in zwei Gruppen zu bringen sind, wovon die erste einen Schädel (Nr. 1), die zweite den Rest (Nr. 2—5) enthält.

Die erste Gruppe wird durch einen Schädel vertreten, welcher sich durch seine grosse Länge bei

---

[1]) Der Aufseher zählte 42 Schädel.

[2]) Als Curiosum erwähne ich, dass sich in einem Frauengrabe auch ein paar Knöchelchen eines Fötus erhalten haben. Dieselben sind, offenbar von dem Bronzeschmuck der Mutter, mit grüner Patina bedeckt und dadurch vor der Zerstörung bewahrt worden.

[3]) J. Egger: Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. Innsbruck 1872 ff., Bd. I, pag. 78 f.

[4]) Ueber die Grabfelder von Deutschmetz und Obermais, welche Dr. Fr. Tappeiner als Reihengräber in Anspruch nehmen will („Studien zur Anthropologie Tirols und der sette comuni". Innsbruck 1883, pag. 14 ff.) ist zu wenig Sicheres bekannt.

[5]) Ich fühle mich verpflichtet, meinem hochverehrten Lehrer Herrn Prof. Holl für die wichtige Unterstützung, welche er mir bei dieser Arbeit angedeihen liess, meinen Dank auszusprechen.

bedeutender Schmalheit charakterisirt, während die anderen im Verhältnisse zur Länge viel breiter gestaltet sind. Aber nicht allein diese Punkte sind es, welche die Differenz hervorbringen, sondern auch die nähere Betrachtung der Formen selbst. In der Ansicht von oben bringt der isolirt dastehende Schädel sofort den Eindruck hervor, dass man es mit einem Dolichocephalus zu thun habe. Er erscheint in dieser Ansicht elliptisch oder länglich eiförmig; das langgestreckte Oval verschmälert sich nach vorne und nach hinten und lässt die grösste Breite bei den verstrichenen Parietalhöckern erkennen. Betrachtet man den Schädel von oben und vorne, so findet man, wie His und Rütimeyer angeben, wie zwei ziemlich gerade Linien von der Gegend der Tubera parietalia gegen die Hinterhauptspitze convergiren, die nichts Anderes sind als die Kante, in der die obere Occipitalfacette mit den beiden seitlichen zusammenstösst. Durch diesen Befund ist schon das weit nach hinten ausgezogene, pyramidenförmige Occiput angedeutet, welche Form in der Ansicht von der Seite und von hinten besonders deutlich hervortritt. Es liegt, kurz gesagt, die exquisite dolichocephale Reihengräberform vor.

Die zweite Gruppe der Schädel, welche den Rest (Nr. 2—5) enthält, ähnelt in der Grundform der ersten; aber die grössere Breite des Ovals, der geringere Grad der Verschmälerung desselben nach vorne und nach hinten, das wohl auch nach hinten, aber nicht so spitz und in dem Grade, wie bei der ersten Form ausgezogene Hinterhaupt, machen die Vertreter dieser Gruppe von der ersten different. Man hat es mit dolichoiden Formen zu thun, welche auch von Kollmann in den Reihengräbern Baierns angetroffen wurden. Der eine durch seine Grösse ausgezeichnete Schädel ist gewiss männlich, während die drei kleineren sicherlich die weibliche Form desselben repräsentiren.

Specielle Beschreibung von Nr. 1: Wie schon erwähnt, zeichnet sich dieses relativ gut erhaltene Cranium durch eine bedeutende Länge (187) und durch grosse Schmalheit aus (B. = 138). Das Alter dürfte als mittleres festzusetzen sein.

In der Ansicht von oben zeigt der Schädel ein langgestrecktes Oval oder eine Ellipse, deren Seitenränder nach vorn und hinten convergiren. Die grösste Breite dieses Craniums fällt in die Gegend der verstrichenen Parietalhöcker. Vom Stirnbeine betheiligt sich fast die ganze Schuppe und vom Hinterhaupte ebenfalls ein grosser Schuppenantheil an der Bildung des Schädeldaches. Der Schädel ist kryptozyg. Die Pfeil- und Kranznaht gut erhalten.

In der Profilansicht bemerkt man, wie die Stirne mit ihrem Anfangstheile etwas zurückfliehend ansteigt, um in der Gegend der Stirnhöcker rasch nach hinten zu fliehen, daselbst in den langgezogenen Scheitel überzugehen, welcher seine höchste Höhe circa 3 cm hinter dem Bregma hat. Von dieser Stelle an fällt die Curve, nach hinten und unten sich abflachend, ab, übergeht in den Hinterhauptscontour, welcher zuerst in der gleichen Richtung sich fortsetzt, um dann etwas in der Gegend ober der Linea nuchae superior rasch nach vorne und unten zu treten, während sein Endtheil fast horizontal zum Foramen occipitale magnum zieht, wodurch es dahin kommt, dass das Hinterhaupt weit nach hinten ausgezogen erscheint und der weitaus grössere Theil der Hinterhauptschuppe nach abwärts am Aufbaue der Schädelbasis Antheil nimmt. Die Pars basilaris ossis occipitis muss, um den vorderen Antheil der Schädelbasis zu erreichen, stark nach vorne und oben ansteigen, was mit der eben erwähnten Skizzirung der Lage der Schuppe zusammenhängt. Die Schläfen sind flach, weit ausgedehnt und von einer nur im vorderen Antheile deutlich ausgeprägten Linea temporalis begrenzt. Höhe gering. Gesicht fast orthognath, der Alveolartheil leicht prognath; Processus mastoidei mässig entwickelt.

Die Norma basilaris ergibt eine lange Ellipse, welche in ihrer Mitte das ovalgeformte Foramen occipitale magnum zeigt. Die grösste Breite erreicht dieses Oval in der Gegend der Processus mastoidei. Besonders deutlich wird es in dieser Ansicht, in wie mächtiger Ausdehnung die Hinterhauptschuppe sich an dem Aufbau der Basis betheiligt. Der Gaumen erscheint breit und mässig lang, die Alveolen gut erhalten, die vorfindlichen Zähne abgeschliffen.

Die Ansicht von hinten zeigt ein Fünfeck, welches fast gleich hoch und breit ist. Die oberen Seiten desselben erreichen sich bei der Sagittalnaht und bilden einen Sagittalwulst. Das Hinterhaupt weil nach hinten ausgezogen, erscheint pyramidenförmig dem Schädel aufgesetzt. Die Protuberantia externa ist nicht auffindbar, die Linea nuchae kaum entwickelt. Die Schuppe ist so convex, dass beinahe ein deutliches Tuber occipitale auftritt. Der grösste Theil der Schuppe sieht nach abwärts. An der Vereinigungsstelle der Sagittalnaht mit der Lambdanaht bemerkt man eine deutliche Depression.

Die Norma frontalis weist eine niedrige, schmale, nach hinten fliehende Stirne auf; die Seitencontouren der Hirnkapsel divergiren in mässigem Grade nach rückwärts, um in der Gegend der verstrichenen Parietalhöcker zu verschwinden. Arcus superciliares mässig entwickelt. Pars nasalis des Stirnbeines weit nach abwärts reichend. Die Augenhöhleneingänge sind weit, das Interorbitalseptum beiläufig 20 cm breit. Das Gesicht mässig breit, nicht besonders hoch. Der Naseneingang schmal mit deutlichen Begrenzungskanten. Nasenbeine gracil.

Die wichtigsten Maasse des Schädels sind:

Länge	187
Breite	138
Höhe	130
Horizontalumfang	516
L. : B.	73·3
L. : H.	69·5
B. : H.	94·2

Der Schädel ist also ein Dolichocephalus mit geringer Höhe, chamaecephal, wie der Längenhöhenindex lehrt.

Die Maasse des Obergesichtes (Höhe 68, Breite 93) ergeben den Index 73·1, also ein schmales Obergesicht; das Verhältniss der Obergesichtshöhe zur Jochbreite (125 ap.) 54·4, also Leptoprosopie. Der Index der Augenhöhleneingänge (Höhe 35, Breite 41) beträgt 90·2, Hypsikonchie, der des Naseneinganges (Höhe 46, Breite 24) zeigt Platyrrhinie (52·1).

Nr. 2. Das zweite Cranium, welches sich durch seine bedeutende Grösse vor allen übrigen auszeichnet, hat einem männlichen Individuum angehört und ist das Alter desselben als mittleres zu bezeichnen.

Im Grossen und Ganzen nähert sich die Form dieses Craniums dem soeben beschriebenen. Die Hauptabweichung besteht aber darin, dass der Schädel sich einer grösseren Breite erfreut und dadurch das Oval lang, doch breit erscheint. Auch in der Formirung des occipitalen Theiles des Schädels tritt im Vergleich zum ersten Cranium eine Differenz auf, indem das Occiput nicht so enorm ausgezogen und spitz ist; man kann dieses Cranium kurz als einen breiten Reihengräbertypus bezeichnen, wie solche von Kollmann in alten Grabstätten Baierns gefunden wurden und für welche er den Namen „dolichoide Formen“ in die Literatur eingeführt hat.

Der Schädel ist lang (195), dabei aber relativ breit (148). Die grösste Breite ist bei den verstrichenen Parietalhöckern zu suchen. (Kryptozyg.) Die Norma occipitalis erscheint fünfeckig, mit etwas ausgebauchten Seitenlinien, welche nach unten convergiren, nach oben divergent verlaufen und mit den ziemlich abgedachten Scheitellinien abgerundete, obere, seitliche Winkel formiren. Der von den Scheitellinien gebildete unpaare fünfte Winkel tritt durch einen Sagittalwulst markant hervor.

Die Arcus superciliares und Processus mastoidei sind gut, die Rauhigkeiten an der Hinterhauptschuppe schlecht entwickelt. Das Gesicht ist fast orthognath, die Augenhöhlen weit. Nase lang und schmal, Fossae praenasales. Gaumen mässig breit und lang. Zähne abgeschliffen.

Die wichtigsten Maasszahlen sind:

Länge	195
Breite	148
Höhe	134
Horizontalumfang	550
L. : B.	75·8
L. : H.	68·7
B. : H.	90

Das Cranium ist somit ein mesocephales und dem Höhenlängenindex gemäss (68·7) chamaecephal.

Aus der Messung des Obergesichtes (G. : H. = 75, G. : B. = 93) resultirt ein Obergesichtsindex von 81·5, also ein schmales Obergesicht. Bei der Messung der Obergesichtshöhe erhalten wir die Zahl 75 und für die Jochbreite 136, was einen Obergesichtshöhen-Jochbreitenindex von 55·1, daher ein leptoprosopes Obergesicht ergibt. Der Augenhöhlenindex ist 86·3, aus einer Orbitalbreite von 44 und einer Höhe von 38 (Hypsikonchie). Der Nasenindex ist 48·0, aus einer Höhe von 52 und einer Breite von 25 (Mesorrhinie).

Nr. 3. Der dritte Schädel, gracil gebaut, hat sicherlich einem weiblichen Individuum angehört. Der Schädel erscheint von oben fast elliptisch und würde, wenn er länger wäre, der Form des ersten Craniums fast gleichkommen. Allein die grössere Kürze, welche das Occiput nicht in dem Grade ausgezogen wie bei Nr. 1 erscheinen lässt, und auch die Formirung desselben machen es, dass er zu Nr. 2 gestellt werden muss. Man könnte sagen, dass er mit beiden beschriebenen Cranien Eigenschaften gemein hat. Mit dem ersten die Schmalheit, mit dem zweiten die relative Kürze und die Formirung des Hinterhauptes. Er ist ein schmaler Mesocephale.

Die Muskelleisten und Höcker kaum zu sehen. Gesicht beinahe orthognath; weite Augenhöhlen; hoher und schmaler Naseneingang, Gaumen mässig lang und breit.

Es stellen sich die wichtigsten Maasse in folgender Art:

Länge	175
Breite	132
Höhe	128
Horizontalumfang	490
L. : B.	75·4
L. : H.	73·2
B. : H.	96·9

Der angeführte Höhenlängenindex beträgt 73·2 und in Folge dessen erscheint dieser Mesocephalus orthocephal.

Der Obergesichtsindex ist 73·6, weist auf ein schmales Obergesicht. Die Orbitalhöhe von 42 und die Breite von 34 ergeben einen Augenhöhlenindex von 80·9 (Mesokonchie). Die Jochbreite beträgt 124, die Obergesichtshöhe 67, woraus der Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex 54·0, daher ein leptoprosopes Obergesicht resultirt. Der Nasenindex (Höhe 51, Breite 23) zeigt Leptorrhinie (45·0).

Nr. 4 und 5. Diese beiden Calvariae zeigen dieselbe Form wie Nr. 2. Von Nr. 5 ist nur zu bemerken, dass etwas prominirende Parietalhöcker vorhanden sind, welche das Oval an dieser Stelle mehr ausgezogen als bei Nr. 4 erscheinen lassen; auch fällt der Scheitelcontour in der Gegend dieser Höcker ziemlich rasch ab, so dass ober der Spitze der Lambdanaht der Schädel abgeflacht ist. Beide sind mesocephale oder dolichoide Cranien.

Die Hauptmaasse sind folgende:

Nr. 4:

Länge	173
Breite	133
Höhe	nicht messbar
Horizontalumfang	490
L. : B.	76·8

Nr. 5:

Länge	170
Breite	134 ap.
Höhe	nicht messbar
Horizontalumfang	nicht messbar
L. : B.	78·8

Wegen der schon eingangs erwähnten grösseren Defecte dieser zwei Schädel entfallen alle Maasse des Gesichtsschädels und einige der Hirnkapsel.

Betrachtet man nun die Beziehungen, in welchen diese fünf Cranien zu schon bekannten Typen stehen, so findet man, dass sie im Grossen und Ganzen die Charakteristik der von Alexander Ecker beschriebenen Reihengräberform aufweisen. Das unter Nr. I erwähnte Cranium gehört demjenigen Typus an, welchen His und Rütimeyer unter dem Namen Hohbergtypus in ihrem Werke „Crania helvetica" beschreiben. Die vier anderen Schädel zeigen die gleichen Eigenschaften, welche Kollmann seinen dolichoiden Formen gibt. Das erste Cranium ist ein exquisiter Dolichocephalus, während die letzteren auf den ersten Blick auch dolichocephal erscheinen, was aber durch die Messung keine Bestätigung findet.

Unter den dolichocephalen Reihengräbercranien, die in der Literatur verzeichnet sind, findet man viele, die nicht nur in der Form, sondern auch in den Maassen mit dem Dolichocephalus von Igels Uebereinstimmung finden.

Vergleicht man die Mittelmaasse der Mesocephalen von Igels mit den gleichen der Mesocephalen aus alten Grabstätten Baierns (Kollmann) und den modernen Mesocephalen in Tirol (nach den bisherigen Untersuchungsresultaten von Holl), so ergibt sich:

	Igels	Kollmann	Holl
Länge	178	182	183
Breite	136	138	143
Höhe	131 (aus zwei)	132	131
Horizontalumfang	510 (aus drei)	—	527
L. : B.	76·7	76·4	78·1
L. : H.	—	73·5	71·4
B. : H.	—	95·5	92·9

Es sind die von Kollmann angegebenen Mesocephalen im Mittel etwas länger, dafür aber auch gering breiter. Von den modernen Mesocephalen in Tirol unterscheiden sich die Schädel von Igels durch die Kürze und bedeutende Schmalheit.

Der Vergleich der Mittelmaasse kann natürlich keinen hohen Werth beanspruchen und ist nicht im Stande, einen Schluss auf Gleichheit der Cranien in den Maasszahlen und Formenähnlichkeiten zu gestatten.

Viel besser gelingt es, wenn man die Cranien isolirt betrachtet. Da zeigt sich, wie schon oben erwähnt, dass sie in den verschiedenen geschilderten Typen der Autoren überall ihre Vertreter finden, dass die Uebereinstimmung nicht nur in der Form, sondern auch in den Messungsresultaten stattfindet. So, um ein Beispiel zu erwähnen, mögen die Maasse von Schädel Nr. 2 in Igels mit denen von Murnau (Nr. 17 Kollmann) und Alpach (moderne Mesocephale in Tirol, Holl) angeführt werden, wo die Uebereinstimmung nicht nur in den Maassen, sondern auch in der Form stattfindet.

	Igels Nr. 2	Murnau Nr. 12	Alpach Nr. 1
Länge	195	190	194
Breite	148	145	145
Höhe	134	136	131
Horizontalumfang	550	535	538
L. : B.	75·8	75·5	74·7
L. : H.	68·7	79·1	67·5
B. : H.	90·5	93·7	90·3

Der Schädel von Alpach erscheint nach dem Längenbreitenindex wohl als ein Dolichocephalus, es muss aber bemerkt werden, dass ein solcher Index nur aus dem Grunde resultirt, weil die Länge durch enorm entwickelten Stirnwulst bis auf 194 getrieben wurde, während die Länge von der Glabella zum hervorragendsten Punkte des Hinterhauptes nur 189 beträgt.

Maass-Tabelle.

Schädelnummer	Herkunft, Geschlecht, Alter	Hirnschädel									Gesichtsschädel							Index							Anmerkungen
		Länge	Breite	Stirnbreite	Höhe	Ohrhöhe	Länge der Schädelbasis	Horizontalumfang	Sagittalumfang	Querumfang	Obergesichtshöhe	Gesichtsbreite	Jochbreite	der Nase Höhe	der Nase Breite	der Orbita Breite	der Orbita Höhe	Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Obergesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-	Gaumen-	
1	♂ (?)	187	138	93	130	106	96	516	371	335	68	93	125ap	46	24	41	35	73·3	69·5	94·2	73·1	52·1	90·2	—	
2	♂	195	148	94	134	111	106	550	385	330	75	92	136	52	25	44	38	75·8	68·7	90·5	81·5	48·0	86·3	—	
3	♀	175	132	94	128	104	103	490	345	290	67	91	124	51	23	42	34	75·4	73·2	96·9	73·6	45·0	80·9	—	
4	♀	173	133	—	—	—	—	490	351	—	—	—	—	—	—	—	—	76.8	—	—	—	—	—	—	
5	♀	170	134ap	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	78·8	—	—	—	—	—	—	

Ueber die Batta-Schrift.

Von

Dr. Michael Haberlandt.

Es gewährt eine gewisse Ueberraschung, wenn man in der Betrachtung so manches barbarischen Völkchens, das in geistiger Nacht schlummernd dem Menschenfrass und dem dunkelsten Wahn in Religion und Lebensbräuchen nachhängt, plötzlich ein Element hoher Gesittung und Civilisation unter ihm entdeckt, das sich scheinbar mit jener tiefen Lebensstufe, die durch den Menschenfrass charakterisirt wird, gar nicht verträgt. So geht es uns auch im Hinblick auf den kleinen Stamm der Battaks in Sumatra. Einer ihrer bekanntesten und verrufensten Gebrauchsgegenstände, die sogenannten Zauberstäbe der Guru's, bezeichnen den barbarischen Charakter ihrer Cultur wohl deutlich genug; auf der andern Seite aber finden wir sie im Besitz einer völlig ausgebildeten Schrift und eines Schriftthums, deren Kenntniss unter dem Stamme verbreiteter ist, als irgend eine Schrift unter civilisirten Völkern, die europäischen selbst nicht ausgenommen. Der Widerspruch — wenigstens nach unseren landläufigen Begriffen — löst sich in etwas, wenn wir die Wahrnehmung machen, dass es ein den Battaks von aussen zugekommenes, nicht auf ihrem eigenen Boden erwachsenes Culturelement ist, das sie an ihrer Schrift haben, wenngleich es sich jetzt schon seit Langem bei ihnen eingelebt und ein Schriftthum zur Befriedigung ihrer allerdings primitiven literarischen Bedürfnisse hervorgerufen hat.

Es ist vielleicht nicht unangemessen, den Stand der Studien, welche sich auf diese Schrift beziehen und in der letzten Zeit besonders einen sehr um-

fangreichen und speciellen Charakter angenommen haben, einmal zu skizziren, umsomehr, als dieselben meist in fremden Sprachen und nicht vielgelesenen Publicationen niedergelegt sind. Insbesondere ist es die niederländische Paläographie des ostindischen Archipels, welcher wir die werthvollsten Arbeiten über unsern Gegenstand verdanken, allen voran dem grossen Indologen Dr. KERN in Leyden, welcher in zahlreichen kleineren und grösseren Aufsätzen, die unsern Gegenstand berühren, die hauptsächlichsten jetzt geltenden Ansichten bezüglich des ostindischen Schriftthums begründete.

Nicht ohne Erstaunen fanden die ersten europäischen Reisenden, welche die Battaprovinzen besuchten und erforschten, dieselben im Besitze eines Schriftthums, dessen Urkunden in ein nicht unbeträchtliches Alter hinaufzureichen scheinen. Es waren Baumrinden-Manuscripte, welche sich im Besitze einzelner Häuptlinge auf dem Tobahplateau und in Ankola fanden und durch Alter und Gebrauch als heilig galten. Schon 1805 wurde in Europa die Aufmerksamkeit auf diese Manuscripte rege, als man dem Ursprunge eines durch GRAF POTOCKY aus China nach Kiew überbrachten, damals noch ganz fremden Exemplars nachforschte. KÖPPEN begründete damals zuerst die Ansicht, dass man es in dem von Andern für äthiopisch oder ägyptisch gehaltenen Manuscripte mit einem Battabuche zu thun habe. Später gaben die englischen Reisenden LEYDEN und MARSDEN (History of Sumatra) Notizen über diese Manuscripte, weniger noch über die Schrift selbst, die sie weder nach ihrer Lesart noch nach ihrem Ursprung hin irgendwie sicher kannten. Es ist nicht ohne Interesse, hinsichtlich des ersten, vielumstrittenen Punktes MARSDEN's Auseinandersetzungen zu hören: „I shall only observe, that I have among my papers three distinct specimens of the Batta alphabet, written by different natives, at different periods and all of them are horizontal. But I am at the same time aware, that as this was performed in the presence of Europeans, and upon our paper, they might have deviated from their ordinary practice, and that the evidence is therefore not conclusive. It might be presumed, indeed, that the books themselves would be sufficient criterion, but, according to the position in which they are held, they may be made to sanction either mode, although it is easy to determine by simple inspection the commencement of the lines. In the Batavia Transact. Vol. III, p. 23 already so often quoted, it is expressly said, that these people write like Europeans from the left hand toward the right, and in truth, it is not easy to conceive how persons making use of ink can conduct the hand from to bottom to the top of a page without marring their own performance." Nach diesen Gewährsmännern gibt uns der berühmte Reisende FR. JUNGHUHN die ausführlichsten Nachrichten über die Battakschrift, ihren inneren und äusseren Verhältnissen nach, und er ist es auch, dem wir ziemlich ausführliche Nachrichten über den Inhalt dieses Schriftthums verdanken. Nach ihm fällt aber erst das Aufblühen der Palaeographie des ostindischen Archipels hauptsächlich unter den Niederländern; die Battaschrift wird nun erst im Zusammenhange mit den übrigen bekanntgewordenen ostindischen Schriftarten, deren Zahl bei genauerer Beobachtung und Aufsammlung ungemein angewachsen ist, wissenschaftlich studirt und ihre Geschichte erforscht. Die Namen v. D. TUUK, HOLLE und KERN bezeichnen diese Studien und ihren Abschluss.

Die Bücher der Battaks führen den Namen Pustaha (ind. pustaka „Buch", dakk., tamul. pustaha, auch javanisch, z. B. Brata-Yuddha v. 103 pustâka „Zaubersprüche") und sind auf fein geglätteter, mit Reiswasser röthlich gefärbter Baumrinde mit einer Tinte beschrieben, die im Wasser unauflöslich ist. Die Kunst, mit solcher firnissartiger Tinte zu schreiben, ist verloren gegangen; gegenwärtig schreibt das Volk mit der Spitze des Messers auf Bambusrohr oder mit Feder auf Papier. Die Schriftzüge der alten Bücher sind fast genau dieselben wie heutzutage; nach den verschiedenen Gegenden dagegen ist ein leichter Unterschied in der Schriftart zu constatiren. In den südlichen Provinzen (Angkola, Mandaheling) herrschen geradere Striche mit schärferen Ecken, wodurch sich die Schrift dem Redschang-Alphabet nähert, während die Schrift der Centralprovinzen, namentlich Tobah's, sich durch grössere Rundung und Zierlichkeit auszeichnet. In den Pustahas sind aber auch dort die Linien in der Regel gerade, und nur auf dem Bambu stets halbmondförmig gekrümmt (JUNGHUHN).

Diese 10 beschriebenen Rindenstreifen werden nun zusammengefaltet und mit Holzdeckeln versehen, umschnürt — und der Pustaha ist fertig. Die Rinde ist auf beiden Seiten beschrieben, und zwar gewöhnlich in einer der Länge der Rinde entgegengesetzten Richtung, so dass da, wo sich auf der einen Seite in der unteren linken Ecke des Blattes der Anfangsbuchstabe befindet, auf der andern Seite desselben Punktes der letzte Buchstabe des Manuscriptes von der andern Seite zu stehen kommt.

Den Inhalt dieser Pustahas anlangend, welcher den Culturzustand der Battaks zu beleuchten gut geeignet ist, so beschränkt sich derselbe auf Notizen der einheimischen Geisterkunde mit Angabe von Zaubersprüchen zur Abwehr oder Anlockung der Geister bei Krankheitsfällen oder sonst, auf Anführung von Talismanen, Zauberwurzeln u. dgl. m., ferner auf Verzeichnung allgemeiner Regeln des Ackerbaus in Beziehung auf Witterung und Beschaffenheit des Bodens u. s. w. Sie enthalten Chroniken über die merkwürdigsten Ereignisse in ihrem Lande nebst Aufzählung alter Hadats und Gebräuche. Kosmogonische Geschichten, Legenden, Räthsel, Kalender, finden sich ebenfalls darin — kurzum, die literarischen Bedürfnisse eines primitiven Volkes sind in dieser Literatur vollauf befriedigt. In heutiger Zeit dient die Schrift, die, wie gesagt, Gemeineigenthum fast aller Stammesangehörigen ist, zu Briefen, Botschaften, Steuerverzeichnissen u. s. w., hie und da wohl auch noch zur Aufzeichnung einer literarischen Improvisation. Die Zauberliteratur erfährt wohl schwerlich mehr eine Bereicherung, denn es liegt im Principe des Zaubercultes, am Alten ausschliesslich festzuhalten und dem Neuen kein Vertrauen entgegenzubringen.

Wenden wir uns nun der Battaschrift selbst zu, so finden wir ein Alphabet von 19 Wurzelcharakteren, genannt Endakni-surat, und 5 Nebenzeichen, welche Danakni-surat benannt werden. Erstere dienen zur Bezeichnung der Consonanten, letztere sind als diakritische Vocalzeichen aufzufassen. Es ist nämlich gleich zu bemerken, dass die sogenannten Consonantenzeichen eigentlich immer je eine Silbe vorstellen, den betreffenden Consonanten mit einem inhärirenden kurzen *a*, das bei anders vocalisirten Silben durch die betreffenden beigesetzten diakritischen Vocalzeichen ausser Kraft gesetzt wird. Endigt die Silbe stumm, d. h. mit einem Consonanten, so dient ein privatives Zeichen, das sogenannte Pengolet (entsprechend dem sanskritischen Virâma) dafür zur Bezeichnung. Die diakritischen Vocalzeichen, welche nie für sich allein stehen können, führen, was jedenfalls für das Vorhandensein eines gewissen grammatischen Bewusstseins und grammatischer Schulung spricht, jedes seine eigene Benennung, so dass *e* den Namen „talingan“, das *i* heisst aölan, das *o* assialang, das *u* abrietan. Zur Ligaturenbildung, d. h. zur Verschmelzung zweier Consonanten, insofern die Sprache solche Lautgruppen bietet, ist es wie bei andern syllabaren Schriften nicht gekommen, sondern es wird in dieser Hinsicht ausgiebig vom Pengolet Gebrauch gemacht, wobei immer der erste Consonant der Gruppe das privative Zeichen erhält. Was nun endlich noch die Schreibweise im Battak betrifft, so kommt es nur darauf an, wie man das betreffende Manuscript hält, um die verschiedenen hierüber laut gewordenen Meinungen mit einander zu vereinigen. Man schreibt und liest auf jeder Seite des Streifens von links nach rechts mit der Richtung des ganzen Streifens, respective von unten nach oben zeilenweise.

Der erste Blick auf dies Alphabet lehrt nun gleich, dass wir es hier irgendwie mit einer Schrift indischen Ursprungs zu thun haben. Das Princip ist unverkennbar dasselbe: Die Consonantenzeichen mit dem inhärirenden ă reflectiren die indischen âksharas mit ihrem kurzen *a* (was im Indischen seinen guten Grund hat, indem der Vocal *a* fast 40% des gesammten Vocalismus der Sprache ausmacht), die diakritischen Vocalzeichen sammt dem Pengolet entsprechen den indischen Vocalzeichen mit dem Virâma. Aber nicht nur das Princip, die Zeichen selbst weisen auf den indischen Ursprung hin. Freilich darf nicht etwa an das Devanâgari oder ähnliche modernere indische Typen gedacht werden, sondern an die indischen Schriftzeichen der Inschriften. Die Entdeckung dieses Ursprungs ist ziemlich alt, schon W. v. Humboldt spricht sich in seinem berühmten Werk über die Kavisprache I., p. 53—54 in diesem Sinn aus. Dagegen gehört die genauere Darlegung und Begründung dieses Processes der neueren Zeit mit ihren so enorm vermehrten inschriftlichen und sonstigen paläographischen Mitteln an. Es tritt dabei unser Gegenstand, nämlich die Herkunft und Entwicklung des Batta-Alphabetes, ganz in einen grossen Zusammenhang mit der Herkunft und Entwicklung der zahlreichen malayischen oder besser ostindischen Schriftarten überhaupt und lässt sich eigentlich gar nicht von der Betrachtung der Geschichte aller übrigen Alphabete dieses Culturkreises trennen. So müssen wir auch, um die Geschichte unserer Battaschrift etwas näher kennen zu lernen, weiter ausgreifen und die Verhältnisse, wie sie nach dem heutigen Stande der Studien liegen, über den gesammten Archipel in Kürze darstellen.

Es lassen sich in der grossen Menge von beobachteten Schriftarten (auf Steinen, Felsen, Artefacten, Bambu, Papier, Metallplatten älterer und neuerer Zeit; siehe Holle: Tabel van oud- en Niew-Indische Alphabeten, Batavia 1882 p. 15 f.) deutlich einige

Gruppen zusammenfassen, von denen die meistumfassende, aber nicht älteste durch das Kavi-Alphabet gebildet wird, wovon das gegenwärtige javanische, das sundanesische, maduresische und balinesische Alphabet in directer Linie abstammt. Es ist auf's Genaueste verwandt mit einer Art von Kambodschaschrift, nämlich der, welche man in den Sanskrit-Inschriften in der Landessprache aus der Zeit des Königs Sûryavarman findet. Ferner zeigt es eine so grosse Uebereinstimmung mit dem sogenannten Quadratpâli, dass alle drei Alphabete schlechterdings eine Familie bilden.

Wenig unterschieden von der altjavanischen ist die Schrift, worin die Aufschriften von Âdityawarma auf Sumatra aus dem 13. Jahrhundert n. Chr. G. geschrieben sind, das Altsumatranische ist also als eine directe und fast unveränderte Uebertragung des altjavanischen Alphabetes anzunehmen.

Nun hat sich das altsumatranische Alphabet in seinen wichtigsten modernen Verzweigungen im Ganzen wenig geändert. Die Redschang'- und Lampong'sche Schrift gibt den alten Zustand noch ziemlich treu wieder, nur dass einige Buchstabenzeichen verloren gegangen sind. Dagegen weicht das Alphabet der Battaks einigermassen davon ab. Allerdings kennen wir dasselbe nur aus der neuesten Zeit (denn auch die Baumrinden-Manuscripte sind keineswegs alt zu nennen), so dass selbst bei ursprünglicher Identität ein bemerkenswerther Unterschied rein durch die naturgemässe Entwicklung und Veränderung der Schrift während eines grösseren Zeitraumes bestehen muss. Auch musste das eigenartige Material, dessen sich die Battaks bedienen, nothwendig dazu beitragen, dass die Formen der Buchstaben sich stark veränderten. Ueberall im Batta haben die runden Linien den geraden Platz gemacht, und deshalb kann es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als ob die Zeichen dem alten eckigen Typus, den Inschriften von Açoka, dem ältesten indischen Alphabet sich näherten. Indessen, wenn man die Charaktere eines nach dem andern näher untersucht, findet man, dass die Uebereinstimmung nur eine scheinbare ist und dass die Battak'sche Schrift eine eigenthümliche Ausbildung der Kawi-Cambodscha'schen Schrift sei. Die meist beweisenden Buchstaben sind das *k* (im Toba *ha* ausgesprochen) und *ta*. Das *k* ist verdorben, insofern einer der Querstriche weggelassen, analoge Veränderungen zeigen das *ya*, das *pa* und das *ga*. Aus der Vergleichung gewisser Buchstaben, z. B. des *ma* und *ba* etc. geht wieder hervor, dass die Battak'sche Schrift näher verwandt mit der Altjavanischen als der Kavi-Cambodscha-Schrift ist, daher eben wohl aus der ersteren durch Vermittlung des Altsumatranischen Alphabetes und nicht aus der Kavi-Cambodscha-Schrift hervorgegangen sei.

Ohne auf die weiteren Beziehungen des Batta-Alphabetes zu den sumatranischen Schwesteralphabeten, dem Redschang und Lampong und weiterhin dem Alphabetenkreise Celebe, oder der Philippinen einzugehen, wollen wir noch zu den in der Schrift selbst gegebenen Kriterien einige historische Notizen nach Kern's Ausführungen beibringen, welche die Geschichte unseres Alphabets beleuchten sollen.

Als Fahian, der berühmte buddhistische Pilgrim, im Jahre 413 n. Chr. G. nach Java kam, fand er da wohl eine Hindu-Ansiedlung vor, dagegen wenig Buddhisten. Die seereisenden Hindu waren eben mit seltenen Ausnahmen gewöhnlich keine Buddhagläubigen. Die Bilder und Manuscripte der buddhistischen Religion, welche der glaubenseifrige Reisende mit sich führte, waren den javanischen Hindus ein Gegenstand des Spottes und der Verhöhnung. Sicher also, dass, wie Fahian mittheilt, damals keine Buddhisten auf Java verkehrten. Ebensowenig zu der Zeit in Cambodscha; in der Inschrift von Honh Khiei findet sich keine Spur, woraus man ersehen könnte, dass damals bereits buddhistische Ansiedlungen in Cambodscha bestanden. Ein paar Jahrhunderte später ist das anders. Unter Sûryavarman finden sich, was die Inschriften beweisen, neben Çivaiten auch Buddhisten. Das Auftreten der Buddhisten in Cambodscha und auf Java aber geht parallel mit dem Erscheinen einer neuen Schriftart, die wohl nicht ausschliessend bei ihnen im Gebrauch ist, aber wohl häufig genug vorkommt — es ist dies das Kavi-Cambodscha. Zwischen 600 und 800 n. Chr. G. mag ein Ereigniss stattgefunden haben, im Gefolge dessen in Cambodscha ein neuer Schriftstyl in Gebrauch kam, eine Schrift, wovon die Kavi-Urkunden die älteste Form verrathen. In Verbindung damit mag ein anderes Ereigniss gestanden haben, welches die Anregung gab, dass ein neuer Strom von Colonisten, sowohl von Çivaiten als von Buddhisten sich über Java und einen Theil von Sumatra ausbreiteten. Die Çivaiten, dadurch zur grössten Anzahl der Hindus auf Java verstärkt, nahmen die übrigen Hindusecten darnach in sich auf, die Buddhisten festigten sich und ihr Schriftthum erst damals auf der Insel. Von hier aus nimmt dann die Schrift die bereits skizzirte Entwicklung zur modernen Form der Battaschrift.

Indogermanica.

I.

Kleine Beiträge zur indogermanischen Sagen- und Culturgeschichte,

nach zurückgelassenen Ideen und Notizen **Julius Frh. v. Fierlinger's**

bearbeitet von

Dr. Michael Haberlandt.

Vorbemerkung.

Mein unvergesslicher Freund, Julius Freiherr von Fierlinger (geb. 1863, gest. 1884), der ein Stolz der Wissenschaft geworden wäre, hätte er sein edles, ernstester Forschung geweihtes Leben nicht so allzufrüh beschliessen müssen, hat eine Reihe von Notizen und Ideen unverarbeitet in seinen Aufzeichnungen hinterlassen, die möglichst im Sinne ihres Urhebers wissenschaftlich darzustellen ich durch das Vertrauen der Mutter des Verewigten, Ihrer Excellenz Frau Baronin A. v. Fierlinger, als sein Freund und College berufen bin. Die innige Freundschaft, die mich mit dem Verewigten verband, verpflichtet und berechtigt mich zu dieser Aufgabe, macht sie mir schwer und leicht: schwer, weil ich kaum hoffen kann, den Freund auch nur in der Form zu ersetzen, die ich seinen Gedanken geben soll, leicht, indem ich den besten Willen in mir fühle, die Splitter dieses reichen Geistes, der so frühe erlosch, sorgfältig aufzulesen und in ihrer Bedeutsamkeit seinem Namen und Andenken zu erhalten. Einen Theil der erwähnten Aufzeichnungen, deren Inhalt in den Rahmen dieser Mittheilungen passt, habe ich in den nachfolgenden Aufsätzen verarbeitet und übergebe sie hier in der Hoffnung, dass sie auch so seinem theuren Andenken Ehre machen werden, der Oeffentlichkeit.

Wien. **Dr. M. Haberlandt.**

1. Kyklops.

Wir beginnen unsere Untersuchung mit einer Analyse des Wortes, mit welchem die Vorstellung der Kyklopen, welche immer sie war, bezeichnet wurde. Das Wort Κύκλωψ bedeutet „Sonnenäugig" (Κυκλο-ωπ) und entspricht dem vedischen sûracakšas, welches ein Beiname solarer Gottheiten (sûracakšasa âdityâ*h*. Rg. 582, 10) und dann der Götter überhaupt (viçve devâ*h*. 89, 7) ist. Auch den *R*bhus (siehe Petersb. Wörterbuch s. v.) wird 11, 4 diese Eigenschaft beigelegt und 16, 1 sogar den Falben Indra's.

Wenn wir die Bedeutungssphäre des urgriechischen und wohl indogermanischen K^{u}eklōps (Kuklōps) dem vedischen Worte analog annehmen, so haben wir es mit einem Götterbeiworte ziemlich allgemeiner Bedeutung zu thun und dürfen uns daher nicht wundern, wenn sich herausstellen sollte, dass unter dem Namen der Kyklopen sich mythische Wesen verschiedenen Ursprungs zusammengefunden haben. So lassen sich in der That die Vorstellungen der homerischen Dichtungen und die Hesiod's von den Kyklopen nicht mit einander vermitteln. Nach Hesiod (Theogonie 139 ff.) sind die Kyklopen Söhne des Uranos und der Gē, 3 an der Zahl: Brontes, Steropes und Arges, gewaltige Riesen mit Einem Auge, welche dem Zeus den Donner gaben und den Blitz schmiedeten. Es wäre ein Irrthum, wollte man sie dieses Zuges wegen als Gewitterdämonen fassen. Vielmehr sind es die wunderkräftigen Schmiedekünstler, welche dem Gotte die Waffen schmieden. Wenn wir dies erwägen, sowie die Dreizahl, so werden wir leicht in diesen Gestalten die *r*bhava*h* „die drei kunstreichen Brüder" wieder erkennen, zumal, wie erwähnt, diese im Rigveda gleichfalls den Beinamen sûracakšasa*h* (Κύκλοπες) führen. Später, heisst es weiter in der Theogonie, wurden sie von Apollon getödtet, weil Zeus den Asklepios mit dem (von ihnen geschmiedeten) Blitz erschlagen hatte. Auch Asklepios gehört, sowie zum Theil sein Vater Apollon, dem *r*bhu-Vorstellungskreise an, da die Kunstfertigkeit derselben sich, wie auf die Dichtkunst so auch auf

die Heilkunde erstreckt. So wird im Rigveda erzählt, wie sie ihre alten Eltern verjüngen, wie sie eine Kuh wieder zum Leben erwecken (durch Zaubersprüche? die ebensowohl Sache des Dichters, wie des Arztes primitivster Stufe sind).

So liegt also vielleicht dem Conflict zwischen Apollon und den Kyklopen die Vorstellung der Rivalität zu Grunde, wie im Verhältnisse Tvaštārs zu den *R*bhus, aus welcher die Mythe in epischer Redaction eben einen feindseligen Act, ja eine Geschichte ihrer Feindseligkeit spann.

In der Odyssee nun erscheint unter diesem Namen ein Riesenvolk, welches im fernen Westen ein fruchtbares Land bebaut, seine reichen Herden weidend und die Götter verachtend. Als der mächtigste von ihnen erscheint Polyphēmos. Es ist nicht zweifelhaft, dass wir es hier mit Attributen einer Sonnengottheit zu thun haben. Polyphēmos zu ved. bhâma—s „Glanz" bedeutet der „Glanzreiche"; auf den solaren Ursprung weist auch der Umstand, dass sie als Hirten aufgefasst sind. Dem ursprünglich einen Wesen Κὺκλωψ πολυφήμος wurden später gleichartige nach seinem Bild geschaffene Wesen beigesellt, wie z. B. dem Rudra die Rudrâ*h*. Die Localisation „im fernen Westen" ist so unbestimmt, wie sie es bei ursprünglich uranischen Wesen sein muss; dass dergleichen Vorstellungen in einem späteren Stadium überhaupt localisirt werden, entspricht völlig dem Gange solcher Mythen.

Von Kyklōps nur dialektisch verschieden ist Kékrops (Κέκροψ, siehe Gust. Meyer, Griech. Grammat.), der Begründer sittlicher und gesellschaftlicher Ordnung in Attika, auf welchen die Einführung der Culte des Zeus und der Athene zurückgehen. Er ist der Sohn der Gē, wie die Kyklōpen der Theogonie. Wir werden ihn als Metamorphose einer Sonnengottheit auffassen dürfen (d. h. als die Benennung eines Stammgottes mit der Sonne als Fetischsitz) und zwar an jene Seite im Vorstellungskreise der solaren Götter anzuknüpfen haben, wo diese als Stammväter der Menschen (d. h. immer eines bestimmten Stammes, der aber sich mit der Menschheit im Allgemeinen unbewusst identificirt) und als Einführer des Gottesdienstes und der Cultur erscheinen, vgl. Vivasvân, welches das griechische Ιάων (ϜιϜαϝων) reflectirt. Auch diese Nebenform des Namens und der mythologischen Gestalt also spricht für die oben dargelegte Bedeutung des Mythus der Kyklopen.

2. Die indische Flutsage.

Es ist schon von mehreren Seiten die Ansicht aufgestellt, wenn auch nicht näher begründet worden, dass die indische Flutsage, wie sie sich in dem Berichte des Çatapatha-Brâhmana 1, 8, 1, 1—10 findet, semitischen Ursprungs und zu den Indern von Babylon mit anderen semitischen Bildungselementen gekommen sei. Neuerdings ist diese Ansicht, welche durch die Untersuchungen A. Weber's, Wollheim's u. A. festgestellt schien, von Max Müller in seinem Buche: „Indien in der Weltgeschichte" p. 111 ff. wieder rundweg bestritten und für dieselbe original-indischer Ursprung in Anspruch genommen worden. Die Gründe, die der berühmte Sanskritist vorbringt, sind so allgemeiner und wenig zwingender Natur, dass sie gegenüber speciellen, aus Inhalt und Form der Sage selbst geschöpften Gegengründen absolut nicht stichhalten können. Es soll nun durch eine eingehendere Kritik der Sage jener Entlehnungsansicht ein festerer Boden, als sie ihn bisher gehabt, unterlegt und ihre Zweifellosigkeit definitiv erhärtet werden.

Den Bericht des Çatapatha-Brâhmana l. c. über die Flutsage findet man bei Weber, Indische Streifen 1, 9 ff., sowie bei Max Müller, l. c. p. 112; das matsyopakhyânam des mahâbhâratam erzählt ihn folgendermassen:

„Der fromme weise Mann Vaivasvata ging am Ufer des Vîri*n*îflusses spazieren, als ihn ein Fischchen um Schutz gegen die grösseren Raubfische anflehte. Der Weise setzte es in einen grösseren Teich, wo der Fisch aber so wuchs, dass er ihn herausnehmen und in die Gangâ bringen musste, aber auch dieser Strom wurde ihm bald zu enge und der Weise war genöthigt, seinen inzwischen riesengross ausgedehnten Schützling in das Weltmeer zu bringen. Hier zeigte sich erst, dass der Fisch eigentlich Brahmâ war. Er kündigte dem Manu an, dass die Zeit gekommen wäre, wo eine allgemeine Flut die ganze Erde überschwemmen und alle geschaffenen Wesen vernichten würde. Zugleich befahl er dem Manus ein festes Schiff zu zimmern und die 7 *R*shi's nebst Samen von allen Gattungen mit in das Schiff zu nehmen. Wenn dann die Flut hereinbräche, würde er (der Fisch) ihn an einem Horne durch die Flut ziehen und vor dem Untergange retten. Die Prophezeiung ging bald in Erfüllung, eine allgemeine Flut verschlang die Erde und was darauf lebte, nur Manus und das von ihm im Schiff Geborgene entkamen dem allgemeinen Untergang. Als die Flut fiel, befestigte der Fisch

das Schiff an dem Gipfel eines Berges, der noch heute (so heisst es in der Erzählung) nāubandhanam genannt wird.“ Er ist identisch mit dem nāvaprabhrançana („das sich senken des Schiffes“) des Av. 19, 39, 8, wo er als Gipfel des Himavat angeführt wird, sowie mit dem manoravasarpaṇa des Çatapatha-Br. 1, 8, 1, 6 dem höchsten nördlichen Berg, von dem Manu allmälig herabstieg. Weber, Ind. Stud. 1, 162. Beitr. vgl. Spr. 4, 288, Grohmann, Ind. Stud. 9, 423, Zimmer, Altind. Leben 30. Letzterer hält für möglich, dass in dem heutigen Nangaparbata oder Dargamur, welcher im kaçmirischen Himâlaya liegt und nach dem Mount Everest der höchste Berg des Himâlaya ist (Lassen, Alterth. 1², 51), dieser berühmte Berg zu erkennen sei.

In den Sagen der Vaishnavas, die sich als sectirische Verkleidung dieser alten Flutsage zu erkennen geben, ist statt Brahmâ Vishṇu der Erretter.

Die Darstellung, wie wir sie eben aus indischen Quellen gegeben, ist inhaltlich genau der babylonisch-hebräischen Sage entsprechend, bis auf die Veränderungen, welche die in dieser Ideensphäre liegenden indischen Vorstellungen auf die neu appercipirte ausüben musste.

Da sich von Manu das bestehende Menschengeschlecht ableitete, so musste er der aus der Flut gerettete sein; ebenso natürlich war, dass die 7 Ṛshi's, die ja als erste Schöpfung Brahmâ's (brahmâdikâḥ) schon vor der Flut gelebt haben müssen, mit in das Schiff genommen werden. Die Localisation endlich der Stelle, wo das Schiff landete, welche nach der semitischen Ueberlieferung ein Berg sein musste, wurde bestimmt, erstens durch die feste Tradition, dass die Ârya's von Nordwest her in Indien eingewandert seien, andererseits durch die natürliche Vorstellung, es müsse ein sehr hoher Berggipfel gewesen sein, welcher sich zuerst aus den Fluten erhoben habe. Der Gott in Fischgestalt als Erretter ist der hebräischen (und babylonischen?) Darstellung fremd.

Gleichwohl ist es gewiss eine semitische Vorstellung, man denke nur an die babylonische Sage von dem göttlichen Wesen Oannes, welches dem Meere in Fischgestalt entstieg und Sitte und Religion bei den Menschen einführte. Ein gleiches Bewandtniss mag es auch mit dem Motiv haben, dass der Fisch das Schiff an einem Horne durch die Fluten zieht; dass dieses Horn mit dem Regenbogen der Bibel in irgend einer Verbindung stellen solle (Wollheim 28), ist wohl ganz und gar unwahrscheinlich.

Dass nun eine Flutsage im Allgemeinen, wenn sie bei Indern und Semiten vorgefunden wird, durchaus nicht weder auf der einen, noch auf der anderen Seite auf Entlehnung beruhen müsse, ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Erörterung; anders aber steht die Frage, wenn sich die Specialitäten des Berichtes oder der Sage in den beiden Literaturen so übereinstimmend finden, dass sie unabweislich auf die Entlehnungshypothese zutreiben. Solcher Specialitäten, welche nur durch die Annahme einer Beeinflussung beiderseits erklärlich sind, gibt es nun aber in der vorliegenden Sage sehr viele. Wir haben den citirten Bericht über die Sintflut nur mit den Ueberschwemmungssagen anderer Völker, etwa der Griechen, mit ihrer Deukalionsage (die, beiläufig bemerkt, ganz in eine Reihe mit gewissen Alpenmärchen und Sagen von der Verschüttung oder Ueberschwemmung der Gegend zu stellen ist) oder Indianersagen desselben Themas zu vergleichen, um zu sehen, wie die Phantasie, die sonst so frei und mannigfaltig denselben Stoff behandelte, unmöglich zweimal in unabhängiger Erfindung die gleiche ganz eigenartige Ausgestaltung des so bildsamen Themas vornehmen konnte, wie sie uns in dem semitischen und indischen Flutberichte vorliegt.

Es ist bezeichnend, dass die späteren Bearbeitungen und Verwendungen des Flutmotivs in der indischen Literatur schon weit mehr indisches Gepräge und specifisch indische Züge zeigen, als jene älteren Berichte, die der semitischen Vorlage eben zeitlich und ideell noch weit näher standen. Sie zeigen ungefähr, in welchem Styl der Inder, wenn er lediglich nach seiner eigenen Phantasie einen Flutmythus hätte schaffen sollen, vorgegangen wäre. Es ist da zunächst das κατ' ἐξοχήν sogenannte matsyâvatâra des Vishṇu in's Auge zu fassen[1]). Hier wird eine echt indische Erklärung der Ueberschwemmung gegeben. Vishṇu ruhte im Verzückungsschlaf auf den Gewässern, da erhob sich, durch diesen Schlaf, der Gott Brahmâ aus dem Nabel Vishnu's auf einem Lotus thronend und die Veda's eifrig studirend. Während dessen hatte eine Wasserflut die ganze Welt überschwemmt, da das Element durch den Schlaf Vishṇu's entfesselt worden war. Ein Asuras, Namens Hayagrîva, benutzte den Augenblick, um den in Nachdenken über den Inhalt der Veda's versenkten Brahmâ das Werk zu stehlen und damit in den Abgrund zu fliehen.

[1]) Die Darstellung ist einem purâṇa entnommen; eine ähnliche ausführlichere im Kriyâyogasâra Cp. 2, V. 47—67.

Hierauf erschien, durch Brahmâ's Verzweiflung bewogen, die Göttin Durgâ in der Gestalt der Yoganidrâ (Tiefschlaf) und weckte Vish*n*u. Der Gott, vermöge seiner Allwissenheit, erkannte sogleich den Ort, wo der Räuber verborgen war, verwandelte sich in einen Fisch, tauchte in den Ocean hinab, erlegte den Asura, brachte die heiligen Schriften zurück und bannte die übergetretenen Wasser in ihre Grenzen. Wenn wir uns auf eine Deutung dieses Mythus, der sichtlich ältere und jüngere Vorstellungen verbindet, einlassen wollen, so sehen wir als Grundanschauung darin wohl mit Recht die an:

Der Sonnengott (Vish*n*u) liegt schlafend, unthätig auf dem Meere. In Folge des Nichtscheinens der Sonne sammeln sich Wolken und Wasserdünste und eine grosse Ueberschwemmung entsteht. Da, wo die Noth am grössten ist, wird der Gott erweckt und es gelingt ihm, mit der Glut seiner Strahlen die Gewässer bis zu ihren natürlichen Grenzen zurücksinken zu lassen. Dies die Deutung der Züge, welche zum Flutberichte gehören, — die Einarbeitung der Vorstellungen von Brahmâ und den geraubten Veden, die der Gott sodann in Fischgestalt zurückbringt, ist wohl davon zu trennen; dieselben beziehen sich wahrscheinlich, wie auch schon Wollheim in seiner Abhandlung, pag. 40, bemerkt, auf die Wiedereinführung der nach der Flut verloren gegangenen alten Traditionen.

So also sieht eine wirklich indische Flutschilderung aus, die mit jener ersterwähnten und früheren im Çathapathabrâhma*n*a möglicherweise in einer entfernten Verbindung steht, wahrscheinlicherweise aber damit nichts zu thun hat, wie besonders auch die Deutung des Mythus, wenn anders sie berechtigt ist, nahelegt. Wenn Max Müller daher von diesem Matsyâvatâra seine Untersuchung anhebt, sodann auch l. c. pag. 114 f. den Kûrma-avatâra und varâha-avatâra heranzieht, so erörtert er Dinge, die überhaupt mit der indischen Flutsage, welche eine Entlehnung aus der semitischen Sage sein soll, gar nicht zusammenhängen. Einzig und allein das Citat im Kâ*th*aka XI, 2: Die Wasser reinigten dieses, Manu allein blieb übrig (schon bei Weber: Ind. Streifen, 1, 11, Anm. 3) trifft zu, ist aber sicherlich nicht der geringste Grund gegen die Entlehnungsansicht. Im Uebrigen sind aber Max Müller's Einwendungen gegen diese Hypothese lediglich allgemeiner Art und bedeuten wenig gegen die innerlichen Kriterien des Berichtes, welche, wie wir sahen, den semitischen Ursprung desselben indiciren.

3. Kannten die Indogermanen das Gold?

In der indogermanischen Culturforschung ist die Frage, ob das Urvolk der Indogermanen unter den Metallen das Gold bereits gekannt und verwendet habe, so viel wir sehen können, in negativem Sinne erledigt worden. So wirft einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete, Victor Hehn, in seinen Culturpflanzen und Hausthieren etc.[8] 498, Anm. 20, diese Frage auf und beantwortet sie entschieden ablehnend. Alle Uebereinstimmungen in der Bezeichnung dieses Metalls, welche in den einzelnen indogermanischen Töchtersprachen gefunden werden können, erklärt er durch spätere Uebertragung. Das den Slaven und Germanen gemeinsame Wort, slavisch zlato, lettisch zelts, gotisch giltha, soll eine Entlehnung aus dem Iranischen sein, wo allerdings von der Wurzel zar gebildete Goldnamen vorkommen (zend. *zarana in zaranaēna golden, zaranu Gold, zaranuman golden, zaranya, neuiranisch zar, zer = zd. zairi gelb, goldfarbig). Aber ein *zarta in dieser Bedeutung findet sich nicht. Huzv. zart, neuiranisch zard, zerd, bedeuten wie zd. zairita nur „gelb". Abgesehen jedoch von dieser Schwierigkeit, die an sich nicht unüberwindlich wäre, wie das Verhältniss von altbaktrisch zairi zu neupersisch zar zeigt, wie könnte jemals aus einem iranischen z ein germanisches g entstanden sein? Hehn übersieht bei seiner Hypothese ganz, dass bei einer Uebertragung die Lautverhältnisse des Wortes in den betreffenden zwei Sprachen nicht so sind, wie bei einem gemeinsam aus der Ursprache in beiden Sprachen fortlebenden Worte. „Uebertragen" konnte nur ein iranisches z werden; gerade das germanische g deutet in seinem Verhältniss zum altbaktrischen z auf indogermanische Herkunft. Das germanisch-slavische Wort erkennen wir bei näherem Zusehen bald als eine Participialbildung und es macht als solche den Eindruck grosser Ursprünglichkeit. Dass sie geradezu als indogermanisch anzuerkennen ist, beweist das schon von Fick, Indogerm. Wörterbuch[3], pag. 69, angeführte skr. hâ*t*aka, „golden", als Masculin „Gold", dessen weder Hehn l. c., noch sein Fortsetzer Schrader im Capitel „Gold" von „Sprachvergleichung und Urgeschichte" Erwähnung thun. Gleichwohl ist aus hâ*t*a-ka mit Sicherheit ein primäres hā*t*a „Gold" zu erschliessen, welches nach prâk*r*tischen Lautgesetzen aus ursprünglich hărta entsprungen ist, das genau der slavischen und germanischen Form entspricht. Die Uebereinstimmung von slavisch, germanisch, iranisch

und indisch, wozu noch als fünftes Glied die griechische Form *χρυτ-ιος sich gesellt, beweist also unwiderleglich, dass das indogermanische Urvolk wie den Namen „Gold“ so auch die Sache gekannt haben muss. Es hat dies auch von vornherein sein Wahrscheinliches, da die Indogermanen, wo wir auch ihre Heimat suchen wollen, doch gewiss mit goldsandführenden Flüssen bekannt werden mussten. Zudem besass, um unsere Ansicht doppelt zu stützen, aller Wahrscheinlichkeit nach das indogermanische Urvolk noch eine zweite alte Bezeichnung für jenes edle Metall, das Wort „ausa-n“, „das leuchtende“ von der Wurzel aus: lat. aurum, sabinisch ausum (Paulus Diac. pag. 9, 3); lithauisch áuksas, preussisch ausis, griechisch dor. ἀώς für *αὐ(σ)ώς, hom. ἠώς die Morgenröthe als die goldene.

Ueber einige seltene Federarbeiten von Californien.

Von

Dr. Max Uhle in Dresden.

(Mit 2 Figuren im Text.)

Bekannt ist der Ruf einiger Federarbeiten von den Sandwich Inseln, welche früher gefertigt wurden, zu denen ein kleiner Vogel, Melithreptes pacifica, in je einem Exemplar eine einzige gelbe Feder unter jedem Flügel lieferte und von denen auch Wien so berühmte Exemplare besitzt. Die untergelegten Stoffe werden als eine Art Netzwerk, in dessen Maschen die Federn gearbeitet wurden, dann aber auch (wie bei den mit Federn bekleideten Helmen) als Spangeflechte bezeichnet. Es dürfte wenig bekannt sein, dass auch in einigen unserer europäischen Museen californische Federstoffe verwahrt werden, zu denen in ähnlicher Weise eine bestimmte Vogelart Federn lieferte, die nur von einer einzigen, sehr beschränkten Stelle des Körpers genommen wurden. Das Folgende soll auf solche näher aufmerksam machen. Hr. Gerland hat in seinem ausgezeichneten Artikel über die Californischen Indianer (Peterm. Mitth. 1879, XXV, 241 fg.) die Wichtigkeit gerade der californischen Ethnographie hervorgehoben. Er sagt sehr richtig darin, dass kein Land des gesammten Amerika, ja man könne sagen der gesammten Erde, mit den Weissen unter ethnologisch ungünstigeren Umständen in Berührung getreten ist als Californien, und dass die wissenschaftliche Erforschung der californischen Indianer bis auf die letzten Jahre keine Fortschritte gemacht hat. Er hebt die Schwierigkeiten hervor, die sich in neuerer Zeit dafür eingestellt haben, durch die Ausrottung der Indianer und gleichzeitige Vermengung derselben in den Missionen und im freien Zustande, und hebt andererseits verdientermassen das hohe Interesse hervor, welches die Californier doch besitzen müssen, nach ihren ganzen eigenthümlichen Sitten, Sprachen, religiösen Auffassungen und nach den eigenthümlich complicirten Beziehungen zu ihren Nachbarvölkern im Osten und Westen, die sich darin darstellen.

Aus diesem Grunde dürfte es auch einem weitergehenden Interesse entsprechen, wenn ein eigenthümliches Erzeugniss ihrer Fertigkeiten, welches in vielfacher Beziehung auch zu ihren Sitten steht, wenn auch nur als ein einzelnes, hier vorgeführt wird.

In der kleinen ethnographischen Sammlung des Städtischen Museums in Frankfurt a. M. befindet sich eine lange bandartige Federarbeit, welche in Fig. 1 und 2 a. f. S. abgebildet ist. Dieselbe gehört einer kleinen, mehrere Stücke umfassenden Sammlung an, welche von Baron Rossillon 1854 geschenkt wurde, und trägt selbst folgenden Vermerk: „Gürtel eines Tajon's, d. i. indianischen Aeltesten oder Häuptlings aus Neu-Albion“. Es glückte mir 1884, in Paris mehrere gleichartige Stücke zu entdecken. Sie lieferten zugleich den Beweis, dass die Art solcher Stücke doch ethnologisch noch ungenügend bekannt ist, indem sie sämmtlich falsch oder ungenügend bestimmt waren.

Für diese Pariser Stücke muss ich mich einer eingehenden Beschreibung, welche ich von dem Frankfurter Stück geben werde, enthalten, da sie zum Theil so aufgehängt waren (im Louvre), dass man sich Studiums halber nur mit hohen Leitern ihnen hätte nähern können, was nicht zu ermöglichen war. Es kann aber nach dem, was von ihnen und von den anderen zu sehen war, wenigstens constatirt werden,

dass wahrscheinlich alle diese Stücke bis in gewisse Kleinigkeiten hinein (ausser in der Wahl der Muster und in den Maassen) völlig dem Frankfurter Stück gleichartig waren.

Die in Paris sich findenden Exemplare sind folgende:

A. Louvre, Musée d'Ethnographie (im zweiten Stockwerk, Saal neben dem Musée de la Marine):

Fig. 1. $^1/_3$ nat. Gr.

Fig. 2. $^1/_{12}$ n. Gr.

1. Nr. 2282 (in der Trophäe R untergebracht) „Ceintures en coquilles. Archipel des Carolines". (Vermuthlich mehrere Exemplare.)

2. Nr. 1788 (in Trophäe T) „Ceinture de laine brodée. Amerique du Nord."

B. Musée d'Artillerie, Ethnographische Sammlung: Eine der Figuren, Mann von den Papua Inseln, ist mit einem gleichen Gürtel bekleidet, der ihm bandolierartig umgehängt ist. Die figurlichen Völkertypen des Musée d'Artillerie sind bekanntlich wahre Muster verworrener Zusammenstellung von ethnographisch Verschiedenem. Die actenmässige Provenienz des Stückes war nicht zu eruiren.

C. In der yukatekischen Abtheilung der ethnographischen Sammlung des Trocadero ist ein gleicher Federgürtel einrangirt. Er stammt durch Hrn. Charnay, der ihn selbst mitbrachte, von Merida in Yukatan, wo er ihn erhielt, und es hatten für diesen Gürtel die Auskünfte der Spanier eine höchst mysteriöse Verwendung bei den alten Yukateken bezeichnet.

Das einzige gut bezeichnete Stück ist, wie man sieht, das Frankfurter. Neu-Albion, woher es stammen soll, ist, wie ziemlich bekannt, der frühere Name von Californien, den es seit Drake's Zeit trug. Baron Rossillon hatte das Stück, wie es die Acten des Frankfurter Museums angeben, von seinem Schwiegersohn Admiral von Wrangell erhalten, „der es von seinen Reisen mitgebracht hatte". Es liess sich literarisch eruiren, dass der bekannte Wrangell, der Gouverneur der russischen Besitzungen in Amerika 1830—1835, zugleich auch der Schwiegersohn des Baron Rossillon war. Es ist der bekannte Wrangell, von dem auch die statistischen und ethnographischen Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordküste von Amerika herrühren, die den I. Band der Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches (von R. v. Baer und Helmersen) bilden. In diesem befindet sich auch von v. Wrangell die Beschreibung eines Ausfluges, den er 1833 von Fort Ross aus (bei Bodega), ca. 38$^1/_2$° n. Br., zu den californischen Indianern am Russian River (der südlichen früheren Grenze der russischen Besitzung) unternahm, p. 66—79. Irgend etwas aber, was auf eine Erwähnung eines solchen Federgürtels gedeutet werden könnte, findet sich darin nicht, auch nicht in dem folgenden Aufsatz von Kostromitow über die Indianer von Obercalifornien.

Wir sind also ausschliesslich auf andere Wege gewiesen, um die californische Provenienz, und womöglich die noch speciellere Herkunft des Stückes, sicherzustellen.

Der Gürtel in Frankfurt (Fig. 1 und 2) hat folgende Art: Er ist ca. 167 cm lang und 12 cm breit. Auf einer Seite endigt er dreieckig spitz und mit einer auslaufenden Schnur, am anderen mit einer breiten mit im Gewebe des Gürtels erzeugten Oehse. Er ist von ausserordentlich derber Constitution. Von

gleicher Derbheit sind viele, sogar auch formal ähnliche Hüftgürtel, Fajas, welche bei den Indianerstämmen des westlichen Südamerika zum Theil noch heute einen Bestandtheil der Bekleidung bilden (z. B. in Ecuador; vergleiche Funde von Arica). Es sind ca. 40 dünne Taue von bindfadenartiger Constitution neben einander gelegt und dicht quer durchflochten mit dünneren Bindfaden. In dieses feste gewebartige Gemächte sind kleine Federn auf einer Seite, kurz und mit eminenter Festigkeit, mit hineingewirkt. Die Federn sind theils glänzend roth, theils glänzend grün, sie bilden abwechselnd grüne und rothe Felder, wie sie sich auf der Abbildung von einander abheben. Sie streichen alle der Länge nach dem mit der Oehse versehenen Ende zu, nur die beiden äussersten Enden des Gürtels entblösst lassend. Auf den fünf von rothen Federn gebildeten Feldern sind weisse, durchbohrte diskusartige Muschelscheiben in viererlei Musterungen aufgeheftet. Parallele, in der Mitte unterbrochene Querstreifen bilden das Muster der ersten beiden Felder, zwei Reihen übereinander gesetzter, mit Spitzen nach aussen gekehrter Dreiecke das des dritten, ein von zwei halben Vierecken begrenztes, ausgefülltes ganzes Viereck das des vierten, scheerenartig verbundene und von Querstreifen begrenzte Vierecke das des fünften. Merkwürdig ist, dass gar keine Art von Symmetrie in der Folge der Muster der Länge nach existirt. Das einzige, einem Gesetz Aehnliche, was man daran entdecken könnte, wäre, dass die Muster von oben nach unten in der Reichheit abnehmen; dies ist aber wahrscheinlich ohne Belang.

Der Conservator des Städtischen Museums in Frankfurt, Herr Cornill, hatte die Güte, das Stück zur näheren Ansicht zu gestatten, und es stellte sich bei der von Herrn Hofrath A. B. Meyer geleiteten Bestimmung der Federn im Dresdener Zoologischen Museum heraus, dass die schönen grünen Federn von einer Ente (Anas boschas), die rothen dagegen von einer nordamerikanischen Spechtart sind, welche allerdings im Dresdner Zoologischen Museum nicht speciell vorhanden ist. Doch schienen die Federn denen von Melanerpes formicivorus am nächsten zu stehen. Die kleinen rothen Federn finden sich bei solchen Spechten immer nur auf der Kopfhaut auf einer kleinen Stelle, und daher waren die Federn unseres Gürtels genommen.

Diese rothen Federn von der Kopfhaut der Spechte sind es, mit denen hier fünf so ausgebreitete Felder an dem Federgurt bedeckt sind. Wir wissen nun, dass sie einen ganz bestimmten, sogar relativ hohen, Geldwerth im Verkehr unter den californischen Indianern gehabt haben und noch haben. Dadurch wird Californien als Provenienz sicher. Schon Hr. Andree in den ethnographischen Parallelen p. 239 hat unter den Werthmessern der Naturvölker, die bei den Karok mit 5 Dollars bewerthete, rothgefiederte Kopfhaut eines Spechtes in Rücksicht gezogen. Aus Hrn. Powers Tribes of California (Contr. to North American Ethnology 1877, vol. III) haben wir bestätigt gefunden, dass noch heute die rothen Spechtskalpe ein Geld- und Zahlungsmittel bei den Karoks sind. Er bestimmt den Preis auf $2^1/_2$—5 Dollars. Doch erfahren wir aus verschiedenen Stellen des Buches zugleich, dass Spechtskalpe auch bei den Völkern weiter südlich als Verzierungsmittel im höchsten Werthe stehen. So tragen die Karoks beim Tanze lederne Bandoliere, die mit 300—400 Dollars werthen Spechtskalpen besetzt sind (l. c. p. 30). Ein heilig gehaltenes, weisses Hirschfell wird mit rothen Spechtfedern verziert bei den Hupa (p. 30); ein geringeres Exemplar einer 3′ langen, mit rothen Spechtfedern besetzten Binde wollten dieselben Hrn. Powers nicht für 60 Dollars Gold abtreten (p. 79), und die Gualála (Pomo) an der Küste nördlich des Russian River verzierten einen besonders schönen Korb mit rothen Spechtfedern, welche von 150 Spechten genommen waren (p. 187). Daraus ergibt sich unmittelbar der Werth des Feder-Materials an solchen Gürteln. Die einen der Stämme scheinen die Spechtskalpe im Ganzen zur Verzierung zu verwenden, andere die Federn im Einzelnen. Es kann aber auch sein, dass die Verwendung der einzelnen Federn überall neben der der ganzen Skalpe in Gebrauch ist. Für die grünen Federn ist eine ähnliche affectionelle höhere Bewerthung nicht auszumachen, obwohl grüne Federn neben rothen mehrfach in Gebrauch sind. Auf Irrthum beruht es vielleicht, wenn solche grüne Federn eventuell vom selben Vogel (Specht) stammen sollen (p. 79).

Mit solchen Federn verkleideten, und verkleiden zum Theil noch, die mittel- und nordcalifornischen Indianer ihre Fest- und Tanzanzüge und sonstigen Zierden, u. A. auch kunstvolle, auch sonst mit Schmuck reich versehene Körbe. Rothe Spechtfedern haben also eine festgeprägte höhere Bewerthung bei den mittel- und nordcalifornischen Indianern erhalten, die sie zum Geldcoursmittel befähigt und die schwere Erreichbarkeit grösserer Quantitäten dieser nur an einer Stelle der betreffenden Vögel gefundenen und

zu grösserflächigen Verzierungen bedurften Federn musste sie so im Courswerth erhalten.

Es sind noch andere selten anzutreffende Federn, die unter Umständen zu Schmuck in grösseren Quantitäten gesucht sind, wie gelbe Goldammerfedern (l. c. 334, 335, 211), lange, rothe Schwanzfedern von Colaptes (Picus) auratus, deren jeder Vogel nur zwei haben soll [1]) (Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt II, 143), einmal 80 schwarze Wachtelfedern, zu welchen 80 Wachteln nöthig gewesen waren (Powers p. 187). Alle diese treten aber doch an Bedeutung gegen die coursfähig behandelten und weit mehr verbreitet gebrauchten rothen Spechtfedern weit zurück. So zeigen also auch die Federgürtel von Californien mit ihrem rothen Federnschmuck (ohne Zweifel stets und immer von eben solchen Spechten) eine ähnliche Geschmacksraffinerie in der Wahl schwerer mit Verlust nur vieler Vögel erlangbarer Federn von Nordwestamerika auf, wie es von den Sandwich-Federsachen schon früher erkannt ist.

Es muss nun der Versuch gemacht werden, die Provenienz solcher Stücke noch genauer einzuschränken, da vorderhand noch immer fast ganz Californien von 34—42° n. Br. für sie offen zu sein scheint.

Es findet sich in der ganzen zugänglichen Literatur augenblicklich kein bekannter Beleg einer genau gleichartigen Federarbeit. Hr. Powers stellt p. 338 fg. recht genau die Kleidungs- und Schmuckstücke, die heutigen Tags noch in Californien bekannt sind, zusammen. Es findet sich aber nichts Gleichartiges, auch nichts Verwandtes darunter. Das Einzige, was etwas näher, der Form nach wenigstens und der Art der Verzierung nach, mit den Federgürteln verglichen werden könnte, sind die „Bandoliere" von Thierfell, „passing under one shoulder and over the other and gayly starred with the scarlet scalps of woodpeckers, to the value of Dollars 300 or Dollars 400 on each", bei den Karok (p. 30). Der Papua des Musée d'Artillerie, dem der Federgürtel bandolierartig ebenso umgelegt ist, würde sonach in diesem einen Punkt doch etwas Richtiges haben. Doch lässt sich begreifen, dass bei der Art der Enden und dem einseitigen Federstrich auch diese Deutung noch Schwierigkeiten hat, die zwar nicht unter allen Umständen dieselbe verhindern würden, aber deren man sich doch immer bewusst bleiben müsste.

[1]) Diese Angabe ist jedoch nicht ganz verständlich, da der Vogel mehrere ganz gleiche solche Schwanzfedern hat.

Für die Bestimmung der engeren örtlichen Provenienz scheint es, dass man auf anderem Wege etwas weiter kommt. Es ist kein ungünstiger Zufall, dass das von Hrn. Charnay mitgebrachte Stück gerade durch spanische Hände weitergegeben ist. So haben wir ein Stück aus russischer (das Frankfurter), eines bestimmt aus spanischer Quelle. Beide Gürtel sind absolut gleichartig (aber länger ist das aus Yukatan, ca. 2·15 m lang, 8 cm nur breit). Das russische und das spanische Gebiet stiessen ehemals am Russian River an einander. Die Spanier namentlich hatten ihre wichtigsten Ansiedelungen und Missionen am meisten im Norden (um die S. Francisco Bai, San Francisco, San Diego, San Miguel). Dass v. Wrangell sich am meisten mit dem südlichsten Ende seines Gebietes ethnographisch beschäftigte, haben wir schon gesehen. Kein Wunder, dass somit aus so benachbarten Küstenstrecken über Mexiko und Russland zugleich ein Stück näher gebracht ist. Wir können noch weiter gehen und constatiren, dass überhaupt das, was aus den Gegenden um die San Francisco Bai und aus der nächsten Gegend des früheren russischen Gebietes bekannt ist, mit den Befunden der kleinen Frankfurter Sammlung von Wrangell genau übereinstimmt und auch Mehreres, was speciell noch für die Federgürtel verglichen werden kann, näher in jener Gegend sich findet. Es dürften also diese Federgürtel aus der Umgebung der San Francisco Bai oder dem nächsten nördlichen Gebiete mit grösster Wahrscheinlichkeit hervorgegangen sein, mit anderen Worten am wahrscheinlichsten aus dem Gebiet der Pómo oder Wintun, zweier der wichtigsten Völker des alten Californiens ca. 37° 50′ bis 39° 20′ n. Br.

Langsdorff hat in seinem citirten Werke p. 143 Körbe beschrieben von der Mission San Francisco (deren Bewohner sich vorwiegend aus dem Norden recrutirt haben mögen: p. 142), als mit Federn, mit Muscheln und Perlen verziert, und auch von seinem Aufenthaltsorte in dieser Gegend einen abgebildet, Taf. IX, 3, s. auch Gerland, Atlas der Ethnographie Taf. 13, 14, 15), welche genau mit dem Charakter in Frankfurt aufbewahrter Körbe stimmen. Er beschreibt ferner ausführlich ein eigenthümliches Federkleid für den Winter, von der Mission San Francisco, wie auch eines durch Admiral Wrangell in der Frankfurter Sammlung existirt. Ein völlig gleichartiges schönes, nur noch grösseres, wird in Dresden im k. Ethnographischen Museum unter Nr. 161 verwahrt, und dies ist über Mexiko hierher gebracht.

General Uraga, Gesandter Mexikos, hatte dieses dem König Friedrich August II. als Geschenk übersendet. Ueber letzteren Mantel heisst es in den Stammacten des Museums: „Derselbe soll aus der Zeit vor der spanischen Eroberung herrühren, ist aber jedenfalls wenigstens einem altmexikanischen Kleidungsstück nachgebildet“ (vergleiche den Irrthum bei dem Charnay'schen californisch-yukatekischen Stück). Eine Federkrone von Adlerfedern findet sich in der Frankfurter Sammlung, wie sie gerade auch von Langsdorff an einem in San José gezeichneten Indianer abgebildet ist (Taf. X), und von San Francisco beschrieben (p. 144), wie sie sonst nördlich noch von den Pómo durch Hrn. Powers (l. c. 155, 166, 172) beschrieben wird.

Man darf aber auch andere Gründe haben, für die wahrscheinlichste Provenienz gerade die von dem Gebiet nördlich der San Francisco Bai anzunehmen. Drake legte in Jacks Harbour 1578 (zwischen Russian River und San Francisco Bai) an, und da trat ihm auch sogleich diese Federarbeitstechnik entgegen: „made of knit worke wrought artificially with feathers of divers colours“ (Hakluyt, Voyages, III, p. 737).

Die Sorte von Körben, wie sie durch die Frankfurter Exemplare und durch die Abbildungen bei Langsdorff dargestellt werden, werden ebenso genau angedeutet von der Stelle, wo Drake landete, durch Fletcher, Drake's World Encomp. p. 126 („made in fashion like a deep boale ... hanged with peeces of the shels of pearles“ etc., „wrought upon with the matted downe of red feathers“), sie finden sich auch bei den Gualála (Pómo), lassen sich aber nicht auch nördlich über das Gebiet der Pómo hinaus verfolgen, z. B. auch nicht bei den in der Gegend der Károk nördlich sitzenden Modok (Powers p. 256, Taf. 24). Die Muster, die in den Gesichtstätowirungen der Pómo und des ihnen benachbarten kleinen Stammes der Yúki vorkommen (Powers p. 142, 144, 158) haben sprechende Aehnlichkeit zu dem Stil der Muster an den Federgürteln, die Muster nördlicher Völker (südlich von den Károk) weichen immer ferner immer mehr bis zur gänzlichen Verschiedenheit ab (p. 76, 116, 256). Nach all diesem muss es wohl wahrscheinlicher sein, dass die Federgürtel aus dem Gebiet der Pómo und Wíntun, nicht von nördlicheren Stämmen herrühren. Die Pómo und Wíntun muss man aber beide im Auge haben, da nicht gewiss ist, wie sie sich unterscheiden, und die beiden wichtigeren Stromläufe, auf denen eventuell die Federgürtel zur Küste gelangen konnten (der Russische Fluss und der Sacramento), aus beider Gebiete herausführen.

Es ist nur noch ein Wort dem Muschelbesatz zu widmen, welcher auch seine interessanten Seiten hat. Diese Muschelscheiben („hawok“) sind auch Geld. Nach Hrn. Powers (p. 336) werden sie von Tivela (Pachydesma) crassatelloides genommen und haben ihren Werth so: 1 Zoll breite Scheiben = $^1/_4$ Dollar; $^1/_2$ Zoll grosse = $^1/_8$ Dollar; kleinere ($^1/_4$ Zoll grosse) nach der Schnur; für eine, auf die ca. 170 gehen = 7 Dollar; 1 Yard solcher Schnur = 23 Dollar. Wenn die Muschelscheiben am Gürtel als zweiter Grösse gerechnet werden, so ergibt sich daraus noch ein ganz bedeutender Zusatzwerth, der an dem Stück einst haftete. Dieses Muschelgeld ist das zweiten Werthes fast in ganz Californien. Bei den Míwok südlich ist es häufiger und billiger, da es daher bezogen wird (Powers p. 352), nördlich wird es seltener. Früher soll das Durchschnittsvermögen eines Indianers in solchem Geld 100 Dollars betragen haben. Gegenwärtig ist dieses Geld sehr entwerthet, da die Amerikaner es importiren, doch ist es noch bei Todtenopfern allgemein üblich (p. 335 fg.). Ein noch etwas höher geachtetes, aber wegen seiner Unhandlichkeit minder cursirendes Geld besteht in grösseren ovalen Stücken aus Haliotis sp. Es hat ungefähr die gleiche Verbreitung (l. c.). Nördlicher wird es durch das Dentalium-Geld abgelöst (bei den Húpa p. 74, 76; Károk p. 21), von dem der Gebrauch noch viel weiter nach Norden hinauf bekannt ist. Im Süden gibt es noch ein minder als beide geachtetes Geld, längere cylindrische rothe Perlen, Kolkol, von Olivella biplicata. Saxidomus grandis als Muschel, von der die Californier discusförmiges Geld fertigen, führt Hr. Martens, Zeitschr. f. Ethnol. 1872, p. 69 an. Sicher ist, dass das kleine discusförmige Geld noch weiter südlich verbreitet ist; man hat es auch unter den Resten in Pueblos gefunden (Congr. des Americanistes, Nancy, I, 284).

Wenn schliesslich noch ein Wort über die Beziehungen zu den Nachbarvölkern, auf welche die Federgürtel hindeuten, erlaubt ist, so muss gesagt werden, dass auch in dieser vereinzelten, aber doch merkwürdigen Erscheinung die Californier nur noch mehr Räthsel aufgeben. Es ist nicht bekannt, wo mehr in der Nähe, innerhalb von Hunderten von Meilen, ähnliche gurtartige Stoffe vorkommen. Denn Südamerika muss der besonnenen Forschung zu fern scheinen, um verglichen zu werden, und ebenso fehlen alle Parallelen, wenn man auf einen bando-

lierartigen Gebrauch absieht. Die zierlichen Federmusterungen würden eher einen Hinweis auf die Leistungen der alten Mexikaner gerade in diesem Fache gestatten, wie sie durch die Tributlisten der Azteken des Codex Mendoza (s. KINGSBOROUGH, Antiquities of Mexico 1831, vol. V) geschildert werden. Die Mexikaner legten auch auf Sortirung der Vögel und Farben wie die Californier Werth, da sie anscheinend von verschiedenen Unterthanen verschiedene Federn für ihre Federuniformen verlangten. Andererseits weist das discusartige Geld über die Pueblos vielmehr zu den östlichen nordamerikanischen Indianern mit ihrem Wampum-Geld als auf Mexiko hin. Es ist hier wie in Allem mit californischen Objecten, das eine weist auf die Pueblos, das andere auf die Moundbilders, das dritte auf die modernen Indianer im Osten, das vierte auf die Azteken, das fünfte auf grosse ältere nord- und südamerikanische, die aztekische Cultur vielleicht ausscheidende Völkergruppen hin. Aber man muss nur recht Material sammeln; vielleicht wird dann auch hier noch einmal Licht werden.

Ueber Welcker's Cribra orbitalia.

Von

Professor **C. Toldt.**

(Mit 1 Tafel.)

Der Anlass zu der vorliegenden Mittheilung ergab sich aus der Untersuchung von 3 Somâlschädeln, welche mir Herr Dr. PAULITSCHKE zur Ansicht vorzulegen die Güte hatte. Einer von diesen Schädeln zeigte in besonders prägnanter Weise jene Eigenthümlichkeit, welche jüngst von H. WELCKER unter der Bezeichnung Cribra orbitalia beschrieben und als Rassencharakter verwerthet worden ist.

Herr Dr. PAULITSCHKE war es auch, der mich auf die einschlägige, mir bis dahin unbekannt gewesene Notiz WELCKER's in den „Verhandlungen des 5. deutschen Geographentages" (in Hamburg 1885) aufmerksam machte.

Ich will aber gleich vorweg bemerken, dass es nicht meine Absicht ist, die Bedeutung der Cribra als Rassencharakter zu erörtern, d. h. eine Statistik ihres Vorkommens zu geben. Ich werde mich darauf beschränken, die Natur derselben, ihre anatomische Bedeutung zu besprechen und ihre Beziehung zu den normalen Wachsthumsvorgängen an der betreffenden Knochenregion darzulegen.

Das Materiale für meine Beobachtungen war ein sehr reichhaltiges, denn es stand mir nicht nur die Schädelsammlung des Wiener anatomischen Museums, sondern auch ein Theil der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums (die letztere durch die freundliche Bereitwilligkeit des Herrn Custos SZOMBATHY) zur Verfügung.

Der Name Cribra orbitalia weist schon auf die wesentlichste Eigenschaft des in Rede stehenden Vorkommnisses hin, welche in einer feinlöcherigen, siebähnlichen Beschaffenheit der Oberfläche an einem bestimmten Theile der Orbitalwand besteht. Im Uebrigen können sich dieselben aber in sehr verschiedenem Bilde zeigen. Ihr Sitz ist der vordere Theil des Augenhöhlendaches (beziehungsweise des Orbitalfortsatzes des Stirnbeines), von der Thränendrüsengrube nach einwärts bis in die Gegend der Incisura supraorbitalis. Nach vorne können sie sich bis ganz nahe an den oberen Augenhöhlenrand, nach rückwärts bis etwa zur Grenze des vorderen Drittheils des Augenhöhlendaches erstrecken.

In der bezeichneten Gegend nehmen sie ein mehr oder weniger scharf umschriebenes, bald kreisrundes, bald ovales oder auch unregelmässig eckiges Feld ein, dessen Ausdehnung im längsten Durchmesser 1—3 cm betragen kann.

Sie kommen, soweit meine Beobachtungen reichen, fast immer doppelseitig vor, jedoch sind sie häufig auf der einen Seite, und zwar bald links, bald rechts, etwas stärker entwickelt als auf der anderen Seite.

Ganz auffallend häufig finden sie sich in bestimmten Formen an kindlichen Schädeln, seltener an Schädeln erwachsener Individuen, doch ist bemerkenswerth, dass ich die am stärksten ausgeprägten Formen durchwegs an Schädeln herangewachsener,

aber noch jugendlicher Individuen, d. i. zwischen etwa 17 und 30 Jahren, beobachtete. Unter diesen letzteren waren weitaus die meisten Angehörige afrikanischer und südamerikanischer Völkerschaften.

Hinsichtlich der anatomischen Verhältnisse ergaben nun meine Untersuchungen die folgenden Resultate:

In der grossen Mehrzahl aller Schädel, d. h. wenn keine Cribra vorhanden sind, ist der bezeichnete Theil des Augenhöhlendaches durch eine dünne, compacte Knochentafel gebildet, deren Oberfläche ganz glatt ist und höchstens hie und da eine feine Gefässöffnung oder eine wenig verästigte, feinere oder gröbere Gefässfurche erkennen lässt.

In anderen Fällen, und zwar ziemlich häufig, findet man an dieser Stelle eine grössere oder kleinere Gruppe von feinen und feinsten Löchelchen, welche sich ohne Weiteres als Gefässöffnungen erkennen lassen und von der Knochenoberfläche schräg durch die compacte Tafel hindurch in die Diploe führen. Sie sind mitunter in Abständen von 1—3 mm von einander entfernt, manchmal aber so dicht gestellt, dass die Knochenoberfläche eine poröse, siebähnliche Beschaffenheit erlangt. In dem letzteren Falle findet der Name Cribrum bereits passende Anwendung.

In einer anderen Anzahl von Fällen ziehen sich zwischen den erwähnten Löchelchen zarte Furchen hin und wieder, so dass die Knochenoberfläche ein fein chagrainirtes Aussehen erhält.

Dabei kann die Thränendrüsengrube bald in normaler Tiefe, bald mehr abgeflacht gefunden werden.

Bei einzelnen Schädeln, wie bei dem mir vorliegenden Schädel eines 19jährigen Jünglings vom Stamme der Ejssa-Somâlen, erscheinen die Cribra in einer besonders bemerkenswerthen Form (Fig. 1, Taf. II). In dem oben bezeichneten Bereiche des Augenhöhlendaches finden sich anstatt der compacten Knochentafel zahlreiche feine Plättchen und Stiftchen, welche senkrecht zur Knochenoberfläche eingepflanzt und durch 2—4 mm tiefe Furchen umgeben sind. Da die Knochenplättchen grösstentheils mehr oder weniger stark eingerollt, stellenweise auch verzweigt oder netzförmig mit einander verbunden sind, erscheinen die zwischen ihnen liegenden Furchen in der zierlichsten Weise gewunden, da und dort, namentlich gegen die Peripherie hin, auch zu feinen Löchelchen abgeschlossen.

Die ganze Formation nimmt ein ziemlich scharf umschriebenes, rechts annähernd quadratisches, links ein mehr elliptisches Feld ein. Die der Augenhöhle selbst zugewendeten freien Enden der Plättchen und Stiftchen halten sämmtlich gleiches Niveau und liegen in einer Flucht mit der angrenzenden, normal beschaffenen compacten Knochentafel. Doch zeigt das Augenhöhlendach an dieser Stelle, wo es unter gewöhnlichen Verhältnissen entschieden concav ist, eine allerdings sehr flache Vorwölbung. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass damit im Zusammenhang die Thränendrüsengrube ganz aussergewöhnlich flach, eben nur angedeutet erscheint und daher der obere Augenhöhlenrand im Bereiche des Jochfortsatzes des Stirnbeines nur sehr wenig über das Niveau des Augenhöhlendaches vortritt.

Es möge gleich hier bemerkt werden, dass diese Form der Cribra ganz entschieden in Analogie mit jenen Knochenneubildungen, oder besser gesagt, Knochenanlagerungen zu setzen ist, welche die pathologischen Anatomen als Osteophyt bezeichnen, und zwar schliesst sie sich auf das Innigste gewissen Arten des Osteophytes an, welche man nicht selten an der Innenfläche des Schädels, z. B. an der Eminentia cruciata interna des Hinterhauptbeines findet.

An diese so sehr prägnante Form der Cribra reihen sich andere Formen an, bei welchen die Knochenplättchen fast ausnahmslos verzweigt und netzartig verbunden sind, so dass die Oberfläche des Knochens an der entsprechenden Stelle ein honigwabenartiges Aussehen darbieten kann. Ab und zu bemerkt man aber in der Mitte der Löchelchen feine, senkrecht eingepflanzte Knochenstiftchen stecken. Dabei sind in einzelnen Fällen die Knochenplättchen relativ zart, die Löchelchen um so grösser, in anderen Fällen die Knochenplättchen plumper und die Maschen des Netzwerkes, d. h. die dazwischen liegenden Löchelchen, sehr fein.

Durch diese letzteren Fälle gewinnt der so vielgestaltige Formenkreis der Cribra orbitalia den Anschluss an die zuerst beschriebenen Formen.

Was nun die anatomisehe Bedeutung der Cribra orbitalia betrifft, so halte ich es zunächst für völlig ausgeschlossen, dass sie auf einen krankhaften Zustand des Knochens zu beziehen seien. Welcker scheint allerdings daran gedacht zu haben, wenn er mit Bezug auf sie von einer Abnormität spricht, „welche den osteoporotischen Processen sich anschliesst“. Als Osteoporose bezeichnet man aber eine ganz specielle Form des krankhaften Knochenschwundes, welche mit Erweiterung der Markräume und mit Neubildung von solchen in der compacten

Knochensubstanz einhergeht. Etwas Aehnliches liegt aber hier bestimmt nicht vor, ja im Gegentheile, gerade mit der besonders starken Ausbildung der Cribra ist gewöhnlich eine entschiedene Verdickung des entsprechenden Theiles des Orbitaldaches und consecutive Abflachung (d. h. Ausfüllung) der Thränendrüsengrube verbunden. Ebenso sicher darf eine Beziehung der Cribra zu einer specifischen Knochenerkrankung, wie etwa der syphilitischen, ausgeschlossen werden.

Dem Sitze nach und wohl auch nach dem äusseren Aussehen des Knochens könnte man noch am ehesten an eine entzündliche Veränderung desselben denken, welche als Folge einer Erkrankung der Thränendrüse aufgetreten wäre. Dem steht aber entgegen, dass die Cribra meist beiderseitig vorkommen, dass sie sich nicht genau an die Thränendrüsengrube halten, sondern medial über das Bereich derselben hinausreichen und endlich dass — meines Wissens wenigstens — von dem Vorkommen derartiger Erkrankungen der Thränendrüse nichts bekannt ist.

Der Umstand aber, dass die Cribra orbitalia bei Kindern bedeutend häufiger zur Beobachtung kommen als bei Erwachsenen, und dass sie wenigstens in vielen Fällen sofort als Begleiterscheinungen einer örtlichen Knochenneubildung erkannt werden können, leitet auf die Vermuthung hin, dass sie mit dem Knochenwachsthum in irgend einer Beziehung stehen dürften. In der That kann man an der Hand der Vorgänge, welche dem normalen Knochenwachsthum an dieser Stelle zu Grunde liegen, eine befriedigende Einsicht in die Bedeutung der Cribra erhalten.

Es möge mir daher gestattet sein, die Wachsthumserscheinungen an dem Stirnbeine, soweit sie hier in Betracht kommen, in Kürze zu schildern.

Im 4. und 5. Embryonalmonate ist der Augenhöhlenfortsatz des Stirnbeines, jetzt noch ein zartes, aus netzförmig geordneten Knochenbälkchen zusammengesetztes Plättchen, derart schräg eingestellt, dass seine untere Fläche lateral und nach vorne gewendet ist. Der Jochfortsatz des Stirnbeines erscheint in Gestalt einer scharfen, nach abwärts vorspringenden Leiste, welche mit dem lateralen Rande des Augenhöhlenfortsatzes in einem spitzen Winkel (welcher kaum mehr als 40° betragen mag) zusammentrifft. Es entsteht so zwischen beiden eine tiefe Nische, welche sich im Laufe des 6. Embryonalmonates durch das weitere Vorwachsen des Jochfortsatzes immer mehr vertieft. Der Lage nach entspricht diese Nische der Fossa glandulae lacrymalis.

Betrachtet man diese Region an einem etwa 6 bis 7 Monate alten Embryo (Fig. 2 und 3, Taf. II), so bemerkt man schon mit freiem Auge, noch besser mit Hilfe der Loupe, eine reichliche, deutlich geschichtete Knochenauflagerung, welche den Grund der Nische, sowie die mediale Fläche der Jochfortsatzleiste einnimmt und durch fein poröse Beschaffenheit auffällt. In den späteren Monaten des embryonalen Lebens nehmen diese Knochenanlagerungsschichten fortwährend an Zahl zu und breiten sich zugleich von ihrem Ausgangspunkte immer weiter nach rückwärts und einwärts aus, bis sie den medialen und den hinteren Rand des Augenhöhlenfortsatzes erreichen. Die hinteren, bogenförmig geschweiften Ränder der einzelnen Schichten erscheinen staffelförmig von einander abgesetzt, da die einzelnen Schichten um so tiefer liegen und um so weiter nach rückwärts sich ausbreiten, je älter sie sind. In ihrem ganzen Bereiche geben sie der Knochenoberfläche ein fein poröses Aussehen (Fig. 4).

Das Ergebniss dieser auffallend reichlichen Knochenanlagerung ist zunächst die Anhäufung einer mächtigen Lage von spongiöser Substanz in der Wurzel des Jochfortsatzes und eine rasche Dickenzunahme dieses letzteren, mit gleichzeitiger Abflachung der von ihm mit dem Orbitalfortsatze gebildeten Nische. Mit der Verdickung des Jochfortsatzes hält seine Längenzunahme durch Randwachsthum gleichen Schritt. Eine weitere Folge dieser Knochenanlagerung ist die Verdickung der Orbitalplatte des Stirnbeines im Allgemeinen, besonders aber in der Gegend der Thränendrüsengrube; daraus ist die allmälige Verminderung der Neigung des Orbitaldaches abzuleiten.

Die Vergleichung von frontalen Durchschnitten dieser Knochenregion in verschiedenen Stadien des embryonalen Wachsthums lässt diese auffallenden Veränderungen und ihren unmittelbaren Zusammenhang mit den beschriebenen Knochenanlagerungen auf das Deutlichste erkennen. Insbesondere fällt an Durchschnitten auch der gänzliche Mangel einer äusseren compacten Tafel an der betreffenden Stelle des Orbitaldaches auf (Fig. 5—7).

Der Process der Knochenauflagerung erweist sich an dieser Stelle auch nach der Geburt als ein besonders intensiver, jedoch verschmelzen in der Regel die spongiösen Bälkchen an der Oberfläche bald zu einer dünnen, compacten Knochenschichte, so dass die Oberfläche des Knochens eine glatte wird. Jedoch erreicht hier die compacte Tafel während der ganzen

Wachsthumsperiode keine erhebliche Dicke, weil an ihr gegen die Diploe hin immer wieder eine partielle Resorption von Knochengewebe erfolgt, wodurch ein Theil der compacten Substanz wieder in die spongiöse Form übergeführt wird. Dasselbe ist auch der Fall, wenn späterhin die oberflächlichen Knochenauflagerungen sofort unter dem Bilde der compacten Substanz erscheinen. Auch ist es als Regel zu erachten, dass an kindlichen Schädeln diese ganz dünne, compacte Tafel von einer grösseren oder geringeren Zahl feiner Löchelchen durchbrochen erscheint.

In einer Reihe von Fällen unterbleibt aber in der Gegend der Thränendrüsengrube die Verschmelzung der angelagerten spongiösen Knochenbälkchen, es bildet sich zunächst keine compacte Grenztafel, sondern die schwammige Knochensubstanz grenzt unmittelbar an die Oberfläche. Es erscheinen dann in den ersten Kindesjahren die Bälkchen der vorliegenden spongiösen Substanz äusserst zart und dünn, das schwammige Gefüge ist ein äusserst feinmaschiges. Allmälig verändert sich dasselbe und nimmt einen grobmaschigen Charakter an. Ein Theil der Bälkchen nimmt nämlich in Folge von Anlagerung neuer Knochenlamellen an Breite und Dicke zu und kommt zu gegenseitiger Berührung und Verschmelzung. Andere hingegen verschwinden, sie werden resorbirt, und an ihre Stelle treten grössere oder kleinere Markräume und verzweigte Gefässfurchen. Durch fortgesetzte Neubildung von Knochengewebe aus dem Perioste können die spongiösen Knochenbälkchen überdies an Höhe zunehmen, ohne mit einander zu verschmelzen, wodurch die zwischen ihnen befindlichen Furchen und Löchelchen in entsprechendem Masse sich vertiefen.

In dieser Weise entsteht jene eigenthümliche Beschaffenheit der Knochenoberfläche, für welche Welcker den Namen Cribra orbitalia eingeführt hat. Die verschiedenen Formen derselben können daher auf verhältnissmässig geringfügige Variationen des local-typischen Wachsthumsvorganges zurückgeführt werden. Sie erweisen sich als fortlaufende Stadien eines bis zu einem gewissen Grade modificirten Wachsthumsprocesses, welche an verschiedenen Individuen in etwas verschiedener Weise ablaufen können. Sie stellen deshalb auch keineswegs einen bleibenden Zustand des Knochens dar, sondern es kann sich im Laufe der Zeit, sei es vor oder nach Vollendung des Körperwachsthums, auch hier noch immer eine compacte Knochentafel ausbilden, entweder durch Verschmelzung der spongiösen Bälkchen oder durch unmittelbare Apposition compacten Knochengewebes vom Perioste aus.

In beiden Fällen können einzelne oder mehrere grössere oder kleinere Löchelchen in der compacten Tafel zurückbleiben, zur Verbindung der venösen Gefässe der Spongiosa mit denen des Periostes.

Die besonderen Vorbedingungen für das Auftreten der Cribra orbitalia sind einmal in der für diese Oertlichkeit eigenthümlichen, besonders reichlichen Bildung von spongiöser Knochensubstanz und in der stets sehr geringen Stärke der äusseren compacten Knochentafel zu suchen, ausserdem aber in gewissen Verhältnissen der Blutgefässanordnung. Der betreffende Theil des Augenhöhlendaches ist nämlich dadurch ausgezeichnet, dass eine individuell variable Zahl von kleineren Knochenvenen sich nicht, wie die übrigen, in die diploëtischen Venen der Stirnregion ergiesst, sondern an die Oberfläche des Knochens austritt und sich mit den venösen Gefässen des Orbitalperiostes vereinigt. Es sind dies die Venen, welche in den mehrfach erwähnten oberflächlichen Gefässfurchen eingebettet sind.

Muss nun das erstgenannte Moment, die eigenthümliche Art des Knochenwachsthums, entschieden als eine allgemeine Disposition dieses Knochentheiles zur Entstehung der Cribra bezeichnet werden, so darf man das zweitgenannte, die Eigenthümlichkeit des Gefässverlaufes, wohl als eine besondere, individuelle Veranlagung dazu betrachten.

Im Anschlusse an die vorstehenden Auseinandersetzungen möge hier noch ein Befund Erwähnung finden, welcher sich der äusseren Erscheinung nach gewissen Formen der Cribra orbitalia an die Seite stellt, aber einer ganz anderen Ursache seine Entstehung verdankt. Es sind dies multiple, symmetrische Osteophytbildungen an dem Schädeldache, als Folgezustand der künstlichen Deformirung des Schädels.

Es handelt sich um den Schädel eines etwa 3 Jahre alten Kindes, welcher von dem k. k. Hofmuseum gleichzeitig mit einer grösseren Zahl von ausgewachsenen, zum Theile sehr hochgradig deformirten Schädeln aus Peru erworben worden ist. Dieser im Uebrigen wohlgebildete und gut erhaltene Schädel zeigt an dem Stirnbeine, oberhalb der Tubera frontalia, eine flache, breite, horizontal verlaufende Einfurchung, welche umsomehr auf den Druck eines umschnürenden Bandes bezogen werden muss, als sie sich über die Scheitelbeine hinweg in horizon-

taler Richtung bis auf das Hinterhaupt fortsetzt. An den Scheitelbeinen ist sie allerdings nur leicht angedeutet, in der Gegend der Lambdanaht aber beiderseits wieder sehr deutlich ausgeprägt.

Genau an der oberen Grenze dieser Furche zeigt die Calvaria mehrere scharf begrenzte, leicht erhabene und poröse Stellen in symmetrischer Lage. Eine derselben findet sich jederseits oberhalb des Stirnhöckers, in der Nähe der Kranznaht, eine zweite an dem hinteren Rande des Scheitelbeines und eine dritte an dem Seitenrande der Hinterhauptsschuppe. Die beiden letzteren sind nur durch die Lambdanaht von einander abgegrenzt.

An diesen Stellen erscheint die Knochenoberfläche flach erhaben, rauh, von zahlreichen, dicht gedrängten, punktförmigen Oeffnungen durchbrochen und von verzweigten, theils senkrecht, theils horizontal verlaufenden, tiefen, glattrandigen Furchen durchzogen. Diese letzteren erweisen sich ihrer ganzen Beschaffenheit nach als Gefässfurchen; man kann sehen, dass sie sich stellenweise in feine, in das Innere des Knochens dringende Canälchen fortsetzen.

Diese Beschaffenheit des Knochens weist auf eine räumlich beschränkte, oberflächliche Knochenneubildung (Osteophytbildung) hin. Als Ursache derselben darf in diesem Falle mit aller Wahrscheinlichkeit die Einwirkung der umschnürenden Bandage, welche zum Zwecke der künstlichen Deformirung des Schädels angelegt worden ist, betrachtet werden. Man darf annehmen, dass dieselbe an den am meisten vorragenden Punkten, wo sie den grössten Druck ausüben musste, zu Kreislaufsstörungen und zu entzündlicher Reizung des Periostes Veranlassung gegeben und dadurch eine der Ursachen gesetzt habe, welcher wir die Entstehung derartiger Osteophytbildungen zuschreiben müssen.

Diese Form der Osteophytbildung stimmt mit den Cribra orbitalia darin überein, dass sie aus einer periostalen Anlagerung von spongiöser Knochensubstanz hervorgeht, eine locale Dickenzunahme des Knochens mit sich bringt und einen reichlichen Zusammenhang von gröberen Blutgefässen des Knochens mit denen der Beinhaut vermittelt. Sie unterscheidet sich aber von den Cribra orbitalia wesentlich dadurch, dass sie auf einem nicht von vorneherein disponirten Boden entsteht und aus einer von aussen einwirkenden, mechanischen Ursache abgeleitet werden kann.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Osteophytbildung schliesslich die Veranlassung abgibt zur Entstehung jener höckerartigen Vortreibungen, welche an derartig deformirten Schädeln ausgewachsener Individuen im Bereiche des Stirnbeines, in der Nähe der Kranznaht zur Beobachtung kommen.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel II.

Fig. 1. Cribra orbitalia an dem Schädel eines 19jährigen Jünglings vom Stamme der Ejssa-Somâlen. (Vergl. S. 21.)

„ 2. Stirnbein eines menschlichen Embryo aus dem Ende des 5. Monates; schichtenweise Knochenanlagerung an der unteren Fläche des Augenhöhlenfortsatzes. (Vergl. S. 22.)

„ 3. Dasselbe von einem menschlichen Embryo aus dem Ende des 6. Monates.

„ 4. Dasselbe von einem 12 Wochen alten, wohl ausgebildeten Kinde.

„ 5. Frontaler Durchschnitt durch das Stirnbein eines menschlichen Embryo aus dem Ende des 5. Monates in der Gegend der Thränendrüsengrube; vorderes Segment. (Vergl. S. 22.)

„ 6. Dasselbe von einem Embryo aus dem Ende des 6. Monates.

„ 7. Dasselbe von einem 12 Wochen alten, wohl ausgebildeten Kinde.

Abbildungen von fünf Jurak-Samojeden.

Von

Josef Szombathy.

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Fr. Müller und mit 4 Tafeln.

Einleitung.

Es war am Ostersonntage des Jahres 1882, als riesige Plakate mit beinahe lebensgrossen Figuren berichteten, dass Samojeden mit ihren Renthieren von den Ufern des Eismeeres unter der Führung eines Russen nach Wien gekommen seien, um sich da im Orpheum, einem während der Winterszeit sehr besuchten Vergnügungsorte, mit ihren Renthiergespannen zu produciren. Als ich eines dieser Plakate mit dem Zelte in einer gebirgigen Gegend und dem im Hintergrunde nach Lappenart zugerichteten Renthiergespann während meiner Promenade betrachtete, fielen mir unwillkürlich die harmlosen Temne-Neger ein, welche sich für Zulus ausgegeben hatten und die berühmten Kriegstänze der Zulu aufführten, schliesslich aber, nachdem die Polizei hinter den Betrug gekommen war und die Aufführung der eingelernten Tänze nicht gestattete, das Weite zu suchen sich bewogen fanden. Mein Argwohn wurde noch vergrössert, als einige Tage darauf ein Bekannter, welcher die Samojeden besucht hatte, mir mittheilte, die Leute sässen um das Zelt in hübscher Entfernung vom Publicum, und alle Versuche, dieselben näher zu bringen, scheiterten an dem Umstande, dass der einzige Mann, an den man mit Fragen sich wenden könnte, ihr russischer Begleiter nämlich, jede Anfrage mit einem stummen Lächeln beantworte.

Diese Umstände bewogen mich, sobald als möglich das Orpheum aufzusuchen, und ich lud den gerade auf der Hofbibliothek anwesenden Herrn Dr. Joh. Meissner, Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung", ein, mich dahin zu begleiten. Ich war entschlossen, ohne jeden Umweg die Leute in ihrer Muttersprache anzureden und, falls ich verstanden werden sollte, durch Abfragen der Zahlenausdrücke den Dialekt, respective den Stamm zu ermitteln, welchem sie angehören.

Es war am 13. April Nachmittags, als wir den matt erleuchteten Saal des Orpheums betraten. In der Mitte um das Zelt sassen mehrere in Pelze eingehüllte Gestalten, während abseits auf dem Renthierschlitten ein Mann hockte, der im Halbschlummer befangen zu sein schien. Ich trat an das ringsum gespannte Strickgitter, um den auf dem Schlitten hockenden Mann anzusprechen.

hāsawanu? (Bist Du ein Samojede?) rief ich dem Manne zu. Der Mann fuhr aus dem Halbschlummer auf, sah mich verwundert lachend an und sprach:

hāsawadm (ich bin ein Samojede).

Darauf entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

hāsawa wadauna lahananu? (sprichst Du samojedisch?)

lahanam (ich spreche).

niml ṅamgi? (was ist Dein Name?)

nimu Wasko (mein Name ist Wasko).

Wasko haijeahar! (Wasko, komm' näher!)

Auf dies hin verliess der Mann den Schlitten und humpelte auf uns zu. Wir nahmen nun mit Entsetzen wahr, dass dem Manne das rechte Bein fehlte, das er, wie wir später erfuhren, im Kampfe mit einem Eisbären verloren hatte.

tōlahar! (zähle!) sprach ich nun zu Wasko, indem ich die Pantomime des Zählens machte und ihm die ersten Zahlen: ṅopoi, sidea vorsprach:

Darauf begann Wasko zu zählen:

1	ṅopoi,	6	math,
2	sidea,	7	sīu,
3	njahār,	8	sīdendjēt,
4	tjēt,	9	hāsawaju,
5	samljaṅ,	10	lūtsaju.

Sawan! (Du bist gut!) rief ich freudig erregt Wasko zu, der seinerseits mich treuherzig lachend ansah.

Wie aus meinem mit Wasko geführten kurzen Gespräche und den von ihm mitgetheilten Zahlenausdrücken hervorging, hatten wir wirkliche Samojeden vor uns, und zwar Individuen, die zum Jurak-

Stamme im weiteren Sinne gehörten, da ihr Dialekt mit dem von M. A. Castrén als Jurak-Dialekt beschriebenen übereinstimmte.

Um aber in jeder Beziehung sicher zu sein, fragte ich später auch die anderen Individuen um die Zahlenausdrücke, welche nun ganz in derselben Weise, wie sie von Wasko gegeben worden waren, mitgetheilt wurden.

Ich war gerade mit dem Ausfragen Wasko's fertig geworden, als zwei Herren an mich und Dr. Meissner herantraten und sich uns als die Führer der Samojeden-Karawane vorstellten. Es waren die Herren Mihailowitsch, ein Russe, und Raab, ein gebürtiger Pressburger. Da Dr. Meissner den beiden Herren mittheilte, er wolle in der „Deutschen Zeitung" ein Feuilleton über unseren Besuch bei den Samojeden veröffentlichen und zu diesem Behufe einige nähere Angaben über die Provenienz der einzelnen Individuen und die Geschichte der Expedition brauche, wurde der Dolmetsch der Samojeden, ein strammer blonder Russe herbeigerufen, um uns die nöthigen Auskünfte zu Theil werden zu lassen.

Was wir darüber erfuhren, bildet den hauptsächlichsten Inhalt des von Dr. J. Meissner in der „Deutschen Zeitung" vom 14. April 1882 veröffentlichten Feuilletons. Ich hebe daraus die thatsächlichen, für unseren Zweck wichtigen Angaben im Nachfolgenden hervor:

Die fünf Mitglieder, welche die Gesellschaft constituiren, gehören zwei Familien an. Die eine Familie besteht aus dem bereits erwähnten Wasko (etwa 54 Jahre alt), dessen Weib (er nannte es blos Njeje, was im Samojedischen „Weib" bedeutet, etwa 45 Jahre alt) und deren 6jährigen Sohn Ortje.

Die zweite Familie umfasst ein junges Ehepaar, das erst vor Kurzem sich geheiratet, nämlich den Mann Iderach (20 Jahre alt) und sein Weib Periptija (17 Jahre alt). Sämmtliche Individuen befanden sich zuletzt auf der östlich von der Petschora-Mündung gelegenen Insel Warandei, die wir also kurz als ihre Heimat betrachten wollen.

Nach den Angaben der beiden Führer der Karawane, Mihailowitsch und Raab, gebührt das Verdienst, die beiden Samojeden-Familien zu einer Reise nach den grösseren Städten Europas veranlasst zu haben, dem Russen Alexej Feodorowitsch Kalinzow, dem Bruder des gleichnamigen Kaufmanns in Archangel. Derselbe hatte theils für eigene, theils für seines Bruders Rechnung durch mehrere Jahre mit den Samojeden Tauschhandel getrieben, unter ihnen gelebt und sich deren Sprache vollkommen angeeignet. Er ist die einzige Person, die mit den Samojeden sich ordentlich verständigen kann und den Verkehr derselben mit den beiden Führern der Expedition vermittelt.

Die Reise von der Insel Warandei nach Archangel soll 10 Wochen, und von Archangel nach Petersburg 12 Wochen gedauert haben. Sie wurde auf den höchst primitiven, mit Renthieren bespannten Schlitten, von denen die Samojeden zwei Exemplare mit sich führen, ausgeführt. Nach längerem Aufenthalt in Petersburg besuchte die Expedition Warschau, wo sie einige Wochen verweilte, hierauf Krakau, wo sie 4 Tage verweilte, und kam zu Beginn des Monats April nach Wien. Hier blieb sie vom 9. bis 26. April im Orpheum und seit 27. April im ehemaligen Thiergarten im Prater angesiedelt bis in die Mitte des Monats Juni, um sich dann nach Pest zu begeben und hierauf successive die grösseren Städte des nördlichen Europa zu besuchen.

Kurz nach der Uebersiedlung der Samojeden in den Thiergarten hatte ich die Ehre, einer Anzahl von Mitgliedern unserer anthropologischen Gesellschaft gegenüber den Cicerone zu machen, bei welcher Gelegenheit uns gestattet wurde, das Samojedenzelt selbst zu betreten und die interessanten Menschen sammt den von ihnen mitgebrachten 12 Renthieren und diversen Geräthen genau in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit war es, dass ich dem anwesenden Beamten des naturhistorischen Hofmuseums, Herrn J. Szombathy, gegenüber die Bemerkung fallen liess, wie verdienstvoll und wichtig für die Wissenschaft eine genaue photographische Aufnahme dieser im civilisirten Europa zum ersten Male anwesenden Samojeden-Individuen wäre und wie verhältnissmässig leicht sie unter den gegebenen Umständen sich ausführen liesse.

Meine Bemerkung war nicht ohne Wirkung geblieben; gleich an Ort und Stelle einigte man sich über eine Arbeit, zu welcher Herr Szombathy die Photographien und das anthropologische Material und ich eine kurze Vorrede liefern sollte, die eigentlich nichts Anderes bezwecken soll, als der gelehrten Welt die Versicherung zu geben, dass die fünf Samojeden-Individuen ihrer Sprache nach echte Samojeden sind und speciell dem Jurak-Stamme im weiteren Sinne angehören.

Friedrich Müller.

Die Samojeden werden bekanntlich zu dem uralischen Stamme der mongolischen Rasse gerechnet und bewohnen das ausgedehnte Gebiet vom weissen Meere im Westen bis zur Chatangabucht im Osten und von der Küste des arktischen Meeres im Norden bis zu den Sajanischen Bergen im Süden. Sie waren ursprünglich die Bewohner der Sajanischen Gebirgskette, wurden aber später durch das Eindringen ostjakischer und tatarischer Stämme nach Norden zurückgedrängt. Ihre Unterwerfung durch die Russen begann unter Iwan III. zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Daten über ihre Körperbeschaffenheit besitzen wir bereits von Gérard de Veer aus dem Jahre 1595. Seitdem wurden sie von zahlreichen gelehrten Reisenden besucht und bezüglich ihrer ethnographischen Eigenthümlichkeiten studirt. M. A. Castrén, der ihr Gebiet in den Jahren 1838—44 und 1845—49 besuchte, lieferte eine Grammatik (Petersburg 1854) und ein ausführliches Wörterbuch ihrer Sprache (1855). Die ausführlichsten und neuesten anthropologischen Untersuchungen über die Samojeden verdanken wir Herrn N. J. Zograf [1]), welcher im Jahre 1877 eine Reise zum Zwecke des Studiums derselben unternahm und seine Beobachtungen und Messungen im Jahre 1878 der Anthropologischen Abtheilung der kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften in Moskau vorlegte und im folgenden Jahre gelegentlich der Moskauer anthropologischen Ausstellung derselben auch lebende Samojeden vorführte [2]).

Die Samojedentruppe, von welcher hier die Rede ist, war auf ihrer weiteren Rundreise unter anderen Städten auch in Prag, Berlin und (im Sommer 1883) in Basel ausgestellt. In Prag starb — einer Privatmittheilung zufolge — der ältere Mann, Wasko, doch scheint die Truppe durch neue Zuzüge regenerirt worden zu sein, da sie in Basel, wo Prof. Kollmann [3]) sie untersuchte, 6 Mitglieder hatte.

Nach Kollmann befand sich bei der Truppe „eine Frau Njeja von ca. 45 Jahren und deren Sohn Ortje, 7 Jahre alt, ein Knabe Otzke, 9 Jahre, ein Mädchen Piriptja, ca. 16 Jahre, eine Frau Chada, 30 Jahre, und ein Mann Iderach, ebenfalls 30 Jahre alt. Die Leute sollen von der kleinen Insel Warandai östlich von der Petschora-Mündung herkommen“ (etc. pag. 599, 600). Nach dieser Aufzählung möchte man annehmen, dass 4 Personen der Baseler Truppe (Njeje, Ortje, Iderach und Piriptja) mit den in Wien ausgestellten Personen identisch sind; die Maasse und die speciellen Angaben Kollmann's weichen aber bezüglich des Iderach (blauäugig, mit lockigem Haar und hellbraunem Bart) und der Njeje so sehr von meinem Befund ab, dass diese Beiden nicht zu identificiren sind. Anders ist es bei Ortje und Piriptja. Bei diesen Zweien zeigen zwar die von Kollmann und die von mir erhobenen Maasse in vielen wichtigen Punkten Differenzen, welche man bei den innerhalb eines Jahres an den gleichen Individuen vorgenommenen Messungen nicht erwartet; anderseits aber stimmen gewisse specielle Angaben Kollmann's über diese zwei Individuen so sehr mit meinen Beobachtungen überein (z. B. die Blatternarben bei Ortje), dass ich die Identität derselben, zum Mindesten die des Ortje, festhalten und die erwähnten Maassunterschiede zum grossen Theile den Fehlern und den methodischen Unterschieden unserer Messungen zur Last schreiben muss.

Die in den Tafeln III—VI enthaltenen Abbildungen sind nach Photographien angefertigt, welche in dem Garten-Atelier des Herrn Georg Wassmuth in Wien unter meiner Leitung aufgenommen wurden. Parallel mit den photographischen Aufnahmen machte ich, so weit es die misstrauische Abneigung der Leute zuliess, unter der Beihilfe meines Collegen, Custos Franz Heger, einige anthropologische Messungen und Beobachtungen.

In den folgenden Bemerkungen werde ich mich auf diejenigen Details beschränken, welche zur Erläuterung der Abbildungen oder etwa zur Ergänzung der bisherigen Beschreibungen von Samojeden nützlich erscheinen dürften. Ueber die Lebensgewohnheiten, Geräthe, Kleidungsstücke u. s. w. unserer Samojeden scheinen an diesem Orte keine Bemerkungen nöthig zu sein, da dies Alles bereits von verschiedenen Forschern eingehend geschildert ist. Nur das Eine verdient vielleicht erwähnt zu werden, dass sich die Leute, den kleinen Ortje mit eingeschlossen, in unmässigster Weise dem Genusse von Alkohol ergeben

[1]) N. J. Zograf, Antropologitscheski otscherk Samoijedow, (Anthropologische Beobachtungen über die Samojeden). Izwiestija imperatorskago, obtschestwa ljubitelej estestwoznahija, antropologij i etnographij. Sostojschtschago pri imperatorskom Moskowskom universitet. B. XXXI. Trudi antropologitscheskago otdjela B. 4. Antropologitscheskaj wistawka 1879 goda. (Berichte der kais. Gesellsch. d. Freunde d. Naturwissensch., Anthrop. u. Ethnogr., herausgeg. a. d. kais. Univers. zu Moskau, Bd. XXXI. Sitzungsber. d. Anthropol. Abth. Bd. IV. Anthropol. Ausstell. im Jahre 1879.) Moskau 1878, pag. 61. — Referat von E. Vars in der „Revue d'Anthropol.“, Paris 1881.

[2]) Izw. Bd. XXXV, Theil 1, Moskau 1880, pag. 278.

[3]) Beiträge zur Rassen-Anatomie der Indianer, Samojeden und Australier, von J. Kollmann. Verh. d. Naturf. Gesellsch. in Basel, VII. Theil, 3. Heft. Basel 1884.

und es damit so weit gebracht hatten, dass sie in Wien während eines Nachmittags 4 bis 5 Liter eines aus Rhum und Kornbranntwein gemengten Getränkes consumirten, ohne schwer betrunken zu sein. Doch betranken sie sich nach Beendigung der „Vorstellung“ oft vollends. Leichtere Sorten von Branntwein mundeten ihnen nicht.

Vier Mitglieder unserer Truppe, und zwar Iderach, Piriptija, Njeje und Ortje waren zur Zeit meiner Untersuchung vollkommen gesund. Hingegen hatte Wasko, der ältere Mann, verstümmelte Glieder. Es fehlte ihm der rechte Fuss von der Mitte des Unterschenkels an. Der Stummel war vom Knie an gleichmässig zugespitzt, das Ende schön vernarbt. Der linke Fuss war intact. Ferner waren beide Hände verstümmelt: An der rechten Hand war nur der Daumen erhalten. Von den übrigen vier Fingern fehlte das 2. und 3. Glied und der 3., 4. und 5. Finger waren an den Enden des 1. Gliedes zu einem Klumpen verwachsen. Die linke Hand trug zahlreiche Narben und ausserdem waren der 4. und 5. Finger verkrüppelt und eingekrümmt. Nach den Angaben der Führer verdankte Wasko diese Verstümmelung dem Angriffe eines Eisbären, welchem er einst kaum mit dem Leben entkommen ist. Eine Bestätigung dieser Angabe finden wir in einer Reihe von sechs kleinen Narben mitten auf der Brust, welche von einem Prankenschlage des Bären herrühren sollen und unter welchen die untere Hälfte des Sternums etwas eingedrückt erscheint. Ausserdem fand ich an den Ellbogengelenken Wasko's deutliche gichtische Anschwellungen. Beim Gehen hielt Wasko das linke Bein im rechten Winkel gekrümmt und setzte das rechte Bein mit dem Knie auf den Boden. Auf diese Art bewegte er sich schwerfällig, aber ziemlich schnell und ganz sicher vorwärts.

Die Hautfarbe der Samojeden ist ein lichteres oder dunkleres Brünett mit einer ganz geringen Nüance in's Gelbliche. Sie schwankt zwischen ziemlich weiten Grenzen. Die von den gelehrten Reisenden einstimmig beklagte dicke Schmutzkruste, welche die Beurtheilung der Hautfarbe der Samojeden so sehr zu erschweren pflegt, war bei unseren Leuten dem ihnen aufgedrungenen Gebrauche von Waschwasser gewichen.

Wasko hat unter allen fünf Personen die lichteste Hautfarbe. Bei ihm sind die mit Kleidern bedeckten Hautstellen, besonders die Schultern und die Brust, kaum so stark pigmentirt, als bei brünetten Deutschen. Die Farbe liegt zwischen den beiden Nummern 23 und 47 der Broca'schen Farbenscala. Dafür sind bei ihm Gesicht, Hals und Hände von der Luft sehr stark gebräunt. Die Hautfarbe des kleinen Ortje und der beiden Frauen ist im Allgemeinen etwas dunkler, besonders auf den unteren Theilen des Rumpfes, und dürfte den Nummern 46 und 47 der Broca'schen Scala entsprechen. Am dunkelsten ist sie bei Iderach, bei dem sie am ganzen Körper in's Lederbraune neigt und an den lichteren Körperstellen der Nr. 40, an den dunkleren aber der Nr. 39 der Broca'schen Scala entspricht. Dagegen ist bei diesen letzteren Personen das Gesicht verhältnissmässig nicht so sehr gebräunt, als bei Wasko.

Bei allen fünf Personen sind die Lippen und zum Theil auch die Wangen geröthet, bei den jüngeren Leuten natürlich lebhafter als bei den alten. Am stärksten zeigt das junge Weib diese Eigenschaft. Ihre vollen Wangen sind so wie ihre Lippen meist lebhaft roth gefärbt und wechseln diese Färbung bei Affecten. Besonders fiel mir eine gewisse Schamröthe auf, die ihr ganzes Gesicht bedeckte, als ich während der Untersuchung den (vergeblichen) Versuch machte, sie zum Ablegen ihrer Beinkleider zu veranlassen. Eine gewisse Röthung zeigen auch die Füsse und bei Wasko die zum Auftreten benützte Vorderfläche des rechten Knies und Unterschenkels.

Die Brustwarzen der beiden Frauen sind von einem sehr grossen, ziemlich stark pigmentirten Hof umgeben.

Die Oberhaut fand ich an den der Luft ausgesetzten Körpertheilen ziemlich derb, aber am übrigen Körper von auffallender Glätte und Feinheit. Auf den Handflächen und den Fusssohlen war die Verdickung der Haut keine starke. Die frühzeitige, starke Runzelung der Gesichtshaut, welche uns allen von den Japanesen, Chinesen etc. bekannt ist, finden wir bei Wasko und seinem Weibe wieder.

Die Gesichtshaut von Iderach und von Ortje ist fast ganz mit Blatternarben bedeckt, die besonders bei dem Knaben sehr deutlich hervortreten.

Eine Tätowirung oder dergleichen bemerkte ich bei keiner der fünf Personen.

In Bezug auf die Stärke der Behaarung stimmen unsere fünf Samojeden mit einander überein. Das Kopfhaar ist ziemlich reichlich, schlicht, nicht besonders dick und nicht steif. Seine Farbe ist im Allgemeinen dunkelbraun, bei den beiden alten Leuten theilweise ergraut. Am dunkelsten ist es bei Iderach, bei welchem es fast vollkommen schwarz ist

(Broca'sche Scala Nr. 41); am lichtesten ist es bei Piriptija (beiläufig Broca Nr. 43). Die Männer tragen das Haar kurz und ganz ungekämmt. Die Weiber tragen es lang, einfach gescheitelt und gewöhnlich in zwei Zöpfe geflochten, die entweder über den Rücken hinabhängen oder kranzähnlich um das Hinterhaupt herumgelegt werden. Aber selbst am Tage der photographischen Aufnahme, an welchem die Weiber ihr Festgewand und allen Schmuck angethan hatten, war die Frisur stark vernachlässigt.

Die Augenbrauen sind bei den Männern ziemlich stark, bei dem Knaben und den beiden Weibern aber spärlich entwickelt; bei Piriptija sind sie etwas lichter als die Kopfhaare, bei den Anderen mit denselben gleichfarbig. Der Bartwuchs ist spärlich. Wasko hat nur einen kurzen, schütteren, grauen Schnurrbart und einige Haare ober dem Kinn. Iderach hat einen spärlichen Anflug von Schnurr- und Backenbart. Dieser letztere ist jedoch nicht so stark, als die Profilansicht auf Tafel IV vermuthen liesse, auf welcher die wenigen vorhandenen Härchen durch den ungenügend abgewischten Schweiss, der während der Aufnahme transspirirte, ausserordentlich stark hervorgehoben erscheinen. Der Rumpf und die oberen Extremitäten sind unbehaart, nur in den Achselhöhlen ist bei den Erwachsenen eine spärliche Behaarung bemerkbar. In der Schamgegend zeigt Iderach eine mässig starke, dunkelbraune Behaarung, welche sich jedoch nicht bis über die Hodensäcke erstreckt. Die Oberschenkel sind unbehaart, die Unterschenkel bei den zwei Männern sehr spärlich, bei Piriptija nicht behaart.

Was die Farbe der Augen anbelangt, so ist die Iris bei allen fünf Individuen braun und zwar bei Wasko lichtbraun, bei den vier anderen Samojeden dunkelbraun. Die Sclerotica ist bei Wasko und Ortje weiss, bei Piriptija zeigt sie einen Stich in's Gelbe und bei Njeje und Iderach ist sie entschieden gelblich.

Die Körpergrösse unserer Samojeden ist in Uebereinstimmung mit sämmtlichen bisher von Reisenden gemachten Beobachtungen gering. Sie beträgt bei dem einen bezüglich der Körperhöhe messbaren Manne (Iderach) 1513 mm, bei den beiden Frauen 1429 mm (Njeje) und 1480 mm (Piriptija). Diesen Maassen gegenüber erscheint die Höhe des angeblich sechsjährigen Ortje mit 1016 mm ziemlich gross.

Der Kopf ist an und für sich klein. Der Horizontal-Umfang beträgt im Mittel

bei den Männern . . 547·5 mm,
und bei den Weibern . 553 „

was in Anbetracht der stark entwickelten Kopfmuskulatur und des ziemlich reichlichen Haarwuchses die Grösse des Gehirnschädels ziemlich gering erscheinen lässt.

In den Einzelheiten zeigt der Kopf bei allen fünf Personen die Eigenthümlichkeiten der mongolischen Rasse, jedoch — was besonders den Gesichtsausdruck anbelangt — in sehr verschiedenem Grade.

Vor Allem muss die ausgesprochene Brachycephalie des Schädels hervorgehoben werden. Die aus den vorliegenden Maassen resultirenden Längen-Breiten-Indices sind folgende:

Iderach	86·8,
Wasko	85·5,
Piriptija	90·0,
Njeje	92·2,
Ortje	83·9,

oder im Mittel für die zwei Männer . . . 86·2,
für die zwei Weiber . . . 91·1.

Diese extreme Brachycephalie stimmt mit den Resultaten anderer Messungen überein. Schon Retzius [1]) zählt im Jahre 1844 die Samojeden zu den „gentes brachycephalae orthognathae". Aus den bisher publicirten Messungen samojedischer Köpfe und Schädel seien hier folgende Längen-Breiten-Indices erwähnt:

a) Schädelindex von 48 lebenden Samojeden nach Zograf:

34 Männer	82·6	(74 —91)
14 Weiber	82·4	(78 —92)

b) Von Herrn Zograf mitgebrachte Schädel [2]):

8 Samojeden	82·9	(79 —86)

c) Von Herrn Finsch mitgebrachte, wahrscheinlich von Samojeden herrührende Schädel [3]):

4 Schädel, obere Schtschutschja	84·7	(81·1—89·2)
8 „ mittlere „	84·2	(80·8—90·4)

[1]) A. A. Retzius, Ueber die Form des Knochengerüstes des Kopfes bei verschiedenen Völkern. Deutsch von W. Meres. Müller's Archiv 1848.

[2]) A. B. Bogdanof, Tscherepa Samojedov, sobrannije Zografem. Izviestija etc. Bd. XXXI.

Cf. Otschet medicinskago dep. ja 1878, (Compte rendu officiell du département de la statistique médicale pour l'année 1878) Petersbnrg 1880.

[3]) Virchow, Westsibirische Schädel. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1877. p. 330.

d) Schädel im Museum of the R. College of Surgeons in London [1]):

1 Samojeden-Schädel, Gegend von Mesen . . . . . 88·2,

2 Schädel von Samojeden oder Ostjaken . . . . . 84·8—84·9,

e) Schädel aus der Umgegend von Mesen [2]) . . . . . 79·0.

f) Die von Kollmann in Basel gemessenen Samojeden von der Insel Warandei:

1 Mann . . . . . 82·4
3 Frauen . . . . . 79·7
2 Knaben . . . . . 84·1

Die grosse Mehrzahl dieser Schädel ist also brachycephal, hyperbrachycephal oder selbst ultrabrachycephal und nur eine kleine Zahl (zu welcher auch noch der von C. v. Baer beschriebene Schädel [3]) zu gehören scheint) ist mesocephal.

Die senkrechte Ohrhöhe beträgt bei Iderach 122 mm, bei Piriptija 113 mm. (An den anderen Personen konnte dieses Maass, sowie manches andere wünschenswerthe nicht mit der nöthigen Ruhe und Sicherheit genommen werden.) Danach ergibt sich der Ohrhöhen-Index zu 70·1 und 66·0 oder im Mittel zu 68·1, welche Zahl in Anbetracht der geringen relativen Länge des Schädels eine mässige Höhe bezeichnet, so dass die Schädel wahrscheinlich unter die Orthocephali einzureihen sein würden.

Die Ohrbreite (an der unmittelbar über dem Meatus audit. ext. gelegenen schmalsten Stelle des Kopfes) konnte bei vier Individuen gemessen werden. Ihr Verhältniss zur grössten Breite beträgt bei

Iderach . . . . . 84·0,
Wasko . . . . . 88·2,
Piriptija . . . . . 88·3,
Ortje . . . . . 94·8;

das Mittel für die drei Erwachsenen 86·8. Demnach ist die Schädelbasis gegenüber der grössten Breite ziemlich bedeutend verschmälert.

Wir finden also den Samojedenschädel extrem brachycephal und in Bezug auf seine Höhe orthocephal. Er erscheint sowohl in der Vertical-, als in der Occipital-Ansicht rundlich und zeigt längs des Scheitels keine merkliche Erhebung.

Das Gesicht der Samojeden ist breit (chamaeprosop, Kollmann). Der Jochbreiten-Gesichts-Index beträgt bei

Iderach . . . . . 83·1,
Wasko . . . . . 90·0,
Piriptija . . . . . 79·6,
Njeje . . . . . 84·3,
Ortje . . . . . 76·5,

er streift also nur bei Wasko an die Grenze der Leptoprosopie. Diese Breite des Gesichtes betrifft hauptsächlich die mittlere Zone desselben, wie man am deutlichsten an der Frontal-Ansicht von Iderach sieht. Zunächst sind die Jugalia sammt dem Processus zygomaticus stark hervortretend und ihre Prominenz trägt zu dem Eindrucke der grossen Gesichtsbreite das Meiste bei. Dieser Eindruck wird bei besser genährten Personen noch durch ein Moment verstärkt, auf welches Kollmann (l. c. p. 602) ein besonderes Gewicht legt: „Es besteht in einem rundlichen Fettpolster, das oben auf dem Wangenbein sitzt, und zwar so, dass sich seine Hauptmasse gegen das untere Augenlid fortsetzt und in dasselbe eindringt; ich bezeichne es als Panniculus supramalaris". — Im Zusammenhange mit den Wangen sind aber auch die Augen und die Nasenwurzel breit angelegt. Unterhalb der Backenknochen tritt auch der Angulus mandibulae breit hervor. Auf diese Art zeigt das Gesicht eine Verschmälerung nach zwei Richtungen, erstens vom Jochbogen nach aufwärts, gegen die Stirne und zweitens vom Unterkieferwinkel und dem Wangenbein aus nach vor- und abwärts gegen das Kinn. Dabei ist das Gesicht im Ganzen, wie die Seitenansichten zeigen, prognath, doch betrifft dieser Prognathismus viel weniger den processus alveol. max., als vielmehr die ganze Region des Oberkieferknochens.

Die Stirne ist bei sämmtlichen Individuen mässig hoch gebildet, gleichmässig gewölbt, ziemlich schmal. Die Tubera front. sind schwach markirt. Der Arcus supraciliaris tritt sehr schwach hervor und der Vorsprung der Stirne über die Augengegend ist gering. Nebenbei mag es Erwähnung finden, dass die Stirne bei den zwei Frauen in einem ganz gleich-

---

[1]) W. H. Flower, Osteological Catalogue. Part 1. London 1879, p. 113. — Cf. G. Busk, Description of a Samoiede Skull in the Museum of Royal College of Surgeons. Journal of the Anthrop. Instit. Vol. III. London 1874. p. 494. Taf. XVI.

[2]) Dr. J. W. Spengel, Die von Blumenbach gegründete Anthropologische Sammlung der Universität Göttingen. Archiv für Anthropologie, Bd. XI. 1879. — Cf. Blumenbach, Decas craniorum VI, Tab. 54.

[3]) Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofmann mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel. Vom Akademiker von Baer. Bull. de la Cl. phys.-math. de l'Acad. imp. des sciences de St. Petersbourg. T. III. 1845.

mässigen Bogen in den Scheitel übergeht und keineswegs gegen denselben in einem so wenig abgerundeten Winkel abgesetzt ist, wie bei dem deutschen Weiberschädel.

Die Nase ist bei allen gerade und massig. Bei Wasko ist sie (im Einklange mit der beträchtlicheren Gesichtslänge) viel länger und hervorragender als bei den Uebrigen. Bei diesen ist der Nasenrücken in seiner ganzen Länge breit und an der Nasenwurzel sehr niedrig [1]), die Nase im Ganzen kurz und sehr wenig prominent. Die Breite an den Nasenflügeln ist im Verhältniss zur Gesichtsbreite nicht gross, wohl aber im Verhältniss zur Nasenlänge.

Die charakteristischeste Region des Gesichtes ist jene des Auges. Zunächst fällt die grosse Entfernung der Augenlidspalten von einander auf. Dieselbe ist durch zwei Factoren bedingt; erstens durch die beträchtliche Breite des Nasenrückens und zweitens durch die eigenthümliche, schon von C. v. Baer [2]) hervorgehobene Bildung des Augenlides. Das obere Augenlid steigt nämlich ohne Einfaltung vom oberen Augenhöhlenrande bis zu den Wimpern herab und bildet so eine flach gewölbte Fläche, welche sich ohne Unterbrechung über den inneren Augenwinkel bis zum unteren Augenlide fortsetzt und die Thränenkarunkel in Form einer halbkreisförmigen Fläche bedeckt (Epicanthus), so dass in Folge dessen der innere Augenwinkel viel weniger ausgebuchtet ist, als beim Europäer [3]). Der äussere Augenwinkel steht etwas höher als der innere. Dabei sind die Ränder der Augenlider mehr gerade gestreckt, als beim Europäer und durch diese beiden Factoren erhält die Augenlidspalte die für den mongolischen Typus charakteristische (geschlitzte) Form und Stellung, welche wir besonders scharf bei dem kleinen Ortje, in etwas geringerem Grade bei dem jüngeren Ehepaare, am geringsten bei den zwei alten Personen ausgeprägt finden.

Der Mund ist von mässiger Breite, die Lippen sind nicht aufgewulstet und bei den jungen Samojeden lebhafter, bei den alten schwächer geröthet.

Der Kauapparat ist im Allgemeinen sehr kräftig entwickelt, und zwar gilt dies besonders von der Kaumuskulatur, an welche ja von den Samojeden bei der Bewältigung der gebräuchlichen rohen Fleischkost grosse Anforderungen gestellt werden [1]). Für die grosse Ausdehnung der Kaumuskeln spricht zunächst die bedeutende Jochbreite, welche bei den Erwachsenen die Ohrbreite um einen ziemlich bedeutenden Betrag übertrifft. Das Verhältniss der Jochbreite zur Ohrbreite beträgt bei:

Iderach	111·8
Wasko.	103·7
Piriptija	100·8
Ortje	89·9

Der Zahnbogen ist von mittelmässiger Grösse. Die Zähne sind den Kiefern nahezu senkrecht eingepflanzt, so dass auch sie (ebenso wie der proc. alveol.) zur Prognathie des Gesammtgesichtes fast nichts beitragen. Sie sind von gleichmässiger Grösse und ziemlich klein. Eine besondere Grösse des Eckzahnes ist bei keinem der fünf Individuen bemerkbar. Nur bei Iderach stehen die Vorderzähne sowohl im Ober- als im Unterkiefer zum Theil etwas ausserhalb der Reihe.

Das Gebiss ist bei den vier erwachsenen Personen vollständig; bei Piriptija ist der 3. Mol. im Unterkiefer eben im Durchbruche begriffen. Bei dem Knaben sind die 2. Mol. im Durchbrechen, die Schneidezähne im Zahnwechsel begriffen. Die Farbe der Zähne ist bei Allen, mit Ausnahme von Njeje, weiss, bei dieser gelblich. Eine Bearbeitung der Zähne durch Anfeilen oder dergleichen ist nicht bemerkbar. Die Abnützung ist in Anbetracht des Alters der einzelnen Personen gering.

Das Kinn ist wohl ausgeprägt, aber schmal und etwas zurücktretend. Die Unterkieferkörper verlaufen

---

[1]) Kollmann sagt (l. c. p. 604): „Was nun die Nase betrifft, so zeichnen sich Ortje, Otzke und Piriptja durch das vollkommene Fehlen eines Gesichtsabschnittes aus, der den Namen „Nasenrücken" verdient. Zwischen den innern Augenwinkeln und den Wangen herrscht nahezu vollkommene Flachheit, denn die kaum nach Millimetern berechenbare Erhebung ist nicht in Zahlen anzugeben. Die Nase besteht streng genommen also nur aus dem unteren, die Nasenlöcher umgrenzenden Abschnitt, der sich aber auch nur bis zu einer mässigen Höhe erhebt."

Diese Darstellung muss ich für übertrieben erklären. Der Nasenrücken der Samojeden ist sehr niedrig, aber er fehlt keineswegs.

[2]) l. c. p. 181.

[3]) Diese Ueberdeckung der Thränenkarunkel erscheint auch bei dem europäischen Kinde, zieht sich aber mit der bei zunehmendem Alter vorschreitenden Erhöhung des Nasenrückens zurück. Ganz analog ist sie auch bei unseren Samojeden am stärksten ausgedrückt bei dem kleinen Ortje, am schwächsten bei Wasko. Kollmann nennt sie Randfalte des Liedes, Plica marginalis.

[1]) Die Vorliebe unserer Samojeden für rohes Fleisch war so festgewurzelt, dass sie während ihrer ganzen Reise und ihres Aufenthaltes in Wien nicht zum Genusse gekochter Fleischspeisen zu bewegen waren.

nahezu geradlinig und divergiren sehr stark, so dass sich trotz des schmalen Kinns eine beträchtliche Kieferwinkelbreite herausstellt, die wesentlich zu dem allgemeinen Gesichtseindruck beiträgt.

Die Ohrmuschel ist von mittlerer Grösse.

Fassen wir den Gesammteindruck des Gesichtes in's Auge, so müssen wir sagen, dass unsere Samojeden unzweifelhaft den mongolischen Gesichtstypus an sich tragen. Doch ist derselbe bei den jüngeren Personen viel auffälliger, als bei den zwei alten Leuten, von welchen sich besonders Wasko's Gesichtsausdruck bis auf einen gewissen Grad dem europäischen nähert. Wenn auch diese Erscheinung — wie Zograf behauptet — theilweise damit zusammenhängt, dass unter den Samojeden vielfach Kreuzungen mit Russen Platz gegriffen haben (was bei Wasko sowohl in Bezug auf die Hautfarbe als auch auf die Gesichtsbildung leicht zugegeben werden kann), so zeigt uns doch der entschieden mongolische Habitus des Ortje, dass die an seinen Eltern bemerkbare Abschwächung der uns auffallenden mongolischen Eigenthümlichkeiten wahrscheinlich mehr eine Alterserscheinung ist, als ein etwaiges Kreuzungsresultat.

Ueber die übrigen Körperverhältnisse sei hier nur Einiges erwähnt.

Der Körper ist im Allgemeinen gut genährt und auch die Muskulatur ist, besonders bei Iderach, ziemlich gut entwickelt.

Der Hals ist kurz; die Schultern sind hoch und ziemlich breit. Die Brustwarzen sind bei den Männern hoch gelegen. Die Brüste der Weiber sind weit herabhängend, auch bei Periptija, welche nach den mir gewordenen Informationen noch nicht gesäugt hat; sie entspringen auf einer sehr breiten Basis und laufen allmälig stumpf kegelig zu. Von irgend einer künstlichen Umschnürung oder Unterbindung der Brüste war nichts zu bemerken. Der Nabel ist sehr tief eingesetzt.

Die oberen Extremitäten sind mässig lang; Hände und Füsse sind ziemlich klein. Die unteren Extremitäten sind kurz. Leider konnten die diesbezüglichen Maasse nur bei Iderach genommen werden. Bei ihm ist das Verhältniss der unteren Extremitäten (vom oberen Ende des grossen Trochanters bis zur Sohle gemessen) zur Länge des ganzen Körpers = 52·9 : 100.

Das Verhältniss vom Oberkörper zum Unterkörper ist = 50·3 : 49·7. (Als Trennungslinie den oberen Rand der Schambein-Symphyse angenommen.) Der Oberkörper ist also lang und der Unterkörper kurz [1]). Diese Kurzbeinigkeit tritt bei vielen mongolischen Völkern mit geringer Körpergrösse auf und man hat sie sogar schon mehrfach unter die speciellen Charaktere der mongolischen Rasse aufgenommen. Indessen scheint sie vielmehr den Menschen von kleinerem Wuchse überhaupt zuzukommen und kein Rassenmerkmal zu sein.

Dies tritt deutlich zu Tage, wenn wir die Proportionen des sechsjährigen Ortje mit in Betracht ziehen. Bei ihm ist das Verhältniss des Oberkörpers zum Unterkörper annähernd = 54·7 : 45·3. (Die Höhe des Unterkörpers nach der Photographie zu 460 mm angenommen.) Er ist also in noch viel höherem Maasse kurzbeinig als Iderach.

Hofrath Langer [2]) hat nun mit Hilfe von genauen Maassen nachgewiesen, dass die Kurzbeinigkeit ein charakteristisches Merkmal des kindlichen Körpers ist, welches mit zunehmendem Alter abnimmt, indem sich die Beine am Höhenwachsthum des Menschen

---

[1]) Zograf findet bei 17 erwachsenen Männern die Körperhöhe = 1595 mm und das Verhältniss vom Oberkörper zum Unterkörper = 53·3 : 46·7; bei 9 erwachsenen Weibern die Körperhöhe = 1487 mm und das Verhältniss vom Ober- zum Unterkörper = 50·8 : 49·2. Dies stimmt im Allgemeinen mit unserem Maasse, aber die Proportion bei den Weibern würde eine bemerkenswerthe Abweichung von der allgemeinen Regel ausmachen, — wenn wir die betreffenden Messungen als vollkommen zuverlässig betrachten müssten. Leider ist dies nicht der Fall. So hat Zograf z. B. die Darmbeinbreite (largeur bi-iliaque) zu 416 mm bei den Männern und 368 mm bei den Weibern, die grösste Entfernung der beiden Trochanter (ligne bi-trochantérienne) bei den Männern mit 317 mm und bei den Weibern mit 309 mm gemessen. Darnach müssten bei den Samojeden im Gegensatze zu allen anderen Menschen 1. die Männer ein viel breiteres Becken haben als die Weiber, und 2. die Darmbeine seitlich weit über die Trochanter hinausragen. Herr Ed. Vars (Revue d'Anthrop 1881, pag. 126) hilft sich über diese „anatomische Unwahrscheinlichkeit" hinaus, indem er annimmt, „que les Samoyèdes par la constitution du tronc, soit à son extrémité supérieure, soit à son extrémité inférieure, présentent des caractères tout à fait simiens": Unsere Samojeden haben sicher keinerlei besondere Affenähnlichkeit gezeigt. Wir müssen im Gegentheil angesichts solcher unwahrscheinlicher Zahlen den Zograf'schen Messungen in diesem Punkte misstrauen.

[2]) Karl Langer. Wachsthum des menschlichen Skelettes mit Bezug auf den Riesen. Denkschr. der kais. Akad. der Wiss. Mathem.-naturwiss. Classe. 31. Bd. Wien 1872. p. 81.

	3 Jahre alt	7 Jahre	10 Jahre	Erwachsener
Körperhöhe . . .	88·3cm	115·8cm	130·8cm	162·0cm
Oberkörper . . .	574	505	502	494
Unterkörper . . .	426	495	498	506

stärker betheiligen als der Oberkörper. Diese Wachsthumsverhältnisse begegnen uns bei den Samojeden ebenso wie bei den Europäern. Wir sehen, dass Ortje sowohl in Bezug auf seine Körpergrösse, als auch in Bezug auf seine Proportionen dem Mittel der gleich alten europäischen Knaben entspricht, während die erwachsenen Samojeden nur die Körpergrösse und die Proportionen der Europäer von kleinem Wuchse (welche ebenfalls in der Regel kurzbeinig sind) erreichen. Dieser vollständige Parallelismus der Wachsthumserscheinungen führt nothwendig zu dem bereits angedeuteten Schlusse, dass die Kurzbeinigkeit bei den Samojeden und wahrscheinlich bei allen kleinen Mongolen nicht als ein besonderes Rassenmerkmal auftritt, sondern eine allen Menschen von kleiner Statur zukommende Eigenschaft ist.

Maass-Tabelle.

		Iderach	Wasko	Piriptija	Njeje	Ortje	Anmerkung
	Geschlecht	♂	♂	♀	♀	♂	
	Alter (beiläufig)	20	54	17	45	6	
	Kopfmaasse:	mm	mm	mm	mm	mm	
1	Horizontaler Umfang	545	550	550	556	493	
2	Grösste Länge (von der Glabella zur Protub. occip. ext.)	174	179	171	168	161	
3	Grösste Breite	151	153	154	155	135	
4	Ohrbreite (unmittelbar über der Mitte des meat. audit. ext.)	127	135	136	—	128	
5	Ohrhöhe (Differenz der Maasse Nr. 14 und 15)	122	—	113	—	—	
6	Jochbreite	142	140	137	134	115	
7	Gesichtshöhe (von der Sut. naso-front. zum Kinn)	118	126	109	113	88	
8	Nasenhöhe	48	54	41	46	35	
9	Obere Nasenbreite (Abstand der inneren Augenwinkel)	36	34	36	35	31	
10	Untere Nasenbreite	39	41	34	38	32	
11	Mundbreite	51	54	43	55	37?	
12	Unterkieferbreite	107	105	104	112	89	
13	Höhe der Ohrmuschel	56	—	58	—	—	
	Indices:						
	Breite: Länge	86·8	85·5	90·0	92·2	83·9	
	Ohrhöhe: Länge	70·1	—	66·0	—	—	
	Ohrhöhe: Breite	80·8	—	73·3	—	—	
	Ohrbreite: Breite	84·0	88·2	88·3	—	94·8	
	Gesichtshöhe: Jochbreite	83·1	90·0	79·6	84·3	76·5	
	Untere Nasenbreite: Nasenhöhe	84·6	75·9	82·9	82·6	91·4	
	Körpermaasse:	mm	mm	mm	mm	mm	
14	Körperhöhe	1513	—	1480	1429	1016	senkrechte Entfernung vom Boden
15	Gehörgang (oberer Rand)	1391	—	1367	—	—	
16	Schulterhöhe	1282	—	1232	—	—	
17	Brustbein (oberer Rand des Manubrium etc.)	1245	—	1210	—	—	
18	Nabel	900	—	—	—	—	
19	Schambeinsymphyse (oberer Rand)	752	—	—	—	460	
20	Oberkörperhöhe (Differenz von 14 und 19)	761	—	—	—	576	
21	Schulterumfang	1010	—	830	—	—	
22	Schulterbreite	394	340	346	310	—	
23	Brustumfang	890	—	800	—	—	
24	Umfang der Taille	780	—	760	—	—	
25	Hüftbreite	305	—	—	—	—	
	Indices:						
	Oberkörper	50·3	—	—	—	54·7	
	Unterkörper	49·7	—	—	—	45·3	
	Brustumfang	58·8	—	54·1	—	—	
	Schulterbreite	26·0	—	23·4	21·7	—	
	Schulterbreite: Hüftbreite	129·2	—	—	—	—	

		Iderach	Wasko	Piriptija	Njeje	Ortje	Anmerkung
	Extremitäten:	mm	mm	mm	mm	mm	
16	Schulterhöhe	1282	—	1232	—	—	Höhe über dem Boden
26	Fingerspitze	565	—	513	—	370	
27	Länge der oberen Extremität (16—26)	717	—	719	—	—	
28	Oberarmlänge	275	—	280	—	—	
29	Unterarmlänge	260	—	255	—	—	
30	Handlänge	170	—	165	—	—	
31	Oberarmumfang	265	—	245	—	—	
32	Grosser Trochanter (oberer Rand)	801	—	—	—	—	Höhe über dem Boden
33	Kniegelenk	423	—	410	—	—	
34	Aeusserer Knöchel	50	—	47	—	—	
35	Oberschenkel-Länge	378	—	—	—	—	
36	Unterschenkel-Länge	373	—	363	—	—	
37	Fusslänge	230	—	225	—	160	
38	Oberschenkelumfang	520	—	—	—	—	
39	Wadenumfang	330	—	335	—	—	
40	Knöchelumfang	205	—	235	—	—	
	Indices:						
	Obere Extremität	47·4	—	48·6	—	—	
	Untere Extremität	52·9	—	—	—	—	

Die Bein-Schnitzereien von Goldes.

Von

Dr. Fritz Pichler.

(Mit 1 Tafel.)

Zwischen Donau und Drau sind die steierischen Fundorte Stretweg, Klein-Glein, Negau zu besonderer Berühmtheit gelangt. In den letzten Jahren hat auch das vielgegliederte Sulmthal, westlich von der Bahnstation Leibnitz, der fünften unterhalb Grätz, südlich vom weinreichen Sausal-Gebirge, von Neuem die Aufmerksamkeit der Archäologen in Anspruch genommen durch die beiläufig 1000 weithin ausgestreuten Hügelgräber im Sulm- und Saggauthale. Der Bezirk ist etwa 2½ geographische Meilen breit, 5 Meilen lang.

Im Gebiete der vereinigten weissen und schwarzen Sulm, zwischen Klein-Glein und Wies, stehen nun die höchstgelegenen Grabstätten dieser Gegend, 106 m über Thal aufgebaut (396 m über Meer), und zwar auf dem Bergrücken mit dem Anwesen des „Silberschneider", zunächst oberhalb der Baulichkeiten des hochgesessenen Grundbesitzers genannt „Tschonecker-Franzl". Die letztere Stelle ist hinwieder die des grössten Grabbaues, dessen Durchmesser volle 40 m beträgt. Nicht mit Unrecht bringt man die Baugrösse in Verbindung mit der Grösse der Fundsachenzahl und des Standes des Bestatteten. Im Uebrigen sind die Aufwürfe, welche sich finden, in den nach Grell, Ofenmacher und Tschonecker benannten Wäldern, auf einen Durchmesser von 5 bis 20 m, eine Höhe von 20—350 cm (Mittel 10·60 m, 111 cm) bei den erstgenannten, auf einen Durchmesser von 7·6—13·3 m, eine Höhe von 80 bis 217 cm (Mittel 9·6 m, 119 cm) beim letzteren berechnet, so dass also Höhe zum Durchmesser sich verhält, dort wie 1 : 95, hier wie 1 : 80.

Alle die bezeichneten Stellen und einige sogleich noch anzudeutende gehören in die Gemeinde Goldes. Der Ort ist so wenig nach Goldgewinnung genannt, wie Goldau beim Rigi, oder nach besonderer Fruchtbarkeit, wie die goldene Aue bei Merseburg; aber er möchte eine tropische Bewandtniss theilen mit den steierischen Namen Goldsberg (Gegend bei Kapfenberg), dem Goldsee bei Rothenfels, Graben Goldstein,

Golddorf bei Pettau, die Goldtratten bei Zell, Goldleitbachl bei Birkenstein. Arnfelser Urbare mögen die alte Namenform zeigen [1]). Wie immer zum Metallbaue sich auch die einheimischen Namen der vier Silberberg, Silbereck bei Gleinstetten, Silbergraben, Silberbachel sich verhalten mögen, und obgleich wir mehr geneigt sind, die Ortsbezeichnung abzuleiten aus einem slavischen gol (nackt), goles (kahle Berggegend), golen (Beinröhre) in Bezug auf Waldrodung und Waldaufdeckungen [2]), so würden wir doch mit dem Namen uns nicht so viel herumschlagen, wenn nicht eben kleine Goldsächelchen zu den hiesigen Fundstücken gehörten. Und derlei sind selten, diese Form in Steiermark einzig. Wir können immerhin sagen, das sei Tauern-Gold, aus hinreichender antiker Literatur bekannt [3]), es sei gewaschen aus der Mur etwa bei Radkersburg, aus der Drau bei Wurmberg oder bei Tragin oberhalb Paternion, wenn nicht aus den spärlichen Adern bei Oeblarn, Walchen, Schladming, Stubeck oder aus dem Bleigemisch bei Feistritz, Rabenstein, Thal, Taschen, Oeblarn [4]). Oder sollten, welchen Herkommens immer, Findlinge des gelben Edelmetalles schon in frühen Landwirthschaftszeiten eine derartige Benennung des Hügellandes veranlasst haben, welches, nebenher gesagt, vielleicht mehr goldigen als röthlichen Weines zum Herrschaftstische lieferte?

Im Gebiete von Goldes finden sich 114 (davon 55 geöffnete) Hügelgräber, welche in 5 grössere und 5 kleinere Gruppen vertheilt sind. Nach einer mir zugekommenen Mittheilung der Redaction dieser Blätter ist ein eingehender Bericht über diese Tumuli im Druck, und deshalb glaube ich hier sowohl bezüglich der Details über die einzelnen Tumulus-Gruppen, als auch bezüglich des Inhaltes der aufgeschlossenen Tumuli im Voraus auf jenen Bericht verweisen zu dürfen. Es mag hier nur erwähnt werden, dass der Substanz nach unter den Beigaben Bronze, Eisen, Gold, Stein, Thon, Glas, Knochen, Bernstein, Holz und Holzkohle, zum Theil in mannigfaltiger Formung, vertreten waren, und dass die südlicher gelegenen, aus kleineren Hügeln bestehenden Tumulus-Gruppen (wie Goldes-Vastel) der römischen, die im Norden gelegenen, zum Theil grössere Tumuli enthaltenden Gruppen der vorrömischen Zeit anzugehören scheinen [5]).

Unter den Beigaben von organischem Stoffe nehmen die als Geräthe zugerichteten Knochen die besondere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie wurden im Herbste 1882 aus dem grossen Tschonecker-Kogel, und zwar ausserhalb des Stein-Vorbaues südlich, herausgelesen, in eine Brandschichte mit einer Masse Thonscherben gebettet. Einige der Knochen zeigten sich gravirt, deren 574 Stückchen wurden an das Joanneum in Grätz abgeliefert, wovon an 50 Stück dem Hofmuseum abgegeben worden sind. Diese Hunderte von Bruchtheilen, welche eine grösste Länge von 52 mm, grösste Breite von 35 mm und eine Dicke von 20 mm weisen, wurden nach dem einfachen Ornament-Motive auseinandergelegt, alsdann nach Muthmassung verbunden und fixirt und die Formenreihe photographisch aufgenommen. Ein Theil der auf drei photographischen Tafeln in 4° enthaltenen Figuren ist auf Tafel VII reproducirt.

Die Figuren 1 und 2 zeigen zwei Streifen, als Repräsentanten von 15 ähnlichen Stücken bis zur Länge von 110 mm, Breite 15 mm.

Die Plättchen sind, insoferne sie den ein- oder beiderseitigen Rand erreichen, mit Schrägstricheln als Endzierrath versehen, aber mancher Rand ist ganz frei. Die Länge über 27 mm hinaus ist wahrscheinlich. Das Motiv erscheint als: zwischen je zwei Wagrechten ein Paar Ringe mit Centralloch nebeneinander, verbunden durch Tangenten, deren Schrägrichtung wechselweise wiederkehrt. Diese Tangenten sind meist als drei Parallelen sichtbar. Vier solche Gruppen für ein Geräth sind gewährleistet; eine freie Feldung ausserhalb der Wagrechten kommt auch vor.

Die Fig. 3—6 zeigen die Haupttypen von 18 verschiedenen Streifen bis zur Länge von 98—104 mm; die Breite geht aber theilweise über 17 mm wahrscheinlich hinaus, vielleicht einzelweise bis 27 mm. Die Dicke der Plättchen reicht von 4 bis 8 mm. Der Motive, ebenso der Geräthformen selber, sind mehrere. Wir deuten nur an: die Ringe mit Centralloch, zu mindestens vier Paaren übereinander, die Tangente leitet herab (Fig. 3); derlei Ringe in nicht erkannter Stellung sind an anderen Stücken

[1]) Vergl. Förstemann, Ortsnamen. II. S. 651, Gollershausen alt goldunes husa; Galtis, Ort der Gepiden.

[2]) Veselič, illyrisches Wörterbuch, S. 55.

[3]) Muchar, Gesch.-Stmk. Index. S. 194.

[4]) Hatle, Minerale der Steiermark. 1885. Schmutz, Top. Lex. I. 510; noch 1807 an 700 Mark. 1853: 3 Mark 14 Loth, Durchschnitt 6½ Mark. Macher, Topogr. Stmk. S. 31, 221.

[5]) Vgl. Mittheilungen d. Wien. Anthrop. Ges. XIII. 1883. Separatabdr. SS. 61, 21, 17, 14, 13, 3; 1884 Verhandlungen S. 96 etc. Joanneum, Jahresber. 1881, S. 14, 1883, S. 12—17. Münz, Coh. I. vgl. 474, 68 f.; II. 172 bis III. 205. Undset, Eisen Taf. XI 10, IX 10—12, S. 38, Note 4, S. 68 und 77.

beseitet oder begleitet von kleineren Kreisen mit Centralloch; derlei Ringe, vielleicht nicht paarig, zwischen einfachen (?) Wagrechten; derlei grössere und kleinere mit Tangenten etwas schräg angereiht; kleine Kreise mit Centralloch, hart nebeneinander zwischen senkrechten Zeilen; derlei ohne Zeilen, mit dazwischen gelegten Spitzen oder Dreiecken; derlei in wagrechten (Fig. 4) und schrägen, auch gewinkelten Bändern eingereiht, die Zwischenfelder mit dem Spitzen- oder Dreieck-Muster, auch liegt wohl ein breiteres Band mit grösseren derlei Kreisen dazwischen (Fig. 5); die Grenzen der Musterung lassen sich nicht herstellen.

Grösser und augenscheinlicher sind hinwieder die Gravur-Sorten in Fig. 6, die sich an Fig. 1 und 2 anschliessen. Aber hier werden die Wagrechten ersetzt durch breite, wagrechte Bänder mit Schrägschraffirung von rechts, von links, vielleicht auf ein und demselben Geräthe im Wechsel, jedenfalls nicht unter sich gleich lang; man bemerkt dazu auch die Verjüngung unten zu einer Spitze, wohl mit einem eigenen Motive, das Band von etwa 4—6 Wagrechten; oder das schrägschraffirte Band zeigt das bekannte Paar der Wagrechten, zuletzt eine freie Feldung oder den Abschluss mit dem neuen Motive der drei tangential verbundenen Ringe mit Centralloch nebeneinander, dreimal wiederholt zwischen zweien und einer Wagrechten.

Nadelartige, rundliche oder sechs- bis achtkantige, spitz zulaufende Körper von besonderer Dicke, nur den andern Fragmenten gegenüber — im Ganzen 10 Stück, lang etwa bis 104 mm, dick bis etwa 12 mm — zeigen auf einer Art von Kopf und Ende das Band der Wagrechten, Schrägungen in Winkelung und Rautung, dazu die vielgenannten Ringe und Kreise mit Tangenten; man gewahrt bei einem Stück das auf die Länge des Geräthes senkrecht geführte Durchzugloch. (Siehe Fig. 7.) Andere Stücke zeigen folgendes Ornament: Kreis mit Centralloch, nach der Fläche herab angereiht, mit Tangente, oder die Tangenten der Paare winkelig zusammengehend, auf der grösseren Kantenfläche auch wohl der Ring derartig behandelt (Fig. 8), anderwärts 2, 3, 4 Wagrechte als Absatzband zwischen Gruppen von Ringen, Spitzen oder Dreiecken und den Kreisen, das Endstück verjüngt und mit gewinkelten Schrägstrichen ausgezeichnet (Fig. 9). — Schliesslich seien noch sechs röhrenförmige Hülsen erwähnt. Ueber die bestimmte, etwa noch die 10 cm überschreitende Länge des Geräthes kann nichts Sicheres gesagt werden; die Breite ist zwischen 26 und 45 mm; der lichte Durchmesser für rundliche Einsteckstücke von 20—45 mm Dicke bestimmt; Verjüngung nach unten scheint nicht ausgeschlossen, was wir „oben" nennen können, zeigt einen (auch wulstig vorspringenden) Rand; ein seitliches Loch ist einzelweise durch die Hülse geführt. Möglich, dass das Rundlich-Gehöhlte nach unten übergegangen ist in das Mehrflächig-Massive, das von der Dicke 15 mm fort sich verjüngte, nicht wohl in das Flache der in Fig. 1 und 2 dargestellten Plättchen. Nach dem Vorrathe der Reste könnten etwa zwei bis auf das Längenviertel ausgehöhlte Stäbe bis zur ganzen Länge von beiläufig dem halben Meter gedacht werden. Das Ornament besteht aus fast allen früher genannten Motiven, nur das Dreieck oder die Spitze fehlt. Ueber den zweifachen Kreis mit Centralloch geht es nirgend hinaus; die Wagrechten werden bis zu fünf, dazwischen klemmt sich auch die Schrägschraffirung ein. (Siehe die Figuren 10—13.)

Wenn wir noch hinzusetzen, dass im Gesammtvorrathe der bearbeiteten Beinstückchen etliche wenige ungravirte, flache, gebogene, seitlich gelochte, längsgelochte waren, so hätten wir noch ein paar Worte über das Material und die handliche Bearbeitungsweise zu sagen.

Das Bein erscheint zum Theil pergamentgelb (wahrscheinlich in der besten Erhaltung), etwas rissig gesprungen oder ganz polirt erhalten, randbrüchig wie von starkem Schlage oder Drucke, vielleicht auch vom Aussprunge in der Hitze; ferner der Farbe nach kalkweiss von aussen gegen innen, aussen kalkweiss, innen verkohlt, verkohlt neben weisslicher Fläche, innen kohlig geschichtet und aussen beiderseits kalkweiss, dann grauthonartig, endlich wie braun gebeiztes Holz. Der Stoff selber möchte nur von Knochen der Säugethiere genommen sein. Das Hirschhorn und die Hirschknochen überwiegen in den Geräthen des Laibacher Moores [6]), wie in der Knochengeräthe-Sammlung zu Kopenhagen [7]); von einem Hirschhorngriff aus den Flachgräbern zu Libochowitz an Eger [8]), nebst zweien ungravirten Griffen von Büffel (bison europaeus) werden wir noch sprechen.

---

[6]) Mittheilungen der Central-Comm. f. Kunst- und histor. Denkmale. Wien 1876, S. 26.

[7]) Lubbock, vg. M. I. 96—98. Nilsson, Steinzeit. S. 72.

[8]) Mittheil. d. Centr.-Comm. 1871, S. CXCIII, Fig. 2. Zu Koban fanden Chantre und Virchow ausser dem Schafe nur Pferd und Hund einzelnweise vertreten. Virchow S. 113.

Die Arbeitsweise ist nicht die des Stichels allein, welcher im Grunde unflach gräbt; die Gravüre ist ziemlich tief, bis auf den vollen Millimeter gehend, dabei sicher und entschieden, gleichmässig, wie aus der Matrize oder vielmehr aus mehreren verschieden angereihten. Der Kreis gibt sich nicht als individuell ausgedreht, sondern wie vorzeichnungsmässig eingeschlagen aus der mehr elliptischen, bis 9 mm Durchmesser zeigenden Form und nach der Hand mittelst einer Art Centralbohrers und Fidelbogens ausgeführt. Die freien Flächen erscheinen gut polirt.

Von der Bestimmung der Beingeräthe anderwärts als Gewandhaken, Griff, Harpune, Heft, Kamm, Knebel, Kneip, Lanzenspitze, Meissel, Messerhülse, Nadel mit und ohne Oehr, Pfeil, Pfriemen, Rippenbeinspitze für Flachshechelung, Spatel, Stift, Zierstück, wie das von Laibach bis Kopenhagen zu gelten pflegt, möchte hier das in's Auge zu fassen sein, was Hülse oder Griff von Messer, Dolch, was Stecknadel, Stäbchen u. dgl. betrifft, ohne dass aller Gebrauch damit erschöpft wäre.

Beinfunde als bessere Artefacte sind überall selten, wenn von europäischen Altsachen die Rede ist; die Wohnstätten, insbesondere die Höhlen, Pfahlbauten, Terramaren, sind ja ausnahmsweise Erscheinungen gegenüber den Grabstätten mehrerer Arten und Zeiten; in diesen Grabstätten aber sind die Bein-Beigaben meist vernutzt, verbrannt, verschlackt, vielleicht auch weniger beachtet worden [9]). Die Knochengeräthe der Höhlen nehmen wir verlässlicher als ungeziert an, am allerwenigsten aber ist das figurale Ornament zuzugeben und nun gar gleich porträtmässige Thierkämpfe! Ungleich einfacher und formbeschränkter drücken sich so frühe Zeiten allerorten aus. Das sehen wir im Verfolge unseres Motives vom Ringe, Kreise, Tangentenstrich u. s. w. Zwei Griffe von Hirschhorn, Fund Libochovitz, versehen mit 6 Löchern zum Anheften, oben ganz geglättet, lang an 54 mm, bringen als Zierrath genau unsere Ringe mit Centralloch in drei Reihen. Ein beinerner Griff, zahnförmig, mit denselben Ringen und Schrägstrichen versehen, nebst einem derlei Röhrchen mit Loch als Kinderpfeifchen [10]), alsdann Messerhefte, Sägegriffe, Plättchen zur Auskleidung der Holzgriffe, insbesondere das Webdurchzug-Plättchen von Stadelhof bei Kaltern [11]), Messerhefte von Hallstatt [12]), zu Bregenz [13]), Laibach, das konische Beinrohr, längs gelocht mit Rautung oben und unten, lang 65 mm [14]), Elfenbeinhülse von Watsch, gleichzeitig mit Hirschhornfigur, Reiter, Fibel, mit Bernsteingeräthen, Eisenmessern, Thonurnen etc. [15]), Messerreliefs von Agram [16]), die Knochengeräthe wie Nadel und Löffel aus Rindzünglein und Schwein-Phalangen, Holzkamm-Rücken, Messerbeschläge von der kurischen Nehrung [17]), die Kämme, fränkisch, alamanisch [18]), die flötenartige Röhre aus dem Gräberfeld von Tangermünde [19]). Aus Italien sind da herbeizuziehen die eigenartigen Holzgeräthe der Mariera von Castione dei Marchesi bei Parma mit dem Beinstabe voll Dreieckzierrath [20]), das Beingeräth von Bismantova [21]), sowie die nordischen Knochenstücke mit geschnitztem Kopfe: Hülse, Schmucknadel, Kämme u. dgl., deren etliche bei Undset und Montelius mitgetheilt sind [22]).

Diese Ornamentmuster für Bein sind der Bronzezeit überhaupt in vorzüglichem, um nicht zu sagen ausschliesslichem Maasse eigen, mindestens in den österreichischen Alpenländern derart, dass sie in der Römerzeit, soweit bis jetzt Funde mitreden, überwunden und verschwunden sind. Von Sacken's Mustertafel (Leitfaden S. 102, Fig. 41) gelten für die Goldeser Geräthe überhaupt *a b d f* und Einiges von *g*; man muss aber bedenken, dass in der durchweg viel zahlreicher vertretenen Bronze-Technik neben mancher anderen Musterung gerade unsere behandelte den gewöhnlichsten Kern bildet. Auf der gepunzten Schüsselwand vor Klein-Glein stehen die Kreise oder Scheibchen mit der Tangente, aber schon mit mehr artistischem Beirath als Irrgang u. dgl.

Auf dem Stretweger Plattenwagen trägt eines der Pferde am Halsbuge die Kreise mit dem Central-

---

[9]) Virchow, Koban S. 76.

[10]) Vgl. oben Mittheil. d. Centr.-Comm. 1871 und das Röhrchen Fig. 8 nebst 12, 13.

[11]) Mittheil. d. Centr.-Comm. 1865, S. 188, Fig. 12.

[12]) Sacken, Hallstatt. Taf. XIX, 4, 5, 6 und Salzburger Mittheil. 16. S. 20, Fig. 3, S. 39.

[13]) Mittheil. d. Centr.-Comm. Brigantium 1880, 73.

[14]) Ebd. 1876, S. 28, Nr. 5, Taf. I, 19.

[15]) Denkschr. d. Wiener Ak. d. Wiss. math. 1880, Bd. 42.

[16]) Arch.-epigr. Mitth. a. Oesterr. 1879, III, 169.

[17]) Schriften d. k. phys.-ök. Ges. Königsbg. 1873, S. 58, 99, Taf. XI, Fig. 4, a, b, c; 1871, Taf. VI, 21.

[18]) Lindenschmit, I. 9, Taf. VI.

[19]) Zeitschr. f. Ethnol. 1884, XVI. S. 116, 626, Taf. VI, 8 f.

[20]) Pigorini, Strobel im Bulletino d. paletn. 3, 199; 4, 22, Taf. I nach Desor, C. Engelhart, Lioy, Lisch, Merk, Morlot, Much, Pupikofer, Saabi, V. Schmidt, Zanetti, Keller etc.

[21]) Bull. 2, Taf. VIII, 17, dazu der Kamm bei Bender, Rom, S. 238.

[22]) Undset, Eisen, S. 292, Taf. XXVI, S. 490, Fig. 201, 203; M. in antiq. tidsk. 1873, S. 292, Fig. 36.

loch, welches allerdings auch auf den wirklichen Zierrath der Bronzescheiben hinweisen könnte. Nebenbei sei erwähnt, den übrigen drei Pferden des vielberühmten Wagens fehlt dieser Zierrath und das gezierte Pferdchen ist das dem Joanneum erst nachmals (1877) zugekommene. Gehört es zu einem eigenen anderen Paare und fehlt das gleichartige vierte dem Wagen? Die Leibbinde der grossen Mittelfigur des Wagens zeigt das Ornament der Schrägstriche zwischen dem wagrechten, wie unsere Beingeräthe. Genug, andere Bronzegeräthe stimmen mit unserer Ornamentik überein. Man sehe nur die Beile und Paalstäbe von Hallstatt nnd Kleedorf; aus ersterem[23]) die wechselreichen Bronzebleche, das H-förmige Geräth, das Klapperblech und die Lunula zur Fibel, die Ringe, die Schwertgriffe und Beschläge. Der materielle concentrische Kreis des brillenartigen Schwertgriffes geht da ohne Zweifel dem idealen Ornamente gleicher Form voraus; nach der Schachung, Rautung, Spitzenreihe, nach den Kreisen, Ringen, Tangenten u. s. w. hat sich erst der körperlichere Zierrath, insbesondere der scheibchenartigen Buckeln, der Räder, Rosetten und alsdann das Thierwesen der Hallstätter, wie der Klein-Gleiner, Watscher Bronzen herausgebildet. Nennen wir inzwischen noch die Geräthe von Krenndorf, Dornbirn (Beil), Castaneda, Gamprin, Molinazzo (Bracelets wie in Dornbirn), von Stadelhof bei Kaltern (Nadel, bronzen mit Bein ausgelegt, oder Bein mit Blechüberzug), Lueg (Helm)[24]), eine der Fibeln von Gurina, Armbrustform, der Zeit nach anzusetzen vor die Certosa-Fibel, nach der Hallstätter und Kahnform[25]), das Sistrum von S. Margarethen[26]) und das Pendeloque von Watsch, die gröbere Arbeit des Geräthes von Breichovina[27]), Armring und Fibeln von Dux und den Fussring von Plesivac[28]), den Spiegel von S. Pietro bei Görz, den Kamm sammt den kreisgezierten Knochenstücken von Vermo[29]), weiterhin in Deutschland die Armschienen und Armgeschmeide aus Württemberg[30]), einzelne Mainzer Fibeln, das Rosenauer Röhrchen, Schweizer Armspangen und Nadeln[31]). In Frankreich gehören hierzu[32]) z. B. die Bleche aus dem Tumulus von Refranche, aus Amondans, Amancey, Corveissiat (die geometrische Patrone herrscht stark vor), Chilly, das fassartige Geräth, ähnlich einem Schweizer im Rhonethal, ebendaher Fibelblatt, Reif, Fingerring und andere Ringe, wie wir denn auf den nordischen Bronzen gewisser Zeit, die allerdings merklich später als die unsere sein könnte, die auffällig verwandtesten Ziermotive einzelweise verfolgen könnten im Armbandring von Oeland und Kallundborg, auf dänischen, schwedischen Fibeln und Knöpfen (Bornholm, Seeland), Holsteiner Gefässen der Hallstätter Art, Hohlgeräthen (Ramsberg, ähnlich Strakonic), dänischen Kämmen, Hohlringen, Schwertgriffen u. s. w.[33]) Die neuestens so viel gesuchten Rückschlüsse auf den Kaukasus und seine Völkerpässe führen uns in den kobânischen Zierweisen, wie sie auf Gürtel-Platten, Röhrchen des Kopfschmuckes u. A. erscheinen, auf ein viel Ausgebildeteres, auf ein orientalisirend Volleres, das als Anknüpfung für die alpenländischen Urzeiten schon zu weit voraus ist[34]). Ueberhaupt leuchtet uns das allerorts einheimische Entstehen des einfachen Urzierraths mehr ein, als die gar zu üppige Ableitung vom Orient, und wenn wir gleich die ähnlichsten Motive eigenartigster Zusammensetzung begegnen bei den Hindu, den Aegyptern, Griechen (ihr in die Renaissance aufgenommenes Kreis-Tangential-Motiv ist gar merkwürdig), namentlich in den Hissarlik-Gräbern, so wollen wir uns doch hüten, mit Nilsson im Kreise und Ringe nur Orientalisches und obendrein Symbolisches zu wittern, wenn selbst Steine, wie die in der Northumberländer Grotte, mit derlei Zeichen

---

[23]) Sitzungsb. d. Wiener Akad. d. Wiss. 1874, Taf. II. 58; Sacken, Hallstatt, Taf. VII. 2, 11; X, 6; XII, 4; XIII, 2 und Leitf. S. 99, Fig. 39; XIV, 15, 16; XVII, 15; vgl. Fig. 34, 35, Leitf. S. 149, Fig. 62, S. 88; V, VI. 4, 6, endlich XXII, 3, 3a, XXIV, 3, 4. Mitth. d. Centr.-Comm. 1875, Taf. II.

[24]) Sitzb. d. Akad. d. Wiss. 1883, Taf. VII; Mitth. d. Centr.-Comm. 1873, 31; XI, 92; 1865, 186, Fig. 7. Sacken, Leitf. S. 92, Fig. 29: vgl. Oberziner, Reti, tav. XXII, 11.

[25]) Meyer, Gurina Taf. V, 13.

[26]) Chantre, Materiaux 1884, S. 43, Fig. 54, vgl. 56; ebd. 30, 35.

[27]) Mittheil. d. Centr.-Comm. 1879, S. XCI.

[28]) Mittheil. d. Centr.-Comm. 1882, S. LXXX; 1881, S. XLV.

[29]) Bull. de pal. 3, 123, Fig. 10; Sitzungb. d. Akad. d. Wiss. 1884. Bd. 89, S. 340, 337, Taf. V, 10.

[30]) Lindenschmit, Bd. III, Heft II, Taf. 4, 2; Königsberger Schriften 1873, Taf. VIII, 22; Lubbock I, 34.

[31]) Chantre, Fer, S. 34, 52, Nr. 14.

[32]) Chantre, Fer, Taf. XLI, 9; XXXVI, XXXI, XXIV, XXVII, S. 3, Fig. 1, IX 6, XIX 5, XXI 3 bis 6, 10, XXII 2, 4, XIV 5, XV 3, VII, 1, 2 und XVIII 7.

[33]) Undset, Eisen, S. 387, Fig. 60, 384 zu 59 a, b, S. 436, Fig. 139; Fig. 89 und 96; S. 428, Fig. 136 a, b; S. 473, Fig. 156; S. 299, Fig. 22; Taf. XXIV, 4; S. 371, Fig. 51; Essenwein, Culturhistorischer Bilderatlas I, 15; Lubbock, vg. M. I, 29.

[34]) Virchow, Kobân, S. 131, S. 64, Fig. 25, S. 37, Atlas X, 1.

sprechend werden sollen[35]). Zutreffend aber ist für unsere Gebiete Nilsson's Ornamentmuster des Bronze-Alters, als Nr. 3 der Ring, einfach und doppelt oder mehrfach, mit und ohne Mittelfleck sammt Verbindung, als Nr. 2 Uebergang von Spirale und Ring, als Nr. 1 die Spirale, als Nr. 6 Zickzack. Das sind doch Thatsächlichkeiten, an denen Niemand zweifeln darf.

Wenn im Edelmetall nun nur das Gold mit dem inländischen Schmuckgeräth, das sich ganz übersäet mit den dreifachen Kreischen darstellt, mit der Schöpfkelle von Fühnen und nicht allzuviel anderem[36]), keineswegs aber das der Hallstätter Quelle fremde Silber in Parallele zu ziehen kommt, so bleibt endlich auch der Thon dem bestimmten Verzierungswesen nicht fremd. Das Scheibchen, in Spitzenreihe nach dem Rande ausgelegt, zeigen Gefässtheile aus dem grossen Goldeser Tumulus selbst, aus jenem benachbarten vom Kirbischbauer, auf der graphitirten Gefässscherbe von Klein-Glein ist die Scheibchengruppe um den Kreis gestellt, am Rande im Rechteck eine Henkelurne von Mariarast zeigen sich die Kreischen mit Centralloch, je drei senkrecht und wagrecht nebst wagrechtem Bande, Zickzack, aber dazu auch Herzchen[37]); wir sehen auf den Laibacher Gefässen die Spitzen-Besäumung bei wenigen Kreischen, letztere in Gurina als Bandbesatz zu Hallstatt, die Kreise mit Tangente brillenartig auf der Schweizer Hausurne.[38]) Ohne auf diesem gar zahlreich besetzten, aber gröberen Gebiete die Beispiele weiter verfolgen zu wollen, begnügen wir uns, aus dem Auftreten der ein- und zweifachen concentrischen Kreise, der Scheibchen und Kreischen und Ringe, mit und ohne Centralloch, tangential verbunden, der Rautung, des Zickzacks auf den urzeitlichen griechischen Gefässen[39]) zu folgern, dass dieses Ziermotiv zunächst nicht nach einem einzigen Volke genannt werden müsse, ebensowenig nur griechisch, nur italisch, nur keltisch sei, dass es vielmehr als eine Art gemeinsamer, vielleicht nicht sehr zeitverschiedener Erfindung der Mittelmeerland-Völker bezeichnet werden könne, andererseits, dass diesen ersten, fast naiven Formen zeitlich nachfolge das Thiermotiv, das Pflanzenmotiv, insbesondere deren phantastische Ausgestaltung. Für die Alpenländer mag die Beibezeichnung keltisch insoweit zutreffen, als bestimmte Erzeugnisse in bestimmter Stilart in der bestimmten Zeit nach 600 v. Chr. herab, und vor den römischen directen Einflüssen seit ca. 50 v. Chr. dadurch betroffen werden. Vermuthlich könnte Früheres hier etruskisch, wie Späteres römisch, germanisch, slavisch u. s. w. genannt werden.

Eine möglichst vorsichtige Zeitbestimmung der Beingeräthe würde nun darauf fussen müssen, dass sie zunächst unrömisch seien, nicht nothwendig vorrömisch, dass gerade im Fundhügel selbst eine Münze, das Bestimmungsmittel, mangle, dass aber in den allernächsten Fundstätten münzlich die Date gegeben sei: nach 98 und wahrscheinlich auch noch nach 140 p. Chr. Die früheste Münze erlaubt die Zeit 96 bis 98 anzunehmen. Würde der Hügel mit den Beingeräthen in diesen Jahren aufgerichtet oder in Gebrauch gesetzt sein, so hindert nichts, hundertjährige Stäbchen, Nadeln, Messerscheiden einem dörflichen Stammältesten mitgegeben zu sehen. Gefiele es aber auch, die Goldeser Bein-Gravuren erst dem 2. christlichen Jahrhunderte zuzuweisen, so sind sie doch die dermal ältesten im steierischen Antheile von Noricum und Pannonien aufgefundene in Bein-Schnitzereien.

---

[35]) Owen Jones, ornament, Taf. LVII 7 und 8, XI, 1 bes. 6, 7, S. 35, Taf. XXII 22, XVII 18; Ausland 1884, S. 290. Nilsson, Br.-Z. S. 4, 5, 13, 62, vgl. 117, Taf. III, 23, 24, 35, IV 43, V 72. Lubbock I, 166.

[36]) Lubbock I. 40, 67; Nilsson 152.

[37]) Mitth. d. Centr.-Comm. 1875, S. 64, Taf. IX.

[38]) Mitth. d. Centr.-Comm. 1876, Taf. II; Meyer, Gur. Taf. XIII 16; Zeitschr. f. Ethnologie 1884, Taf. VI; Sacken, Hallstatt, Taf. XXVI 4, 7, 8; Lubbock I, 49.

[39]) Conze, Anfänge der Kunst. Sitzungsb. d. Wiener Akad. d. Wiss. Bd. 64, 1870, Taf. I 1, 2, III 4, VII 1, X 1, 4. S. 518, 527, Taf. V 3, II a, b.

Durch Schriftentausch eingelangte Druckschriften.

(1. Juli 1885 bis 31. Juni 1886.) [1]

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti. (Sitzungsberichte der südslavischen Akad. der Wissensch. in Agram.) Band LXXVII. Philologisch-historische und philosophisch-juridische Abtheilg. Agram 1885. 8°.

— Band LXXVIII. VII. 1 u. 2. — Mathematisch-naturhistorische Abtheilg. Agram 1886. 8°. — Kišpatića: Predhistorijsko kamenito orudje iz narodnoga muzeja u Zagrebu. p. 188—218.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva (Vierteljahrschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft in Agram). Band VII. Heft 3/4. Agram 1885. 8°.

— Nr. 3. — S. Ljubić: Prvo odkriće predhistoričkih grobja od Žara u Hrvatskoj. (Prima scoperta di cimiteri preistorici di urne Croazia. Tav. VI.) p. 65—72. — Vid Vuletić-Vukasović: Starobosanski nadpisi u Stonu. (Iscrizioni antico-bosnesi in Stagno.) p. 72—76. — Starobosanski nadpisi u Hercegovini. (Iscrizioni antinco-bosnesi in Ercegovina. p. 76—77.)

— Nr. 4. — S. Ljubić: Terramara u Hrvatskoj (Terramare in Croazia) p. 97—98. Vid Vuletić-Vukasović: Starobosanski nadpisi u Hercegovini. (Iscrizioni antico-bosnesi in Ercegovina) p. 98—99.

— Band VIII. Heft 1 u. 2. Agram 1886. 8°.

— Nr. 1. — S. Ljubić: Rimske Therme u Mitrovici (Syrmium) (Terme romane in Mitrovica). p. 1—6 u. 1 Taf. — Vid Vuletić-Vucasović: Starobosanski nadpis u Hercegovini (Iscrizione antico-bosnese in Hercegovina). p. 14—15. — S. Ljubić: Prvi tragovi predhistoričkih opažanja u nas još početkom prošloga stoljéća (Prime traccie di osservarioni preistoriche appresso noi ancora in sul principiare dello scorso secolo). p. 17—19.

— Nr. 2. — Vid Vuletić-Vukasović: Starobosanski nadpisi u Hercegovini (Iscrizioni antico-bosnesi in Hercegovina). p. 36 bis 38 u. 1 Taf. — S. Ljubić: Japudija in predhistoričko odkriće u Prozoru Kod Otočca. (La Japidia e la trovaglia preistorica in Prozor vicino Otočac.) p. 39—50. — Prvi tragovi predhistoričkih opažanja u nas još tečajem XVII. stoljeća (Prime traccie di osservazioni preistoriche appresso noi ancora nel corso del 17 secolo). p. 50—52.

Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam. Onder Redactie van Prof. C. M. Kan en N. W. Posthumus. Tijdschrift. II. Serie. Deel II. Afdeeling. Verslagen en Aardrijkskundige Mededeelingen. Nr. 4—8. Amsterdam, Utrecht. 1885. 8°.

— Afdeeling. Meer uitgebreide artikelen. I. Nr. 2. Amsterdam, Utrecht. 1885. — J. B. Neumann: Het Pane-en Bila-stroomgebied op het Eiland Sumatra. (Studiën over Batahs en Batahsche landen.) p. VIII + 280.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Verhandelingen. Deel XLV, 1 Aflevering. Batavia 1885. 4°. J. L. van der Toorn: Mandjau Ari, Minangkabausche Vertelling. p. 1—170.

— Tijdschrift voor Indische Taal, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Bat. Genootsch. v. Kunsten en Wetenschappen. Deel XXX. Afl. 1, 2, 3, 4 und 5. Batavia 1885. 8°. — Nr. 3, 4. — A. Hijmans van Anrooij: Nota omtrent het rijk van Siak. p. 259—390. — Nr. 5. — F. H. Campen: De godsdienst begrippen der Halemaherasche Alfoeren, eenige oude volkssagen naverteld. p. 437—443. — Ternataansche pantoen's 1° serie. p. 443—451. — C. den Hamer: Jets over het tatoueeren of toetang bij de Biadjoe stammen in de Z/O afd. van Borneo. p. 451—459. — C. A. van Ophuijsen: Eenige Bataksche raadsels. p. 459—473. — J. Habbema: Fragmenten uit een Maleisch handschrift. p. 473—484. — Proeven van Redjangsch. p. 484—492. — D. F. van der Pant met bijstand van raden Padmå Soesastrå: Een paa bladzijden levend Javaansch, als proeve van Soerakartasche spreektaal. p. 492—517.

— Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. van Kunsten en Wetensch. Del XXII. Aflevering 4. Del XXIII. Aflevering I, II. Batavia 1885. 4°.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsberichte. Jahrg. 1885. Heft I—LII. Berlin 1885. 4°.

— Heft 5. — R. Virchow: Die Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa. p. 39—48. — Mommsen: Die Oertlichkeit der Varusschlacht. p. 63—92. — Hft. 35, 36. — Euting: Epigraphische Miscellen. p. 669—691 u. 6 Taf. — Hft. 38, 39. — Dillmann: Ueber Pithom, Hero, Klysma nach Naville. p. 889—898. — Foerster: Mittheilungen über Handschriften des Libanios. p. 899—918. — — Nr. 43. — Solling: Archaische Inschriften in Böotien. p. 1031—1037. — Nr. 50, 51. — Virchow: Ueber krankhaft veränderte Knochen alter Peruaner. p. 1129—1143.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 17. Jg. Heft II—VI. Berlin 1885. 8°.

— Heft II. — A. Schadenberg: Die Bewohner von Süd-Mindanao und der Insel Samal. 2. Samal. p. 45—57. — J. G. F. Riedel: Galela und Tobeloresen. Ethnographische Notizen. p. 58—89 u. 1 Taf. — Besprechungen: R. Virchow: Paoli Orsi, La necropoli italica di Vadena. p. 90—91. — W. v. Schulenburg: W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. p. 91—92. — Verhandlungen: Dr. R. Neuhaus: Ueber anthropologische Untersuchung in Oceanien, namentlich in Hawaii. p. (33)—(35). — Virchow: Sinhalesen. p. (36)—(50).

Februar-Sitzung. — E. v. Erckert: Die Mauer von Derbend. p. (55)—(59). — Pechuel-Loesche: Messungen von Buschmännern und Hottentotten. p. (59)—(62). — P. Ehrenreich: Reise auf dem Rio Doce. p. (62)—(65). — Jules Oppert: Erwähnung des Bernsteins in einer Keilinschrift. p. (65)—(66). — Dr. Arbo: Beiträge zur physischen Anthropologie der Norweger. p. (66)—(70). — E. Friedel: Steinsculpturen und Verwandtes in Nordtirol. p. (70)—(76). — Reihengräberfeld bei Reichenhall in Ober-Bayern. p. (76)—(78). — Virchow: Eine Spiralarmspange aus Bronze aus dem Kreise Adelnau. p. (78)—(79). — Becker: Gräberfunde von Frose und Wilsleben. p. (79)—(81). — Jentsch: Eine verzierte Eisenspange mit Schieber von Guben S. W., einen Bronzetorques aus dem Krossener Kreise und Freibäume. p. (81)—(83). — M. Erdmann: Urnenfund von Sellessen bei Spremberg. p. (84)—(85). — E. Lemke: Prähistorische Funde in Rombitten, Ostpreussen. p. (86)—(89). — Fischer: Zur Nephritfrage. p. (89)—(92). — Ch. Grad: Pfeilspitzen und Messer aus Feuerstein aus der algierischen Sahara. p. (92)—(93). — Dr. C. von den Steinen: Die Schingú-Indianer in Brasilien. p. (94)—(97).

April-Sitzung. — Graf J. Zawisza: Gesichtsurne von Sokolow. p. (141). — W. Schwartz: Grabfunde im Kreise Wongrowitz, namentlich eine Gesichtsurne. p. (141)—(142). — E. Krause: Ungarisches Fischnetz mit Gleitern aus Pferdeknochen. p. (142)—(143). — Dr. Ossowidzki: Prähistorische Gegenstände von Oranienburg. p. (143). — M. Erdmann:

[1] Die verehrlichen Institute und Vereine, welche mit uns im Schriftentausch-Verkehre stehen, werden gebeten, die Anführung ihrer Druckschriften an dieser Stelle als Empfangsbestätigung zu betrachten. *Das Secretariat.*

Funde von Züllichau. p. (143)—(145). — Dr. R. Köhler: Die Zacharias-Inschrift zur Abwehr der Pest. p. (145)—(147). — Jentsch: Rundwall auf der Lubst-Hutung bei Guben. p. (147)—(149). — Verziertes Beigefäss und slavische Leichenurnen von Wirchenblatt, Kr. Guben. p. (149)—(151). — Dr. H. Hartmann: Funde von Landsberg a. W. p. (151) bis (152). — Siehe: Gräberfeld von Gross-Mehsow. p. (153) bis (154). — Ringwall bei Torno. p. (154)—(155). — Virchow: Moderne geschlagene Feuersteine von Verona. p. (155)—(157). — Kuchenbuch: Die Lanzenspitze von Torcello. p. (157) bis (161). — Dr. F. Boas: Die Sagen der Baffin-Land-Eskimos. p. (161)—(166). — E. Friedel: Die Hausurne von Gandow. p. (166)—(168). — Das Riesengrab von Mellen bei Lenzen a. E. p. (168)—(169). — Mützenurnen und dergleichen bei Königsberg in der Neumark. p. (169)—(170).

Mai-Sitzung. — Gesichtsurne von Garzigar (Reg.-Bez. Cöslin). p. (174)—(176). — Schwartz: Pfahlbauten von Lagiewniki, Kr. Kosten. p. (176)—(179). — J. Mestorf: Bronzefund von Tinsdahl-Rissen, Kirchspiel Nienstedten an der Elbe. p. (179)—(180). — Dr. R. Dorr: Auffindung eines römischen Glases auf dem Neustätterfeld bei Elbing. p. (180) bis (182). — E. v. Tröltsch: Beziehungen süddeutscher Steinbilder zu russischen. p. (182)—(183). — Virchow: Schema zu anthropologischen Aufnahmen. p. (99)—(102). — Nicobaresen, Schombengs und Andamanesen. p. (102)—(109). — Handelmann: Opferbrauch bei Besitzergreifungen und Bauten. p. (110) bis (111). — N. v. Seidlitz: Bosslobiss-Kwira, ein Sittenbild aus dem Leben der Grusiner (Imeretiner) am oberen Rion. p. (111)—(112). — v. Erckert: Kopfmessungen im Kaukasus in den Jahren 1881—1883. p. (112).

— Heft III. Berlin 1885. 8°. — J. v. Tschudi: Das Lama in seinen Beziehungen zum altperuanischen Volksleben. p. 93 bis 109. — Dr. R. Andree: Aggri-Perlen. p. 110—115. — Besprechungen: Treichel: O. Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Theile von Hinterpommern. p. 117—118. — Virchow: C. Freiherr v. Czörnig, die alten Völker Oberitaliens, Italiker (Umbrer), Raeto-Etrusker, Raeto-Ladiner, Veneter, Kelto-Romanen. p. (118) bis (119). — G. Oberziner: I Reti in relazione cogli antichi abitatori d'Italia. — Verhandlungen: v. Erckert: Kopfmessungen im Kaukasus in den Jahren. p. (113)—(116). — J. Lepkowski: Sind nicht einige Aschenurnen-Ornamente eine Schrift? p. (116)—(117). — Virchow: Bronzeschnalle von Osnabrück. p. (117)—(119). — B. Ornstein: Neuer Fall eines geschwänzten Menschen. p. (119)—(126). — Virchow: Nephritbeil und die Klangplatten von Venezuela. p. (126) bis (128). — G. Schweinfurth: Kiesel-Nuclei aus der arabischen Wüste, p. (128)—(134). — Voss: Zwei Bronzeschwerter von Lüben, Kreis Deutsch-Crone, Westpreussen. p. (135)—(140). — v. Tschudi: Die Calchaquis. p. (184)—(186). — Kofler: Limes romanus und eine neue Römerstadt. p. (186)—(190). — Bayern: Archäologische Verhältnisse von Koban. p. (190) bis (192). — Kuchenbuch: Runenspeer von Müncheberg. p. (192) bis (200). — Bastian: Zwei altmexikanische Mosaiken. p. (201)—(202). — Virchow: Acclimatisation. p. (202)—(208).

— Heft IV. — F. S. Grabowsky: Ueber die „djawet's" oder heiligen Töpfe der Oloh ngadju (Dajaken) von Südost-Borneo. p. 121—128 u. 1 Taf. — Dr. W. Schwartz: Die Vermählung der Himmlischen im Gewitter. p. 129—143. — Christian Jensen: Die Nationaltracht der Sylterinnen. p. 144—152. — Besprechungen: E. Friedel: Charles Rau, Prehistoric Fishing in Europe and North America. p. 153. — Virchow: Aurel Krause, die Tlinkit-Indianer. p. 154—155. — Irving Dodge, die heutigen Indianer des fernen Westens. p. 156. — Verhandlungen: Virchow: Acclimatisation. p. (209)—(214).

Juni-Sitzung. — Schliemann: Ausgrabungen zu Tiryns. p. (217)—(219). — Dr. J. P. Pyrlas: Ein hyperostotisches Schädelstück von Pankratiu im Peloponnes. p. (219)—(220). — Ph. Freudenberg: Sinhalesische Titel und Namen mit englischer Uebersetzung. p. (220)—(222). — G. Fritsch: Ueber photographische Reiseausrüstungen. p. (222)—(235). — H. Jentsch: Ueber ein Gräberfeld bei der Chöne unfern Guben. p. (235)—(241). — A. B. Meyer: Krao. p. (241) bis (247). — Virchow: Drei gedrehte Bronze-Armringe von Werben im Spreewald. p. (247). — Schädel und Skelette von Botocuden am Rio Doce. p. (248)—(254). — Acclimatisation (Discussion). p. (254)—(261).

Ausserordentliche Sitzung. — Virchow: Priorität der Aufstellung der Lehre von den archäologischen Perioden. p. (263)—(267). — A. Ernst: Photographie der Piedra de los Indios. p. (267)—(268). — Dr. R. A. Philippi: Die Thongefässe der Calchaqui. p. (269). — Virchow: Drei abgeschnittene Schädel von Dayaks. p. (270)—(274). — Schwartz: Fundstücke aus den Provinzen Brandenburg und Posen. p. (274) bis (275). — Buchholz: Römische Münzfunde aus dem Kreise Angermünde. p. (275)—(276). — Weisser: Einige noch unbekannte Sitten und Gebräuche der Eingeborenen von Neubritannien. p. (276)—(279). — Fritsch: Das menschliche Haar als Rassenmerkmal. p. (279)—(283). — Virchow: Pfahlbauschädel des Museums in Bern. p. (283)—(303) u. 1 Taf. — Schweinfurth: Steingeräthe von Helwan und aus der arabischen Wüste. p. (302)—(306).

— Heft V. u. VI. — Dr. O. Schoetensack: Die Nephritoide des mineralogischen und des ethnographisch-prähistorischen Museums der Universität Freiburg im Breisgau. p. 157—189. — Dr. A. Ernst: Ueber die Reste der Ureinwohner in den Gebirgen von Mérida. p. 190—197. — Besprechungen: Dr. G. A. Fischer: Das Massai-Land. — J. Thomson: Through Massai Land. — Stanley: Der Kongo und die Gründung des Kongo-Staates (R. Hartmann). p. 198—200. — Victor Gross: La Tène, un oppidum helvète. — A. B. Meyer: Gurina im Obergailthal (Kärnten). — Unser Wissen von der Erde. Bd. I. — A. Lubecensis: Gregorius peccator de teutonico Hartmanni de Aue in latinum translatus. — J. Kubay: Ethnographische Beiträge zur Kenntniss der karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft. Heft I. Die socialen Einrichtungen der Pelauer. — Ab. Francesco Soranzo: Scavi e scoperte nei poderi Nazari di Este (Virchow). p. 198—204. — M. Kulischer: Der Dualismus der Ethik bei den primitiven Völkern. p. 205—213. — A. Bastian: Zur ethnischen Psychologie. p. 214—233. — Besprechungen: Al. Voss und Gustav Stimming: Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg. — E. Wagner: Hügelgräber und Urnen-Friedhöfe in Baden mit besonderer Berücksichtigung ihrer Thongefässe (Virchow). p. 237—240. — Verhandlungen.

Juli-Sitzung. — Jul. Oppert: Die Keilinschrift auf dem Obelisk Ašurnâsirabal's. p. (307)—(309). — P. Ehrenreich: Reisen in Brasilien. p. (309)—(312). — A. B. Meyer: Chinesische und amerikanische Klangplatten. p. (312)—(314). — W. Belck: Reise nach Angra Pequena und Damaraland. p. (314)—(316). — Virchow: Messungen, Schädel und Skelette von Namaqua's. p. (316)—(324). — F. Blumentritt: Eine philippinische Sage. p. (324)—(325). — Virchow: Bronzen und Perlen aus Gräbern von Savoe und Samal. p. (325)—(329). — Bayern: Gräberfeld bei Djelaloglu in Transkaukasien. p. (329). — Jentsch: Einzelne Funde aus den Gräberfeldern bei Guben und spätere Nachklänge älterer Gefässformen. p. (330) bis (332). — Pastor Becker: Gräberfunde aus der Gegend von Aschersleben. p. (332)—(335). — Hollmann: Ausgebesserte Bronzegefässe von Tangermünde. p. (335)—(336). — Virchow: Kobaltglasperlen aus dem Urnenfelde bei Grableben, Altmark und neolithische Ornamente an Thongefässen von Tangermünde. p. (336)—(338). — Zahlreiche Bronzeeimer im Tolnaer Comitat, Ungarn. p. (338). — Alfieri: Marmorbüste eines Congo-Gesandten in Rom. p. (338)—(339). — L. Schneider: Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Böhmen. p. (339)—(353). — L. Schneider: Reihengräber bei Neu-Bydžov. p. (353). — Virchow: Anthropologische Excursion nach Neu-Strelitz. p. (354)—(364). — Olshausen: Nomenclatur der Bronzecelte. p. (364)—(368).

October-Sitzung. — J. Oppert: Keilinschrift auf dem Obelisk Ašurnâsirabal's. p. (372)—(373). — R. Andrée: Aggri-Perlen. p. (373)—(375). — P. Ehrenreich: Die brasilianischen Wilden. p. (375)—(377). — A. Sprenger: Acclimatisationsfähigkeit der Europäer in Asien. p. (377)—(381). — Dr. G. Beyfuss: Maasstabelle von Eingeborenen des indischen Archipels. p. (381)—(383). — Jentsch: Alterthümer aus dem Kreise Guben. p. (383)—(389). — Major Bode:

Verglaste Mauer in Mildenau. p. (389)—390). — Vater: Ein weibliches Gerippe von Spandau. p. (390)—(391). — Treichel: I. Beiträge zur Verbreitung des Schulzenstabes und anderer Botschaftsmittel. — II. Beitrag zur Satorformel. — III. Vom Schlittknochen, sogenannten Hund und Bock. — Steinkreise und Drillingssteine bei Odri, Kr. Konitz. p. (391) bis (404). — W. Schwartz: Ein bei Löwenberg in Mecklenburg gefundenes Bronzeschwert. p. (405)—(406). — Schweinfurth: Kieselartefacte aus der arabischen Wüste und von Helwan. p. (406)—(407). — A. Langen: Key-Inseln und die dortigen Geistergrotten. p. (407)—(410). — Olshausen: Technik alter Bronzen. p. (410)—(459).

Ausserordentliche Sitzung. — G. Oesten: Rethra. p. (463)—(466). — Max Bartels: Die Nekropole von Vetulonia. p. (466)—(469). — Virchow: Riese Winkelmeier aus Oberösterreich. p. (469)—(472). — Joest: Reise in Afrika im Jahre 1883. p. (472)—(488). — Virchow: Neger von Darfur. p. (488)—(497). — Wedda-Schädel. p. (497)—(501).

November-Sitzung. — Handelmann: Eine Schicht vergrabener Töpfe. p. (503)—(504). — Fund mittelalterlicher Thongefässe. p. (504). — v. Buchwald: Gräberfund am Brückentin-See u. A. p. (505). — A. Treichel: Der Schlossberg bei Liniewo. p. (506)—(507). — Prähistorische Funde aus dem Kreise Neustadt in Westpreussen. — Prähistorische Funde aus den Kreisen Berent, Carthaus und Pr. Stargard. p. (508)—(514). — Dr. Köhler: Systematische Anordnung der Knochenfragmente in den Aschenurnen. p. (514). — Die Frage von Schwanzmenschen. p. (515)—(516). — A. B. Meyer: Krao, sowie Namengebung und Titel bei den Siamesen. p. (516)—(518). — Nehring: Altperuanische Hundemumien und über Rassebildung bei den sogenannten Inca-Hunden. p. (518)—(521). — Joest: Reiseerfahrungen als Photograph. p. (521)—(528). — W. Schwartz: Prähistorische Mythologie, Phänomenologie und Ethik. p. (528)—(537).

December-Sitzung. — Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1885. p. (539)—(547). — Studer, Virchow: Westschweizerische Pfahlbau-Bevölkerung. p. (548)—(551). — Dr. E. Rautenberg: Prioritätsstreit in Betreff der Entdeckung der prähistorischen Culturperioden. p. (551)—(552). — Bleil-Tüngen: Bronzene Lanzenspitze mit Runeninschrift. p. (553). Handtmann: Alterthumsfunde in der Priegnitz im Jahre 1885. p. (553)—(560). — Jentsch: Einige prähistorische Einzelheiten aus Kreis Guben. p. (561)—(565). — Prähistorische Seitenstücke zu den mit Kreisen verzierten Hirschhornzacken von Stargard in Pommern und von Guben. — Zwei Gesichtsurnen von Jetzow, Kr. Lauenburg in Pommern. p. (565) bis (566). — Bartels: Neue Hausurnen von Vetulonia. p. (566)—(568). — Waldeyer: Hottentottenschürze. p. (568) bis (573). — Joest: Kaffern-Nutsche. p. (573)—(575).

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen. Band XIII. Nr. 1—5. Berlin 1886. 8°. — Nr. 2. — Dr. E. Zintgraff: Eindrücke vom unteren Kongo. p. 83—94. — Dr. Ehrenreich: Land und Leute am Rio Doce (Brasilien). p. 94—107. — Nr. 5. — Dr. C. Gottsche: Ueber Land und Leute in Korea. p. 245—262.

Naturforschende Gesellschaft in Bern. Mittheilungen aus dem Jahre 1884. Heft II u. III. Nr. 1083—1091; 1092 bis 1101. Bern 1885. 8°.

— Mitth. aus dem Jahre 1885. I. Heft, Nr. 1103—1118. Bern 1885. 8°.

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn. Jahrbücher. Heft LXXVII, LXXVIII. Bonn 1885. Gr. 8°.

— Heft LXXVII. — A. Wiedemann: Winckelmann's Urtheil über die ägyptische Kunst und die Profankunst der Aegypter. p. 1—14. — J. Klein: Denkmäler römischer Soldaten von Andernach. p. 14—45 u. 3 Taf. — C. Mehlis: Die Heidelsburg bei Waldfischbach und ihre Denkmäler. p. 61—88 und 3 Taf. — Literatur: A. Furtwängler: Der Goldfund von Vettersfelde (Schaaffhausen). p. 166—171. — H. Schaaffhausen: Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier am 9.—11. August. p. 173—189. — S. Jenny: Bericht über antiquarische Funde am Oberrhein und am Bodensee. p. 189—196. — Miscellen: Const. Koenen: Römische Funde in Andernach. p. 208—209. — Schaaffhausen: Bergbau-Alterthümer. p. 210—213. — J. K.: Bertrich, Gräberfund. p. 213—214. — Schaaffhausen: Römische Funde in Bonn und römisches Maass. p. 214—216. — Sch.: Der Donnerkeil von Martha's Hof in Bonn und die Nephritfrage. p. 216 bis 217. — Hügelgräber am Rhein auf den Höhen zwischen Boppard und St. Goar. p. 219—220. — Jos. Klein: Buschdorf bei Bonn. Grabfund. p. 220—221. — C. Mehlis: Rheinische Gräber und nordischer Goldschmuck aus der Pfalz. p. 225 bis 231. — Neue römische Alterthümer aus der westl. Pfalz p. 231—232. — Schaaffhausen: Neue römische Funde in Remagen. p. 232—234.

— Heft LXXVIII. — J. Schneider: Neue Forschungen über die Römerstrassen auf der linken Rhein- u. Moselseite. p. 1—7. — Gen. von Veith: Die Römerstrasse von Trier nach Köln. p. 7—34. — Gen. Wolf: Köln und seine Brücke in Römerzeiten. p. 34—88. — Dr. A. Wiedemann: Die ägyptischen Denkmäler des Prov. Mus. zu Bonn und des Museum Wallraff-Richartz zu Köln. p. 88—126. — Dr. H. Dütschke: Römische Maskenfragmente aus Köln. p. 126—135. — Literatur: E. v. Tröltsch: Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete Schaaffhausen. p. 204—207. — A. v. Cohausen: Der römische Grenzwall in Deutschland. (J. A.) p. 207—212. — Schaaffhausen: Die Anthropologen-Versammlung in Breslau. p. 215—228. — Miscellen: R. Pick: Römische Funde nach Hundeshagen. p. 233—235. — J. Röhrig: Vom Hundsrück. Gräberfunde. — Schaaffhausen: Die Rund- und Wetzmarken. p. 243—246.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau. 62. Jahresbericht. Jg. 1884. Breslau 1885. 8°. — Gürich: Quartärfauna von Schlesien. p. 261—270.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 59., 60., 61. u. 62. Bericht des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau. Bd. IV. Nr. 15, 16 und 17. Breslau 1885. 8°.

Royal Society of Queensland in Brisbane. Proceedings. Vol. I. Part I—IV. Brisbane 1884. 8°. — Part I. — C. W. de Vis: The Moa (Dinornis). p. 23—28 u. 2 Taf. — P. II. — Henry Tryon: On an undescribed class of rock drawings of Aborigines in Queensland. p. 45—53 u. 2 Taf. — P. III. — J. Bancroft: Food of the aborigines of Central-Australia. p. 104—107. — A. J. Duffield: Notes on the inhabitants of New Ireland and its archipelago, their fine and industrial, arts, customs and language. p. 115—128 u. 1 Taf.

K. k. Mährisch-Schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Mittheilungen. 65. Jahrg. 1885. Brünn 1886. 4°.

Naturforschender Verein in Brünn. Verhandlungen. XXIII. Bd. — Heft 1 u. 2. Brünn 1885. 8°.

Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts in Brüssel. Annuaire 1884, 1885. Bruxelles. 8°.

Société d'Anthropologie in Brüssel. Bulletin. Tome III. 1884—1885. Bruxelles 1885. 8°. — van Overloop: Sur une méthode à suivre dans les études préhistoriques. p. 20—31. — du Pré: Le troisième trochanter chez quelques espèces animales. p. 32—33. — Jacques: L'homme-chien de l'Eden-Théatre. p. 36—39. — Van den Broeck: Découverte dune barque antique dans les alluvions des l'Escaut à Anvers. p. 51 bis 52. — Houzé et Jacques: Les Australiens du Musée du Nord. p. 53—155. — Vanderkindere: La queue chez l'homme. p. 156—166. Jacques: Le rapport du Comité anthropométrique de l'Association britannique pour l'avancement des sciences. p. 166—177. — Mort de M. Ferdinand von Hochstetter. p. 178—183. — Albrecht: Diastème dentaire chez l'homme. p. 183—185. — Épiphyses entre l'occipital et le sphénoïde chez l'homme. — Os trigone du pied chez l'homme. — Épihallux chez l'homme. p. 186—189. — Cumont: Une pseudo-suture endomésognathique. p. 191. — de Pauw et Jacques: Le cimetière de Saaftingen. p. 191—261. —

Jacques: Un cimetière franc à Montignies Saint-Christophe. p. 261—271. — de Pauw: Crânes francs d'Harmignies. p. 275—276. — Ramlot: Sur quelques résultats de l'enquête de la prison cellulaire de Louvain. p. 276—287. — Coppez et Schuermans: Sensibilité visuelle. p. 287—292. — Cumont: Les silex de Thenay. p 292—294. — Bequet: Une caverne sépulcrale du bel âge du bronze à Sinsin. p. 294 bis 303. — de Pauw et van Overloop: Sur une hache-marteau en pierre de l'âge du bronze. p. 303—306. — de Pauw: Crânes francs d'Harmignies et de Spiennes. — Jacques: Crânes caraïbes du Vénézuéla. p. 306—311. — Housé: Crânes australiens d'Adelaïde. p. 311—321. — Warnots: La dynamomètrie à la prison cellulaire de Louvain. p. 321—330. — Van Overloop: Les silex de la station préhistorique de Mendonck. p. 334—359. — Jacques: Un cimetière franc à Basècles. p. 360—363. — Housé: Les élections communales du 19 October 1884 au point de vue anthropologique. p. 364 bis 373. — Vanderkindere: L'enquête anthropologique en Autriche. p. 373—385.

Archaeologiai Értesitö. A M. Tud. Akadémia Arch. Bizottságának az orsz. régészeti s emb. társulatnak közlönye. Budapest. Uj Folyam. VI. Kötet. 1. Szám. Budapest 1886. 8°.

Dr. Bonez Odon: Vázlatok a magyar viselet történetéböl. Második közlemény, hat ábrával. p. 1—10. — Emlékek és Leletek. I Sajó-és rimavidéki bronzleletek. Hpl. Öt képes táblával. p. 11—21.— II. Téglás Gábor: A jánosfalvi római köbánya és annak három falképe Udvarhelymengyében, két ábrával. p. 21—26. — III. Pulszky Ferencz: A perjámosi lelet, 17 ábrával és egy képes táblával. p. 26—31. — Irodalom. — Alterthümer von Pergamon, ism Frühlich Róbert. p. 58—60.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. Journal. Vol. LIV, Part II, Nr. III. 1885. Edited by the Natural history Secretary. Calcutta 1885. 8°. — Proceedings Nr. 1—12. January to December. Calcutta 1885. 8°. — Nr. III. — Dr. Mitra: A Copper-plate Inscription from Dacca. p. 49—52 u. 1 Taf.

— **Journal,** edidet by the Philological Secretary. New Series. Vol. LIV, Pt. I, Nr. I, II. 1885. Calcutta 1885. 8°. — Nr. I. — E. T. Atkinson: Notes on the history of Religion in the Himálaya of the N. W. Provinces. Part. I (concluded). p. 1—16. — A. Grierson: Two versions of the song of Gopi-Chand. p. 35—55.

Archaeological Institute of America. Cambridge. Fifth annual report of the executive Committee and third annual report of the committee of the American school of classical studies at Athens. 1883—84. — Presented at the annual meeting of the Institute. Boston, May 17. 1884. Cambridge 1884. 8°.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Edited by Rev. Stephen D. Peet. Vol. VII. Nr. 4, 5 u. 6. Chicago 1885. 8°.

— Nr. 4. — L. P. Gratacap: Ruins at Palenque and Copan. p. 193—207. — Gordon Wm. Lillie: Sacred dances of the Pawnees. p. 208—212. — Cyrus Thomas: Ancient works in Jowa. p. 212—214. — Stephen Peet: Native American Symbolism. p. 215—234. — Correspondence: W. M. Beauchamp: The Iroquois white dog feast. p. 235—239. — Editorial: Relics from Siberia and Japan. p. 241—247. — H. Philipps: Notes on European Archaeology. p. 247—251. — J. Avery: The people of the Maldines. p. 251—252.

— Nr. 5. — L. P. Gratacap: Prehistoric cities of Central-America. — The ruins of Uxmal. p. 257—271. — W. Matthews: The Origin of the Utes. A. Navajo. myth. p. 271—275. — D. G. Brinton: The Taensa grammar and dictionary. p. 275 to 277. — A. E. Douglass: Ancient canals on the Southwest coast of Florida. p. 277—285. — A. C. Merriam: The dogs of Aesculapius. p. 285—289. — Correspondence: E. A. Hodge: Antiquities of the Wabash river. p. 290—291. — E. A. Allen: The sun symbol in earthworks. p. 291—294. — H. Binkley: A fortification and a cemetery at Dayton, Ohio. p. 295—297. — R. Nisseley: Mound builder's relics from Indiana. p. 297. — Editorial: Explorations among the emblematic mounds. p. 298—301. — Brinton: Notes on American Ethnology. p. 301—304. — The description of relics. p. 306 to 309. — J. Avery: The language of the Kolhs of Central India. p. 310—311. — The Bagobe tribe of South Mindanao. p. 311—312. — A. Gatschet: Ethnographic Notes. (Dr. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven.) p. 313.

— Nr. 6. — Stephen D. Peet: The growth of symbolism. p. 321—349. — Isaac Smucker: The alligator mounds and its surroundings. p. 349—356. — The Museum, devoted to the interests of collectors, edited by E. A. Barber. Effigies of the Moqui-Indians. — Notes on ancient head-dresses. — The thunder-bird. — Marquis de Nadaillac: The Iquanodons of Bernissart (Belgium) and the great Saurians of the secondary period. p. 358—361. — Correspondence: The pre-Adamite track. p. 365—367. — W. M. Beauchamp: Bird totems or amulets. p. 367—369.

Schriften der Naturforschenden Gesellsch. in Danzig. Neue Folge. Bd. 6, 2. u. 3. Heft. Danzig 1886. 8°.

— Nr. 2. — Otto Helm: Mittheilungen über Bernstein. XII. Ueber die Herkunft des in den alten Königsgräbern von Mykenae gefundenen Bernsteins und über den Bernsteinsäuregehalt verschiedener fossiler Harze. p. 234—239.

— Nr. 3. — Mittheilungen aus der Anthropol. Abtheilung des Westpreussischen Provinzial-Museums. I. Das Weichsel-Nogat-Delta von Dr. Lissauer und Dr. Conwentz (Taf. II—V). p. 204—243.

Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana in Demerara. „Timehri". Journal. Vol. IV. Part I u. II. Demerara 1885. 8°.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrg. 1885. Dresden 1886. 8°. — Sitzungsberichte: D. Biedermann: Ueber die Geschichte der Halloren. p. 40—42. — v. Boxberg: Ueber das Urnenfeld von Dobra. p. 42—44. — Geinitz: Ueber Funde am Opferstein des alten Mahles von Tauscha bei Radeburg. p. 38—40. — Ueber Urnenfunde am Sonnenstein bei Pirna. p. 40. — Ueber einen angeblichen Fund von Steinbeilen bei Waldheim. p. 43. — Neue Pfahlbaufunde. p. 44. — W. Osborne: Ueber die Pfahlbauten des Neuchâteler Sees und die schweizerischen prähistorischen Sammlungen. p. 38. — H. Wichel: Ueber die prähistorischen Funde der Eisenzeit in Sachsen. p. 39.

Gelehrte estnische Gesellsch. zu Dorpat. Sitzungsb. 1884. Dorpat 1885. 8°.

— Verhandlungen. Bd. XII. Dorpat 1884. 8°. — C. Grewingk: Die Neolithischen Bewohner von Kunda in Estland und deren Nachbarn. p. 133 u. 4 Taf. Als Beilage: die Karte des Stein-, Bronze- und ersten Eisenalters von Liv-, Est- und Kurland nebst Erläuterungen.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata. Pubblicato dal Dr. P. Mantegazza. Vol. XV. Nr. 1, 2 u. 3. Firenze 1885. 8°.

— Nr. 1. — Prof. Paolo Mantegazza: Nuovi fatti in appoggio della Pangenesi di Darwin. p. 1—7. — Giulio Barroil: Sulla lunghezza relativa del primo e secondo dito del piede umano. p. 7—23. — Girolamo Donati: Sopra alcuni Amuleti tibetani del Museo d'Antropologia di Firenze. p. 23—31. — Enrico Giglioli: Notizie sugli Indigeni delle Isole Nicobare e specialmente sui Skôme Pén dell' interno della Grande Nicobar. p. 31—35. — Alessandro Tafani: Della presenza d'un terzo Condilo occipitale nell' uomo. p. 35—73. — Riviste: E. H. Giglioli: Studî etnologici in Siberia. p. 73—83. — Note archeo-etnologiche dalla Malesia e dall' Indo-China. p. 83 a 84. — Contribuzione alla Etnologia delle Isole Filippine. p. 85—86.

— Nr. 2. — Dott. Paolo Riccardi: Statura e condizione sociale studiate nei Bolognesi contemporanei. p. 97—127, Tav. A—E. — Maurizio Buonfanti: L'incivilimento dei Negri nell'

Africa intertropicale. p. 127—139. — Dott. Jacopo Danielli: Sui denti incisivi dell' uomo. p. 139—159, Tav. I—LXXIV. — Nr. 3. — Luigi Silvagni: L'uso e il rito della circoncisione negli Ebrei. p. 159—176. — Prof. G. Sergi: Indicatore craniometrico. p. 175—181. — Reviste: P. Topinard: Éléments d'Anthropologie générale. p. 183—184.

Société de Géographie in Genf. Le Globe, Journal Géographique. Tome 24. Série 4me, Tome IV. Bulletin. Nr. 2. Génève 1885. 8°.

— Tome 25me, 4me série. Tome V. Bulletin. Nr. 1, 2. Genéve 1886.

Naturwissensch. Verein für Steiermark in Graz. — Mittheilungen. Jahrg. 1884. Heft 21. Graz 1885. 8°. — Adolf Hofmann: Säugethierreste aus der Stuhleck-Höhle. p. 3—13.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. Deel X. — 3e und 4e Stuk. S'Gravenhage 1885. 8°. — Nr. 3. — J. L. van den Toorn: De Geschiedenis van Soetan Menangkerang. Eene Maleische Legende. p. 267—363. — H. C. Humme: Weder eene Javaansche Inscriptie op Sumatra. p. 363—370. — J. G. F. Riedel: De Sulaneezen, Hunne Gebruiken bij Huwelijken, Geboorte en bij het Mutileeren des Lichaams. p. 395—406. — G. A. Wilken: Eenige opmerkingen naar aanleiding eener critiek van mijn „Matriarchaat bij 3e Oude Arabieren". p. 406—430.

— Nr. 4. B. F. Matthes: Boegineesche en Makassaarsche Legenden. p. 431—495. — G. F. Riedel: De Oorsprongen de vesliging des Boalemoers op Noord-Selebes. p. 495—522. — H. Kern: Het Sanskritopschrift te Bekasih. p. 522—529. — Geschied- en Oudheidkundige Nasporingen in Britisch Burma. p. 532—537. — Een Werk over oude Opschriften van Ceilon. p. 557—563.

— Vijfd Volgreeks. — 1. Deel. — Erste und Tweede Aflevering. 'S Gravenhage 1886. 8°.

— Nr. 1. — K. Martin: Bericht über eine Reise ins Gebiet des Oberen Surinam. p. 1—77. — J. G. F. Riedel: De Topantunasu of oorspronkelijke Volkstammen van Centraal-Selebes. Met eene Schetskaart. p. 77—96. — D. C. Wijnmalen: Nog eene Boegineesche Legende. p. 96—98. — C. A. van Ophuysen: Over de Afleiding en Beteekenis van Sapala-Pala. p. 98—101.

— Nr. 2. — C. M. Pleyte: Jets over Mnemonische en andere Teekenen bij Volken van den Oost-Indischen Archipel. p. 127 bis 140. — G. A. Wilken: Plechtigheden en Gebruiken bij Verlovingen en Huwelijken bij de Volken van den Indischen Archipel. p. 140—220.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akad. der Naturforscher in Halle a. S. „Leopoldina", Amtliches Organ. Hft. XXI. Nr. 11—22. Halle a. S. 1885. 4°. — Nr. 11—12. — Fr. v. Hauer: Zur Erinnerung an Ferdinand von Hochstetter. p. 96—102. — Nr. 19—22. — Schaaffhausen: Die XVI. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Karlsruhe vom 6. bis 8. August 1885. p. 175—180; 195—200.

— Hft. XXII. Nr. 1—10. Halle a. d. S. 1886. 4°.

Verein für Erdkunde zu Halle a. d. S. — Mittheilungen. Jahrg. 1884. Halle a. d. S. 1884. 8°. — Richard Rackwitz: Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaus. p. 1—26 u. 1 Karte. — Bruno Haushalter: Die Mundarten des Harzgebietes. p. 66—85 u. 1 Karte.

— Jahrg. 1885. Halle a. d. S. 1885. 8°. — Paul Zschiesche: Die letzten Höhlenbewohner der Provinz Sachsen. p. 39—41. Gustav Reischel: Beiträge zur Ansiedelungskunde von Mittelthüringen. p. 45—110.

Finska Vetenskaps Societeten in Helsingfors. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk. Heft Nr. 39—42. Helsingfors, 1884—1885. 8°.

— Nr. 40. — K. Hällstén: Matériaux pour servir à la connaissance des Crânes des peuples finois. Crânes rassenblés dans la paroisse de Paldamo gouvernement d'Onéåborg. p. 69—75. Crânes lapons de la paroisse d'Utsjoki, gouvernement d'Onéåborg. p. 3—15. — Crânes Ersa-morduins du gouvernement de Tambow en Russie. p. 15—20.

— Nr. 42. — Alf. Petrelius: Finska Polarexpeditionens lif och umgänge med folket. 1882—83. p. 74—106.

— Öfversigt af Finska Vetenskaps Societetens Förhandlingar. XXVI. 1883—1884. Helsingfors 1884.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck. Herausgegeben von dem Verwaltungs-Ausschusse desselben. 3. Folge. 29. Heft. Innsbruck 1885. 8°.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Zugleich Organ des botanischen Vereins für Gesammt-Thüringen. Herausgegeben von G. Kurze und Dr. F. Regel. — Mittheilungen. Bd. IV. Heft 1, 2, 3 u. 4. Jena 1886. 8°.

— Heft 3. — J. G. Christaller: Zur Völker- und Sprachenkunde Afrikas. p. 88—97. — J. N. Cushing: Eine Reise in das nördliche Siam. p. 97—116. — Kleinere Mittheilungen: Die Ahnenfeier der Botlókoa. p. 116—119.

— Heft 4. — J. N. Cushing: Eine Reise in das nördliche Siam. p. 139—162. — Kleinere Mittheilungen: Eine Untersuchungsreise auf der Insel Nias. — Hochzeitsgebräuche der Wasambara. p. 163—165.

Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein in Kiel. Schriften. Bd. VI. I. Heft. Kiel 1885. 8°.

Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen. Oversigt. 1884. Nr. 3. Kjøbenhavn 1885. 8°.

— Oversigt. 1885. Nr. 1, 2. Kjøbenhavn 1885. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1885. Hft. 2—4. Kjøbenhavn 1886. 8°. — E. Vedel: Yderligere undersøgelser angaaende Bornholms Oldtid. p. 77—217 und 5 Taf. — H. Rink: Om de Eskimoiske dialekter, som bidrag til bedømmelsen af spørgsmaalet om Eskimoernes herkomst og vandringer. p. 219—260.

— **Tillaeg** til Aarbøger. Aargang 1885. Kjøbenhavn 1885. 8°.

Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowéj wydawany staraniem komisyi Antropologicznéj Akademii Umiejętności w Krakowie. Tom IX. Krakau 1885. 8°. — Dział archeologiczno-antropologiczny. — G. Ossowski: Sprawozdanie z badań paleo-etnologicznych w jaskiniach okolic Ojcowa dokonanych w roku 1884. p. 3—13 u. 1 Karte. — Dział antropologii: J. Majer i J. Kopernicki: Charaktery styka fizyczna ludności galicyjskiej. Seryja II. p. [1]—[92]. — Materyjały etnologiczne: Wład. Siarkowski: Materyjały do etnografii ludu polskiego z okolic Pinczowa. p. (3) bis (73). — J. Moszyńska: Bajki i zagadki ludu Ukraińskiego. p. (73)—(173). — Dr. And. Cinciała: Piésni ludu Ślaskiego z okolic Cieszyna. p. (173)—(300). — O. Kolberg: Zagadki z Lubelskiego, od krasnego Stawu i Gorzkowa. p. (300) bis (302).

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab in Kristiania. Udgivet af Sophus Lie, Worm Muller og G. O. Sars. Bd. X. Hft. 3. Kristiania 1885. 8°.

Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring. Aarsberetning for 1884. Kristiania 1885. 8. — O. Nicolaissen: Undersøgelser i Nordlands Amt i 1884. p. 1—24. — J. Ross: Undersøgelser i Sønd- og Nordhordland 1884. p. 24—36. — N. Nicolaysen: Udgravninger i Hedrum 1884. p. 36—47. — O. Rygh: Oldsager indkomne til Universitetets Museum 1884. p. 47—69. — Oldsager indkomne til Throndhjems

Museum 1884. p. 69—79. — Oldsager indkomne til Tromsø Museum 1884. p. 79—82. — T. Helliessen: Oldsager indkomne til Stavanger Museum 1884. p. 82—84. — A. Lorange: Oldsager indkomne til Bergens Museum 1884. p. 84—102. — N. Nicolaysen: Antikvariske notiser. p. 102—116.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden. — **Levensberichten** der afgestorvene Medeleden. Bijlage tot de Handelingen van 1885. Leiden 1885. 8°.

Institut Archéologique Liégeois in Liège. Bulletin. Tome XVIII. — 2e, 3e u. 4e Livraison. Liège 1886. 8°. — de P.: Devouverte de silex taillés à Meeffe, Huccorgne etc. p. 500—501.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. 43. Bericht nebst 37. Lief. d. Beitr. z. Landesk. von Oberösterr. Linz 1885. 8°.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 4. Nr. 12. — Lisboa 1883. 8°. — Adolpho Coelho: Os jogos e as rimas infantis de Portugal. p. 567—597.

— Boletim. Serie 5. Nr. 1—8. — Lisboa 1885. 8°. — Nr. 3. — Noticia sobre o rio Branco e os indios que o habitam. p. 121 bis 132. — Nr. 4. — A. F. Nogueira: O lu'n Kunbi (dialecto do grupo o'n bundo que se falla no interior de Mossamedes). 175—259.

Royal Society in London. Proceedings. Vol. XL. Nr. 242, 243. London 1885. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XV. No. I—IV. London 1885. 8°.

— No. I. — H. Johnston: The people of Eastern Equatorial Africa. p. 3—16. — Dr. A. Neubauer: Notes on the Race-types of the Jews. p. 17—23. — Joseph Jacobs: On the Racial characteristics of Modern Jews. p. 23—62. — J. Frazer: On certain burial customs as illustrative of the primitive theory of the Soul. p. 64—104. — F. S. Tremlett: The sculptured Dolmens of the Morbihan, Brittany. p. 104—114. A. J. Duffield: On the Natives of New-Ireland. p. 115—121. — Brudenell Carter: Hints on Vision-testing. p. 121—127. — Ch. Roberts: Eyesight of savage and civilised people. p. 127—131. — Gordon Hull: Ethnological notes on the Arabs of Arabia Petraea and Wâdy Arabah. p. 132—136.

— No. II. — C. H. Read: Exhibition of Ethnological objects from the Akkas, Northern Assam. p. 139—140 mit 1 Taf. — J. G. Garson: On the Inhabitants of Tierra del Fuego. p. 141 bis 160 mit 1 Taf. — J. L'Heureux: The Kekip-Sesoators, or ancient sacrificial stone, of the North-West tribes of Canada. p. 161—165 u. 1 Taf. — A. L. Lewis: On the past and present condition of certain rude Stone Monuments in Westmoreland. p. 165—170. — Rear-Admiral Tremlett: Quadrilateral constructions at Mané-Pochat-en-Ulen and Mané-Ty-ec, near Carnac. p. 170—175 u. 1 Taf. — A. L. Lewis: A list of some Dolmens and Tumuli in Brittany. p. 175—183. Earl of Northesk: Exhibition of Jade Objects. p. 185—187. — Kerry-Nicholis: The origin, physical characteristics, and manners and customs of the Maori Race. p. 187—209. — Prince Roland Bonaparte: Note on the Lapps of Finmark. p. 210—213. — A. H. Keane: The Lapps their origin, ethnical affinities, physical and mental characteristics usage, present status, and future prospects. p. 213—234. — J. G. Garson: On the physical characteristics of th Lapps. p. 235 bis 238. — Dr. H. Rink: The Eskimo dialects as serving to determine the Relationship between the Eskimo Tribes. p. 239—245. — Anthropological Miscellanea: Francis Galton: Regression towards Mediocrity in hereditary stature. p. 246—263.

— Nr. III. — H. B. Guppy: On the physical characters of the Solomon Islanders. p. 266—285. — Abraham Hale: On the Sakais. p. 285—301 u. 3 Taf. — Jean l'Heureux: Ethnological notes on the astronomical customs and religious ideas of the Chokitapia or Blackfeet Indians. Canada. p. 301 to 304 u. 1 Taf. — James Dallas: On the primary divisions and geographical distribution of Mankind. p. 304—330. — Mrs. Sophie Bryant: Experiments in testing the character of school children. p. 338—351. — Joseph Jacobs: The comparative distribution of Jewish ability. p. 351—379 und 1 Taf. — Anthropological Miscellanea: The scope of Anthropology and its relation to the Science of Mind by Alex. Bain. p. 380.

— Nr. IV. — J. Theodore Bent: On Insular greek customs. p. 391—403. — J. W. Crombie: History of the game of Hop-Scotch. p. 403—409 und 1 Taf. — Dr. E. B. Tylor: On the migrations of the Kurnai ancestors. p. 409—422. — W. M. Chrocker: Exhibition of Ethnological objects from Borneo. p. 424—426. — E. H. Man: A brief account of the Nicobar Islanders with special reference to the Inland tribe of Great Nicobar. p. 428—451 u. 3 Taf. — R. Munro: The archaeological importance of ancient British lake-dwellings and their relation of analogous remains in Europe. p. 453—470. — A. L. Lewis: On three stone circles in Cumberland, with some further observations on the relation of stone circles to adjacent hills and outlying stones. p. 471—481 u. 1 Taf.

Société d'Anthropologie in Lyon. Bulletin. Tome III. 1884. I u. II. Lyon, Paris 1885. 8°. — I. — Dr. Lortet: Causes des déformations que présentent les crânes des Syro-Phéniciens. p. 30—40. — Ph. Salmon: Notice nécrologique de Henry Martin. p. 41—43. — Chantre: Rondelle crânienne de la Buisse (Isère). p. 44—45. — Deperet et Boinet: Une épidémie du bouton de Gassa au camp de Sathonay. p. 45—61. — Gayet: Éducation du sens de la vue chez une aveugle-née opérée à l'âge de seize ans. p. 61—77. — Cornevin: Étude sur les quelette de quelques chevaux de course. p. 77—130. — Debierre: L'évolution de la Famille et de la Propriété. p. 132—179. — Denikert: Observations sur les mensurations de quelques peuples du Caucase de M. Erkert. p. 180—183. — II. — Dr. Charvet: Découverte d'une station préhistorique dans les environs de Grenoble. p. 189—190. E. Chantre: Les nécropoles gréco-romaines du nord du Caucase. p. 191—194. — Lagassagne: La criminalité chez les Arabes d'Algérie. p. 194—197. — Depéret: Sur les ruminants éocènes et pliocènes de l'Auvergne. p. 198—199. — Cornevin: Station paléolithique de Châteauvieux. p. 202—209. — de Charpin: Monuments mégalithiques de la Corse et de la Sardaigne. p. 202—208. — Gondatti: Mensurations de quelques crânes de la Société des amis de l'histoire naturelle et de l'anthropologie de Moscou. p. 220—226. — Fontannes: Note sur les alluvions anciennes des environs de Lyon. p. 226—234. — Malbert Bournet: Quelques mots sur la Criminalité en Italie. p. 234—243. — Debierre: De l'influence du travail cérébral sur le volume et la forme du crâne. p. 244—264. — Charvet: Sur quelques freins en bronze des nécropoles du Caucase. p. 267—275. Depéret et Boinet: Note sur le microbe du Bouton de Gafsa. p. 275—282. A. Charpy: Le Col du fémur. p. 282—300.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. XVIII. Fasc. XIII—XV, XVII, XVIII. 1885. Milano, Napoli. Pisa 1885. 8°.

Società dei Naturalisti in Modena. Atti. Memorie. Serie III. — Vol. III. — Anno XVII u. XVIII. Modena 1883 u. 1884. 8°. — Atti. Serie III. — Vol. IV. — Anno XIX. Modena 1885. 8°.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Nouveaux Mémoires. Tome XV. Livraison 1, 2, 3. Moscou 1884, 1885. 4°.

Kgl. Bayer. Akd. der Wissensch. in München. Sitzungsber. der mathematisch-physikalischen Classe. Jg. 1885. Hft. II, III u. IV. München 1885. 8°. — Heft II. — N. Rüdinger: Ueber Hirne von neugeborenen und erwachsenen Microcephalen. p. 112—117.

Germanisches Museum in Nürnberg. Anzeiger. I. Band Nr. 17—30. Nürnberg 1885. 1886. gr. 8°. — Nr. 19, 20. — W. Wattenbach: Karolingische Goldschmiedearbeiten. p. 137 bis 149. — Nr. 23. — Dr. K. M. Kurtz: Die alemanischen Gräberfunde von Pfalheim im germanischen Nationalmuseum. p. 169—174. — Fundchronik: p. 184; 191; 201; 212; 217; 234; 241; 255.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome VIII^me^. III^e^ serie. 2^e^, 3^e^ et 4^e^ Fascicule. Paris 1885. 8°.

— Nr. 2. — De Mortillet: Le précurseur de l'homme. p. 139 à 150. — C. A. Piétrement: Sur la portée historique du mot égyptien heter. p. 151—154. — Dr. Fauvelle: De la volonté au point de vue anthropologique. p. 154—166. — Lunier: Crâne et cerveau d'un individu mort de paralysie générale. p. 172—173. — E. d'Acy: De la pseudo-taille des silex de Thenay. p. 173—184. — Chudzinski: Une anomalie de l'humérus. p. 184—188. — Baudoin: Le pédieux de la main. p. 188—193. — Delaunay: Sur la beauté. p. 193—200. — Dr. Hyades: Sur l'état actuel des Fuégiens de l'archipel du cap Horn. p. 200—215. — Hervé: Discussion sur la volonté au point de vue anthropologique. p. 215—220. — Topinard: Crâne natiforme par hypertrophie des bosses pariétales. p. 223—226. — R. Blanchard: Sur un cas de polymastie et sur la signification des mamelles sur numéraires. p. 226—239. — Ten Kate: Sur les crânes de Lagoa-Santa. p. 240. — Maricourt: Sur la trépanation mérovingienne de Hermes. p. 252—256. — Le Marquis de Saporta: Sur les descendants d'un Européen blond et d'un mulâtresse. p. 257—277. — Foley: Sur l'étiologie de l'éléphantiasis. p. 277—290. — E. T. Hamy: Notes sur les chevets des anciens Egyptiens et sur les affinités ethnographiques que manifeste leur emploi. p. 290—294. — Th. Chudzinski: L'extenseur accessoire de l'index et propre du médius observé chez une négresse. p. 297—298. — Mathias Duval: Sur les œufs pourris comme aliment en Chine. p. 299—303. — Eschenauer: Enfant porteur d'un doigt sur numéraire à la main. p. 303—304. — Drouault: Sur un phénomène d'hèrèdité chez les sourds-muets. p. 304—306. — L. Manouvrier: Sur les Peaux-rouge du Jardin d'acclimation. p. 306—346. — H. Germain: Silex taillés des alluvions quaternaires de la vallée de la Charente entre Château-neuf et Jarnac. p. 351—352. — Moncelon: Présentation d'un Canaque néo-calédonien. p. 353—365. — Dr. Capitan: Note sur une série de dessins exécutés par un des Peaux-Rouges, exhibés au Jardin d'acclimatation en 1883. p. 365—367. — Dr. E. Verrier: De quelques modes de l'accouchement consacrées par des monuments historiques. p. 367—368.

— Nr. 3. — Dr. E. Verrier: De quelques modes de l'accouchement. p. 369—371. — Hovelacque: L'évolution du langage. p. 371—391. — Topinard: Crâne étalon en bronze, méthode de cubage de Broca. p. 396—406. — Gaillard: Une exploration archéologique à l'île de Téviec. p. 406—415. — Dareste: Hypothèse sur l'origine des droitiers et des gauchers. p. 415—418. — Dr. Bonnafont: De la décapitation. p. 418 à 424. — P. Sébillot: Questionnaire des croyances, légendes et superstitions de la mer. p. 424—440. — Topinard: Discussion sur une machoire quaternaire. p. 441—444. — Manouvrier: Erreur à éviter à propos des trépanations préhistoriques. p. 444—449. — Th. Chudzinski: L'éruption tardive d'une dent canine et de la deuxième prémolaire. p. 449 à 450. — Jouvencel: Sur le cubage des crânes. p. 450—457. — Hovelacque: Le commerce à distance en Malaisie, à Ceylon dans l'Asie tu nord-est, en Afrique. p. 457—462. — Dr. Hyades: La rougeole chez les Fuégiens. p. 462—463. — Dr. Hoffmannn: Preuve de l'existence de guerres aux temps primitifs. p. 467—469. — Zaborowski: Fouilles d'une caverne des environs d'Ojcow. p. 469—484. — Dr. Fauvelle: Des idées et de la mémoire. p. 485—507. — Dr. Collignon: Hachette en bronze trouvée dans un tombeau protopunique, à Carthage. p. 512—515. — Ph. Rey: Cerveau d'aliénée. p. 521—523. — Letourneau: Un cas de microcéphalie. p. 524—526. — Dr. Ferd. Delisle: Observations d'une microcéphale de l'asile des aliénées de Saint-Yon, près Rouen. p. 526—529. — Deniker: Sur un fœtus de gibbon et son placenta. p. 529—535. — O. Beauregard: Malays et Dravidiens. Leur origine commune. p. 535—576.

— Nr. 4. — O. Beauregard: Malays et Dravidiens, leur origine commune (suite). p. 577—579. — Th. Chudzinski: Sur les muscles peaussiers du crâne et de la face, observés sur un jeune gorille mâle. p. 583—594. — O. Beauregard: Sur les Vedahs et les Malays. p. 600—602. — B. Gajewski: Sur la langue universelle de Sudre. p. 602—617. — Topinard: Modifications à apporter à la methode de cubage de Broca pour qu'elle donne directement la capacité absolue. p. 618—624. — Manouvrier: Sur l'origine et la nature des vitrifications des tumulus et enceintes. p. 624—627. — Dr. R. Blanchard: L'Exposition anthropologique de Budapest. p. 627—629. — Dr. E. Verrier: Sur les dimensions et l'orientation des dolmens de Saint-Nectaire. p. 629—631. — Dr. Fauvelle: L'Histoire et l'Anthropologie. p. 631—638. — Gaillard: L'habitation gauloise de Mané-Gohenne, à Kergroix en (Carnac). p. 639—642. — Adrien de Mortillet: Jeune hermaphrodite. p. 650—652. — Zawisza: Sur les objets en forme de poissons de la Caverne du Mammouth, en Pologne. p. 652—654. — P. Bonnard: Déplacement du cerveau selon les attitudes. Expériences à faire. p. 654—663. — Dr. Mugnier: Etude sur la main et la taille d'indigènes asiatiques. p. 664—670. — Manouvrier: Crâne présentant des empreintes très accusées sur la base endocrânienne. p. 670 à 673. — Martel et L. de Launay: L'homme et la poterie paléolithiques dans la Lozère. p. 673—683. — Topinard: Présentation de trois Australiens vivants. p. 683—698. — Dr. L. Manouvrier: Cerveau comprimé par une tumeur. p. 702—703. — J. Deniker: Le développement du crâne chez le gorille. p. 703—714. — Dr. Fauvelle: Des recherches ethnographiques sur la fonction cérébrale. p. 714—731. — Duhousset: Dessin de la tête du cardinal de Richelieu. p. 733—735.[9] — P. Macey: Notice sur les îlots calcaires du Talé-Sab, les nids d'hirondelles comestibles qu'on y récolte, et les indigènes troglodytes qui habitent ces îlots, dans des grottes naturelles. p. 735—744. — Doutrebente et Manouvrier: Notes sur un imbécile nommé Michelet. p. 744—748.

Revue d'Anthropologie in Paris. Dirigée par P. Topinard. 15^me^ Année, 3^me^ série. Tome I. 1886. Nr. 1, 2. Paris 1886. 8°.

— Nr. 1. — P. Topinard: Mensuration des crânes des crottes de Baye, époque néolithique, d'après les registres de Broca. p. 1—9. Dr. R. Verneau: La race de Cro-Magnon, ses migrations, ses descendants. p. 10—24. — Nicolas Seeland: Les Kirghis. p. 25—92. — de Nadaillac: Les pierres à Cupules. p. 93 à 110. — A. Ledouble: Contributions à l'histoire des anomalies musculaires. p. 111—123. — Revue critique: Le principe des nationalités à propos de la péninsule de Balkans par P. Topinard. p. 124—136. — Contribution à l'étude de la croissance chez les animaux (L. Manouvrier). p. 136—140. — Revue préhistorique: R. Andrée: Les Métaux chez les peuples primitifs. p. 141—146. L'histoire du fer (C. Mérejkovsky). p. 146—147. — A. Ch. Abbot: De l'emploi du cuivre par les Indiens Delaware. p. 147—148. — Mariano de la Barcena: Note sur quelques ossements humains trouvés près de la vile de Mexico. p. 148—150. (A. T. Mondière.) — V. Gross: La Tène, un oppidum helvète. p. 150—152. — Dr. H. Wankel: Contribution à l'histoire des Slaves en Europe. p. 161—163 (L. Leger). — Dr. Lissauer: Recherches sur la courbe sagittale du crâne chez les anthropoïdes et dans les différentes races humaines (Deniker). p. 163—170. — Al. Macalister: Craniologie des indigènes des îles Salomon. p. 170 bis 171. — Peckand: Les Esquimaux du Labrador et leurs anciennes excursions dans le Sud. p. 172—175 (A. T. Mondière). — F. Kanitz: La Bulgarie danubienne et le Balkan, études de voyage. (1860—1880) p. 179—180.

— Nr. 2. — P. Topinard: Mensuration des crânes dela caverne de Beaumes Chaudes. (Époque néolithique) d'après les registres de Broca. p. 193—203. — Staniland Wake: Les Cambodgiens et leur Origine. p. 204—225. — Ch. Féré et J. Séglas: Contribution à l'étude de quelques variétés morphologiques du pavillon de l'oreille humaine. p. 226—239. — Élie Reclus: Contributions a la Sociologie des Australiens Institutions politiques et civiles. p. 140—283. — Ed. Tartarin: Mensuration des ossements néolithiques du Cimetière du Maupas. p. 284—289. — P. Sébillot: Le Folk-Lore. Les traditions populaires et l'Ethnographie légendaire. p. 290—302. — Revue critique: Virchow: Les Australiens-Houré et Jacques. Les Australiens du musée du Nord. — Topinard: Présentation de trois Australiens vivants. p. 313—317. — Revue préhistorique: Préhistorique Austro-Hongrois. Mittheilungen der Anthr. Gesellsch. in Wien. T. XIV. p. 324—328. — John Beddoe: Les races

de la Grande Bretagne. p. 339—345. — J. G. Garson: Les indigènes de la Terre de Feu (P. Topinard). p. 345—348. — Grabowsky: Les Djawets ou vases sacrés des Oloh Ngadju (de Tornery). p. 348—350. — A. Fritsch: Notes sur deux crânes trouvés l'un dans l'argile de Podbaba près Praque (P. Topinard). p. 350—351. — Elisseieff: Les habitants de l'Arabie Pétrée. p. 351—352. — Excursion anthropologique au Sahara (Deniker). p. 352—358. — S. Varaglia et B. Silva: Étude de 60 crânes et de 42 encéphales de criminels (G. Sergi). p. 354—356. — E. Reclus: Les Primitifs d'ethnologie comparée (Deniker). p. 358—359.

Matériaux pour l'Histoire primitive et naturelle de l'homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. Fondée par G. de Mortillet, dirigée par E. Cartailhac et E. Chantre. Vol. 19, 3me série, Tome II, 1885. Juillet—Décembre. Paris 1885. 8°.

Juillet. — E. Chantre: Note sur la disposition des dépots morainiques des environs de Lyon et sur la prétendue faune préglaciaire de Sathenay. p. 289—295. — E. Cartailhac: Gravures et objets sculptés de l'âge du Renne. p. 295—299. — Arcelin: Silex tertiaires. p. 303—308. — Revue des livres: Ernest C.: L'homme tertiaire par le Marquis de Nadaillac. p. 308—309. — Découverte de restes humains et d'ossements d'animaux dans les Grottes du Caucase. p. 310—311. — Emile C.:. Quelques observations sur les ossements de notre Musée, par R. de Maricourt. p. 311—314. — L. Petit: Caverne sépulcrale du bel âge du bronze a Sinsin (Namur) par Alf. Bequet. p. 315—319. — Les tumulus des premiers âges du fer dans la région Sous-Pyrénèenne. Note préliminaire par E. Dufourcet. p. 320—322.

Août. — A. de Quatrefages: L'homme tertiaire et sa survivance. p. 337—341. — L'Abbé Cau-Durban: La Grotte de Marsoulas. p. 341—349. — Bielawski: Étude sur les haches néolithiques des environs de Vic le Comte. p. 349—362. — Revue des livres: Emile C.: Éléments d'Anthropologie générale par le Dr. P. Topinard. p. 363—367. — Matériaux pour servir a l'histoire des monuments mégalithiques des provinces de Constantine et d'Alger fournis par V. Reboud, Jullien. p. 367—373. — L. Petit: Les Helvètes à la Tène. p. 373—374.

Septembre. — L'Association française en Congrès à Grenoble; travaux de la Section d'Anthropologie. p. 385—432. — Revue des livres: Emile C.: De l'organisation des Musée histoirico-archéologiques dans le Nord et ailleurs. p. 433—436. — Aleins Ledieu: Boucher de Perthes, sa vie, ses œuvres, sa correspondance. p. 436—437. — L'homme tertiaire en Lombardie. p. 437—439. — Origine et évolution de la parure par P. Mongeolle. p. 439—441. — Nécrologie: E. Cartailhac: J. S. A. Worsaae. p. 447—448.

Octobre: Marcel de Puydt: La station et l'atelier préhistoriques de Sainte-Geertruid (Pays-Bas). p. 449—452. — Le Dr. de Closmadeuc: Image d'un quadrupède sculptée sous la Table du Dol. Varc'hant. p. 453—455. — E. Chantre: Les Menhirs du Champ de la Justice ou alignement de Saint-Pantaléon près Autun (Saône et Loire). p. 456—459. — Revue des livres: Emile C.: Inventaire des Monuments mégalithiques du département d'Ille et Vilaine. p. 461—462. — La Charente-Inférieure arant l'histoire et dans la légende. p. 463—464. — Joseph de Baye: De l'importance des temps néolithiques. p. 464—468. — Adrien Jean-Jean: L'âge du cuivre dans les Cévennes. p. 468—460. — L. de Cussé: Tumulus dit la Garenne, situé dans la lande de Kerusun. p. 470. — Fabretti: La nécropole de Castelletto Ticino. p. 472—473. — Elie Reclus: Les primitifs. p. 474—475. — Les derniers voyages des Néerlandais a la Nouvelle Guinée par le prince Roland Bonaparte. p. 476—477. — Delvaux: Les alluvions de l'Escaut et les tourbières aux environs d'Audenarde. p. 477—479. — Dr. Montano: Mission scientifique aux îles Philippines et en Malaisie. p. 479—482. — L'âge de la pierre polie dans la presqu'île Malaise. p. 482—485. — Gordon Hull: Ethnological notes on the Arabs of Arabia Petraea and Wady Arabah. p. 485—486.

Novembre. — Marquis de Nadaillac: Les pipes et le Tabac. p. 497—518. — Revue des livres: Emile C.: H. de Longuy et Cl. Sauvageot, Notice sur Santenay (Côte d'Or). p. 518—520. — P. de Goy: Sépultures antiques en Berry. p. 521—523. — Abbé Francesco Soranzo: Scavi e scoperte nei poderi Nazar di Este. p. 523—529. — Stefano di Stefani: Sopra la scoperta di oggetti di alta antichità scavati a Rivoli veronese. p. 529—530. — J. W. Powell: Second annual report of the Bureau of ethnology. p. 530—537. — J. Naue: Kupfer-Geldringe von Cypern. p. 537—538.

Décembre. — E. Chantre: Les dolmens du Caucase. p. 545—557. — Revue des livres: P. Topinard: Procédé de mensuration des os longs dans le but de reconstituer la taille. p. 558—562. — Necropole de Colonna. p. 563—565. — E. Beauvois: O. Rygh et Lindberg, Antiquités norvégiennes. p. 565—568. — Éd. Flouest: Victor Gross, la Tène, un oppidum helvète. p. 568—571. — Variétés: L'art pendant l'âge du Renne par Ed. Piette. p. 572—576 u. 1 Taf.

— 20. Vol. 3e Série. Tome III. 1886. Janvier—Mai. Paris 1886. 8°.

Janvier. — Dr. Sophus Müller: L'origine de l'âge du bronze en Europe. p. 1—32. — Dr. L. Manouvrier: Place et importance de la crâniologie anthropologique. p. 32—51. — Revue des livres. G. Gozzadini: Di due stele etrusche. p. 51—52. — R. Hartmann: Les singes anthropoïdes et l'homme. p. 52. — A. Meyer: Das Gräberfeld von Hallstatt. p. 52—57. — Nouvelles et Correspondance: Crâne trépané découvert dans une sépulture franque à Limet (Belgique). p. 60—62.

Février: — Dr. L. Testut: Les Polissoirs néolithiques du département de la Dordogne. p. 65—82. — P. du Chatellier: Pierre sculptée recouvrant une sépulture sous tumulus a Tréogat. p. 83—87. — Dr. S. Müller: L'origine de l'âge du bronze en Europe. — p. 88—107. — Revue des livres. Ch. Letourneau: La préhistoire vivante. p. 108—111. — A. Vouga: Station du bronze de Chevroux, au Canton de Vaud. p. 112—115.

Mars. — Ph. Salmon: Age de la pierre ouvrée. Période néolithique. Division en trois époques. p. 129—143. — Dr. Sophus Müller: L'origine de l'âge du bronze en Europe (suite et fin). p. 143—165. — Revue des livres: Les traces glaciaires dans la grotte de Lombrives. p. 165—167. — Sur des fragments de crânes humains et un débris de potérie contemporains de l'ursus spelaeus. Note de E. A. Martel et L. de Launay. p. 167—169. — Di un ritposiglio di coltelli-ascia od ascie scoperte a Savignano sul Panaro. p. 170—171.

Avril. — H. Nicolas: Quelques dolmens nouveaux ou peu connus du Gard et de Vaucluse. p. 177—182. — E. Cartailhac: Le torques et le bracelet d'or de Lasgraïsses. p. 182 bis 191. — E. Chantre: Sépulture de l'âge du bronze dans l'Ain. p. 191—193. — Revue des livres. H. Schliemann: Tirynthe. Le palais préhistorique des rois de Tirynthe. p. 193 bis 201. — Exploration de la grotte de Spy. M. de Puydet et Max. Lohest. p. 201—202. — Caverne ossifere nel Loanese e nel Finalese par A. Issel. p. 203—204. — Nuove note di Paletnologia Trentina, con speciale riguardo all' eta del Bronze par P. Orsi. p. 204—205. — Revue des Périodiques: Mensuration des crânes de Baye, d'aprés les registres de Broca. p. 206. — La race de Cro Magnon; ses migrations, ses descendants. p. 206—208.

Mai. — E. Cartailhac: Histoire de la science. Les premiers travaux sur les monuments mégalithiques. p. 229—241. — Abbé Beroud: La grotte des Balmes, près Villereversure en Revermont (Ain). p. 241—251. — G. Chauvet: Période néolithiques. Les métaux dans les dolmens. p. 251—256. — Revue des livres. Dr. J. Montano: Voyage aux Philippines et en Malaisie. p. 256—260. — Testut, Taillebois et Dufourcet: Les tumulus des premiers âges du fer dans la région sous-pyrénéenne. p. 260—263.

Revue d'Ethnographie Paris. Publiée sous les auspices du Ministère de l'Instruction publique et des Beaux-arts par le Dr. Hamy. Tome 4e. Nr. 2—6. Paris 1885. 8°.

— Nr. 2. — A. de Quatrefage: Note sur l'état actuel des Maoris restés indépendants. p. 97—119. — Dr. H. Ten Kate:

Notes ethnographiques sur les Comanches. p. 120—136. — Dr. L. Tautain: Études critiques sur l'Ethnologie et l'Ethnographie des peuples du bassin du Sénégal. (suite.) p. 137 bis 147. — P. Sébillot: Les maisons rustiques en Haute-Bretagne. p. 148—157. — Variétés: E. Aymonier: Les Chams. p. 158—160. — E. Decazes: Chez les Batékés. p. 160—168. — Revues et Analyses: G. Dumoutier: A. B. Meyer, Alterthümer aus dem ostindischen Archipel. p. 169 bis 174. — E. H. Prince R. Bonaparte, les habitants de Suriname. p. 175—176. — Trois pierres tumulaires d'Atjeh au Musée d'Ethnographie du Trocadéro. p. 182 u. 1 Taf.

— Nr. 3. — L. Verguet: Arossiou San Christoval et ses habitants. p. 193—232. — G. Capus: La vallée des Jagnaous. p. 233—253. — Dr. L. Tautain: Études critiques sur l'Ethnologie et l'Ethnographie des peuples du bassin du Sénégal. (Suite et fin.) p. 254—268. — G. de Negri: Des tissus pourprés du Pérou. p. 269—271. — Revues et analyses: G. Dumoutier: L. Biart, les Azlèques, histoire, moeurs, coutumes. p. 272—276. — Charencey: Brinton, the Lenâpé and their Legends, with the complete text and symbols of the Walam Olum. p. 276.

— Nr. 4. — Désiré Charnay: La civilisation Toltèque. p. 281—305. — Ch. Vélain: Le dolmen des Beni-Snas sen. p. 306—312. — Pleyte Wzn: Pratiques et croyances relatives au bugéros dans l'Archipel Indien. p. 313—318. — Gustave Dumoutier: Le Swastika et la roue solaire dans les symboles et dans les caractères Chinois. p. 319—350. — Variétés: Pagodes Cambodgiennes (J. Moura). p. 351—353. — Revue et Analyses: H. Strebel: Die Ruinen von Cempoallan im Staat Vera-Cruz. — A. Penafiel, Nombres geograficos de Mexico Catalogo alfabético de los nombres de lugar pertenecientes al idioma „nahuatl". — G. Mendoza: Cosmogonia Azteca. The Chittagong Hill-tribes. Results of a Journey made in the year 1882. (E. Hamy.) p. 356—363. — J. Bonvalot: En Asie centrale. Du Kohistan à la Caspienne. p. 363—365 (J. Deniker). — Graf A. S. Ouvarof: Archeologia Rossie. Kamennié Period. — J. Vinson, Folklore du Pays Basque. p. 365—367. (E. T.) — Nécrologie: Alexis Ouvaroff. (E. H.)

— Nr. 5. — Désiré Charnay: Les Tolteques au Tabasco et dans le Yucatan. p. 481—416. — Dr. H. Weisgerber: Notes sur l'Oued-rir et ses habitants et sur quelques monuments du Sahara Algérien. p. 417—451. — Variétés: Le temple de Bôrô-Boudour. (J. E. de la Croix.) p. 452—456.— Revue et Analyses: Le Yi, King ou Livre des changements de la dynastie des Tsheou. (G. Dumoutier.) p. 457—460. — Brinton, on Polysynthesis and incorporation as characteristics of American languages. (Cte de Charencey.) p. 460—462.

— Nr. 6. — Abel Bergaigne: Les découvertes récentes sur l'Histoire ancienne du Cambodge. p. 477—497. — Dr. E. T. Hamy: La science française au Mexique. p. 498—513. — Dr. Hyades: La chasse et la pêche chez les Fuégiens de l'archipel du Cap Horn. p. 514—553. — Variétés: Nég Inguien ké Blang. p. 554—556.

Société de Géographie in Paris. Bulletin. Rédigé avec le concours de la section de publication par les secrétaires de la commission centrale. 1er, 2e et 3e trimestre 1885. Paris. 8°. — Nr. 1. — De Mailly-Chalon: Un voyage en Mandchourie. p. 4—25. — Br. Benoist-Méchin: Voyage à travers le Turkestan. p. 25—56. — Nr. 3. — Dr. P. Neis: Voyage au Laos (1883—1884). p. 372—394. — Errington de la Croix: Sept mois au pays de l'étain. p. 394—433. — A. L. Pinart: Chiriqui. p. 433—452.

— Compte-rendu des séances de la commission centrale:

— Nr. 11—18. Paris 1885. 8°. — Nr. 11. — Quatrefages: Le Peaux-Rouges. 1. 335—338.

Società Istriana di Archeologia e Storia Patria in Parenzo. Atti e Memorie. Vol. I. Fascicolo 3 e 4. Parenzo 1886. 8°.

Bullettino di Paletnologia Italiana in Parma diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Anno 10. Nr. 7—12. Reggio dell' Emilia. 8°.

— Nr. 7 e 8. — Strobel: Provenienza dei manufatti prestorici di Nefrite e di Giadaite. p. 101—110. — Foderaro: Antichità preistoriche in Tiriolo nel Catanzarese. p. 111—121. — Pigorini: Sopra alcuni oggetti della terramara di Montale nel Modenese. p. 121—127. — Notizie bibliografiche: Baux Alfonso e Gouin Leone, Essai sur les Nuragues et tes bronzes de Sandaigne. p. 128—129.

— Nr. 9 e 10. Chierici: I sepolcri di Remedallo nel Bresciano e i Pelasgi in Italia. p. 133—164 u. 4 Taf.

— Nr. 11 e 12. — Orsi: Gli Ibero-liguri nella necropoli di Este. p. 169—178. — Regazzoni: La Preistoria alla Esposizione di Torino. p. 178—197.

— Bullettino. Serie II. Tomo I. Anno XI. Nr. 1—10. Parma 1885. 8°.

Nr. 1 e 2. — Orsi: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. p. 1—9. (Tav. I e II.) — Castelfranco: Oggetti litici die Mozzanica e di Camisano. p. 9—15. (Tav. III.) — Regazzoni: Di alcune tombe antiche nel Comasco. p. 15—18. — Bibliografia: Helbig W.: Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Archäologische Untersuchungen (Orsi). p. 19—27. — Nr. 3 e 4. — Pigorini: Del culto delle armi di pietra nell' età neolitica. p. 33—40. (Tav. IV.) — Orsi: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. p. 40 bis 50. — Bibliografia: Vichow R.: Ueber die prähistorischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien. p. 51—55. — Wieser E. Fr.: Depot-Fund bei Dercolo im Nonsberge. p. 55—56. — Czoernig C.: Die alten Völker Ober-Italiens. Italiker, Raeto-Etrusker, Raeto-Ladiner, Veneter, Celto-Romanen. Eine ethnologische Skizze. p. 56—57. (Orsi.) — Nr. 5 e 6. — Orsi: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. 65—81. — Bibliografia: Pulszky Fr. v.: Die Kupferzeit in Ungarn. p. 82—88. (L. de Campi.) — Nr. 7 e 8. — Issel: Caverne ossifere del Loanese e del Finalese. p. 97—113. — Orsi: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. p. 114—120. — Nr. 9 e 10. — Chierici: L'ascia lunata di pietra in Italia. p. 129—138. (Tav. V.) — Nuovi scavi nel sepolcreto di Remedello. p. 138—146. (Tav. VI e VII.) — Issel: Caverne ossifere del Loanese e del Finalese. p. 146—161. — Orsi: Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. p. 161—171.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XXI. Nr. 116. Philadelphia 1884. 8°. — Henry Phillips: Notes on the Codex Ramirez with a translation of the same. p. 616—651. — J. Sutton Wall: On some Indian Picture rocks in Fayette Co. p. 687—689.

Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Proceedings. Part I, II. January-July 1885. — Part I. — Jos. Leidy: Rhinoceros and Hippotherium from Florida. p. 32—34.

Königl. böhmische Gesellsch. der Wissensch. in Prag. Abhandl. der Classe Philosophie, Geschichte und Philologie und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. VI. Folge, 12. Bd. Prag 1885. 4°.

— **Sitzungsberichte** der k. böhm. Gesellsch. der Wissensch. Jg. 1882—84. Jg. 1883. — J. N. Woldřich: Třeti správa o fauně diluviální u Sudslavic pod Vimperkem v Šumavě. p. 288—303. — Anton Frič: Ueber einen Menschenschädel aus dem Löss von Podbaba bei Prag. p. 152—156. — J. N. Woldřich: Diluviální hraboši z jeskyň moravských. p. 342—345.

— **Jahresbericht** der k. böhm. Gesellschaft der Wissensch. Jg. 1882. Prag 1882. 8°.

Památky archaeologické a místopisné in Prag. (Archäologische und topographische Denkmale.) Organ des archäologischen Vereines des Museums für das Königreich Böhmen und des historischen Vereines in Prag. Bd. XIII. Hft. 1, 2 u. 3. Prag 1885. 4°. — Nr. 1. — Jindřich Rychlý: Mohyly u Michalovic (Gräber bei Michalovic). p. 15—19. — R. Weinzierl: Nálezy bronzů u Lovosic. (Bronzefunde bei Lovosic.) p. 23—26. — V. Divis-Čisteckỳ z Šerlinku: Hroby u Dražkovic (Gräber bei Dražkovic). p. 31—38 u. 2 Taf. — Nr. 2, 3. — V. Schulz: Hrob u Zlivi (Grab bei Zlivi). p. 66—79 u. 2 Taf. — J. Rychlý: Hromadný nález u Křtěnova. p. 103—106.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag. Mittheilungen. XXIII. Jahrg. Nebst der literarischen Beilage. Prag 1885. 8°. — August Naaff: Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutschböhmen. p. 182—194. — Literarische Beilage: A. B.: W. Tomaschek, die Gothen in Taurien. p. 5—6. — R. Andree: G. A. Schimmer, Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Oesterreichs. p. 29—36.

Lotos. Jahrbuch für Naturwissenschaft in Prag. Im Auftrage des Vereines „Lotos" herausgegeben von Prof. Dr. F. Lippich und Prof. Dr. S. Mayer. Neue Folge. VI. Bd. Prag 1885. 8°.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti, Anno 1885—86. Serie quarta. Rendiconti. Vol. II. Nr. 1—11. Roma 1886. 4°.

Società Geografica Italiana in Rom. Bollettino. Serie II. Vol. IX. Fasc. 12. Roma 1884. 8°.

— Vol. X. Fasc. 7—10. Roma 1885. 8°. — Fasc. 10. — Prof. G. Pennesi: L'Arcipelago delle Caroline e delle Palaos p. 724—744.

— Vol. XI. Anno XX. Fasc. 1—6. Roma 1886. 8°. — Nr. 1. — A. Lux: Sulla esplorazione archeologica della Cirenaica. p. 67—70. — Nr. 2. — G. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico ed Etnografico di Roma (Anno II. 1885—86). — Nr. 4. — V. Bellio: Rapporto fra l'etnografia antica dell Italia e la sua produttività artistica. p. 264—279. — G. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico ed Etnografico di Roma. p. 481—489.

Gesellsch. für Landeskunde in Salzburg. Mittheilungen. XXV. Vereinsj. 1885. Salzburg 1886. 8°. — Fr. Suchanka: Ein Hornzapfenfragment als Fundstück bei dem Umbaue der „Rothen Bruderschafts-Kirche" in Salzburg. p. 21—24.

Académie Impériale des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XXX. Nr. 3, 4. St. Pétersbourg 1885. 4°. — Bulletin. Tome XXI. Nr. 1. St. Pétersbourg 1886. 4°.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva (Berichte der kaiserl. russischen geograph. Gesellschaft in St. Petersburg.) Bd. XXI. 1885. Nr. 3, 4, 5 u. 6. St. Petersburg 1885. 8°. — Nr. 3. — Dr. L. Iwanow: Turkestanische Alterthümer. p. 162—177.

— Bd. XXII. 1886. Nr. 1. St. Petersburg 1886. 8°.

— Otschet (Rechenschaftsbericht der k. russisch. geograph. Gesellsch. für das Jahr 1885). St. Petersburg 1886. 8°.

Royal Asiatic Society in Shanghai. Journal of the North-China branch. New series, Vol. XX. Nr. 1—6. Shanghai 1885. 8°. — Nr. 1. — H. A. Giles: The Hung Lou Mêng commonly called the dream of the red chamber. p. 1—23. — Nr. 2. — The prevalence of infanticide in China. p. 25—50. — G. M. H. Playfair: The mystery of Ta-Ts'en. p. 69. — Nr. 4. — F. H. Balfour Esq.: What is filial piety? p. 115 to 144. — Nr. 5 u. 6. — G. v. d. Gabelentz: Some additions to my chinese Grammar. p. 22—234.

Straits Branch of the Royal Asiatic Society in Singapore. Journal. Nr. 14. Singapore 1885. 8°. — J. Perham: Sea Dyak Religion. p. 287—305.

Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata in Spalato. Anno VIII. Nr. 1—12. Spalato 1885. 8°. — Nr. 1. — Scavi a Citluk di Sinj. p. 7—9. — Nr. 2. — Scavi nella Basilica cristiana a Salona e sue adiacenze-Iscrizioni ivi trovate. p. 33 à 43. — Nr. 3. — G. Bucchich: Ricerche preistoriche sull' Jsola di Lesina. p. 1—11 u. 2 Taf. — Nr. 6. — Gli scavi nella Basilica cristiana v. Salona e sue adiacenze. p. 105. — Girol. Granić: Nuova scoperta archeologica nella campagna di Muć (Andetrium). p. 116—117.

— Anno IX. Nr. 1—5. Spalato 1886. 8°. — Nr. 5. — Scavi a Lissa. p. 85—86.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien in Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige. Bd. 7. Nr. 1 bis 4. Stockholm 1884—1885. 8°.

Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi in Stockholm. „Ymer" Tidskrift. 1885. Nr. 1—4. Stockholm 1885. 8°.

Royal Society of New South Wales in Sydney. Journal and Proceedings. Vol. XVIII. 1884. Sydney 1885. 8°. — P. Mac-Pherson: The Owen-mounds of the Aborigines in Victoria. p. 49—61.

Sapiski kavkazskago otdla Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva in Tiflis. (Schriften der kaukasischen Abtheilung der kais. russischen Geographischen Gesellschaft.) Bd. VIII. Nr. 2. 1884. Tiflis 1885. 8°.

Canadian Institute in Toronto. Proceedings. Vol. III. Nr. 3. Toronto. 1886. 8°.

Archivio Trentino pubblicato per cura della direzione della Biblioteca e del Museo comunali di Trento. Anno III. Fasc. 1, 2. Trento. 1884. 8°. — L. Campi: Alcuni Bronzi trovati nella Naunia. p. 119—121. — A. Pizzini: Antichi sepolcri trovati nelle vicinanze di Ala. p. 122—123. — L. Campi: Il sepolcreto di Meclo nella Naunia. p. 191—208 u. 1 Taf. — P. Orsi: Saggio di Toponomastica tridentina ossia contributo alla Etnografia e Topografia antica del Trentino. p. 209—256.

— Anno IV. Fasc. I u. II. Trento 1885. 8°. — Nr. 1. — P. Orsi: Saggio di Toponomastica tridentina (Cont. e fine). p. 3—20. — L. Campi: Il sepolcreto di Meclo nella Naunia (Cont.). p. 61—113 u. 5 Taf. — Rinvenimenti di Antichita. p. 147 bis 150. — Nr. 2. — G. Amennone Oberziner: J. Cimbri i Teutoni contro J. Galli e J. Romani. p. 157—208. — L. Campi: Il sepolcreto di Meclo nella Naunia. (Cont.) p. 207—258 u. 8 Taf. — Bibliografia: Gurina im Obergailthal (Kärnten). Ergebnisse der im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien im Jahre 1884 vorgenommenen Ausgrabungen. Eine Vorstudie zu weiterer Localforschung von A. B. Meyer. (L. Campi.) p. 277—284.

Cosmos. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della Geografia e delle Scienze affini di Guido Cora. Vol. VIII. Nr. 8—10. Turin 1885. 8°.

Der Naturforscher. Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften. Tübingen. XIX. Jahrg. Nr. 1—23. 1886. 4°. — Nr. 1. — Die Capacität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Nationen. p. 23—24. — Die Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa. p. 36. — Nr. 9. Die Abstammung der Bevölkerung von Sokotra. p. 103. — Ueber die Bewohner der Nikobaren. p. 103. — Nr. 13. — Die Kirgisen. p. 137—139. — Nr. 14. — Verbreitung und Bedeutung der Tätowirung. p. 151—152. — Nr. 15. — Anomaler Verlauf einer Gehirnfurche bei Australiern. p. 164. — Uebermässiger Haarwuchs und Haarlosigkeit. p. 164.

United States Geological Survey. J. W. Powell, Director. Washington. 4. Annual report 1882—83. Washington. 4°.

— Monographs of the United States Geological Survey. Vol. VI, VII u. VIII. Washington. 4°.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- und historisch. Denkmale in Wien. Mittheilungen. Bd. X. Hft. 3. u. 4. Neue Folge. Wien 1885. 4°. — Nr. 3. — Samuel Jenny: Gräber der Bronzezeit in Gamprin-Bendern (Fürstenthum Liechtenstein). p. 90—94. — Die Römische Heerstrasse Brigantium-ad Rhenum. p. 95—98 u. 1 Taf. — Notizen: Kolb: Funde zu Gilgenberg bei Braunau. p. LXI. — Fund von Hoch-Ostrowitz. p. LXI. — Baron Hauser: Informationsreise durch Kärnten. p. LXII. — Bulić: Grabungen in Salona. p. LXIX—LXX. — Baum: Prähistorische Gräber bei Nimburg. p. LXX. — Atz: Ringwälle am Sinichkopfe (Tirol). p. LXXI. — Deschmann: Prähistorische Funde bei Nassenfuss (Slepčjek).

p. LXXVII. — Jenny: Fund von Kofels. p. LXXVIII. — Dungel: Funde bei Gemeindelebarn. p. LXXVIII. — Atz: Der Ringwall in Ober-Mais bei Meran. p. LXXIX. — D. Alex. Bauer: Bericht über die chemische Untersuchung des Inhaltes eines Fläschchens, welches in einem römischen Grabe bei Aquileja gefunden wurde. p. LXXXI—LXXXIV. — Nr. 4. — Dr. M. Much: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. p. C—CIX. — Notizen: M. Lüssner: Prähistorische Funde in Prag. p. CXII—CXV. — L. de Campi: Antike Funde in Val di Non. p. CXV—CXVII. — Conserv. Terlan: Ueber einen Gräberfund in Civezzano. p. CXVII bis CXVIII. — C. Deschmann: Römische Gräber bei Billichberg nächst Littai. p. CXVIII—CXX. — Baron Hauser: Grabungen in Frögg 1885. p. CXXXIV.

K. k. Geograph. Gesellsch. in Wien. Mittheilungen. Band XVIII. Nr. 5—12. Wien 1885. 8°. — Nr. 5 u. 6. — Dr. H. Breitenstein: Aus Borneo. p. 242—264. — Nr. 7 u. 8. — Dr. J. Polek: Die Lippowaner Colonien in der Bukowina. p. 301—312. — Nr. 9. — Dr. Ph. Paulitschke: Ueber die ethnische Gliederung der westlichen Somâl- und der nordöstlichen Galla-Stämme. p. 385—402. — Besprechung: Le Monnier: C. Freiherr v. Czörnig, die ethnologischen Verhältnisse des österreichischen Küstenlandes. — N. 10. — Dr. C. Zehden: Schamanismen aus Oberösterreich. p. 481—503. — Nr. 11. — G. v. Wienkowski: Die pommerschen Kassuben. p. 537—557.

— Bd. XXIX. Nr. 1—6. Wien 1886. 8°. — Nr. 4. — F. Blumentritt: Die Eingebornen der Insel Mindanao. Bemerkungen zu des Dr. A. Schadenberg und des Dr. Montano Schriften. p. 215—224. — Nr. 5 u. 6. — F. Falzari: Aus Viti Levu, insbesondere der „Rewa-District". p. 268—280.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1886. Nr. 1—7. Wien 1886. 8°. — Nr. 7. — Dr. J. N. Woldřich: Paläontologische Beiträge. p. 176—180.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. VII. Jahrg. Nr. 4—8. Wien 1886. 8°. — Nr. 6. — E. Freih. v. Poche: Zur Enstehung der Religionen. p. 63—70. — Nr. 8. — Dr. Fried. S. Krauss: Kaiser Constantin auf der Sonnenburg. Ein bosnisches Volksepos. p. 92—100.

Asiatic Society of Japan in Yokohama. Transactions. Vol. XII. Part II u. IV. Yokohoma 1885. 8°. — Part II. — W. Dening: Modern translation into Sinico-Japanese. p. 104 bis 141.

Gesellsch. für vaterländische Alterthümer in Zürich. Mittheil. d. Antiquar. Ges. Bd. XXII. Hft. 1. Zürich 1886. 4°. — J. Heierli: Der Pfahlbau Wollishofen. p. 1—30 u. 4 Taf.

Antiqua. Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde in Zürich. Nr. 1—5. 1886. — Nr. 1 u. 2. — R. Forrer: Die Handelsverbindungen der schweizerischen Pfahlbauer nach dem Ausland. p. 1—5. — Jul. Naue: Die Ornamentik der Völkerwanderungszeit. p. 6—12. — Archäologische Mittheilungen: Neue Pfahlbaufunde. — La Tène un oppidum hélvète. — Nr. 3. — R. Forrer: Was war La Tène? p. 17—18. — Die Handelsbeziehungen der schweizerischen Pfahlbauer nach dem Ausland. (Fortsetzung.) p. 19—20. — Arch. Mitth.: Neue Pfahlbaufunde. — Pfahlbau bei Berlin und Niederzebren. — Bronzefund von Marthalen. — Der Pfahlbau bei Wollishofen. — Nr. 4. — J. Messikommer: Kahnruder aus Pfahlbauten. p. 25—26. — R. Forrer: Die Handelsbeziehungen der schweizerischen Phahlbauten. (Fortsetzung.) p. 26—27. — Arch. Mitth.: Der Pfahlbau Wollishofen. — Pfahlbauten und Ringgeld auf altägyptischen Bas-Reliefs. — Nr. 5. — R. Forrer: Die Handelsbeziehungen der schweizerischen Pfahlbauer nach dem Ausland. (Fortsetzung u. Schluss.) p. 33—40. — Arch. Mitth.: Pfahlbauschädel des Museums in Bern. — Prähistorische Funde aus Ungarn 1885. — Das Gräberfeld von Hallstatt. — Grabfund bei Dachelsen. **N. W.**

Literaturberichte.

Ranke, Dr. Johannes. Der Mensch. Erster Band. Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 583 Abbildungen im Text und 24 Aquarelltafeln von Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mülzel, Adrian Walker u. A. Leipzig. Bibliogr. Institut. 1886. Lex.-8°, XIV u. 616 pp.

Unmittelbar nach seinem Erscheinen ist dieses Buch von den Häuptern der anthropologischen Forschung in Deutschland, von Virchow und Bastian [1]) so herzlich begrüsst, bezüglich seiner wissenschaftlichen Bedeutung auf eine so hohe Stufe gestellt und den Fachgenossen mit so seltenen und auszeichnenden Lobsprüchen vorgeführt worden, dass es dem Referenten nicht mehr darum zu thun sein kann, dem Urtheile der grössten Capacitäten noch sein unmassgebliches Lob hinzuzufügen. Vielleicht aber mag es passend erscheinen, an dieser Stelle näher hinzuweisen auf eine andere Eigenschaft dieses Werkes, welche vielleicht ebensoviel wie sein streng wissenschaftlicher Werth beitragen wird, es dem weiteren Kreise der Freunde unserer Wissenschaft zu empfehlen.

Der Verfasser hatte nämlich die Aufgabe, im Rahmen der vom bibliogr. Institute herausgegebenen „Allgemeinen Naturkunde" ein Werk zu schaffen, welches in der Art und Weise von „Brehm's Thierleben" den heutigen Stand der Urgeschichte und der Anthropologie im engeren Sinne darstellen sollte. In Folge der grossen Jugend unserer Wissen-

[1]) Virchow (Zeitschrift für Ethnologie, XVIII. Jahrg. 1886, Heft 4, p. 194) sagt: „Dieses Werk wird nicht blos eine Zierde der deutschen Literatur bleiben, sondern es ist auch vorzugsweise geeignet, den grossen Abstand erkennbar zu machen, welcher die Behandlung der Wissenschaft in Deutschland von derjenigen in den Nachbarländern trennt. Die umfassende Kenntniss der Physiologie, welcher der Verfasser manches Jahr seines arbeitsamen Lebens gewidmet hat, gestattet ihm, die physische Anthropologie im weitesten Sinne, von den ersten Anfängen des Lebens im Ei durch die Stadien der embryologischen Entwickelung bis zu der vollendeten Gliederung des fertigen Körpers, nicht nur in den äusseren Erscheinungen, sondern auch in den functionellen Vorgängen, dem Leser vorzuführen. Ueberall überrascht und befriedigt die schöne Harmonie und Gleichartigkeit der Darstellung, welche den verschiedenen Seiten der Betrachtung gerecht wird. Zahlreiche und mit besonderer Sorgfalt hergestellte Illustrationen gewähren zugleich der Anschauung feste Unterlagen .... Für diese Anzeige dürfen wir uns darauf beschränken, dem Verfasser den herzlichen Dank und die volle Anerkennung der Fachgenossen auszusprechen und zugleich die Leser unserer Zeitschrift darauf hinzuweisen, dass eine neue reiche Fundgrube des Wissens hier für sie eröffnet worden ist."

Bastian (Corresp.-Bl. d. deutschen Anth. Ges. XVII. Jahrg. Nr. 7. Juli 1886. p. 56) sagt u. A.: „Bei Anblick des kolossalen Materials, das hier in scharf gesichtetem Detail verarbeitet vorliegt, fühlt sich fast ein Bedenken, statt Ruhe der Erholung zu wünschen, den Verfasser sogleich bereits zu neuer Arbeit aufzurufen. Aber dennoch lässt sich der Wunsch nicht unterdrücken, bald auch den zweiten Band in Besitz gesichert zu haben, und damit dann ein Fundamentalwerk der Anthropologie, das für Jeden, der sich unter ihre Jünger eingeschrieben, ein unentbehrliches bleiben wird."

schaft ist dies nun eine ausserordentlich schwierige Aufgabe, da einerseits ein grosser Theil des gebildeten Publicums nicht mit den zur Aufnahme der anthropologischen Lehren nöthigen Vorkenntnissen ausgestattet erscheint und da anderseits auch die systematischen Lehrbücher, welche die Basis für solche populärisirende Werke bilden sollen, uns sozusagen noch fehlen. Alle diese Hindernisse aber bewältigte der Verfasser und schaffte die beiden erwähnten Mängel mit einem Schlage hinweg, da er uns mit einem Buche beschenkte, welches die Eigenschaften des exacten, grundlegenden Lehrbuches mit jenen, welche der populär-wissenschaftliche Zweck erheischt, in der überraschendsten und glücklichsten Weise verbindet. Freilich wird dadurch der ferner stehende Leser (manchmal vielleicht wider seinen Willen) veranlasst, in die Anthropologie einen tieferen Einblick zu thun, als in die anderen naturhistorischen Disciplinen. Aber diese schon durch das höher und näher stehende Object an und für sich gerechtfertigte grössere Gründlichkeit wird ihm durch den Verfasser so leicht und angenehm gemacht, wie in keinem anderen dieser Disciplin gewidmeten Buche. Und hierin liegt eben der zweite Hauptvorzug dieses Werkes, welcher, wie wir glauben, nicht leicht hoch genug angeschlagen werden kann. Denn so ausserordentlich werthvoll es auch ist, in diesem Buche ein Fundamentalwerk der Anthropologie zu besitzen, welches jedem Jünger dieser Wissenschaft fortan unentbehrlich sein wird: werthvoller ist es vielleicht noch, dass wir gerade dieses Buch der breiten Schichte der Gebildeten, auf deren Interesse und deren thatkräftige Unterstützung unsere junge Wissenschaft mehr als ein anderer Zweig der Naturkunde angewiesen ist, anempfehlen können als ein Fundamentalwerk, aus welchem sie ohne Sorge vor ermüdender Gelehrsamkeitskrämerei die leider allzuhäufig mangelnden gründlichen Kenntnisse über das wichtigste Glied der organischen Welt, den Menschen, in vollen Zügen schöpfen können.

Der Haupttheil des Werkes, die Besprechung der „körperlichen Verschiedenheiten der modernen und vorgeschichtlichen Menschenrassen“ und der „vorgeschichtlichen Culturüberreste, namentlich der europäischen Urvölker“, ist dem bereits im Erscheinen begriffenen zweiten Bande vorbehalten. Der vorliegende erste Band hat die Aufgabe, den Freunden und Jüngern der Anthropologie die nöthigen grundlegenden Vorkenntnisse und den richtigen Standpunkt für ihr ferneres Studium beizubringen. Diese Aufgabe hat der Verfasser in weiser Erwägung der herrschenden allgemeinen Bildungsverhältnisse derart gelöst, dass er dem Leser in der „Einleitung“ eine Art von Vorbereitungs-Cursus gibt, in welchem er ihm durch eine mit der ästhetisch-künstlerischen Betrachtung der Menschengestalt beginnende allgemeine Uebersicht über die Proportionen, den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers und seiner Haupttheile zunächst jene Summe von Kenntnissen beibringt, welche zum Verständniss der folgenden Abschnitte erforderlich sind. Hieran schliesst sich nun eine Reihe ausgezeichnet abgegrenzter Capitel, welche die menschliche Anatomie uud Physiologie bis in alle für uns wichtige Details hinein darlegen. Dieselben beginnen mit der Entwicklungsgeschichte von den ersten Anfängen des organischen Keimes an durch alle Stufen der Körperentwickelung hindurch und behandeln dann die einzelnen Organe des Menschen und ihre Functionen. (Herz und Blut, — die Organe der Blutreinigung und ihre Thätigkeit, — die Verdauung, — Ernährung, Nahrungsmittel, animale Wärme, — das Knochengerüst und seine Bewegungen, — Muskeln und Muskelbewegungen, — Mikroskopie, Physik und Chemie des Nervensystems, — der Bau des Gehirnes und des Rückenmarkes, — die Sinnesorgane und die Sprachwerkzeuge.) Ueberall ist die Darstellung in geistreicher Weise an den dem Gebildeten im allgemeinen eigenen Gedankenschatz angeknüpft, durch wahrhaft ausgezeichnete Illustrationen so weit als wünschenswerth erläutert und allenthalben auf die Bedürfnisse des engeren anthropologischen Studiums zugespitzt.

So kann der aufmerksame Leser dieses Bandes, wenn er denselben endlich aus der Hand gibt, mit vollem Rechte sagen, dass er über das heutige Wissen von der Organisation und dem Leben des menschlichen Körpers sehr gut informirt und auf den zweiten Band, dessen Vollendung wir erwartungsvoll entgegensehen, gründlich vorbereitet ist und er wird sich auch mit vollem Herzen dem Danke anschliessen, welchen die Fachgenossen dem Verfasser bereits votirt haben.

J. Szombathy.

Dr. Victor Fossel, k. k. Bezirksarzt und Sanitätsrath in Graz. **Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark.** Ein Beitrag zur Landeskunde. Zweite unveränderte Aufl. Graz. Leuschner & Lubenski, k. k. Univ.-Buchh. 1886. VIII + 172, kl. 8°.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine Specialuntersuchung über Volksmedicin zu schreiben. Wir besitzen wohl schon eine Reihe derartiger Arbeiten, z. B. über Volksmedicin in Bayern von G. Lammert (Würzburg 1869), von Goldschmidt über Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland (Bremen 1854), denen sich die vorliegende würdig anreiht. Nur auf Grund derartiger Vorarbeiten, die gründlich den weitab verschollenen und vielfach für den in der Grossstadt lebenden Forscher ganz unzugänglichen Stoff in unzähligen kleinen Noten und Nötchen übersichtlich geordnet und zum Theil auch durch das eingehende Verständniss der betreffenden Mundarten erläutert darbieten, wird es mit der Zeit möglich werden, ein übersichtliches und vielleicht auch erschöpfendes Bild von der Volksmedicin und dem damit zusammenhängenden Volksglauben zu liefern.

Wie tief im Volke, selbst in der nächsten Nähe unserer Hauptstadt Wien der Wunderglaube wurzelt, beweist die Thatsache, dass wenige Stunden von Wien entfernt ein Wundermann durch Verschreiben von Amuletten sein Auskommen findet. Darüber erzählt ein Ungenannter im 12. Heft des Hans Jörgel von Gumpoldskirchen[1]) (vom 20. März 1886, S. 9 b und S. 10 a 55. Jahrg.):

„Eine kranke Frau in Oberösterreich hat von einem frommen Mann gehört, der ein wunderbares Heilmittel besitzen soll und hat sich brieflich an ihn g'wend't.

[1]) Nach einer privaten Mittheilung des Herrn Dr. Ludwig Speidel, Redacteur der „Neuen Freien Presse“, hat Jacob Grimm sehr gern dieses specifisch österreichische Volksblatt gelesen. Der Gelehrte Karajan sandte ihm den Hans Jörgel in grösseren Packeten immer zu. In einem Schreiben an Karajan wunderte sich Grimm über die volksthümliche Phrase: ‚Grillen herauskitzeln.‘ Ihm war sie neu. Offenbar ist sie in Norddeutschland im Volke unbekannt.

Nach Einsendung eines Guldens hat der fromme Mann ein leinwandenes Tascherl g'schickt, dass sie auf dem bloszen Leib tragen und wobei sie alle Tag verschiedene Gebete verrichten sollt'.

Das Tascherl hat man aufg'macht und darin folgendes Gebet oder Recept gefunden:

„Vielgeliebter Herr Jesus Christus gienge aus über Land, da begegnet ihn die Maria Genofeva, die lebendige Schwindt und die lebendige Hand Vergift, wo willst dies hin, wir wollen di Maria Genovefa in ihr freigen ganzen Leib und in all' ihr Bein brechen, ihr Fleisch verzehren lassen und ihr Blut trinken. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus dies lebendige Schwindt und dies lebendige Hand Vergift, dass sie dir von Gott verboten und dies Verschaff Dir Gott, die Maria Genovefa in ihr Chreuz gegangene Leib und alle Glieder, ihr Bein nicht brechen, ihr Fleisch nicht verzehren lassen und ihr Blut nicht trinken, bis all' heil. Messen gelesen in allen Kirchen, bis alle Lieder gesungen, dass hilf die Maria Genovefa unser lieber Herr Jesus Christus von Nazareth als gleich da die allerseeligste Jungfrau Maria ir allerkeuschesten Jungschaft bewahrt worden von allen Mann also soll die Maria Genovefa in ihren Chreuz in in ganzen Leib und in allen Gliedern wiederum befreit werden und in alle Ewigkeit bewahrt verbleiben.

Dasz hilf die Maria Genovefa Gott d. Vater und d. Sohn und d. heilige Geist, gleicher Gott lebet und regieret bis in Ewigkeit Amen."

Folgen dann noch mehrere kabbalistische Zeichen."

Diese Formel, in welcher die Krankheiten Schwindsucht und Vergiftung personificirt auftreten, lehnt sich vollständig an die Krankheitsbeschwörungsformeln an, wie deren eine stattliche Anzahl im III. B. der Deutschen Mythologie von J. Grimm (IV. Ausg.) abgedruckt sind. Die verschwommene Fassung aber beweist zugleich, dass die Formel durch mündliche Ueberlieferung erhalten geblieben.

Dr. Fossel bespricht leider zu wenig gerade diese Seite der Volksmedicin, dafür aber bietet er als praktischer Arzt eine Fülle werthvoller Bemerkungen über Verwendung verschiedener thatsächlicher Heilmittel. Im allgemeinen Theile bespricht er: I. die Krankheitsanschauungen des Volkes, II. die Heilmethoden und III. Kranke, Aerzte und Curpfuscher; im speciellen Theile beschäftigt er sich auf's Eingehendste mit den einzelnen Krankheiten: I. Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, II. Kindesalter und Kinderkrankheiten, III. Krankheiten des Gehirnes, der Nerven- und Sinnesorgane, IV. Krankheiten der Athmungsorgane, V. Krankheiten der Verdauungs-, Harn- und Geschlechtsorgane, VI. Krankheiten der Haut, VII. chirurgische Erkrankungen und Krankheiten der Bewegungsorgane, VIII. Sterben und Leiche.

Dr. Fossel citirt auch mein Buch „Sitte und Brauch der Südslaven". Ausführlichere Angaben über Volksmedicin lieferte ich in Nr. 3 und Nr. 4 der Zeitschrift: ‚Das rothe Kreuz', Wien 1885. Unstreitig muss man bei der Besprechung des Volksglaubens der Steiermark auch auf den südslavischen Volksglauben Rücksicht nehmen, denn durch die enge Berührung haben Deutsche und Slaven einander gegenseitig so Manches abgeborgt. Die Grundlage zu einer solchen vergleichenden Studie ist durch Dr. Fossel's Arbeit wohl geschaffen.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Fressl, Johannes, Die Skythen-Saken die Urväter der Germanen. München, 1886. 8°. IX und 340 S.

Eine Quelle zahlloser Irrthümer in der Ethnologie war von jeher der schwankende Gebrauch von Völkernamen. Gar häufig erweiterte sich der Gebrauch eines Namens, der ursprünglich nur zur Bezeichnung einer bestimmten Rasse oder eines bestimmten Volkes angewendet wurde, in der Weise, dass derselbe unterschiedslos auf alle Völker übertragen wurde, die überhaupt in dem Lande gelebt haben, in dem der ursprüngliche Träger des Namens ansässig war. So ein Name, der gleichfalls seinen ursprünglich anthropologisch-ethnischen Charakter abgestreift und den Charakter einer geographischen Bezeichnung angenommen hat, ist der Name Skythen. Wie die Etymologie dieses Namens, wie ferner der Umstand, dass noch heute die Russen die Finnen mit demselben Namen benennen („Tschuden"), darthut, war der Name Skythen, bezw. Saken die ursprüngliche Bezeichnung der ural-altaischen Völker, insbesondere einer Abtheilung derselben, der Ugro-Finnen. Dieser Name wurde später von den griechischen und römischen Schriftstellern auf alle Völker übertragen, die im Norden und Osten Europas und dem angrenzenden Asien wohnten, mochten dieselben zur arischen oder turanischen Rasse gehören, mochten sie arische oder turanische Idiome reden, ähnlich wie wir heutzutage mit den Namen Franzosen, Russen u. s. w. im Sinne von geographisch-politischen Bezeichnungen Völker benennen, die in anthropologischer und ethnischer Beziehung ganz verschieden sind von den ursprünglichen Trägern dieser Namen, den germanischen Franken, sowie den gleichfalls germanischen Ros, die in die nach ihnen benannten Länder eingebrochen waren, die früheren Bevölkerungen unterjocht und mächtige Reiche daselbst errichtet hatten. Bei diesem Stande der Dinge erklärt es sich leicht, dass die Beschreibungen, die uns die alten Schriftsteller von dem physischen Typus der Skythen überliefert haben, unter einander nicht übereinstimmen, sondern bald auf den arischen, bald auf den turanischen Typus passen. Ist es deshalb verkehrt, die Skythen ohne weiters für Arier zu erklären, so ist es nicht minder verkehrt, dieselben bald mit diesem, bald mit jenem arischen Volke zu identificiren. Hat Cuno in den Skythen Litauer und Slaven, Müllenhoff in denselben Iranier gesehen, so sucht Fressl in dem vorliegenden Werke dadurch, dass er die überlieferten skythischen Wörter als germanische zu erweisen sucht, den Nachweis zu führen, dass die Skythen-Saken Germanen waren und dass als ihre Heimat Asien, und zwar die Hochländer des skythischen Imaus, des heutigen Tschianschan, zu betrachten seien. Es ist diese Hypothese übrigens nicht einmal neu, da bereits Bonnell in seinen im J. 1882 veröffentlichten Beiträgen zur Alterthumskunde Russlands in den europäischen Skythen Germanen vermuthet hat. Es muss bemerkt werden, dass kein einziger der von Fressl gemachten Deutungsversuche als gelungen bezeichnet werden kann; sowohl vom Standpunkte der Lautlehre als auch vom Standpunkte der Bedeutungslehre unterliegen dieselben allen Einwänden. Werden daher diese Etymologien skythischer Wörter Niemanden von dem Germanenthum der Skythen-Saken überzeugen, so ist die Zahl und Bedeutung der historischen und linguistischen Zeugnisse, sowie der anthropologischen und archäologischen Thatsachen, die in entschiedener Weise gegen diese Annahme, sowie gegen die Annahme der

asiatischen Herkunft der Arier überhaupt sprechen, eine so grosse, dass an ihrer Unrichtigkeit nicht im Geringsten gezweifelt werden kann. Es ist zu bedauern, dass Fresse so viel Mühe an eine verfehlte Idee verschwendet hat.

K. Penka.

Gatschet, Albert S. A migration legend of the Creek-Indians with a linguistic, historic and ethnographic introduction. (Brinton's Library of aboriginal American literature Number IV.) Philadelphia. Brinton 1884. 8°. VI. 251 pp.

Diese wichtige Publication zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen Theil, welcher die Einleitung bildet zu dem im zweiten Theile enthaltenen Thema (S. 1—213), und einen besonderen Theil, welcher die im Titel angekündigte Legende enthält (S. 214—251). Diese Legende wird nach einer allgemeinen Untersuchung über die Sagen der Indianer und Besprechung der verschiedenen Quellen auf S. 237—243 im Original (Sprache der Creek) und S. 244—251 im Englischen mitgetheilt. Dieselbe ist eine Rede, welche 1735 von Chekilli, dem Häuptling der Creek, in Savannah (Georgia) gehalten wurde.

Schon der bedeutende Umfang des ersten Theiles im Vergleiche mit dem zweiten zeigt uns, dass das Hauptgewicht auf diesen gelegt werden muss und dass die Legende gleichsam nur den Mittelpunkt bildet, um welchen der bekannte Amerikanist seine gediegenen Forschungen über die Völker der Nordküste des Meerbusens von Mexico gruppirt hat.

Gatschet geht zunächst den Berichten nach, welche in den verschiedenen Reise- und Sammelwerken über die Völker dieser Gegenden niedergelegt sind, prüft dieselben und sucht schliesslich an der Hand der Untersuchung der Sprachen dieser Völker zu einer systematischen Ethnologie dieses Theiles der neuen Welt zu gelangen. Und es ist ihm in der That auch gelungen, mehr Licht in dieses verwickelte Problem zu bringen, als es seinen Vorgängern bisher möglich gewesen war.

Nach Gatschet bildet den Mittelpunkt der Völker dieser Gegenden die Familie der Maskoki- oder der Apalachischen Völker. Sie zerfällt in vier Abtheilungen: 1. Die Maskoki, Creek und Seminolen, 2. Die Hitchiti mit den nun ausgestorbenen Apalachi, 3. Die Alibamu, 4. Die Chahta (Choctaw), Chicasa, Biloxi u. a. kleinere Stämme. Die ethnische Einheit dieser Völker geht aus ihrer Sprache hervor. Gatschet theilt S. 198—213 eine treffliche grammatische Skizze des Creek-Dialektes mit, die bei der grossen Seltenheit des Werkes von H. C. Buckner für europäische Gelehrte als Neuigkeit gelten kann; an dieselbe reihen sich die beiden Skizzen über das Maskoki (S. 53) und Hitchiti (S. 80) würdig an. Den Zusammenhang dieser Sprachen und Dialekte illustrirt die auf S. 56 verzeichnete Zusammenstellung mehrerer Wörter, namentlich der Zahlenausdrücke.

Verschieden von diesen Völkern und als isolirt sind zu betrachten: Die Tequesta (im Südosten von Florida), die Calusa (im Südwesten) und die Timucua (in der Mitte und im Norden dieser Halbsinsel), die Kataba (in Nord- und Süd-Carolina), die Yuchi oder Uchee (an beiden Seiten des Savannah-Flusses), die Taensa (in Tensas county, Louisiana), die Pangipahoa (im südöstlichen Louisiana), die Naktche oder Natchez (am unteren Mississippi), die Tonica, Adai, Atacapa, Coroa u. a. kleinere Stämme.

Der Stamm der Cheroki, welcher in diesen Gegenden wohnte, hängt nach den Forschungen H. Hale's mit den Irokesen in Canada zusammen, der Stamm der Arkansas, welcher mit diesen Völkern vielfach in Berührung kam, gehört der Dakota- (Sioux-) Familie an.

Diese Völkerverhältnisse finden sich auf einer linguistischen Karte verzeichnet, auf welche der Verfasser S. 49 direct Rücksicht nimmt; diese Karte ist jedoch zu unserem Leidwesen nicht erschienen und dürfte auch sammt dem in Aussicht gestellten zweiten Bande der Publication, wie der Verfasser uns mittheilt, nicht so bald als man es wünschen möchte, in die Hände der Leser gelangen.

Jener Theil des Werkes, welcher speciell dem Volke der Creek gewidmet ist (S. 120 ff.), enthält vorwiegend ethnologische Untersuchungen über das öffentliche Leben und die Kriegsgebräuche dieses Volkes, doch bietet er auch in kurzer Fassung andere Züge, welche zur Charakterisirung der Völker dieses Theiles der neuen Welt beitragen.

Leider gestattet uns der Raum nicht, manche Einzelnheiten des gediegenen Werkes speciell hervorzuheben. Doch dürfte schon aus unseren Bemerkungen dem Leser klar geworden sein, dass wir eine Publication vor uns haben, welche als Standard work für die Ethnologie der Nordküste des Meerbusens von Mexico betrachtet werden muss.

Friedrich Müller.

Von den Steinen, Carl. Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Mit über 100 Text- und Separatbildern von Wilhelm von den Steinen, 12 Separatbildern von Johannes Gehrts, einer Specialkarte des Schingústromes von Dr. Otto Clauss, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 1886. Lex.-8° XII, 372 SS.

Dieses ausgezeichnete Prachtwerk, welches viel des Neuen und Bedeutenden dem Geographen und Naturhistoriker bietet, bringt uns eine epochemachende linguistisch-ethnologische Entdeckung, welche die gleichzeitig unternommene Untersuchung eines hervorragenden Linguisten glänzend bestätigt. Mein Freund Lucien Adam in Rennes hatte auf Grund des vorhandenen linguistischen Materials der verschiedenen Cariben-Dialekte und Vergleichung der Sprachen der umwohnenden Stämme den Schluss gezogen, dass die Urheimat des Cariben-Volkes im Süden des Amazonas gesucht werden müsse. Nun war Carl von den Steinen so glücklich, auf seiner Fahrt zur Erforschung des Schingú (Xingu) auf dem Hochlande von Matto Grosso an den Quellen dieses Stromes den Stamm der Bakaïri zu entdecken, der einen von fremden Einflüssen noch freien caribischen Dialekt redet, der die Banane nicht kennt (blos der Stamm der sogenannten „zahmen Bakaïri" ist mit dieser Frucht durch portugiesische Vermittlung bekannt) und an einer Menge der den Caribenstämmen eigenthümlichen ethnologischen Züge (den eigenthümlichen Ohrenschmuck, den Gebrauch des aus Mandioca

bereiteten berauschenden Getränkes) nicht Theil nimmt. Daraus schliesst von den Steinen mit Recht, dass der Ursitz der Cariben in jenen Gegenden, wo heutzutage die Bakaïri wohnen, nämlich auf dem Hochlande von Matto Grosso im Quellengebiete der Flüsse Schingú, Tapajoz und Madeira gesucht werden müsse. Ungefähr 8 Grade weiter westlich im Quellengebiete des Madeira und seiner Zuflüsse, des Rio dos Baures und S. Miguel, verzeichnet von den Steinen den von Severiano da Fonseca in den Jahren 1875—78 entdeckten Stamm der Palmella, an den Quellen des Yapura (im Süden von Columbia) den Stamm der Carijona, welchen Crevaux und sein Neger Apatou nach der Sprache und der Volksbezeichnung „calina" augenblicklich als einen Caribenstamm erkannten und auf dem brasilianischen Hochlande zwischen den Flüssen Parnahyba und St. Francisco den Stamm der Pimenteira. Darnach ist der Caribenstamm über einen Landstrich verbreitet, der ungefähr 30 Grad von Norden nach Süden und von Osten nach Westen sich ausdehnt, eine Ausdehnung, welche die Wanderlust und den Unternehmungsgeist dieses südamerikanischen Indianerstammes so recht illustrirt.

Ausser dieser schönen Entdeckung bringen die Cap. 19—24, welche der Ethnologie und Linguistik gewidmet sind, mehrere gediegene Untersuchungen über andere südamerikanische Völker, wie den Stamm der Arowaken, die Tapuja-Stämme u. a. Eine interessante Studie ist jene über die Einführung der Banane (Cap. 22). Der Anhang enthält mehrere Vocabularien (Bakaïri, Kustenau, Suya, Manitsaua, Yuruna), die wegen der exacten Lautbezeichnung als sehr werthvoll bezeichnet werden müssen.

Friedrich Müller.

Farini, G. A. Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Süd-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Leipzig. Brockhaus. 1886. XX, 472 SS.

Ein interessantes Reisewerk voll der merkwürdigsten Erlebnisse eines Amerikaners, welcher in der zweiten Hälfte des Jahres 1885 die Wüste Kalahari bereist hatte. Es ist dies jener Theil Süd-Afrikas, welcher vom 16° bis 29° südl. Breite und vom 18° bis 27° östl. Länge sich erstreckt und das Hinterland der deutschen Colonie Angra Pequena bildet.

Der grössere Theil des Reisewerkes ist zwar der Schilderung der eigenen Erlebnisse, der verschiedenen Natur- und Culturbilder, sowie auch der Fauna und Flora der bereisten Gegenden gewidmet. Doch finden sich auch darin manche anthropologisch-ethnologische Nachrichten, welche ein dankenswerthes Materiale liefern.

So erzählt Farini S. 118 von den Berg-Buschmännern: „es waren hohe kräftige Burschen, viel grösser als die durchschnittlichen Buschmänner der Ebene". Dann S. 119: „Einige Weiber hatten eine völlig gelbe, man kann sogar sagen weisse Haut; Männer und Weiber trugen ihr Haar auf gleiche Weise in kurzen Zöpfen, welche den breiten Bau des Hinterkopfes erkennen liessen."

Interessant sind die S. 119 abgebildeten Wandverzierungen in der Buschmann-Höhle. Farini bezeichnet die Zeichnungen als sehr alt, auf dem weichen Gestein mit irgend einer schwarzen Farbe ausgeführt. Eine schöne anschauliche Schilderung ist die Bienenjagd der Buschmänner mit dem sich daran schliessenden Honigbier-Gelage auf S. 333 ff. Züge wie die auf S. 366 und S. 425 illustriren die Kunst der Hottentoten-Aerzte.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient Farini's Besuch der M'kabba am Ngami-See (S. 243 ff.). Derselbe wird durch die zu 246 gehörige Abbildung trefflich illustrirt. Der Häuptling dieses Zwergvölkchens ist ein „kleiner Geselle von 125 Cm. Höhe", die Kinder sehen mit ihren „zierlichen, olivenfarbigen Gesichtern und grossen, hellen, funkelnden Augen ganz niedlich aus"; die Waffen derselben (Bogen und vergiftete Pfeile), die Wohnungen und die Sitte, das erlegte Wild bis auf die Haut (welche geröstet wird) und die Knochen (welche mit Steinen fein zermalmt werden) zu verzehren, stimmen mit den entsprechenden Sitten und Einrichtungen der Buschmänner überein.

Sonst finden wir häufig Züge, welche die Enthnologie der Kaffer-Völker (Betschuana, Damara) illustriren und den Gegensatz der beiden Rassen, nämlich Hottentoten und Bantu erläutern, wie z. B. S. 144: „Die Damaras sind kohlschwarz, nicht wie die Hottentoten, die eine Art kupferrother Farbe haben."

Eine nicht unbedeutende Ausbeute dürfte dem Botaniker und Zoologen der Anhang auf S. 440 ff. gewähren.

Der Stil, in welchem das Werk verfasst ist, entspricht den wechselnden Scenen, die der Autor uns vorführt: er ist lebendig, an manchen Stellen etwas zu burschikos, sinkt aber nirgends zu langweiliger Trockenheit herunter.

Friedrich Müller.

Mittheilungen des kais. Deutschen archäologischen Instituts. Athenische Abtheilg. XI. Bd. Athen 1886.

In dieser jetzt (nach der Neugestaltung der Publicationen des Deutschen archäol. Instituts) unter etwas verändertem Titel erscheinenden Zeitschrift eröffnet F. Dümmler seine „Mittheilungen von den griechischen Inseln" mit einer Studie über die „Reste vorgriechischer Bevölkerung auf den Cykladen" (S. 15—46.) Das Substrat derselben bilden einige Grabfunde aus den prähistorischen Nekropolen von Amorgos und die Ueberreste eines Grabfeldes sowie einer Stadtanlage aus vorgriechischer Zeit auf Melos. Auf Amorgos finden sich an 9—10 über die ganze Insel zerstreuten Stellen prähistorische Grabstätten. Die von Dümmler untersuchten sind Flachgräber, mit Marmorplatten ausgelegt und zugedeckt, zu kurz, um die ganzen Leichen, welche darin bestattet wurden, in gestreckter Lage aufzunehmen, weshalb vielleicht Beisetzung in hockender Stellung anzunehmen ist. Die Beigaben finden sich theils in, theils ausser diesen Grabkammern; sie zeigen gegenüber dem Inventar nordischer Gräber einen auffallenden Mangel an Gleichartigkeit oder, wenn man will, an Einförmigkeit. Schon die Verschiedenheit des Materials (Marmor in Bechern, Schalen und Bronzecisten nachahmenden Gefässen, andere Gesteinarten in Werkzeugen [Obsidian] und Schmucksachen [Chrysopras?], daneben Bronze, Blei, Silber, eine Bleisilbermischung, Elfenbein u. s. w.) deutet auf die Quelle eines reicheren Culturbesitzes, Manches (weibliche Marmoridole. gekuppelte Vorgusskannen, ein gehörnter, visirhelmförmiger

Thongefäss-Deckel oder Aufsatz, der an die Deckel trojanischer Canopen, aber auch an die jüngst von L. Milani im „Museo italiano di antichità classica“ I. p. 289—344 besprochene Classe der etruskischen Maskenurnen erinnert) auf eine bunter bewegte asiatische Formenwelt; Anderes (eine grosse Bronzefibel ad arco semplice, altgriechischen Exemplaren von Kreta, Athen, Olympia analog gebildet, und ein mitgefundenes, der mykenischen Gruppe verwandtes Thongefäss) überrascht durch sein Nebeneinander-Vorkommen, da wir es sonst ziemlich scharf getrennten Fundgruppen zutheilen müssten. Die sowohl innerhalb wie ausserhalb der Gräber vorherrschende Thonwaare ist sehr geringwerthig, mit der Hand geformt, aus grauem oder röthlichem, mit ziemlich grossen weissen Steinstücken versetztem Material. — Trotz dieses Sachverhaltes nimmt Duemmler, gestützt auf den gleichartigen Bau der Gräber, die Zugehörigkeit derselben zu einer Epoche und ihre Herkunft von einem und demselben Volke an. Diesem Volke schreibt er auch die auf Melos erhaltene vorgriechische Stadtruine zu. Ein grösstentheils schon abgestürzter oder von der Fluth unterwaschener Burghügel am Meere trug hier eine meterdicke, theilweise noch 2—3 Meter hohe Ringmauer aus Tuffblöcken (der westlichen Burgmauer von Tiryns, aber auch einer auf Amorgos erhaltenen prähistorischen Terrassenmauer ähnlich), innerhalb welcher noch Spuren von Wohnhäusern zu sehen sind. Die Abbruchstellen des Hügels an der Seeseite zeigen ein künstliches Fundament aus Tuff- und Bimssteinblöcken, dazwischen Schutt mit allerhand Bruchstücken von uraltem Hausrath (viele Hunderte von Messern und Hämmern aus Obsidian, zahlreiche Thongefässfragmente gleichen Charakters, wie die letzterwähnte Keramik der Armorginer Nekropolen; die dürftigen Ornamente — Thonstreif mit ovalen Fingereindrücken oder schrägen Spateldrücken — ganz identisch mit jenen, welche die Keramik der Steinzeit auch im Norden charakterisiren), vermischt mit Resten einer jüngeren Periode (feine, gedrehte und geometrisch bemalte Thonwaare), jedoch frei von Metall. In der an der Landseite anstossenden Nekropole (theils Flachgräber mit Deckplatten, theils Felskammern) fanden sich früher Bronzespuren, Idole und Becher aus Marmor, Gefässbruchstücke beider eben erwähnten Stufen, aber auch einige charakteristisch decorirte Lieblingsformen der jüngeren mykenischen Keramik. Auf zeitliche Unterschiede deutet auch die Verschiedenheit des Grabbaues, namentlich in zwei übermannshohen Felskammern mit Nischen, die sich auf einen Todtencult in der Gruft beziehen lassen. Leider sind alle diese Gräber, welche „sehr viel Gold“, bronzene Waffen und Gefässe mit figuralem Schmuck enthalten haben sollen, längst ausgebeutet und der Inhalt rettungslos zerstreut. Duemmler weist die naheliegende Vermuthung ab, das so verschiedene Material als Ueberrest verschiedener Entwicklungsstufen anzusehen, und hält, indem er noch die Gefässe und Marmoridole von Thera und Therasia heranzieht, dafür, „dass das rohe Topfgeschirr jederzeit und überall neben dem feineren im Gebrauch war“.

Diese und verwandte Funde als Reste einer einheitlichen, ungriechischen Bevölkerung auffassend, findet der Autor das nachweisbare Gebiet der letzteren über Rheneia, Paros, Naxos, die Eremonisia, Ios, Amorgos, Thera und Therasia (Ross) nunmehr erweitert und ausgedehnt auf Oliaros, Melos, Syra, das Festland von Hellas (Delphi, älteste Niederlassung auf Tiryns) und vielleicht auch von Unterägypten (Naukratis) Er stellt diese „Cykladencultur“, deren einheimische Industrie erst auf Grund umfassender Ausgrabungen vom Import unterschieden werden soll, vorläufig als Einheit gefasst, in die Lücke zwischen der Cultur von Hissarlik, mit welcher sie ursprünglich zusammenhängt, und jene von Mykenä, in welche sie zuletzt einmündet, indem sie eine zeitlang neben ihr hergeht und endlich von einer jüngeren Phase derselben verdrängt wird. Gegenüber einer vorderasiatischen Cultur sehr primitiver Art, (Hissarlik, Cypern vor dem Beginn der mykenischen Epoche) stellt sie einen geringen Fortschritt dar. Ihre Träger sind wohl ursprünglich von Osten gekommen und wieder dahin zurückgedrängt worden; aber nicht mit zersprengten Ueberresten haben wir es zu thun, sondern mit einem sehr ausgedehnten Volke, das die Inseln bis auf die kleinsten herab, dichter als in irgend einem historischen Zeitraum bevölkerte. Fremde Einflüsse auf diese Cultur sind sehr wenige nachweisbar, dagegen manche Spur eines regen Verkehrs der Inseln untereinander. Dass jenes Volk die Phöniker gewesen seien, weist Duemmler aus guten Gründen ab; er ist geneigt, die primitive Inselcultur für lelegisch, die mykenische für karisch zu halten. „Die Leleger bewohnen den Peloponnes, einen Theil Mittelgriechenlands und die Inseln, wohl auch die asiatische Westküste. Die Karer dringen von Osten her erobernd vor bis zur griechischen Ostküste und machen die Leleger zu Penesten, diese bleiben aber auf den Inseln in der Ueberzahl; . . . durch die dorisch-jonische Colonisirung der Inseln werden die karischen Herrscher sammt ihren lelegischen Unterthanen auf die asiatische Küste zurückgeworfen, weshalb sie dort schwer von einander zu halten sind. . . Die Thalassokratie des Minos würde archäologisch etwa repräsentirt werden durch die geometrischen und Dipylonvasen und die ältesten Funde von Olympia sowie der Idäischen Grotte. . . . Nachforschungen im Hinterlande von Halikarnass, in Westgriechenland und auf Kreta werden für diese Fragen der griechischen Vorgeschichte endgiltige Lösungen bringen.“

Duemmler's Combination hat den entschiedenen Vorzug, dass sie sich mit der literarischen Ueberlieferung auf's Beste verträgt; ob die Funde, aus welchen bisher noch wenig Klarheit zu gewinnen ist, ihr nicht widersprechen, muss die Folge lehren.

Dr. Moriz Hoernes.

Památky archaeologické a místopisné. Prag 1886. Heft 6.

Emanuel Leminger. Das Hradiště oberhalb der Cimburk-Mühle bei Kuttenberg. (Mit 2 Tafeln.)

Auf dem Berge „Homole“ bei Kuttenberg befinden sich Ueberreste von einem Schlackenwall, der einst den Zutritt von dem Bergplateau in eine daselbst situirte Burgstätte wehrte. Auf derselben fanden Nachgrabungen statt und wurden daselbst aufgefunden: von Bronzegegenständen ein Meissel, ein mondförmiges Messer (lunella), zwei Bruchstücke von Nadeln und zwei Ringe. Vor Jahren soll hier auch ein Dolch gefunden worden sein, ferner von Stein fünf Beile nebst Fragmenten von verschiedenen Werkzeugen, unter welchen sich auch zwei Bruchstücke von Hämmern befinden, endlich

fünf Objecte von Feuerstein. Von Gegenständen aus Hirschgeweihen machen sich besonders bemerkbar: eine verzierte Zinke, drei Handmeissel und viele andere Bruchstücke. Von Beinwerkzeugen kamen meist Nadeln, Ahlen, sowie auch Bruchstücke von anderen nicht eruirbaren Gegenständen und bearbeitete Thierzähne zum Vorschein. Von Thon: zwei ganze und drei gebrochene Löffel, ein kleiner Krug, ein Topf, eine Schale, mehrere glatte sowie auch verzierte Wirtel und eine namhafte Zahl von Henkeln, glatten und auch mit Ornament verzierten Scherben von verschiedenen Gefässen, welche theils eine rohe, theils auch feine Bearbeitung aufweisend, mitunter mit einem Graphitüberzug versehen, schwarzglänzend erscheinen. Auch ist daselbst das Thierreich durch Knochen stark vertreten, von welchen besonders erwähnenswerth erscheinen: der Hirsch (Cervus elaphus L.), Ochs (Bos primigenius Boj. — Bos brachyceros Rütimayer), Bär (Ursus arctos L.), Hund (Canis famil. optimae matris Jeitteles — Canis famil. palustris Rütim. — Canis famil. decumanus), Dachs, Fuchs, Bieber, Marder, Haase, das kleine Pferd (Equus caballus minor Woldřich), Schwein (Sus scrofa L. — Sus palustris Rütim.), Reh, Schaf u. s. w. (Vom Gefieder geschieht keine Erwähnung.) — Besonders verdient hier erwähnt zu werden, dass unterhalb (am Grunde) des Schlackenwalles ausser Scherben von Gefässen auch Wirtel, Löffel, Ahlen, Meissel, Hirschgeweihe, Steinwerkzeuge und Feuersteinsplitter vorgefunden wurden.

Kleinere Mittheilungen.

Ein vorgeschichtliches Grab bei Řehnic. Vor zwei Jahren wurde bei Řehnic (bei Jung-Bunzlau) in einem mit Stein umlegten Grabe ein Skelett aufgefunden, bei welchem ausser einem Thongefässe nichts mehr gefunden wurde. Heuer (1886) wurde daselbst ein ähnliches mit Stein umlegtes Grab entdeckt, welches einen auf der rechten Seite liegenden Hocker enthielt. Das Skelett hatte am linken Schienbein einen Dolch von Bronze, an der Brust ein kleines, einem Dolche oder Messer ähnliches Instrument mit Handhabe und unter dem Kopfe einen Paalstab ebenfalls von Bronze. Ein Thongefäss stand bei den Händen desselben.

Das Grabfeld bei Radonic (bei Prag) enthielt zehn Skelettgräber. Jedem von den Skeletten, welche mit den Füssen gegen Osten beigesetzt waren, stand ein Thongefäss bei den Füssen. Diese Gefässe (von Burgwall-Typus) waren mit Ornamenten verziert, von welchen einige auch das Wellenornament tragen und deren Böden mit einem Kreuze verziert erscheinen. **Břt. Jelínek.**

Die grossherzoglich Badische Alterthümer-Sammlung in Karlsruhe. Antike Bronzen. Darstellungen in unveränderlichem Lichtdruck, herausgegeben von dem grossherzogl. Conservator der Alterthümer (Dr. E. Wagner). Neue Folge. Heft II und III. Karlsruhe 1884, 1885.

Mit den 32 Blättern des eben erschienenen zweiten und dritten Heftes gelangt nun diese höchst dankenswerthe Publication zum Abschluss. (Ueber Heft 1 s. Bd. XIII dieser Mitth. S. 136 f.) Es ist wieder eine Fülle von werthvollem Material, das sich in prächtigen Lichtdruckbildern vor uns ausbreitet; der wortkarge Text beschränkt sich auf ein Blatt Vorwort und einige nähere Angaben am Fusse jeder Tafel. Wir beklagen nicht so sehr die freiwillige Zurückhaltung des Herausgebers, als den Umstand, dass derselbe über die genaue Provenienz der einzelnen Stücke leider zum Schweigen verurtheilt ist, weil man darüber nur sehr allgemeine Nachrichten besitzt. Das Meiste von den Karlsruher antiken Bronzen stammt aus der Sammlung, welche Major Maler († 1877 in Venedig) als badischer Geschäftsträger in Rom geschaffen und 1853 an den Grossherzog verkaufte. Anderes befand sich vor der Erwerbung für das badische Museum im antiquarischen Nachlass zweier Archäologen, des Geheimraths Thiersch in München und des Engländers W. Clarke, der mit Maler vereint in Italien gesammelt hatte.

Näheres über den Ort und die begleitenden Umstände eines Fundes ist bei solchem, aus älteren Privatcollectionen herrührenden Denkmälerbesitz in der Regel nicht zu ermitteln, italische Provenienz jedoch für alle diese Gegenstände (mit Ausnahme der auf Blatt 9 und 10 dargestellten provinzialrömischen Formen badischen Fundortes) mit Sicherheit anzunehmen. Blatt 1—16 zeigen Gefässe und Gefässtheile von alterthümlich-orientalisirender bis zur vorgeschrittensten spätklassischen Arbeit, Tafel 17—29 Stücke von Mannes- und Pferderüstungen, nach Wagner's Angabe zum grösseren Theile griechisch-unteritalischen Ursprungs. Die Auswahl der auf den beiden folgenden Blättern (30 und 31) dargestellten Gegenstände ist augenscheinlich von dem (übrigens auch eingestandenen) Gesichtspunkte geleitet, „dem höheren Schulunterricht authentische archäologische Anschauungsmittel und dem Kunstgewerbe aus dem herrlichen Vorrath antiker Metall-Zierformen beachtenswerthe Vorbilder zu liefern". Demgemäss bieten diese Tafeln eine Reihe der wichtigsten Formen von antiken Toilette-Gegenständen, Spiegel, Salbwerkzeuge u. dgl., ferner einzelne wegen ihres archaischen Charakters oder der Eleganz ihrer Formen beachtenswerthe Zierstücke. Die letzte Tafel (32) bringt eine Uebersicht altitalischer („Hallstätter") „La Tène" und provinzial-römischer Fibeln, bei welchen der Mangel der Fundnotizen am meisten beklagt werden mag, ein interessantes Gehängstück mit Doppelspiralen (ἕλικες) und als Ausnahme ein Fragment von gepresstem Leder mit Verzierungen im orientalisirenden Styl, wahrscheinlich aus einem etruskischen Grabe.

Nach dieser Ueberschau des Gesammtinhaltes heben wir eine Reihe von Objecten hervor, welche vergleichsweise oder als integrirender Bestandtheil zu der Masse unseres Besitzes an „vorgeschichtlichen" Bronzen herangezogen werden müssen. Es sind dies: eine glatte cylindrische Cista mit Vogelfigur als Deckelgriff und (oben in ein Dreiblatt übergehenden) spalthufigen Thierfüssen (Taf. 13). Hier mag beiläufig erinnert werden, dass nach der Ansicht A. Conze's (Annali dell' inst. 1874, pag. 169) in dieser, einer reichen tektonischen, wie graphischen Ausbildung fähigen Form eine jüngere Entwicklung des Typus der Ciste a cordoni vorliegt. Archaischer Griff eines Beckens mit 2 Pferdeköpfen (Taf. 15). Vgl. die von Helbig publicirte cumanische Bronze, Ann. dell' inst. 1880, tav. W, 1. Ferner mehrere alterthümliche Bronzehelme, und zwar: ein solcher mit Gabel für die Raupe und zwei seitlichen kürzeren Trägern (für anderweitigen Helmschmuck?), auf den unbeweglichen und gegen den Nackenschirm nicht abgegrenzten Backenstücken rechts ein Eber, links ein Stier, rückwärts zwei Seeungeheuer in feiner archaischer Gravirung

(Taf. 17). Das Stück konnte seiner dünnen Wände und der displacirten Augenlöcher wegen nicht im Ernste gebraucht werden und stammt angeblich aus Canosa. Die Form der Kappe ist dieselbe, welche Helbig (das hom. Epos aus Denkm. erl. XXII, S. 204) für den homerischen Helm in Anspruch nimmt und die auch in Mitteleuropa vorkommt (L. Aum, prähist. Befest. u. Funde des Chiemgaues, Taf. III, Fig. 33). Ueber Bronzestützen zur Befestigung des Helmbusches s. Helbig l. c. pag. 211 s. Ein Seitenstück (Taf. 18) zeigt ganz dieselbe Form und nur etwas abweichende Gravirung (Löwe statt Eber). Ein dritter, ganz wie der bei Helbig (S. 204, F. 70) abgebildete geformt, hatte, nach seinen kräftigen Wandungen zu schliessen, die Bestimmung als Kampfhelm. Auf Taf. 19 sind zwei jüngere Typen unteritalischer Helme mit beweglichen Backenstücken dargestellt. Mit dem einen von beiden, der angeblich aus Apulien stammt, vergleiche man den in diesen Mittheilungen, Bd. XIII, S. 211, Fig. 66 abgebildeten und besprochenen Bronzehelm von Weisskirchen in Unterkrain und den in der Révue archéol. 1862, pag. 225 (Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit III, 1, Taf. 3, 8) abgebildeten Bronzehelm mit Bedeckung von Gold und emaillirtem Eisen im Louvre. Diese charakteristische Helmform hat Herr Blell zu Thüngen (s. diese Mitth. l. c., S. 213) für eine specifisch gallische erklärt, obwohl sich aus allen Denkmälerclassen Beweise dafür beibringen lassen, dass sie in Italien heimisch war. (Ein zweites Erzoriginal s. Mus. Greg. I, 84, 1; ein drittes Conestabile, pitt. e supp. etc., Taf. XII, 4. Darstellungen: auf einer Aschenkiste Conestabile, Perusia, Taf. 62 und sonst, in Cäretaner Wandgemälden sehr oft, z. B. Noel des Vergers, Étrurie III, 2, 3.) Sehr merkwürdig ist der auf Blatt 20 abgebildete eichelförmige Helm mit einer Gabel für den Helmbusch und zwei noch weit über dieselbe hinausragenden Hörnern aus Bronzeblech. Schon Lindenschmit, der die Karlsruher italischen Helme als Vergleichsmaterial für einheimische Funde zur Abbildung brachte (l. c. I, 3, Taf. 2) erinnert daran, dass Hörner auch von den Galliern als Helmzier verwendet wurden (Diodor V, 30) und citirt die „Ligurum horrentes coni" des Silius I, 628. Man vergleiche aber auch die rothfigurigen Vasenbilder: Dubois-Maisonn. Introd. 23, 1 und Tischbein, Hamilton III, 43. Wozu die beiden kurzen Träger seitwärts der Gabel bei den beiden ersterwähnten Helmen gedient haben, darüber geben zahlreiche schwarz- und rothfigurige Vasenbilder Aufschluss (z. B. Gerhard, Auserlesene Vb. 63; Noel l. c. 15; Mus. Greg. II, 47, Ia; Mon. dell' inst. II, 31; V. 16, 3; Inghirami, vas. fitt. 23; Ghd. l. c. 208; 264, 3; 71; Tischbein, l. c. III, 40 u. s. w.). Es wurden Federn daran aufgesteckt, welche stets beträchtlich über den Busch emporragten. Manchmal fehlt der Busch und es erscheinen nur diese Federn: Mon. dell' inst. 1864, Taf. XXI, 1 (Wandgemälde); ibid. VIII, 21 (Vasenb.). Federn zu beiden Seiten der Crista noch auf einem pompejanischen Wandgemälde: Mus. Borb. III, 36. Ausnahmsweise kommt es vor, dass eine kürzere Feder vor dem Helmbusch steckt (Gerhard l. c. 208; Inghir. l. c. 128); einmal sehen wir umgekehrt eine leere Spitze zwischen zwei seitlichen Helmbüschen stecken: Mus. Greg. II, 72, 2a. — Eine angeblich aus Pästum stammende Bronzehaube (Taf. 21) stimmt der Form nach ziemlich genau mit dem kammlosen Sturmhut aus Watsch (Mittheil. dieser Gesellschaft XIII, Taf. XXII, F. 1).

Apulischen Ursprungs ist ein Brustpanzerstück mit drei kreisrunden, in's Dreieck gestellten Buckeln (Phalaren) und vier an Ringen befestigten Beschlägstücken (Riemenenden, Taf. 23). Wir erwähnten schon einmal in diesen Mittheilungen (Bd. XV, S. 96, Anm. 1) ein unteritalisches Vasenbild des Wiener Antiken-Cabinets, auf welchem ein nackter Krieger mit über der Brust sich kreuzenden und hier durch eine Bronzescheibe bedeckten Achselriemen dargestellt ist. Hier haben wir ein analoges Rüstungsstück im Original vor uns.

Eines der kunstreichsten und werthvollsten Stücke ist ein Rundschild aus dünnem Bronzeblech, etrurischen Ursprungs, wie die nächsten, im Museo Gregoriano befindlichen Analoga. Vgl. besonders den aus einem Cäretaner Grabe stammenden Schild Mus. Greg. I, Taf. 18, 2 (wieder abgeb. Helbig l. c., S. 219, Fig. 78), wo ausser der Radienverzierung des Nabels (darüber Helbig l. c., S. 281, Anm. 2) auch die ὄνυξ-Randzone vollkommen dieselbe ist und überhaupt in der Anordnung die grösste Aehnlichkeit herrscht.

Zu den auf Taf. 26 dargestellten Rossstirnen und Pferdebrüsten möchten wir bemerken, dass die alterthümliche Arbeit und das paarweise Vorkommen dieser Stücke wahrscheinlich macht, dass dieselben einem oder mehreren Kriegsgespannen angehört haben. Die Verzierung mit Gorgoneien, behelmten Kriegerhäuptern und einer einköpfigen Doppelsphinx, sowie die Knocheneinlagen der Augen, Zungen und Zähne zeugen für das hohe Alter dieser interessanten Objecte, welche man unbedenklich dem Culturapparat der homerischen Epoche anreihen kann.

Ferner interessiren uns, ihres italischen Ursprungs halber, die auf Taf. 28 dargestellten Beile. Nur eines derselben ist ein Doppelbeil von der für die Darstellung von Amazonenkämpfen, des wahnsinnigen Pentheus u. s. w. typischen klassischen Form; vier davon sind sogenannte „Kelte" mit und ohne Schaftlappen, eines darunter ein Flachbeil.

Was aus dieser stattlichen Publication unseren einheimischen Prähistorikern wieder eindringlich genug entgegenleuchtet, ist die unumstössliche Wahrheit, dass unsere, der sogenannten ersten Eisenzeit angehörenden Funde in keiner Weise von dem südeuropäischen, einer analogen Culturstufe angehörigem Material gesondert werden dürfen. Mag im Norden Europas eine solche Scheidung zulässig, ja geboten sein, wie jüngst wieder Undset (Nordische Bronzen in Italien, Zeitschr. f. Ethnologie XVIII, 1886, S. 11) mit Nachdruck betont hat, die österreichischen Alpenländer participiren ganz einfach, wie aus der Verwandtschaft der Funde hüben und drüben hervorgeht, an dem archaischen Zeitraum der klassischen Cultur Südeuropas, welcher Völkergruppe immer man die Vermittlung derselben nach dem nordischen Hinterlande zuschreiben mag und ob sie von Süden allein oder auch direct von Südosten her importirt wurde.

Dr. Moriz Hoernes.

Andree, Richard. Die Anthropophagie. Eine ethnographische Studie. Leipzig. Veit & Comp. 1887.

Diese kleine Monographie des auf ethnographischem Gebiete so wohlbewanderten Verfassers ist eigentlich eine weitere Ausführung einer Abhandlung, welche derselbe im Jahre 1873 in den Mittheilungen des Vereines für Erdkunde zu Leipzig publicirt hat. Dieselbe zeigt uns wieder die Meister-

schaft Andree's, aus zahlreichen, oft schwer zugänglichen Quellen das Material des behandelten Stoffes herauszufinden und auf diesem, durch kritische Sichtung gefestigtem Fundamente das wohlgefügte Gebäude seiner Monographien aufzubauen. Vollständige Beherrschung der Literatur, Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, welche durch die genauen Quellenangaben jede — und gerade auf diesem, so oft von Dilettanten unsicher gemachten Gebiete, so nothwendige — Controle zulässt, sowie eine gewisse Sicherheit und Eleganz der Schlussfolgerungen, welche trotzdem jeder nüchternen, streng wissenschaftlichen Kritik Stand halten, sind die schon so oft und immer wieder mit vollem Rechte gerühmten Vorzüge dieses Autors. Dadurch steht jede seiner fleissigen und gediegenen Arbeiten hoch über jenen, den heutigen Büchermarkt überschwemmenden, kritiklosen Compilationen, welche durch einen gewissen wissenschaftlichen Anstrich das sich gerade für derartige Lectüre lebhaft interessirende Publicum zu täuschen wissen. Es ist wahrlich keine so einfache Sache, aus der vielschaligen Frucht zahlloser, nur zu oft mangelhafter und einander nicht selten direct widersprechender Reisebeschreibungen den Kern unversehrt herauszuschälen und denselben auch dem in der Fachliteratur minder Bewanderten in einer geniessbaren Form zu präsentiren. Andree besitzt diese glückliche Gabe und daher freuen wir uns über jedes neue Werk, welches uns der unermüdliche Forscher schenkt.

In dem in Rede stehenden Werke schickt Andree der Darstellung über die heute noch bei manchen aussereuropäischen Völkern im Schwange stehende Anthropophagie gleichsam als Einleitung drei Capitel voraus. Das erste derselben behandelt die prähistorische Anthropophagie, von dem wir nur dessen Kürze bedauern. Dieselbe hat auch zur Folge, dass verschiedene, in dieses Thema einschlägige Beobachtungen nicht erwähnt sind. Ich erwähne hier nur beispielsweise die interessante Discussion über die Beobachtungen von Antanowitsch, welche derselbe bei Gelegenheit seiner Ausgrabungen in vielen Tumuli Nordkaukasiens gemacht hat, auf dem Tifliser Congresse im Jahre 1881. Das zweite Capitel: „Ueberlebsel im Volksglauben" nimmt mit demselben Recht, wie die vergleichende Mythologie den Stoff zum Wiederaufbau der alten Götterwelt, die noch heute bei den verschiedenen Culturvölkern Europas verbreiteten Sagen und Märchen in Anspruch, Rede zu stehen über die Verbreitung dieser merkwürdigen Sitte in einer Zeitperiode dieser Völker, welche der geschichtlichen Erinnerung vorangeht. An dasselbe reiht sich als drittes Capitel: „Alte geschichtliche Nachrichten über Anthropophagie", ein kurzer Nachweis verschiedener Stellen aus den Schriften der alten, classischen Autoren, aus welchen unzweifelhaft das Vorhandensein dieser Sitte bei verschiedenen Völkern, welche mit den Geschichtsvölkern des Alterthums in Berührung gekommen sind, hervorgeht.

Die weiteren Capitel behandeln fortlaufend die gegenwärtige Verbreitung der Anthropophagie in Asien, Afrika, Australien, den Inseln der Südsee und in Amerika. Sind auch nicht alle Quellen benutzt worden, so sind die citirten doch gut ausgewählt. In einem Schlusscapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefasst. Dieselben finden sich — was die Ursachen und Beweggründe des Anthropophagismus anbelangt — in folgenden zwei Sätzen niedergelegt. „Aber der Hunger, der die physiologische Entschuldigung der Anthropophagie abgeben soll, ist in verhältnissmässig wenigen Fällen als die wirkliche Ursache derselben zu betrachten", und „Als die wesentlichsten Beweggründe zur Anthropophagie stellen sich aber stets der Aberglaube — sei er religiöser oder sonstiger Art — und die Rachsucht dar und diese beiden finden wir überall da verbreitet und zur That treibend, wo der Kannibalismus vorhanden ist."

Franz Heger.

Juan Ignacio de Armas: Les crânes dits déformés. Memoire lu en Espagnol à la Société Anthropologique de la Havane, le 1er Novembre 1885. 16 pp.

Eine polemische Schrift, welche sich gegen die dem Verfasser hauptsächlich von Dr. Montané vertretene Hypothese, dass die auf der Insel Cuba aufgefundenen deformirten alten Schädel dem bekannten Caraïbenstamm zuzuschreiben seien, wendet. Der Verfasser beschäftigt sich an der Hand der ältesten spanischen Autoren und Chronisten, deren Berichte er mit grosser Umständlichkeit kritisch erörtert, zunächst mit der Frage nach den ursprünglichen Sitzen und dem Verbreitungsgebiet des Caraïbenstamms, bespricht sodann die Zeugnisse für und wider die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens der Sitte, die Schädel der Neugebornen auf dem bekannten künstlichen Wege zu deformiren, bei den Caraïben, die er in negativem Sinne entscheidet. Er gelangt aber weiterhin auch zu dem Satze, dass die alten Einwohner Amerikas vor der Eroberung überhaupt den Brauch, die Köpfe Neugeborner zu deformiren, nicht gekannt hätten — wo man dergleichen zu beobachten meinte, sei es Schein, den die Natur selbst mit ihren eigenthümlichen Bildungen hervorgebracht habe. Den Ethnologen sind aber in dieser Frage weit mehr Thatsachen, als dem Herrn Verfasser bekannt, und so wird sich auch die Lehre, dass das prähistorische, wie das historische Amerika, so weit es Thema des Ethnologen ist, künstliche Verunstaltungen des Kinderschädels sehr häufig vorgenommen hat, nicht im Mindesten durch die Opposition des Verfassers ändern. Vom hohen Norden bis zum äussersten Süden des Doppelcontinentes hat jene, vom Verfasser geleugnete Sitte geherrscht, und die Beweisstücke dafür, speciell auch bezüglich der Caraïben (von Cumana in Venezuela, der Antillen, Bahama und caribischen Inseln u. s. w.) sind im Besitze zahlreicher europäischer Museen.

Dr. Mich. Haberlandt.

Much, Dr. Matthaeus. Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. Wien 1886. 187 pp. 8°. Sep.-Abdr. a. d. Mitth. der k. k. Centr.-Comm. für Kunst- und histor. Denkm. Jahrg. 1885 und 1886.

Diese neueste Arbeit Much's ist wieder von derselben unerschöpflichen Liebe und Hingebung zu seinem Gegenstande getragen, welche auch die früheren Arbeiten dieses unermüdlichen Urgeschichtsforschers auszeichnen, und muss, wie wir gleich eingangs erwähnen wollen, in vielen Beziehungen zu den bemerkenswerthesten urgeschichtlichen Publicationen dieses Jahres gezählt werden.

Gestützt auf seine eigenen, durch mehr als ein Jahrzehnt fortgesetzten eifrigen Untersuchungen im Pfahlbaue am Ausflusse des Mondsees und in den prähistorischen Kupfergruben und Ansiedlungen bei Bischofshofen, sowie auf eine grosse Schaar aus der Literatur und den Museen direct zusammengetragener Daten hat der Verf. die bisher in Europa gemachten Funde aus unlegirtem Kupfer einer umfassenden und eingehenden Bearbeitung unterzogen.

Er zeigt zunächst, dass diese Funde in Mittel- und Westeuropa, auf Cypern und in Troja der neolithischen Periode angehören, in ihren Formen die geschliffenen Steinwerkzeuge nachahmen und überall im Gegensatze zu den Bronzeobjecten der eigentlichen Bronzezeit unverziert sind und die Spuren einer primitiveren Technik tragen, dass sie aber doch (im Gegensatze zu den amerikanischen Kupferobjecten) durchwegs gegossen sind. Ferner weist er die Gewinnung des Kupfers auf der Mitterbergalpe bei Bischofshofen in Salzburg und auf der Kelchalpe bei Kitzbüchel in Tirol mit neolithischen Werkzeugen und die Verarbeitung dieses Metalles (in unlegirtem Zustande) in einer Reihe von neolithischen Pfahlbauten nach und ergeht sich weiterhin in sehr feinsinnigen Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit einer selbstständigen Entdeckung der Kupfergewinnung durch unsere Pfahlbauer, über die Rasse der Steinzeitvölker in Mitteleuropa und über die einschlägigen Resultate der Sprachforschung.

Von seinen Schlusssätzen halten wir folgende für die wichtigsten und zugleich bestbegründeten:

„Von allen Metallen ist der Bevölkerung Europas einschliesslich der griechischen Inseln und der asiatischen Küste des Hellespontes zuerst das Kupfer bekannt geworden; sein Gebrauch verbreitete sich fast über den ganzen Erdtheil. Die ersten Spuren der Verwendung des Kupfers zeigen sich schon in den frühesten Abschnitten des sogenannten jüngeren Steinalters, sie geht lange Zeit neben dem Gebrauche von Stein- und Knochengeräthen einher und beschränkt sich nicht auf die Benützung des Kupfers als Schmuck, dasselbe findet vielmehr hauptsächlich als Waffe und Werkzeug seine Bestimmung. Es behält hierbei die alten Formen der Steingeräthe, die es nur allmälig weiter entwickelt."

„Die im Besitze der europäischen Bevölkerung befindlichen Kupfergeräthe sind kein Gegenstand des Waarenaustausches mit fremden Völkern, sondern durchaus eigenes Erzeugniss, wozu das Material aus selbst betriebenen Kupfergruben und Erzschmelzen gewonnen wird. Es lässt sich die Möglichkeit nicht abweisen, dass die Bevölkerung jener Zeit, welche der arischen Rasse angehört, das Kupfer unabhängig von anderen Völkern entdeckt hat. Linguistische Ergebnisse verleihen dieser Möglichkeit einiges Mass von Wahrscheinlichkeit."

„Noch vor dem völligen Aufgeben der Steingeräthe tritt die Kenntniss der Bronzemischung hinzu. Auch diese behält, doch nur mehr kurze Zeit, die Formen der Steingeräthe, übernimmt aber sofort auch die schon fortgeschrittenen Formen der Kupfergeräthe, um sodann im raschen Zuge einen reichen Formenschatz zu entwickeln."

„Die Ergebnisse der sprachvergleichenden Forschungen bestätigen das hohe Alter des Kupfers und die Bekanntschaft aller Zweige der arischen Völkerfamilie mit demselben in einer Zeit, da sie noch ein Volk bildeten und eine Sprache redeten.

„... Wir treffen diese Menschen allerorten als Viehzüchter und Ackerbauer und im Besitze von polirten Steingeräthen und der Töpferkunst..."

Diese Sätze sind so ausgezeichnet formulirt, dass wir sie (mit einer kleinen Abänderung bezüglich des ersten Auftretens des Kupfers) direct in das Brevier des Prähistorikers aufnehmen möchten. Wenn auch nicht in allen ihren Theilen neu, bilden sie doch eine neue und präcise Formulirung wichtiger urgeschichtlicher Erscheinungen.

Hingegen scheinen uns andere Punkte, welche der Verf. mit gleicher Sicherheit hinstellt, weniger fest begründet zu sein und noch in mancher Beziehung der Klärung zu bedürfen. Bei dem tiefen Ernste, mit welchem Verf. seine wissenschaftlichen Arbeiten führt, glauben wir, dass er selbst uns für die Namhaftmachung unserer Bedenken erkenntlich sein wird.

Er sagt u. A.: „Die Bevölkerung dieser Zeit tritt uns sogleich mit einem grossen Schatze von Culturmitteln ausgerüstet vor Augen" und: „In den Pfahlbauten der Alpen stossen wir schon in ihrem ältesten Bestande auf die Kenntniss des Kupfers..." Dies steht nun im directen Widerspruch mit den norddeutschen und den nordischen Funden und mit den von Gross[1]) durch die sehr genaue Untersuchung der Schweizer Pfahlbauten erzielten Resultaten, in welchen dieser Forscher in Uebereinstimmung mit anderen Prähistorikern zur Unterscheidung von drei Entwicklungsstufen der neolithischen Periode gelangte. In deren letzter wurde erst das Auftreten des Kupfers constatirt, was eben Gross veranlasste, diese als „Époque du Cuivre" von den beiden vorangegangenen zu trennen. Dieses Resultat ist auf einer so breiten Basis von Beobachtungen errichtet, dass es durch die gerade über diesen Punkt mehr obenhin gleitenden Ausführungen des Verf. nicht erschüttert wird.

Aber selbst wenn es dem Verf. gelungen wäre, die Gross'sche Eintheilung umzustossen, würden wir glauben, dass er viel zu weit geht, wenn er nun den Namen „Kupferzeit" oder „Kupferperiode" für die ganze neolithische Periode vorschlägt. Er sagt: „... es wird niemand die hohe Bedeutung des ersten Auftretens des Metalles für die Cultur des Menschen verkennen, und wie sonst so vielfach, muss auch in diesem Falle nicht von einer ausschliesslichen, es darf von der hervorragendsten Erscheinung die Bezeichnung entlehnt werden." Aber das Auftreten des Kupfers ist gerade nicht die hervorragendste Erscheinung der neolithischen Periode, und dieses Metall hat, wie der Verf. selbst nachweist, allein und im unlegirten Zustande auf die Culturentwicklung des Menschen nirgends einen wesentlichen Einfluss geübt. Das Kupfer hat sich in seinen Formen und in seinem Gebrauche enge an den polirten Stein (oder später auch an andere Muster) angeschlossen und hat die auf die Stein- und Knochenwerkzeuge gegründete Cultur nicht um einen Schritt aus deren Sphäre gelenkt, geschweige denn, dieselben verdrängt. Es hat (mit Ausnahme einer gewissen, wahrscheinlich gar nicht direct in den Kreis dieser Betrachtungeu gehörigen Gruppe ungarischer Kupferfunde) kaum eine nennenswerthe Zahl von specifischen Formen gebildet, ja es hat nicht einmal die beinernen Werkzeuge der damaligen Zeit,

[1]) Dr. Victor Gross. Les Protohelvètes, etc. Berlin 1883. — Siehe auch das Referat in diesen „Mittheilungen", Bd. XIII, p. 137.

wie die Nadeln u. dgl., zu deren Ersatz und deren Verbesserung es vollkommen geeignet erscheinen konnte, zu verdrängen vermocht. Dies alles gelang erst der Bronze. Das ist gewiss sehr merkwürdig, und gerade darum glauben wir, dass wir gut thun werden, die neolithische Periode nach wie vor als „die Periode des geschliffenen Steines" festzuhalten und den Namen „Kupferperiode" entweder ganz fallen zu lassen oder ihn in dem Sinne von Gross anzuwenden für eine Unterabtheilung der neolithischen Periode, eine Art von Uebergangsstufe zwischen der metallosen Steinzeit und der Bronzezeit.

Wir glauben auch, dass der Verf. zu weit gegangen ist, wenn er, den Beginn der neolithischen Zeit durch das Hereinbrechen arischer Völker erklärend, sagt: „Es fehlen nicht nur alle Uebergangsglieder, welche deren Abstammung von den Mammuth- und Renthier-Leuten möglich erscheinen liessen, sondern auch alle Thatsachen, welche ohne Voraussetzung dieser Abstammung es wahrscheinlich machten, dass die Aneignung jener Culturmittel auf dem Boden Mitteleuropas erfolgt sein." Die Mammuth-Menschen brauchen wir für den Anschluss an die neolithische Periode nicht herbeizuziehen; die Kluft zwischen dem letzten Abschnitte der palaeolithischen und dem ersten der neolithischen Epoche ist aber nicht gar so gross und wird überdies — von einzelnen vermittelnden Funden abgesehen — durch die in ganz gleichmässiger Entwicklungsfolge von der einen in die andere Periode hinübergenommenen Bein- und Feuerstein-Artefacte ziemlich gut überbrückt.

Warum bemüht sich ferner der Verf. im VII. Cap. (p. 135—152) so sehr, uns die Möglichkeit nahe zu legen, dass wir auch den neolithischen Bewohnern der engeren und weiteren Umgebung der Mitterberg-Alpe und Kelch-Alpe die selbstständige Entdeckung des Kupfers zuschreiben können, und nur den sicheren Beweis hiefür noch ausständig zu lassen; wenn er seine Arbeit mit dem nur auf linguistischer Basis fussenden Satze zu schliessen gedenkt, dass „die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit im mittleren Europa sich also auf einem anderweitigen Boden in den Besitz dieser Culturmittel und noch einiger anderer, wie z. B. des Spinnens und Webens gesetzt haben und mit diesen hier eingewandert sein musste".

Endlich müssen wir noch fragen: Wie verhält sich der Verf. bei seiner Zuweisung der ganzen neolithischen und der Bronzeperiode unserer alpinen Pfahlbauten an ein einziges sesshaft gebliebenes Volk zu dem Ergebnisse der craniologischen Untersuchung, welches Virchow [1]) folgendermassen zusammenfasst: „1. Aus der reinen Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten kennen wir mit Sicherheit nur brachycephale Schädel. 2. In der Uebergangszeit von der Steinzeit zur Metallzeit erscheinen ausgezeichnete Dolichocephalen mit Orthognathie, wahrscheinlich auch mit Leptoprosopie und Leptorrhinie. 3. In der guten Bronzezeit finden sich dieselben orthognathen Dolichocephalen mit Leptoprosopie und Leptorrhinie...." Diese Sätze, auf welche Verf. leider nicht Rücksicht genommen zu haben scheint, sind für die Gross'sche Eintheilung wohl die stärkste Stütze, welche das heute vorliegende Schädelmateriale überhaupt liefern kann.

Demnach glauben wir dasjenige, was in der vorliegenden Abhandlung nicht genügend begründet und noch der Klärung bedürftig erscheint, etwa folgendermassen umschreiben zu können: Die bereits mit der Kenntniss des Kupfers ausgerüsteten Arier, welche aus ihrer ausserhalb Europas (in Asien) gelegenen Wiege über ganz Mitteleuropa hereinbrachen, setzten allenthalben (von Kleinasien an bis nach England und Scandinavien) der palaeolithischen Cultur und Bevölkerung ein Ende, um die neolithische Cultur, in welcher von allem Anfang an der Gebrauch des Kupfers ein wesentliches Ingrediens bildete, zu begründen.

Solche Sätze bedürfen zu ihrer Lebensfähigkeit neben dem persönlichen Gewichte ihres Autors doch noch einer viel eingehenderen Beweisführung, als sie ihnen der Verf. hier zu Theil werden liess, weil erstens bei uns schon die Zeit vorüber ist, in welcher wir für jede halbwegs plausible Hypothese dankbar waren und weil sie zweitens jenes heikle und wichtige Grenzgebiet der linguistischen Forschung betreten, auf welchem der Prähistoriker mehr als auf irgend einem anderen jeden Satz, welchen er den Linguisten als begründeten Schluss oder für eine verbürgte Thatsache hinüberreicht, Wort für Wort abwägen muss. Aber wenn wir auch nicht einmal die Erwartung auszusprechen wagen, dass diesen Hypothesen die erwünschte, genauere Begründung je zu Theil werden wird, so bleibt von Much's Abhandlung doch noch immer genug Gutes übrig, um ihr einen bevorzugteren Platz in der prähistorischen Literatur zu sichern.

J. Szombathy.

---

[1]) Virchow, Pfahlbauschädel des Museums in Bern. Verh. d. Berliner Ges. f. Anthr.... Jahrg. 1885, p. 283—301.

Die Römerstrassen Kärntens.

Von

Karl Baron Hauser,

k. k. Conservator für Kärnten.

(Mit 1 Karte.)

Im Jahre 1843 erschien fertig, wie Pallas-Athene aus dem Haupte des Zeus, ein vollständiges römisches Strassennetz Kärntens von Jabornegg-Altenfels und Alfred Graf Christalnigg [1]). Allein es schien nur fertig zu sein, bedurfte aber noch vieler Berichtigungen und Ergänzungen, wenn es gleich für jene Zeit unstreitig eine sehr verdienstliche Arbeit und im Vergleich mit älteren Ansichten über die Römerstrassen ein grosser Fortschritt war. Leider hielten es die beiden Verfasser nicht für nöthig, mehr für die Sache zu thun. Zwanzig Jahre später wurde dieses Strassennetz als Museumsvortrag in der Zeitschrift „Carinthia", und im Jahre 1870 als Einleitung zu dem Werke „Kärntens römische Alterthümer" (Klagenfurt bei Leon) unverändert abgedruckt. Durch diese Stabilität erhielt es einen unverdienten Nimbus von Unantastbarkeit, welchem nebst vielen Anderen auch Krones in seiner Geschichte Oesterreichs (Berlin 1876, pag. 168) und Aelschker in seiner Geschichte Kärntens (Klagenfurt 1885, pag. 70) durch unveränderte Wiedergabe huldigten. Schon damals hatte diese Arbeit verschiedene Berichtigungen, zumal durch Mommsen's Corpus inscriptionum latinarum, erfahren. Den heftigsten Angriff erlitt sie aber durch das Werkchen: „Eines alten Soldaten Römerstudien nach der Natur" (Wien 1882 bei Seidel). Der Verfasser desselben, GM. Polatscheck, hatte sich vorgesetzt, ganz Kärnten zu bereisen, um die noch vorhandenen Spuren römischer Strassen und Befestigungen aufzusuchen und zu studiren. Die grosse Oberflächlichkeit des hochgeachteten Werkes reizte ihn zum bittersten Hohne. Er starb schon im zweiten Jahre seines Unternehmens.

Wenn ich nun diesen Gegenstand zur Sprache bringe, so geschieht es nicht etwa, um ein neues römisches Strassennetz vorzulegen, sondern einerseits nur, um den gegenwärtigen Standpunkt dieser Forschung zusammenzufassen, anderseits aber auch, um über die Methode derselben zu sprechen und darzuthun, dass es nicht genügt, in der Studirstube über Römerstrassen zu entscheiden, sondern unumgänglich nothwendig ist, unter freiem Himmel und an Ort und Stelle die Meinungen zu prüfen.

Einiges ist zum Verständnisse voranzuschicken nöthig. Vor Allem muss gesagt werden, dass wir zwei römische Originalquellen besitzen, welche als Leitfaden dienen, das Itinerarium Antonini und die Tabula Peutingeriana. Esteres, ein römisches Reisehandbuch aus dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., liegt mir in einer Ausgabe von 1848 vor [1]); letzteres, die bekannte römische Strassenkarte aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, in einer Ausgabe von 1824 [2]). Das Nähere über diese beiden Geschichtsquellen setze ich als bekannt voraus und glaube nur hervorheben zu sollen, dass wir nach der ersteren 2, nach der letzteren aber 4 römische Strassenzüge in Kärnten zu verzeichnen haben. Leider stimmen diese beiden Quellen, die wir künftig der Kürze wegen nur das „Itinerar" und die „Tabula" nennen wollen, in ihren Angaben nicht überein, so dass es in den

Abkürzungen bei den Citaten.

Akad. = Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Classe in Wien.

Ankershofen = Handbuch der Geschichte Kärntens von Ankershofen. Klagenfurt 1842.

Arch.-epigr. = Archeologisch - epigraphische Mittheilungen aus Oesterreich.

Carinthia = Zeitschrift. Klagenfurt bei Kleinmayer.

C.-C. = Mittheilungen der k. k. Central - Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien.

Correspondenz-Blatt = der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in München.

Jab. = Kärntens Römische Alterthümer von Jabornegg-Altenfels. Klagenfurt 1870.

Mommsen. Corpus inscriptionum latinarum. III. 2. Berlin 1872.

Polatschek = Eines alten Soldaten Römerstudien nach der Natur. Wien 1882.

[1]) Kärntens römische Alterthümer in Abbildungen von Jabornegg-Altenfels und Alfred Graf Christalnigg (Klagenfurt bei Leon 1843).

[1]) Itinerarium Antonini — Parthey & Pinder. Berolini 1848.

[2]) Orbis Antiquus Peutingeri opera P. M. P. Katancsich. Budae 1824.

meisten Fällen sehr schwer wird, die Standorte der Stationen geographisch zu bestimmen. Zum Glücke sind uns die Hauptstationen, z. B. Aquileia, Ovilaba, Juvavum bekannt, ebenso mehrere Stationen in Kärnten, nämlich Santicum Villach, Virunum Zollfeld, Matucaium Treibach und Juenna Globasnitz, auch wissen wir, dass der römische Passus, nach welchem die Distanzen gemessen wurden, gleich 1·597 m war; wir können also diese Distanzen mit dem Zirkel auf unsere Karten übertragen und so die Stationen suchen. Ich finde z. B. die Station Candalicae des Itinerars, welche XX m Passus von Virunum gegen Ovilaba zu liegen sollte, auf der Generalstabskarte, wo 2 cm = 1500 m sind, entweder zwischen Friesach und Micheldorf, oder bei Hüttenberg. Um nun zu entscheiden, welcher von diesen beiden Orten der richtige sei, muss ich auch die nächstfolgenden Stationen zu bestimmen suchen und dann sehen, wie die Sache am besten stimmt. Es ist leicht begreiflich, dass dieser Vorgang in den meisten Fällen nur ein sehr ungenügendes Resultat liefern kann, und um nur ein Beispiel zu geben, will ich sagen, dass gerade die eben genannte Station Candalicae fast von allen Jenen, die sich mit ihrer Bestimmung befasst haben, in anderer Weise festgesetzt wird: Ankershofen nennt Hüttenberg, Mommsen Einöddorf, Kenner Micheldorf; ältere Forscher kamen noch weiter ab und verirrten sich sogar bis St. Veit! Es muss daher noch eine andere Controle zur Prüfung der Richtigkeit einer Ansicht geben, sollen wir uns nur einigermassen beruhigen können, und da gibt es denn keine bessere, als den Augenschein, d. h. wir müssen hingehen und sehen, ob dort, wo eine Römerstrasse sein soll, wirklich noch Spuren vorhanden oder doch denkbar sind. Die Strassen der Römer waren nämlich ganz anders tracirt und angelegt als die unsrigen. Heute trachtet man vor Allem ein möglichst geringes Gefälle zu erzielen und umgeht steile Anhöhen oder legt Serpentinen an; die Römer trachteten nur rasch an's Ziel zu gelangen und scheuten steile Anstiege nicht. Heutzutage bleibt man am liebsten in der Thalsohle; die Römer zogen es vor, am Abhange oder über den Rücken der Berge zu gehen, um freien Ausblick zu haben. Felsensprengungen kannten sie nicht; dagegen liessen sie, wo es Noth that, auch gewaltige Blöcke mit dem Meissel hinwegarbeiten. Brücken bauten sie nur, wo es nicht zu vermeiden war; dafür aber häufig lange Dämme, welche noch heute bestehen und befahren werden können. Eigenthümlich waren ihre Strassencastelle. Ueberall, wo ein freistehender, nicht allzu hoher Hügel oder Felsen an der Strasse stand, bauten sie Castelle oder Warten. Solche Strassenbauten führte das Mittelalter nicht und unsere späteren Land- und Gemeindestrassen sind gar leicht zu unterscheiden; sie gingen, möchte man sagen, von Kirchthurm zu Kirchthurm, während die Römerstrassen weite Ziele verfolgten. Findet man nun solche Spuren, so ist schon viel gewonnen, noch mehr aber, wenn man an Orten, wo Stationen sein sollten, Reste alter Bauten, römische Münzen, Fibeln u. dgl., Inschriftsteine oder gar einen Meilenstein findet!

Die Römerstrassen Kärntens lassen sich in zwei Hauptgruppen theilen, solche, welche im Itinerar oder in der Tabula vorkommen, und solche, die nicht dort enthalten sind. Wir können sie documentirte und nicht documentirte nennen. Documentirte sind 5, nämlich eine, welche nur die Westgrenze des Landes berührt, und vier, welche in Virunum, dem heutigen Zollfelde, zusammentreffen:

1. die Pleckenstrasse;
2. die Strasse über Pontafel;
3. die Strasse über Windischgraz;
4. die Strasse nach Wels und
5. die Strasse nach Salzburg.

Die nicht documentirten Römerstrassen Kärntens sind folgende:

1. die Römerstrassen Oberkärntens mit dem Mittelpunkte Teurnia oder St. Peter im Holz;
2. die römischen Eisenstrassen;
3. die Strasse am Fusse des Diexerberges und durch das Lavantthal;
4. die Strasse durch das obere Gailthal;
5. die römische Loibelstrasse;
6. die römischen Tauernstrassen.

Die Pleckenstrasse.

Die älteste Römerstrasse Kärntens ist wahrscheinlich die Pleckenstrasse gewesen; denn der römische Schriftsteller Sextus Rufus sagt (Cap. 7), dass sie unter den Cäsaren Julius und Antoninus gebaut wurde. Sie ist nur im Itinerar verzeichnet und vermittelte die directe Verbindung zwischen Aquileja und der römischen Strasse über den Brenner. Auf italienischer Seite beginnt bei Timau der Anstieg und zieht sich die alte, nicht mehr gangbare Strasse am westlichen Abhange der Collina bis auf die Passhöhe hinauf. Dort lag der römische Strassenkörper ein paar Meter höher als der jetzige und wurde

hinweggesprengt. Unter den Trümmern finden sich noch Stücke jener alten Felsengeleise, deren Jabornegg in seinem Werke „Kärntens römische Alterthümer" (pag. 172) erwähnt. Sie sind nicht durch die Räder der Fuhrwerke ausgeschliffen, sondern absichtlich so hergestellt worden, wahrscheinlich um das Ableiten der Wägen an gefährlichen Stellen zu verhüten; denn sie sind durchgängig 12 cm tief, 8 cm breit und an den oberen Rändern ausgeschweift. Im Thale unten bei Timau ist noch eine Felseninschrift zu sehen und auf der Passhöhe auf italienischer Seite sind deren zwei (Mommsen C. J. L. 1862, 1863, 1864). Auf österreichischer Seite ist ebenfalls noch eine ältere Strasse am linken Valentinufer erkennbar [1]), welche gegenüber von Gurina am rechten Gailufer beim Schlosse Waidenburg mündet. An dieser Strasse lagen die unter dem Namen der „Würmlacher" bekannten etruskischen Felseninschriften, deren Charaktere mit den Schriftzügen auf den in Gurina gefundenen Bronzetäfelchen identisch sind. Die Römer hatten die Strasse schon auf das linke Valentinufer verlegt, wo sie auch heute noch geht und den römischen Unterbau grösstentheils verwischt hat. Unfern Mauthen, dem römischen Loncium [2]), an der Stelle der heutigen Maria Schnee-Kirche, findet man altes Mauerwerk, wahrscheinlich die letzten Reste eines römischen Castells [3]). Auch bei Kötschach und über den Gailberg sollen sich noch Spuren der Römerstrasse erhalten haben.

Die Strasse über Pontafel.

Eine andere Römerstrasse kam bei Pontafel in's Land und ging nach Virunum (Zollfeld). Dieselbe ist sowohl im Itinerar, als in der Tabula enthalten, jedoch in so verschiedener Weise, dass Ankershofen und Jabornegg glaubten, es seien zwei ganz verschiedene Strassen, wovon die eine über Pontafel, die andere über den Predil das Gebirge übersetzte. Allein Mommsen [4]) ist nicht dieser Ansicht und meint, dass nur eine Strasse war. Er theilt die Stationen des Itinerars zwischen jene der Tabula ein, wo auf der betreffenden Strassenlinie 3 Zacken ohne Stationsnamen und Distanzangaben geblieben sind. Demzufolge wäre die Station „ad silanos" noch auf italienischem Boden gewesen. Hierauf folgte Larix, an der Stelle von Saifnitz [1]), Campo rosso, welches im Canalthale unweit Tarvis liegt. Die Entfernung dieses Ortes von Aquileia, welche das Itinerar mit 54.000 Passus angibt, stimmt allerdings nicht (Mommsen vermuthet, dass hier eine Station von 10.000 Passus anzugeben übersehen wurde), allein da dieser Ort an der Wasserscheide liegt, sehr viele Römerfunde birgt, ja sogar der Fundort eines Meilensteines [2]) ist, so dürfte man umsoweniger Anstand nehmen, ihn für das römische Larix zu halten, als die Entfernung zwischen Larix und Santicum, dem heutigen Villach, mit 24.000 Passus stimmt.

Schon in Tarvis unterhalb des Bahnkörpers trifft man Spuren der Römerstrasse, auf welche der Fremde durch eine Tafel aufmerksam gemacht wird.

Schloss Strassfried stand vermuthlich an der Stelle einer Station, deren Name weder in der Tabula, noch im Itinerar genannt wird. Hier stossen zwei wichtige Thäler zusammen und war, einem gefundenen Inschriftsteine [3]) zufolge, der Standort eines Herkulestempels. Wahrscheinlich war auch hier ein Castell.

In Bad Villach findet man wieder ähnliche Spuren der Römerstrasse [4]) wie in Tarvis, welche sich bis Federaun ziehen. Eine alte Inschrift [5]) hier, welche besagt, dass diese Felsenstrasse im Jahre 1575 auf Befehl eines Bamberger Bischofes gemacht worden sei, beirrt die römische Eigenschaft der Strasse nicht, weil sich urkundlich nachweisen lässt, dass damals nur eine Reparatur der Strasse vorgenommen wurde.

Vom Warmbade ging die Römerstrasse über Judendorf und Volkendorf nach St. Martin bei Villach, dem eigentlichen Santicum des Itinerars, einer römischen Festung, deren Grundriss von Polatschek [6]) genau beschrieben wird, und deren Standort, wie er sagt, nicht günstiger hätte gewählt werden können.

---

[1]) A. B. Meyer, Gurina. Dresden 1886, pag. 94.

[2]) Mommsen, pag. 590.

[3]) Carinthia 1886, pag. 185.

[4]) Mommsen, pag. 589. Sine causa opinor Peutingeriana via ab Antoniniana diversa creditur.

[1]) Jab. pag. 3 und Mommsen pag. 589.

[2]) Mommsen Nr. 5703.

[3]) Mommsen Nr. 4718.

[4]) Polatschek, III. pag. 66.

[5]) Auf verordnung des Hochwürdigen Fürsten Herrn Veitten des Geschlechts von Wirtzburg bischofen zu Bamberg Rath und derselben Herrschaften in kærnten Vitz dob der Edl und Gstreng Herr Georg vō Wichsenstein zu kirchschönbachy ist diser Neue Farrweg obē durch die stainfelsen und vō Villach bis hinēi an die windisch Pontafl durch derselben Mauteinehmer den Ernvesten Christoffen dela Grota allen durchraisenden und gemainen nutz u gute gemacht gbessert und in 1575 Jahr verfertigt worden.

[6]) Polatschek, III. pag. 5.

Von Santicum bis Virunum sind im Itinerar 30.000 Passus verzeichnet. Diese Entfernung trifft zu, wir mögen mit Ankershofen annehmen, dass die Strasse über Velden-Töschling-Moosburg, oder mit Polatschek, dass sie über Velden-Krumpendorf-Lendorf ging. Neuere Untersuchungen und Funde sprechen jedoch entschieden für das letztere.

Zwischen Villach und Velden kann nicht leicht ein Zweifel über den Zug der Römerstrasse obwalten; sie musste möglichst gerade, d. h. an Wernberg und Sternberg vorüber bis an den See, ungefähr bei Winklern gelangt sein. Hier dürfte die Station Tasinementum der Tabula, 20.000 Passus von Virunum (Zollfeld), zu suchen sein.

Weiter längs des nördlichen Ufers des Wörther Sees konnte die Römerstrasse wegen Raummangels nicht viel anders als die heutige Chaussee gegangen sein.

In Töschling und Pörtschach wurden Römerfunde gemacht [1]; von hier aber musste die Römerstrasse, um einen grossen Umweg zu vermeiden, anders als die Chaussee, nämlich am Bergabhange über Sallach, Pritschitsch, Leinsdorf, an der Kirche und dem Schulhause in Krumpendorf vorbei, bis zur Bahnstation auf der Anhöhe geblieben sein, über welche auch jetzt ein Feldweg führt. In Sallach oder Pritschitsch, 11.000 Passus von Virunum entfernt, mochte die Station Saloca gewesen sein.

In der Nähe der Bahnstation, beim Orte Gurlitsch, bog die Römerstrasse nach Norden ab, ging, wie Polatschek [2]) nachweist, am Abhange des Falkenberges und östlich vom Seltenheimer Moos über Tretnig und Lendorf nach Zollfeld. Längs dieses Strassenzuges fand man erst kürzlich in Pritschitsch im Garten des Bergrathes Seeland, sowie in Krumpendorf in der Villa Kurzl nächst dem Schulhause römisches Mauerwerk und an letzterem Orte auch das Stück einer antiken bleiernen Kette [3]). In Krumpendorf selbst aber stand ein römischer Meilenstein [4]) mit der Bezeichnung X, d. h. 10.000 Passus von Virunum, eine Entfernung, welche thatsächlich zutrifft.

Fasst man alle diese Vorkommnisse zusammen, so kann es nicht mehr in Frage stehen, wie die Römerstrasse gegangen ist. Wer noch festere Ueberzeugung gewinnen will, dem wäre wärmstens zu empfehlen, mit dem Büchlein „Römerstudien eines alten Soldaten“ in der Hand, die äusserst lohnende Fusspartie von Krumpendorf bis Maria-Saal zu unternehmen. In Lendorf sind in der Kirche interessante Römersteine [1]) eingemauert, zumal jener, welcher das Brustbild einer geschmückten keltischen Dame darstellt. Von Lendorf bis Popichl aber zieht sich quer durch die Felder ein langer, gerader Damm, über welchen noch heute die Bauern fahren und der als ein Muster eines römischen Strassendammes gelten kann.

Die Strasse über Windischgraz (Colatio).

Wir finden ferner in der Tabula eine Strasse, welche von Aquileia über Emona, Celeia, Colatio, Juenna nach Virunum ging. Im Itinerar kommt diese Strasse nicht vor. Emona ist Laibach, Celeia Cilli, Colatio Windischgraz und Juenna Globasnitz. Die Entfernung zwischen letzteren beiden Stationen ist 22.000 Passus, zwischen Globasnitz und Zollfeld 23.000 Passus. Diese Distanzen sind so knapp bemessen, dass die Römerstrasse nicht viele Windungen machen durfte, um dieses Mass einzuhalten. Sie zog denn auch in der That von Windischgraz in geradester Richtung über Altenmarkt, Kettelach, in dessen Nähe bei Podgoriach eine breite, gepflasterte Strasse aufgegraben wurde [2]), in der Richtung des Miesthales über Loibach nach Globasnitz oder Juenna. Hier muss eine bedeutende Stadt gestanden haben; man fand zahlreiche Gebäudereste, Monumente, Steingräber und Strecken einer 2 Klafter breiten Strasse [3]). Nach den hier ausgegrabenen Inschriftsteinen zu urtheilen, war Juenna der Sitz eines Aedilitius, folglich eine Stadt mit Municipalverfassung [4]), und hatte eine wohlhabende Bevölkerung. Die Fortsetzung dieser Römerstrasse ging, wie jetzt ausser Zweifel steht, über Jaunstein, am Hemmaberg und an Eberndorf vorüber, an die Drau, welche sie zwischen St. Kanzian und Tainach übersetzte. An letzterem Orte theilte sie sich in zwei Arme, wovon der eine gegen Norden, der andere gegen Westen zog. An beiden diesen Strassenarmen wurden in gleichen Entfernungen von Tainach Meilensteine gefunden, in nördlicher Richtung nächst der Kreuzerrealität an der Völkermarkter

---

[1]) Jabornegg pag. 159.

[2]) Polatschek, III. pag. 49.

[3]) Museum des kärntn. Geschichtsvereines Nr. 5822.

[4]) Mommsen Nr. 5704. — Jab. pag. 158. — Polatschek. III, pag. 11. — Der Meilenstein, welcher sich in der Monumentenhalle des kärntnerischen Geschichtsvereines befindet, zeigt keine Spur von XV, sondern nur X.

[1]) Jab. pag. 147.

[2]) C. C. Bd. VII, n. F. pag. LXXVII.

[3]) Jab. pag. 131.

[4]) Ankershofen. I. pag. 569.

Strasse; in westlicher in der Ortschaft Thon. Es frägt sich, welcher von beiden Strassenarmen nach Zollfeld führte und die Fortsetzung der Strasse Juenna-Virunum war? [1]) Ohne Zweifel der Strassenarm über Thon, weil der dortselbst gefundene Meilenstein [2]) die Distanzziffer VIII, d. i. 8000 Passus, trägt und derlei Angaben immer von dem Hauptorte, also hier von Virunum aus, zu rechnen sind, auch trifft die Entfernung zu. Weitere Spuren dieser Strasse findet man bei Wutschein, Timenitz [3]) bis Zollfeld.

Der Strassenarm über Kreuzerhof [4]) führte beim Lamprechtsberge vorbei, wahrscheinlich in's Görtschitzthal, wie sich später zeigen wird.

Die Strasse nach Wels (Ovilaba).

Nördlich von Virunum waren nach der Tabula zwei Strassen, deren eine nach Ovilaba (Wels), die andere nach Juvavum (Salzburg) führte. Bis zur Station Matucaium liefen sie vereinigt [5]), dann trennten sie sich. Die Strasse nach Ovilaba ist auch in dem Itinerar enthalten, nämlich als eine Fortsetzung der Strasse Aquileia-Larix-Santicum-Virunum. Das Itinerar nennt auch in der Richtung Ovilaba völlig andere Stationen und Distanzen als die Tabula und stimmt nur in den zwei letzten Stationen überein. Ankershofen [6]) und Jabornegg [7]) hielten daher diese für eine ganz andere Route als jene und führten die Strasse des Itinerars über Hüttenberg und Judenburg, jene der Tabula über Friesach und Neumarkt. Mommsen [8]) jedoch hält beide Strassenzüge für eine und dieselbe Strasse, ebenso Kenner [9]) und Kohn [10]). Es ist auch gar nicht denkbar, dass die Römer in einer und derselben Provinz zwei parallele Poststrassen gehabt hätten. Dr. Kenner weist nach, dass zur Zeit des Itinerars, welches um ein Menschenalter früher als die Tabula abgefasst wurde, eine andere Eintheilung der Poststationen war, dass letztere später gleichmässig um circa 5 mp. gegen Wels vorgeschoben wurden, daher zur Zeit der Tabula nicht mehr an denselben Punkten erscheinen konnten. Es geschehen derartige Verschiebungen der Poststationen auch heutzutage noch. Die Strasse sieht dann allerdings im Coursbuche anders aus, ist aber in Wirklichkeit doch unverändert geblieben. Wir müssen uns dieser neueren Ansicht umsomehr anschliessen, als eine römische Poststrasse über die Sirbitzalpe durch nichts erwiesen und auch sehr unwahrscheinlich wäre, müssen uns aber hinsichtlich der Station Candalicae des Itinerars und deren geographischer Bestimmungen mit Hüttenberg dennoch einen Vorbehalt machen, dessen Rechtfertigung sich später ergeben wird.

Zunächst handelt es sich um die Bestimmung der Station Matucaium der Tabula. Diese Station ist 14.000 Passus von Virunum entfernt und an einer Stelle gelegen, wo sich die beiden Strassen nach Wels und Salzburg gabelten. Beide diese Bedingungen treffen bei Treibach zu. Es ist 14.000 Passus vom Zollfeld entfernt; einerseits mündet das Gurkthal, wo man über Fladnitz und Turrach in das Murthal, also nach Salzburg gelangt; anderseits liegt Althofen, an dem vorüber mehrere Wege nach Norden, also nach Wels führen. Ausserdem wurden hier 3 römische Meilensteine [1]) gefunden, zwei im Schlosse zu Treibach, einer in dem nahen Krummfelden, zwei davon mit der Distanzangabe XV, wornach also diese Meilensäulen 1000 Passus ausserhalb Matucaiums gestanden haben müssten.

Nachdem wir nun die Station Matucaium in Treibach wissen, ergibt sich der erste Theil der Strasse Virunum-Ovilaba von selbst, nämlich in der möglichst geraden Linie zwischen Zollfeld und Treibach. Es finden sich auch viele Spuren derselben noch vor. Von Hochosterwitz herab sieht man im Frühjahre, wenn die Felder grünen, einen anders gefärbten Streifen mitten durch die Saaten, gerade in der Richtung der alten Strasse; in Pölling, wo die Strasse durch ein Felsenthor musste, sieht man auf der östlichen Felsenwand noch gewaltige Mauerreste einer Ruine Ehrenfest, in welcher römische Münzen, Fibeln u. dgl. gefunden wurden [2]), es war vermuthlich

[1]) Jab. pag. 6 und 153. Jabornegg meint, dass die Strasse Juenna-Virunum über Kreuzerhof ging und dass erst dort, nicht schon bei Tainach, eine Nebenstrasse nach Thon abzweigte, die nach Krumpendorf ging. Die Distanzzahl VIII am Meilensteine in Thon hält er für die Entfernung zwischen Globasnitz und Thon — ein arger Rechnungsfehler!

[2]) Mommsen pag. 692, Nr. 5703.

[3]) Jab. pag. 85 und 150.

[4]) Mommsen, 5712. — Jab. pag. 150.

[5]) Jab. pag. 6. Jabornegg wollte in der Tabula zwischen Virunum und Matucaium zwei verschiedene Distanzangaben gelesen haben. Er scheint eben keine richtige Vorstellung dieser Strassenkarte gehabt zu haben.

[6]) Ankershofen, pag. 559 und 565.

[7]) Jab. pag. 4.

[8]) Mommsen, pag. 618: Viruno Ovilabas viam eandem aut fere eandem describunt itineraria duo etc.

[9]) Berichte u. Mitth. d. Alterth.-Ver. z. Wien, XI. Bd., pag. 134, Nr. 2. — Akad. Bd. 70, pag. 365 und Bd. 80, pag. 523.

[10]) Kohn, Akad. Bd. 80, pag. 384.

[1]) Mommsen, pag. 698, Nr. 5728, 5729, 5730.

[2]) C.-C. Bd. XII., n. F. pag. CLXXXI, 117.

ein Strassencastell; in Stammersdorf [1]) wurden römische Wohngebäude ausgegraben, in Haidkirchen [2]) ist ein römischer Inschriftstein.

So sicher der erste Theil dieser Römerstrasse ist, so zweifelhaft ist die Fortsetzung derselben. Die Tabula nennt als nächstfolgende Station Noreia XIII und dann noch einmal Noreia XIII. Wo diese beiden Noreia I und Noreia II gewesen, ob nicht vielmehr hier ein Schreibfehler des Copisten der Tabula obwaltet, ob hier die grosse keltische Stadt Noreia gestanden, wo der römische Consul Popirius Carbo von den Cimbern auf's Haupt geschlagen wurde, das sind Fragen, welche kaum je endgiltig entschieden werden können, und wir wären mit der Bestimmung dieses Strassenzuges sehr übel daran, wäre nicht glücklicherweise in St. Georgen nächst Neumarkt eine Meilensäule [3]) gefunden worden, welche die Distanzangabe [4]) XXXII trägt, eine Distanz, welche von Virunum aus gerechnet zutrifft. Rechnen wir jene 14.000 Passus, welche zwischen Virunum und Matucaium sind, davon ab, so erübrigen zwischen Matucaium und St. Georgen noch 18.000 Passus, um deren Bestimmung es sich eben handelt. Allein das hat noch seine Schwierigkeiten.

Dr. Nathan Kohn, ein Grazer Gelehrter, welcher über die Römerstrasse Virunum-Ovilaba eine gelehrte Abhandlung schrieb, die in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien abgedruckt wurde, glaubte zu wissen [5]), dass dieselbe aus dem Flachlande der Gurk längs des Metnitz- und Olsabaches in das Engthal der Einöd ging und dass ein Abirren des Weges nach rechts oder links wegen der mächtigen Gebirgsdämme nicht möglich war. Allein diese Ansicht widerspricht den Angaben der Tabula, wornach die Trennung der Salzburger- und Welserstrasse bei Matucaium, also bei Treibach erfolgte, eine Bestimmung, die man willkürlich nicht abändern darf. Nach seiner Tracirung müssten diese beiden Römerstrassen mindestens bei Zwischenwässern, also noch um 2000 Passus nördlicher, sich getrennt haben. Auch wusste er nicht, dass ein Abirren der Strasse nach rechts über die Berge an mehreren Stellen möglich war, wodurch die Schluchten umgangen werden konnten, was auch viel wahrscheinlicher ist. Es geht auch in der That, wie ich erst kürzlich erfuhr, ein alter Fahrweg über Althofen, Dobritsch und Sattelbogen nach Neumarkt, der ein Römerweg sein soll. Um jedoch darüber entscheiden zu können, müsste die Sache erst eingehender geprüft werden.

Nun frägt es sich noch, wo die Station Candalicae des Itinerars gewesen sei? Zwischen die Stationen Matucaium und Noreia der Tabula lässt sie sich wohl nicht unterbringen, weil sie wie alle Stationen des Itinerars, doch ein bedeutenderer Ort gewesen sein musste. Es erübrigt also nichts, als sie doch, wie Ankershofen gethan, nach Hüttenberg zu verlegen und anzunehmen, dass die römische Poststrasse nach Ovilaba zur Zeit des Itinerars gar nicht über Matucaium, sondern von Virunum aus über Stammersdorf am Silberbach, über Kappel [1]), Silberegg, wo zwei Meilensteine [2]) gefunden wurden, dann Guttaring [3]) und Deinsberg [4]) gegangen sei, was nicht mehr als 20.000 Passus beträgt. Von Hüttenberg über Mühlen waren etwa 12.000 Passus. Also hätte die ganze Distanz Zollfeld-Hüttenberg-St.-Georgen auch nicht mehr betragen, als der Meilenstein von St. Georgen anzeigt. Als dann zur Zeit der Tabula die Poststationen verlegt wurden, mochte diese Strasse als Nebenstrasse (via vicinalis) fortbestanden haben.

Die Strasse nach Salzburg (Iuvavum).

Die Strasse Virunum-Iuvavum, welche nur in der Tabula vorkommt, ist, soweit sie auf Kärntens Boden gegangen, am alleroberflächlichsten behandelt worden. Es handelt sich eigentlich nur um die Fortsetzung der Strasse von Mantucaium gegen Iuvavum, höchstens um die Bestimmung der 3 Stationen Beliandro, Tarnasici, Graviacis. Nach der Tabula müsste dieser Strassenzug durch das Gurkthal gegangen sein, was sich auch gut denken lässt, weil der Uebergang über Fladnitz und Turrach durch das Murthal hier sehr geeignet erscheint; allein man nimmt allgemein mit Jabornegg an, dass er über Friesach, Grades, Auen nach Murau ging, eine Annahme, die auf einem Irrthume beruht. Die Genesis dieser Strassenführung scheint bei Kleinmayern zu suchen zu sein. Dieser erzählt in seinem Werke „Iuvavia", Salzburg 1784, pag. 54, dass ein römischer Meilenstein im Gurkthale gefunden worden sei, und schliesst daraus, dass die Römer eine Strasse von Lungau nach

[1]) C.-C. Bd. X., n. F. pag. CL.
[2]) C.-C. Bd. XII., n. F. pag. CLXXIX, 109.
[3]) Mommsen, pag. 698, Nr. 5731.
[4]) Kohn, Akad. Bd. 80, pag. 407.
[5]) Kohn, Akad. Bd. 80, pag. 391.

[1]) Arch.-epigr. VII. p. 152.
[2]) Carinthia 1819, Nr. 3.
[3]) C.-C. Bd. XII., n. F. pag. CXXXIII.
[4]) C.-C. Bd. X., n. F. pag. CIV.

Grades und Gurk gehabt hätten. Ein anderer Salzburger Schriftsteller, Koch-Sternfeld in einem Werkchen über Strassen 1811 [1]) beruft sich auf diese Nachricht mit den Worten: „Eine im Gurkthale bei Grades in Kärnten aufgefundene Meilensäule gibt an u. s. w.“ Er wusste gar nicht, dass Grades nicht im Gurkthale liegt. — Ankershofen [2]) theilt die Ansicht Kleinmayern's, dass die Strasse in das Gurkthal bis Strassburg (Beliandrum), dann über den Berg Precova nach Grades u. s. w. gegangen sei. In Grades, sagt er, sei nach Koch-Sternfeld ein Meilenstein gefunden worden.

Jabornegg fand nun, dass die Römer schwerlich über den Berg Precova nach Grades gegangen sein dürften, da sie bei Vermeidung des Gurkthales viel bequemer und kürzer über Friesach dahin gelangen konnten. Um nun für diese seine Meinung irgend ein Belege anzuführen, behauptet er [3]), Koch-Sternfeld hätte gesagt: dass jene Meilensäule nicht im Gurkthale, sondern zu Grades im Metnitzthale in Kärnten ob Friesach gefunden worden sei.

Nun, das hat Koch-Sternfeld nicht gesagt, und es ist unbegreiflich, dass Niemand von allen Jenen, welche über diese Römerstrasse geschrieben haben, sich die Mühe genommen, das Citat nachzulesen. Mommsen [4]) sagt: „secundum ea, quae observavit locorum peritus Jaborneggius viam dirigemus per Grades“. Kenner in seiner Schrift „Noricum et Pannonia“ [5]) nimmt die Sache als längst ausgemacht an, und die übrigen folgten Jabornegg, ohne weiter über die Sache nachzudenken.

Der fragliche Meilenstein, der leider überhaupt nicht mehr existirt, ist also nicht im Metnitzthale bei Grades, sondern im Gurkthale gefunden worden. Dort fanden sich auch andere Inschriftsteine zu Lieding und Gurk [6]). In Fladnitz ist eine merkwürdige Strassenstrecke der „Heidenweg“ genannt, und der verstorbene Pfarrer R. Kaiser wusste noch mehr von Römerwegen im Gurkthale zu berichten [7]). Nach ihm ging ein uralter Saumweg von Zwischenwässern über Precova längs des Gebirgsrückens, welcher das Gurk- und Metnitzthal trennt, bis Fladnitz, fast ganz eben und stellenweise so breit, dass man eine Chaussee anlegen könnte.

Ueberträgt man aber die Distanzen der in der Tabula verzeichneten Stationen in das Gurkthal, so käme Beliandrum auf Zweinitz, Tarnasicis auf Fladnitz, Graviaca aber schon in das Murthal auf Predlitz, Orte, welche vortrefflich zu den im Salzburgischen ausgemittelten Stationen dieser Strasse stimmen [1]).

Nicht zu übersehen ist endlich, dass der uralte Säumerweg über den Zammelsberg, welcher die Gegend von Feldkirchen mit dem Gurkthale verbindet, auch schon den Römern bekannt sein musste, weil in Steuerberg, wo der Anstieg zum Zammelsberg beginnt, römische Inschriftsteine gefunden wurden [2]). Auch die Strasse über Himmelberg und durch die Reichenau nach Turrach scheint den in Himmelberg [3]) und St. Margarethen [4]) gefundenen Inschriftsteinen zufolge, den Römern bekannt gewesen zu sein, welche diese Seitenwege kaum benützt hätten, wären sie auf denselben nicht an die Strasse von Virunum nach Iuvavum gelangt.

Die Römerstrassen Oberkärntens mit dem Centrum Teurnia.

Zu den nichtdocumentirten Römerstrassen, d. h. jenen, welche weder im Itinerar noch in der Tabula vorkommen, gehören vor Allem die Römerstrassen Oberkärntens mit dem Mittelpunkte Teurnia oder St. Peter im Holz, um deren Erforschung sich G. M. Polatschek, der Verfasser des Werkchens „Eines alten Soldaten Römerstudien nach der Natur“ besonders verdient gemacht hat [5]).

Teurnia [6]), jetzt St. Peter im Holz, war eine keltische Stadt, welche die Römer durch den Bau eines Castells befestigten und die noch im 6. Jahrhundert n. Chr., als Unterkärnten schon längst in den Händen der Barbaren und Virunum längst zerstört war, von den Römern bewohnt und Sitz eines Bischofs war. Wir besitzen ein Buch aus dem 5. Jahrhundert, welches ein Mann geschrieben hat, der zu jener Zeit lebte und mit den Einwohnern Teurnias verkehrte. Es war Eugippius, ein Schüler des heil. Severin und später dessen Biograph. In seiner Lebens-

[1]) Koch-Sternffld. Historisch-staatsökonomische Notizen über Strassen- und Wasserbau etc. Salzburg 1811, p. 11.

[2]) Ankershofen. I., pag. 560.

[3]) Jab. pag. 104.

[4]) Mommsen, pag. 622.

[5]) Mittheilungen und Berichte des Wiener Alterthumsvereines, XI. pag. 135 Note.

[6]) Jab. pag. 105 und 106.

[7]) Carinthia 1880, pag. 268 und 290.

[1]) Polatschek, II., pag. 60—65 die Anmerkung.

[2]) Mommsen, Nr. 4937.

[3]) Mommsen, Nr. 4915.

[4]) C.-C. Bd. XI n. F. pag. CXXXV. 139.

[5]) Polatschek, I. und II.

[6]) Jab. pag. 185. — Akad. Sitz. B. Bd. 91. pag. 613.

beschreibung des heil. Severin [1]) erwähnt er fünfmal dieser Stadt. So erzählt er (Cap. 17), dass die Bürger Tiburnias Zehnte für die Armen dem Heiligen schicken wollten, allein daran verhindert wurden, da sie von den Gothen belagert, nach wechselndem Kriegsglück sich loskaufen und jene Zehnte dem Feinde überlassen mussten. Ein anderes Mal (Cap. 21) ermahnte der Heilige den Presbyter Paulinus, der sich bei ihm aufhielt, in seine Heimat Tiburnia, welches die Hauptstadt Noricums war, zurückzukehren, weil ihn seine Mitbürger zum Bischof wählen wollten, was denn auch wirklich geschah. Ein anderer Mann aus Noricum, Namens Maximus (Cap. 25), wurde von Severin mit einem Briefe an den Bischof Paulinus nach Teurnia entsendet, um diesen zu benachrichtigen, dass eine grosse Anzahl Alemannen im Anzuge wären. Paulinus ermahnte die Bewohner der Stadt, sowie der benachbarten Castelle zur Wachsamkeit und sie entgingen glücklich der Gefahr.

Derselbe Maximus wollte eines Tags (Cap. 29) im Winter mit mehreren Gehilfen, welche Kleider trugen, über die Berge zum heil. Severin. Auf der Höhe der Alpen mussten sie Nachts unter einem Baume lagern und wurden derart eingeschneit, dass sie wie in einer tiefen Grube sassen. Durch ein Traumgesicht ermuthigt, machten sie sich dennoch auf den Weg. Da kam ein grosser Bär, der vor ihnen einhertrabte, sie folgten seinen Spuren und kamen glücklich zu einer menschlichen Wohnung. Endlich (Cap. 37), als Severin eines Tages zwei Klosterbrüder nach Noricum gesandt hatte, befahl er 3 Tage später den zurückgebliebenen Brüdern, für die Abwesenden zu beten, weil diese in einer grossen Gefahr schwebten; und wirklich waren sie nur mit Noth den Händen der Barbaren entronnen.

Wir erfahren durch diese Erzählungen manche wichtige Einzelheiten. Tiburnia oder Teurnia war der Sitz eines Bischofs und die Hauptstadt des damaligen Noricums, welche im Mittelpunkte mehrerer römischer Castelle lag, die von Gothen und Alemannen bedrängt, sich gegenseitig warnten und unterstützten. Zugleich standen die Bürger Tiburnias mit den Bewohnern der Donaufestungen in stetem Verkehre und sandten ihnen Liebesgaben für die Armen. Die Strasse, welche diesen Verkehr vermittelte, ging über ein hohes Gebirge, welches jedoch selbst im Winter gangbar und nicht von menschlichen Wohnungen entfernt war. Wir finden noch heute Spuren, nicht nur Tiburnias [2]), sondern auch der Alpenstrasse, sowie der Castelle und Wege, welche diese unter einander und mit der Hauptstadt Tiburnia verbanden.

Die römische Alpenstrasse, welche den Verkehr mit den Donaufestungen vermittelte, zog von St. Peter im Holz über den Fratres- und Patriariiberg nördlich, wie die alte Gmündner Strasse und dann am rechtseitigen Lieserufer aufwärts. In der Gegend von Rauchenkatsch wird der Standpunkt eines römischen Castells vermuthet. Die höchste Höhe erreichte sie auf der Leisnitzer- oder Tafernerhöhe, wo ein römischer Meilenstein stand [3]) und vereinigte sich bei Mauterndorf mit der Strasse Virunum-Iuvavum.

Eine andere Strasse lief von Teurnia am linken Drauufer [4]) bis St. Martin bei Villach, wo die römische Festung Santicum stand. Der wichtigste Punkt dieser Strasse scheint bei Paternion-Feistritz gewesen zu sein. Jabornegg in seinem Buche „Kärntens römische Alterthümer" sagt [4]), dass sich in einer kleinen Entfernung von letzterem Orte, am rechten Drauufer eine erhöhte Ackerfläche, „die Görz" genannt, befinde, welche von einem Walle in Form eines Rechteckes eingefasst ist. Dieser Wall, 3—4000 Klafter lang und 200 Klafter breit, wird durch Mauerwerk gebildet, welches jetzt mit Erde bedeckt ist. In der Mitte dieses Raumes stosse der Landmann häufig auf altes Gemäuer, und es heisst, dass hier eine alte Stadt gestanden. Jabornegg hielt diesen Platz für die Ueberreste eines römischen Standlagers, welches bestimmt war, die Landbewohner im Zaume zu halten. Polatschek hingegen stellt die Eignung des Platzes für militärische Zwecke entschieden in Abrede. Beide wussten nicht, dass in nächster Nähe dieses Ortes bei Duel, auf einem freistehenden bewaldeten Hügel unzweifelhafte Reste eines römischen Castells stehen, welches heute noch das „Heidenschloss" [5]) genannt wird. Ganz nahe davon sind die Goldwäschereien von Tragin [6]), welche schon zur Römerzeit betrieben

[1]) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit v. Wattenbach. Leipzig, 1878. Duncker, Sechstes Jahrhundert. Band I, Leben des heil. Severin von Eugippius.

[1]) C.-C. Bd. IX, n. F. pag. LXXI, 85.

[2]) Mommsen, Nr. 5714.

[3]) C.-C. Bd. IX, n. F. pag. LXXI, 36. Der vermeintliche röm. Meilenstein in der Kirchhofmauer zu Molzbichel kann nach Angabe des Pfarrers P. Raith, 26. August 1886, nicht ausgelöst werden, ohne die Gräber zu zerstören.

[4]) Jab., pag. 180.

[5]) C.-C. Bd. X, n. F. pag. CXCVII. Inschriftstein bei Feistritz-Paternion.

[6]) Riedl, Goldbergbaue Kärntens. Wien 1873, pag. 3 (Separatabdruck aus der österr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen).

worden sein sollen, und mündet der Kofflergraben mit der alten Strasse über die Windische Höhe nach St. Stefan im Gailthale, welche ebenfalls für römischen Ursprungs gehalten wird. Von dem Gipfel jenes Heidenschlosses aber sieht man deutlich gegen Nordwesten Rothenthurm, wo ebenfalls ein römisches Castell gestanden haben soll; gegen Südosten aber nach Weissenstein, wo ein zweites kleineres Heidenschloss, d. h. Mauerwerk eines solchen, auf einem steilen Felsen steht, von dem man wieder die Kirche St. Martin bei Villach oder das römische Santicum sieht. In gleicher Weise sieht man aber vom Schlosse Rothenthurm aus die Kirche in St. Peter im Holz und den Danielsberg, wo ein Tempel des Herkules [1]) und wahrscheinlich auch ein Castell stand. Wir finden also Spuren einer zusammenhängenden Reihe römischer Castelle durch das ganze obere Drau- und Möllthal, von Santicum bis über Teurnia hinaus, welche sich durch Signale unterstützen konnten.

Von St. Peter im Holz aufwärts lief ebenfalls eine Strasse [2]) längs des linken Drauufers. Polatschek behauptet, dass sie den Möllfluss an derselben Stelle wie die heutige Chaussee bei Möllbrücken übersetzte. Die St. Leonhardskirche stehe auf dem alten Strassenkörper und die Thalsperre bei Sachsenburg hätten die Römer über die nördliche Felsenwand umgangen.

Endlich finden sich auch Spuren einer vierten Römerstrasse im unteren Möllthale [3]).

Römische Eisenstrassen.

Einen hervorragenden Einfluss auf das römische Strassenwesen müssen wir der Eisenproduction und Eisenindustrie einräumen. Erstere hatte in Hüttenberg ihren Sitz, letztere in Pulst-Hohenstein und Noreia.

Von Hüttenberg aus, dem Candalicae Ankershofen's, dessen Bergwerke notorisch unter den Römern betrieben wurden [4]), gehen alte Strassenzüge und Saumwege nach allen Richtungen, und an den meisten derselben sind Fundorte römischer Inschriftsteine. Gegen Norden zu bis Müllen zieht sich das Hörfeld, wo Römersteine zu Silberberg [5]) vorkommen. Von Müllen aber über die Sirbitzalpe führt ein Weg bis Judenburg, welches Ankershofen für das Monate oder Montana des Itinerars hielt [1]). Ueber Heft führt ein Weg auf den Hohen Pressen und nach Reichenfels; dort wurden erst unlängst zu St. Johann Römersteine gefunden. Aus Semlach [2]), unfern Lölling, wo die Strasse über den Hohenwart geht, kennt man desgleichen römische Inschriften, sowie jenseits des Gebirges zu Preims [3]); ein Beweis, dass die Römer alle diese Wege schon kannten und benützten. Im Görtschitzthale selbst aber kommen fast in jedem Orte bis St. Johann am Brückl Römerfunde vor.

Von besonderem Interesse ist, dass in Labeck, einer Schlossruine nächst Brückl, römische und vorrömische Funde ausgegraben wurden [4]), welche darauf hinweisen, dass hier an der Schwelle des Görtschitzthales seit ältesten Zeiten ein befestigter Punkt war. Von hier ging die Strasse weiter über Waisenberg bis zum Drauübergang bei Tainach. Die wichtigste Strasse von Hüttenberg aus scheint aber die über Deinsberg, Guttaring, längs des Silberbaches bis Pölling gewesen zu sein, wo eine Zweigstrasse über St. Georgen am Längsee nach Pulst-Hohenstein ging.

Die Eisenindustrie des Landes scheint an letzterem Orte ihren Hauptsitz gehabt zu haben. Auf dem Hügel der Feste Hohenstein hatte die Göttin Isis Noreia, die Patronin der Eisenwerke, ihren Sitz. Ihr opferte ein gewisser Modestus [5]), Decurio der thrakischen Reiter, ein geborner Römer, eine silberne Phiole und goldene Embleme; ferner fand man Inschriftsteine, aus denen zu entnehmen, dass hier der Sitz eines Conductors (Pächters) und mehrerer Procuratoren (Agenten) der norischen Eisenbergwerke war [6]). Die Strassenverbindung mit Hüttenberg war, wie erwähnt, bei Pölling über St. Georgen am Langsee, wo mehrere römische Inschriftsteine [7]) gefunden wurden. Der schöne dammartige Weg, beim Schlosse Rottenstein vorüber, scheint noch ein Rest dieser Strasse zu sein.

Gegen Westen von Pulst ging die Strasse über Liemberg, Zwatendorf, St. Urban, wo ein Mithras-Tempel [8]) stand, Gradeneck [9]), Feldkirchen, Tieffen [10])

[1]) Mommsen, Nr. 4726.

[2]) Mommsen, pag. 694, Nr. 5713, Meilenstein im Lurnfeld.

[3]) Polatschek, I., pag. 79.

[4]) Beitrag zur Geschichte des Hüttenberger Erzberges von F. Seeland. Oesterr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, XXXIII. Jahrg. 1885.

[5]) Mommsen, Nr. 5035, 5040, 5041.

[1]) Ankershofen, I., pag. 566.

[2]) Mommsen, Nr. 5032, und in Seeland's Beitrag z. G: d. Hüttenberger Erzberges 1885, pag. 2.

[3]) Mommsen, Nr. 5086 und 5087. — Jab., pag. 122, und C.-C., Bd. XII, pag. CLXXXVI, 136.

[4]) Carinthia 1877, pag. 229.

[5]) Mommsen, Nr. 4806.

[6]) Mommsen, Nr. 4809.

[7]) Mommsen, Nr. 4844, 4897, 4913. — C.-C. Bd. XI, n. F. pag. CXXXV 139 und Bd. XII, n. F. pag. CLXXIX, 110.

[8]) C.-C. Bd. VIII, n. F., pag. XXII.

[9]) C.-C. Bd. XII, n. F., pag. CLXXVIII, 107.

[10]) Mommsen, Nr. 4822, 4900, 4912. — Jab., pag. 162.

mit einem Jupiter-Tempel, und am nördlichen Ufer des Ossiacher Sees bis Santicum bei Villach.

Ausserdem war aber, den zahlreichen Römerfunden nach zu urtheilen, die ganze Umgebung von Pulst-Hohenstein, sowohl dies- als jenseits der Glan, von Römern bewohnt.

Aehnliche Industrieorte wie Pulst-Hohenstein scheinen nördlich von Hüttenberg die beiden Noreia gewesen zu sein, welche jedoch schon in Steiermark lagen.

Römerstrasse am Fusse des Diexerberges und im Lavantthale.

Es ist nicht wahrscheinlich, dass, wie Baron Ankershofen ursprünglich angenommen, eine Römerstrasse über Völkermarkt [1]) ging; es ist dies durch gar keine Funde zu erweisen. Desto sicherer ist es aber, dass eine solche Strasse längs des südlichen Abhanges des Diexerberges parallel mit der Drau von West nach Ost zog, über den Grutschenberg [2]) und durch das Granitzthal nach St. Paul, wahrscheinlich auch mit einem zweiten Arme über den Griffnerberg [3]) nach St. Andree das Lavantthal betrat und über Wolfsberg und St. Leonhard etc. nach Judenburg gelangte. Es ist allerdings anzunehmen, dass auch dieser Strassenzug von Virunum ausging; allein ebenso überzeugend ist durch Bezirksrichter Semen nachgewiesen [4]) worden, dass diese Strasse auch südlich bei Tainach sich von der Strasse Iuenna-Virunum abzweigte. Dort ist die Strasse beim Schlosse Höchenbergen in einer Länge von 5—6 m und in einer Höhe von 2—3 m in den Felsen gehauen und in der Felsenwand ist eine viereckige Vertiefung 36 cm hoch, 46 cm breit und durchschnittlich 4 cm tief für eine Inschrift ausgemeisselt, welche jedoch unlesbar ist. Vom Kreuzerhofe aber, wohin diese Strasse führt, geht sie bei Unterbergen durch den Saugraben zwischen Frankenberg und Hasengarten nach Winklern, und von dort nach Waisenberg zum Lamprechtsberg, auf welchem ein Tempel des Jupiter Dolichenos [5]) stand. Auf diesem Berge findet man aber auch noch an drei Seiten Ringmauern römischer Festungswerke, was vermuthen lässt, dass dort, wo sich mehrere Strassenzüge kreuzten, ein Castell war. Im Jahre 1885 wurde dort auch das Bruchstück eines römischen Meilensteines gefunden [1]).

Die Römerstrasse am Fusse des Diexerberges ging vom Lamprechtsberge östlich über Trixen [2]), St. Stephan [3]), Haimburg, Griffen und von dort wahrscheinlich sowohl über den Griffnerberg als den Grutschenberg in das Lavantthal, wie oben erwähnt worden.

Durch das Lavantthal aber musste eine römische Strasse von Windischgraz bis Judenburg gezogen sein, welche die zahlreichen römischen Ansiedlungen dieses Thales, die durch Funde römischer Inschriftsteine [4]) bezeichnet sind, mit einander verband.

Römerstrasse im oberen Gailthale.

Sowie das Lavantthal, war auch das obere Gailthal von den Römern nicht nur gekannt, sondern auch besiedelt, Zeuge die Funde von Gurina [5]), Reisach [6]) und Feistritz [7]); auch mussten diese Orte durch eine Strasse, welche sich in Kötschach an die Pleckenstrasse anschloss und bei Strassfried in die Strasse bei Pontafel mündete, mit einander verbunden gewesen sein. Uralte Saumwege, welche aus dem Gailthale über die Berge nach Süden und nach Norden führten, sind bekannt; allein ob es Römerwege gewesen, wird sich kaum je ermitteln lassen. Hieher gehört auch die Vermuthung, dass die Strasse durch das Gitschthal von Greifenburg nach Hermagor, sowie jene über die Windische Höhe bei St. Stephan, sowie im unteren Gailthale die Strasse über die Wurzen nächst Arnoldstein ursprünglich Römerstrassen waren.

Die römische Loiblstrasse.

Dass die Loiblstrasse den Römern bekannt war, ist durch eine Reihe von Funden von der obersten Passhöhe bis Virunum zu erweisen. Im Jahre 1855 wurde eine kleine steinerne Ara, worauf der Name Gavilius zu lesen, in der Nähe der Passhöhe unterhalb einer Felsenwand gefunden [8]), über welche der

[1]) Ankershofen, I., pag. 569.

[2]) Arch.-epigr. Mitth., 4., pag. 208 und 209. Die Inschriftsteine am Wallersberg.

[3]) Arch.-epig. Mitth. 4, pag. 211. Pustritz, wo dieser Stein gefunden wurde, liegt auf der Höhe des Griffnerberges.

[4]) C.-C. Bd. VII, n. F. pag. C. 57.

[5]) Mommsen, Nr. 4947, 4948, 4978, 4993. — Jab., pag. 117. — Arch.-epig. Mitth. 6, pag. 95.

[1]) C.-C. Bd. XI, n. F. pag. LXXVI, 104.

[2]) Jab., pag. 118.

[3]) Mommsen, Nr. 4936. Zwischen Trixen und St. Stephan heisst die Gegend „Saalfeld" und soll eine grosse Stadt gewesen sein.

[4]) Jab., pag. 120 bis 131. — Arch.-epig. Mitth. 8, pag. 247.

[5]) A. B. Meyer, Gurina. Dresden, 1885. — Mommsen Nr. 4719. — Jab. p. 170—171.

[6]) Mommsen, Nr. 4720.

[7]) Arch.-epig. Mitth. 4, pag. 209.

[8]) C.-C. Bd. XI, n. F. pag. LXXVI, 104.

alte Saumweg geht, der noch eine grosse Strecke weit zu verfolgen und theilweise fahrbar ist. In St. Leonhard [1]), Unterloibl [2]), Ferlach [3]), Holenburg und Maria Rain [4]), Waidmannsdorf [5]), Klagenfurt [6]), Ziguln [7]), Spitalsberg [8]), St. Georgen am Sandhof [9]), wurden Römersteine und andere römische Gegenstände gefunden, so dass man mit Sicherheit annehmen kann, dass diese Strasse einen directen Verkehr mit Virunum vermittelte.

Römische Tauern-Strassen.

Baron Ankershofen zählt in seiner Geschichte Kärntens [10]) zu den Römerstrassen auch die Strassen über den Korntauern, den Iselsberg und den Heiligenbluttauern. Ohne die Möglichkeit dieser Annahme zu bestreiten, muss jedoch bemerkt werden, dass wir nichts haben, um den römischen oder vorrömischen Charakter dieser Strassen zu beweisen. Es ist weder eine Stelle in den römischen Schriftstellern, noch sonst etwas gefunden worden, was uns dazu berechtiget. Der Vollständigkeit wegen müssen jedoch auch diese Strassen hier angeführt werden.

Die Strasse über den Korntauern [1]) wurde im Jahre 1839 von Jabornegg in der Zeitschrift „Carinthia" besprochen und die römische Eigenschaft derselben aus ihrer soliden Fundamentirung hergeleitet. Spätere Forscher bezweifelten jedoch die Richtigkeit seiner Behauptungen, und Dr. Fritz Pichler, welcher diese Strasse im Jahre 1880 beging, fand nur mehr wenige der vermeintlichen Römerspuren [2]).

Von Obervellach aufwärts, sagt Ankershofen, sind noch zwei römische Alpenstrassen gewesen. Der linke Arm ging über den Iselsberg und schloss sich unterhalb Dölsach der Lienzer Strasse an; der rechte Arm aber führte nach dem Möllthaler Dellach [3]) nach Heiligenblut, über den Heiligenbluttauern und durch das Fuscherthal an die Gasteiner Strasse [4]).

In jüngster Zeit beging Baron Leopold Mai-Madiis diese Strecke und veröffentlichte das Ergebniss seiner Forschungen in der „Oesterreichischen Touristenzeitung" mit einer Planskizze [5]).

Für den uralten Bestand dieser letzteren Strasse spricht allerdings die Sage vom hl. Briccius, welcher diesen Weg einschlug, als er vor ungefähr 1000 Jahren von Constantinopel in seine Heimat nach Dänemark reiste und von einer Lawine verschüttet wurde. Die Kirche zu Heiligenblut steht an seiner Grabstätte.

---

[1]) Mommsen, Nr. 4773.

[2]) Jab., pag. 139, Nr. CCCLI (vgl. C.-C. Bd. XI, pag. LXXVII (al. 8).

[3]) Sammlungen des Kärnt. Geschichtsvereines Nr. 876, 1676, 5908, 5909.

[4]) Mommsen, Nr. 4866, 4951. — Jab., pag. 140.

[5]) Carinthia 1883, Rechenschaftsbericht pag. 105, Funde des Conservators P. Lebinger und Sammlungen des Kärnt. Geschichtsvereines, Nr. 5934.

[6]) Mommsen, Nr. 4871, 4876, 4880, 4896, 4906, 4916, 4989, 4992, 6504. — Jab., pag. 142—146.

[7]) Mommsen, Nr. 4774.

[8]) Mommsen, Nr. 4964, 4980. — Jab., pag. 146.

[9]) Jab., pag. 149. — Polatschek, III, pag. 17 Anmerkung, auch pag. 71, Anmerkung 3.

[10]) Ankershofen, I, pag. 579.

[1]) Carinthia 1839, Nr. 42.

[2]) Correspondenzblatt für Anthropologie. München, XIV. Jahrg., pag. 62.

[3]) Mommsen 4719, 4725.

[4]) Mommsen, pag. 591. — Koch-Sternfeld, Hist.-staatsök. Notizen über Strassen- u. Wasserbau etc. Salzburg 1811, p. 25.

[5]) Oesterr. Touristenzeitung, VI. Bd. 1886, Nr. 8, pag. 85.

Beiträge zur Urgeschichte Böhmens.

Dritter Theil.

Von

Johann N. Woldřich.

(Mit 1 Tafel und 43 Figuren im Text.)

Indem ich mir eine dritte Serie von „Beiträgen zur Urgeschichte Böhmens" vorzulegen erlaube, welche sich an den im 13. und 14. Bande der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" erschienenen ersten und zweiten Theil anschliesst, bemerke ich, dass dieselbe vorherrschend die Resultate meiner während der Ferien 1885 und 1886 angestellten Forschungen und anderweitiger, in diesen Jahren vorgenommener Studien enthält.

I. Paläolithische Zeit.

Für den archäologischen Verein „Wocel" in Kuttenberg bestimmte ich aus dem dortigen diluvialen Lehm: Rhinoceros (Merckii J. u. K.?), ein Humerus, genau so abgebrochen, wie der aus Wolin und aus Raudnic; Bos (priscus Boj.?). — Für den archäologischen Verein „Včela" in Časlau bestimmte ich aus dem dortigen diluvialen Lehm: Bos (primigenius Boj.?), Bos brachyceros fossilis; Zähne eines Equus, das durch die Schmelzfältelung an Equus Stenonis affinis Wold. mahnt; ferner aus Koudelov: Sus (palustris), vorgekommen mit zugeschlagenen Steinwerkzeugen. — Für Herrn F. Franc in Stiahlau: Capra ibex L., Schädel aus einer Felsspalte an der Bahn zwischen Beraun und Pürglitz, Bos (priscus Boj.?) ebenda, Bos (primigenius Boj. ?) aus dem Diluvium bei Beraun, und Zähne eines Equus, das durch die Schmelzfältelung an Equus Stenonis affinis Wold. mahnt, ebenda. — Aus dem Granaten führenden Diluvium für Herrn Prof. Č. Zahálka in Raudnic: Elephas primigenius Blumb.; Rhinoceros (Milchzähne), Equus cab. fossilis Rütim., Equus cab. foss. minor Wold. aus Chodovlice; Equus cab. fossilis Rütim. aus Dřemčic und aus der Ziegelei Kníř bei Lobositz; Equus (cab. foss. minor Wold.?), Rhinoceros (Merckii Jäg. u. Kaup.?), aus der Ziegelei zwischen Chodovlic und Čížkovic; Elephas primigenius Blumb., Bos primigenius Boj. aus der Ziegelei Leitner in Bezděkov; Elephas primigenius Blumb. aus der Ziegelei Lukovic bei Lobositz. — Aus der Ziegelei Boháč bei Wolin neuerliche Reste von Equus. Am rechten Ufer der Wotawa wurde nach Mittheilung des Herrn Eug. Beitl unterhalb des Berges Hradiště bei Pisek ein Mammuthzahn gefunden.

II. Neolithische Zeit.

Es ist vielfach, auch bei Herrn L. Schneider, die Ansicht verbreitet gewesen, dass die neolithische Zeit in Südböhmen nicht vertreten sei. Herr J. Smolík bezweifelt heute noch überhaupt eine „neolithische Zeit" für Böhmen. Ich hielt stets auch die erstere Ansicht für irrig und behauptete, dass Südböhmen zur neolithischen Zeit ebenso, wenn auch vielleicht nicht so dicht, bewohnt war, wie Nordböhmen, nur konnte ich hiefür bis jetzt keine Fundbelege beibringen. Die neolithischen Reste liegen gewöhnlich tief unter der Ackerkrume, und während dieselben durch den Dampfpflug auf den Schwarzenberg'schen Gütern in Nordböhmen in neuester Zeit so häufig an das Tageslicht gebracht werden, erreicht dieselben der gewöhnliche Pflug bei dem seichten Ackern in Südböhmen nicht; überdies mögen hier diese Reste vielfach vom Wald bedeckt sein. — Endlich gelang es mir, auch aus Südböhmen neolithische Funde constatiren zu können.

a) Steinaxt von Mlak bei Pisek.

Im vorigen Sommer erhielt ich vom Herrn Verwalter Eug. Beitl eine Steinaxt, die kurze Zeit vorher im Walde bei Mlak unterhalb des Berges Mehelník gefunden wurde. Der Seltenheit des Fundes wegen ist dieselbe in der Textfigur 3 abgebildet.

Dieselbe ist 118 mm lang, 51 mm an der Schneide und 28 mm am Rücken breit, in der Mitte 20 mm dick und aus Amphibolschiefer schön zugeschliffen, aber nicht geglättet; am Rücken und an der Schneide ist dieselbe etwas verletzt. Die Fundstelle selbst konnte ich noch nicht untersuchen.

b) Steinaxt von Holický bei Wittingau.

Vor kurzer Zeit übersandte mir Se. Durchlaucht Fürst Adolf zu Schwarzenberg eine Steinaxt zur Untersuchung, welche während der Erweiterung der Eichenplantage beim „Holický", nächst der Brücke über den Altbach, östlich von Wittingau, vom Herrn Forstmeister C. Heyrowsky gefunden wurde, nebst einigen Kohlenstückchen, kleinen Gefässscherben, von denen nur einige ein hohes Alter verrathen, und gebrannten Gneisstücken. Siehe Textfigur 4. Weitere Grabungen sind vorläufig an dieser Stelle eingestellt und die nähere Untersuchung derselben wird im nächsten Sommer erfolgen.

Die Axt ist 8 cm lang, an der Schneide 4·2, am abgerundeten Rücken 2·8 cm breit und in der Mitte 2 cm dick; von allen Seiten, mit Ausnahme des Rückens, schön zugeschliffen; aus lichtem, wolkigem Serpentin bestehend; an einer Seitenkante der Mitte verletzt.

Fig. 4. Fig. 3.

Fig. 3 Steinaxt aus Mlak, Fig. 4 Steinaxt von Holický bei Wittingau; beide $^1/_3$ n. Gr.

c) Neolithische Funde von Bzí und Lopata.

Von zwei äusserst wichtigen Punkten aus neolithischer Zeit, welche Herr Fr. Franc in Stiahlau bei Pilsen entdeckt und durchforscht hat, schickte mir derselbe Knochen zur Bestimmung und diverse Steinwerkzeuge zur Ansicht. Der eine dieser Punkte befindet sich auf dem im Walde gelegenen, kaum zugänglichen Felsen „Velká skála" bei Bzí, nordwestlich von Nepomuk und südwestlich von Blovic. Hier fand Franc lange, zugeschlagene Feuersteinmesser (aus quergestreiftem Flint) und zugeschliffene Steinäxte verschiedener Grösse und Form; ferner Steinmeissel und ähnliche, aber keine durchbohrten Werkzeuge, und Knochenreste. Das Steinmateriale ist sehr verschieden, Serpentin, ein Olivingestein, Diorit und ein basaltartiges Gestein. Dieser äusserst wichtige Fundort beweist, dass der neolithische Mensch der ältesten Zeit hier auf einem schwer zugänglichen Felsen seine Zuflucht gesucht hat.

Der zweite Punkt ist womöglich noch interessanter; derselbe liegt auf dem ebenfalls schwer zugänglichen Felsen „Lopata" östlich bei Stiahlawitz (Štáhlavice), unterhalb der Mauern einer uralten, stark zerfallenen Burgruine. Im Untergrunde der Ruinenmauern fand Franc eine auf dem Felsen ruhende Schichte aus neolithischer Zeit, mit zugeschlagenen Steinwerkzeugen, zugeschliffenen Aexten verschiedener Form und eine Menge zugeschliffener Knochenwerkzeuge, wie sie die älteste neolithische Zeit charakterisiren: Meissel, Ahle, dreiseitige Lanzenspitzen; ferner viele Knochenreste. Auf dieser Schichte waren, wie ich mich persönlich überzeugte, die Grundmauern der Burg aufgeführt. Diese Zufluchtsstätte aus früher neolithischer Zeit musste demnach während der prähistorischen Metallzeit verlassen worden sein und kam erst in frühhistorischer Zeit wieder zur Geltung, wo auf dem geeigneten Orte eine Burg aufgeführt wurde.

Unmittelbar bei Stiahlawitz fand Franc in der Ebene Reste von Ansiedlungen aus neolithischer Zeit, mit durchbohrten Steinbeilen und anderen zugeschliffenen und durchbohrten Steinartefacten, welche jedenfalls aus einem jüngeren Abschnitte der neolithischen Zeit stammen, als die oben besprochene Station.

Ueber die in dieser Gegend befindlichen Grabhügel aus der Metallzeit werde ich am betreffenden Orte weiter unten in Kürze berichten.

Ich glaube, dass die vorbesprochenen Funde bereits mehr als hinreichen, um meine Ansicht, dass auch Südböhmen zur neolithischen Zeit bewohnt war, zu bekräftigen; auch hoffe ich, dass sich analoge Funde bald mehren werden.

Fauna von Bzí: Cervus elaphus L., Bos (brachyceros Rütim.?). Fauna von Lopata: Bos brachyceros Rütim., Bos (Primigenus-Rasse?), Ovis aries L., Gallus domesticus L., Sus scrofa L., Sus palustris Rütim., Equus cab. minor Wold.

d) Steinbeil aus Liebschausen bei Lobositz.

Bei dem an der Saazer Strasse gelegenen Dorfe Liebschausen befindet sich eine grosse Fläche mit mächtiger Aschenschichte, in welcher Steinmesser, Beinnadeln, Steinhämmer und Urnen gefunden werden. Ich erhielt aus dieser Fundstelle von Herrn Professor Franz Ritter von Ržiha ein Steinbeil von seltener Form. Dasselbe ist aus einem lichtfleckigen, dunklen Eruptivgestein zugeschliffen und nicht polirt. Die hintere Fläche ist eben, die vordere nach allen

Seiten gewölbt; das weite Loch befindet sich im oberen Drittheil; der abgeflachte Rücken zeigt starken Gebrauch; nach unten zu ist das andere Ende von vorn und hinten zu einer stark verletzten Schneide zugeschliffen, so dass das Artefact als Axt und Hammer gebraucht werden konnte.

Länge 14 cm, Breite 7·8 cm, Dicke 4·3 cm, Durchmesser des runden Loches vorne 3·5 cm, hinten 3·2 cm. S. Textfigur 5.

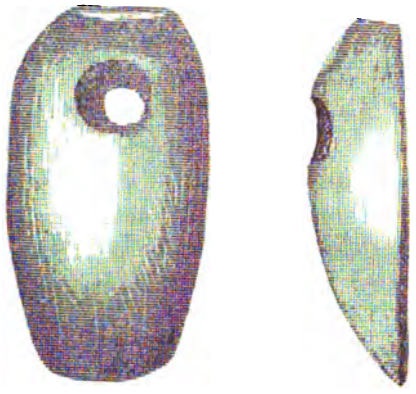


Fig. 5. 1/3 n. Gr.
Steinbeil aus Liebschausen.

e) Steinhammer aus Vršovic bei Laun.

Se. Durchlaucht Prinz Johann zu Schwarzenberg fand im Jahre 1885 gelegentlich einer Jagd einen sehr schönen Steinhammer bei Vršovíc, bestehend aus einem dioritartigen Gestein. S. Textfigur 6.

Fig. 6. 1/2 n. Gr.
Steinhammer aus Vršovic.

Derselbe ist zierlich geformt, besitzt eine Länge von 11·2 cm, eine Breite am Rücken von 2·8 cm, an der Ausbuchtung eine Breite von 5·3 cm und in der Mitte eine Dicke von 3·3 cm. Längs der Breite zeigt er vorn und hinten je eine und an den Seiten je sechs lange Schlifffläche; das nicht ganz in der Mitte gelegene Bohrloch zeigt an der einen Seite einen Durchmesser von 1·9, auf der anderen von 1·8 cm.

Obwohl dieses zierliche Stück am Rücken Gebrauchsverletzungen zeigt, dürfte es doch mehr als eine Art Zier oder Auszeichnung, befestigt auf einem Stocke, gebraucht worden sein und gehört wohl, um nach den zahlreichen Funden dieser Gegend aus neolithischer Zeit zu schliessen, dieser Zeit selbst an. Aehnliche Exemplare wurden in Ctiněves unter dem Řip gefunden [1]).

f) Reste der neolithischen Ansiedlung Krp bei Řepín.

Auf dem der k. theresianischen Akademie in Wien gehörigen Gute Řepín, Bezirk Melník, haben die Herren: Verwalter Joh. Pleniger und Rentmeister Jos. Hustoles beim Meierhofe Krp auf einem Felde (Schlag Ia) Knochenreste, Scherben, gebrannten Lehm und ein grosses Steinbeil in lehmiger, schwarzer Erde vorgefunden und an die Güterdirection der Akademie eingesendet. Durch Herrn Regierungsrath A. Egger R. v. Möllwald aufgefordert, ein Gutachten über diese Objecte abzugeben, liess ich mir zunächst eine Reihe von Fragen von der Gutsverwaltung in Řepín beantworten. Aus der von den beiden obengenannten Herren mit grosser Genauigkeit ertheilten Auskunft, aus dem Situationsplan und den Funden selbst geht hervor, dass wir es hier mit Resten einer grösseren Ansiedlung, einem Dorfe aus neolithischer Zeit, zu thun haben.

Das Feld umfasst eine Fläche von 5 Joch 125 Quadratklafter, und wenn man den offenbar dazu gehörigen Fund eines Topfes im Hofe der anstossenden Meierei vom Jahre 1873 hinzurechnet, dürften die Reste auf einer Fläche von beiläufig 8 Joch ausgebreitet gewesen sein. Der westliche, südliche und östliche Rand des Feldes sind nur mit dunkler und schwarzer Ackerkrume bedeckt; die mittlere und nördliche Fläche zeigen eine lichtgelbe, lehmige Erde. In dieser liegen dunkle Stellen, meist von rundlicher, aber auch von unregelmässiger Form, zerstreut und ausgefüllt mit tief reichender schwarzer Erde. An diesen Stellen nun wurden in einer Tiefe von 22—30 cm Scherben, Knochenfragmente, halbgebrannte Lehmstücke, sowie das Steinbeil gefunden; es lagen aber derlei Reste und grünliche Steinfragmente, die ich aufsammeln liess, auch sonst über die Fläche vereinzelt zerstreut.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass wir es hier mit Grubenresten neolithischer Wohnhütten zu thun haben, wie ich solche in meinem „zweiten Be-

[1]) Památky arch. Prag 1881, Bd. XI, Heft 12.

richte“ aus der Launer Gegend beschrieb. Nur besitzen wir hier detaillirtere Angaben über Zahl und Vertheilung derselben, und gelangen so zu einer wenigstens beiläufigen Vorstellung einer ganzen neolithischen Ansiedlung oder eines Dorfes.

Der beigedruckte Situationsplan (s. Textfigur 7) zeigt die Vertheilung der Hüttenreste, wobei die Lage der grösseren genau aufgenommen erscheint, während die kleineren nur beiläufig eingezeichnet sind. Die Zahl der grösseren Stellen ist 6, die der kleineren beiläufig 25; wie viel ihrer bei der Anlage des Meierhofes zerstört wurden, ist nicht bekannt; sicherlich dürften sich dieselben nach dieser Richtung hingezogen haben, wie der erwähnte Fund im Meierhofe beweist (s. Plan Nr. 6). Es sind also im Ganzen

sender Platz (4), wo besonders halbangebrannte Lehmstücke bis zu einer Tiefe von 60 cm vorkamen; bei 15 m Entfernung von hier liegt in südöstlicher Richtung ein rundlicher Platz von 8—9 m im Durchmesser (5), in dessen nördlichem Theile besonders viel Thierknochen, im südlichen Theile dagegen Menschenknochen vorkamen. Die anderen kleineren dunklen Stellen von 20—0·5 m² liegen in der Mitte zerstreut und dürften sich einstens bis zu jener Stelle (6) im Hofe des Meierhofes erstreckt haben, auf welcher im Jahre 1873 ein alter, bauchiger Topf gefunden wurde mit einer Oeffnung von circa 8 cm im Durchmesser und einem ebenso grossen Boden, der jedoch zwischen den Händen zerfiel (also schwach gebrannt war). Die grösseren dieser Reste einstiger Wohn-

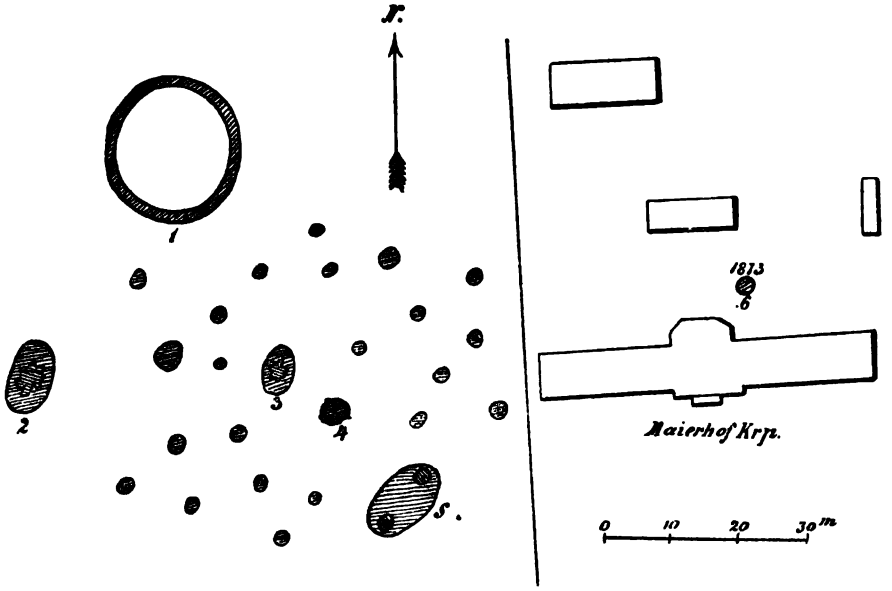


Fig. 7.
Plan der neolithischen Ansiedlung. Krp bei Řepín.

Reste von circa 30 Hütten vorhanden; es dürften ihrer aber vielleicht 40 gewesen sein.

Im Norden befindet sich ein grösserer Ring (1), 58 m N—S und 53 m O—W im Durchmesser. Das Innere desselben besteht aus gelbem Lehm; der Kreisring selbst besitzt eine Breite von 50—120 cm und ist mit dunkler Erde ausgefüllt, in welcher am nördlichen Umfange das grosse Steinbeil gefunden wurde. Von diesem Ringe in südwestlicher Richtung bei 76 m entfernt befindet sich eine grössere dunkle Stelle (2) von circa 25 m², wo sehr viele Gefässscherben herausgeackert wurden; weiter eine etwas kleinere Stelle (3), wo ebenfalls viele solcher Reste vorkamen; südöstlich von hier und bei 87 m von Nr. 2 entfernt, lag ein eckiger, bei 5—6 m² umfas-

stätten, vielleicht die tieferen, sind mehr erhalten; die kleineren oder vielleicht seichteren wurden durch den Pflug und wahrscheinlich auch durch Regenwasser abgetragen, so dass nur mehr kleine Flecken vorhanden sind. Die schwarze Erde ist gegen die Ränder des Feldes abgeschwemmt worden. An allen diesen Stellen würde man bei Tiefgrabungen Reste von Gefässen, Steinartefacten, Knochen etc. vorfinden. Jedenfalls scheinen auch die Hütten eine verschiedene Grösse besessen zu haben. Der grosse, nördlich gelegene Kreisring aber dürfte wahrscheinlich zu Cultus- oder zu andern gemeinschaftlichen Zwecken gedient haben und war wohl ringsherum eingezäunt. Da die Lehmstücke deutlich Abdrücke von rundem Holz und einer kleinzertheilten pflanzlichen Substanz

(wie Spreu, aber nicht Stroh) zeigen, dürften die Hütten mit solchen Lehmwänden umgeben und vielleicht mit Reisig oder Stroh gedeckt gewesen sein; in der Mitte mag der Feuerherd gestanden haben.

Steinartefacte. Das Steinbeil (s. Figur 22, Seite 77) gehört zu den grössten seiner Art; es ist aus Amphibolschiefer, wie es scheint aus einem Geschiebe, zugeschliffen; seine Länge beträgt 22·5 cm, seine Breite 7·5 und seine Dicke (vorn und hinten) oben 3·8, unten gegen die Schneide zu 4·8 cm. Das schön gebohrte Loch misst vorne 3·1, hinten 2·7 cm im Durchmesser. Vorne und rückwärts ist das Beil nur wenig, seitlich vollkommen, jedoch ungleich zugeschliffen, so dass die linke Seite flacher ist, als die stark convexe rechte; der Rücken ist ebenfalls zugeschliffen, es fehlt hier jedoch ein Eck, dessen Bruchfläche (ursprünglich) abgewetzt erscheint. Die Schneide ist an beiden Seiten sorgfältig und symmetrisch zugeschliffen, vorn abgerundet, hinten eckig.

Da das Beil das bedeutende Gewicht von 1·55 kg besitzt und somit zur Arbeit schwer geeignet wäre, dürfte dasselbe eine Waffe und zwar ein ausgiebiges Streitbeil gewesen sein.

Ausserdem kamen Fragmente aus einem dioritartigen Gesteine vor, die einer kleinen, flachen Steinaxt, einem langen Meissel oder Schleifstein und dem Bohrkerne einer Steinaxt angehören, ein Beweis, dass diese Steinartefacte an Ort und Stelle verfertigt wurden.

Thongefässe. Aus den zahlreichen Scherben liessen sich nur einige Gefässe soweit zusammensetzen, dass man die Form und Grösse derselben bestimmen konnte. Sie sind durchwegs von freier Hand verfertigt und mehr oder minder, je nachdem sie nachträglich noch in heisser Asche gelegen oder beim Feuer gebraucht wurden, gebrannt, aber nie vollständig. Das Materiale ist theils ein grober, sandiger, theils ein feinerer, durchgearbeiteter, stets dunkler Lehm; häufig zeigen die Gefässe aussen einen gelben, innen einen weissen Anstrich, oder auch umgekehrt. Die Ornamentik besteht durchwegs aus Vertiefungen verschiedenster, häufig sehr zierlicher Form, welche mit weisser Substanz ausgefüllt waren, deren Reste noch mit der Loupe sehr gut erkennbar sind (s. Textfiguren 8—12). Es kommen einfache Linien, punktirte Linien, Punktreihen und Combinationen derselben vor (Fig. 10), ferner das Fischgräten-Ornament, durch dessen Vereinigung eine Art Zickzackornament entsteht, ein abgerundetes und gestrecktes Zickzackornament (Fig. 8, 9, 12); nicht unwesentlich ist ein grob punktirtes Blatt (in Fig. 11). Sämmtliche Ornamente sind mittelst eines mehr weniger spitzen Instrumentes von freier Hand ausgeführt.

Die wichtigsten Formen der Gefässe sind in den Textfiguren 13—21 (Seite 77) dargestellt, und zwar durchwegs in $^1/_6$, nur Fig. 13 ist etwa in $^1/_{10}$ natürlicher Grösse.

Nr. 1. Von einem sehr grossen Eimergefässe sind die Bauchwandungen aus grobem, dunklem, stark sandigem Lehm, von einem zweiten aus grobem, sandigem, lichtem Lehm ein Randfragment vorhanden; die Form dieses Gefässes im Durchmesser von circa 50 cm ist problematisch. (Textfigur 13.)

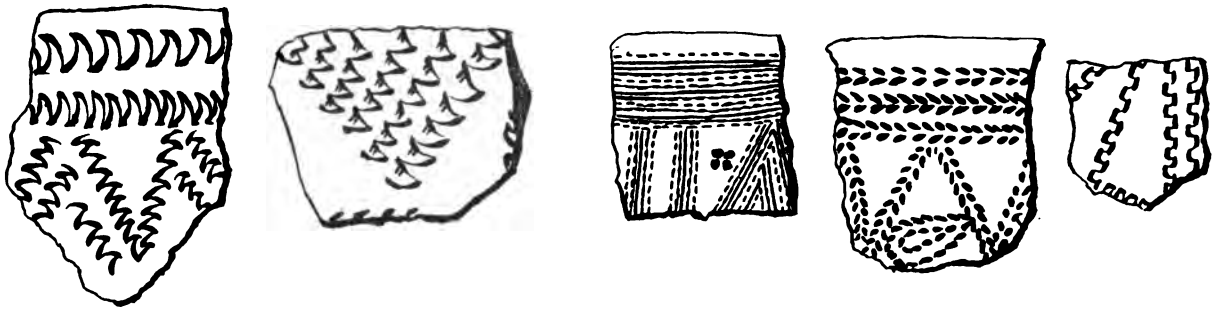


Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12.

Eingeritzte Ornamente auf Thongefässen aus der neolithischen Ansiedlung von Krp bei Řepín; $^1/_2$ n. Gr.

Nr. 2. Ein Topf mit weitem Henkel liess sich beinahe ganz zusammenstellen; aus glimmerreichem, grauem Lehm; Rand schwach ausgebogen, innen braungelb, aussen dunkel. (Textfigur 14.)

H [1]) = 15·2 cm, B = 8 cm, gD = 17 cm
Md = 15 cm, Wd = 0·4 cm.

Nr. 3. Ein urnenartiges Gefäss mit fraglichem Boden aus schwarzgrauem Lehm, innen schwarz, aussen grau; schön verziert. (Textfigur 15.)

H = 15 cm, B = ?, gD = 16 cm
Md = 11 cm, Wd = 0·5 cm

Nr. 4. Ein becherförmiges Gefäss aus etwas feinerem schwärzlichem Lehm, innen und aussen schwarz; schön verziert. (Textfigur 16.)

H = 13 cm, B = ?, gD = 9 cm
Md = 7 cm, Wd = 0·6 cm.

[1]) H = Höhe, B = Boden, gD = grösster Durchmesser, Md = Mündungsdurchmesser, Wd = Wanddicke.

Nr. 5. Ein kleiner, ordinärer Topf aus sehr grobsandigem, dunkelgrauem Lehm, innen und aussen dunkel; vor der nach innen eingebogenen, fraglichen Mündung mit seitlichen Höckern. (Textfigur 17.)

H = ?, B = 11 cm, gD = 14 cm
Md = ?, Wd = 0·9 cm.

Nr. 6. Ein bauchiges, becherartiges Gefäss aus grobem, dunklem Lehm, innen und aussen dunkel. (Textfigur 18.)

H = 10 cm, B = ?, gD = 8 cm
Md = 5 cm, Wd = 0·6 cm.

Nr. 7. Ein Henkel eines mittelgrossen Gefässes mit schwacher, durchbohrter Oeffnung. (Textfigur 19.)

Fig. 18.

Fig. 19.

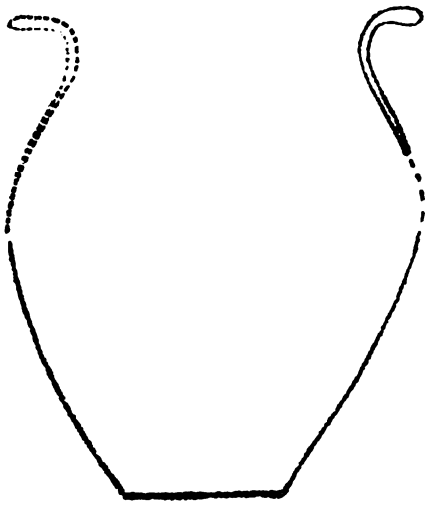


Fig. 13.

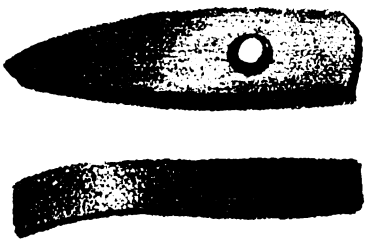


Fig. 22.

Fig. 14.

Fig. 16. Fig. 15.

Fig. 17.

Fig. 20.

Fig. 21.

Thongefässe und Steinbeil aus der neolithischen Ansiedlung Krp bei Řepín. Fig. 13 in $^1/_{30}$, alle übrigen in $^1/_5$ n. Gr.

Nr. 8. Eine zierliche, innen und aussen schön verzierte Schüssel mit rundem Boden, aus dunklem Lehm, innen graubraun, aussen schwarz; um den Rand verlaufen aussen vier Paar Fischgräten-Ornamente. Vielleicht ein Deckel. (Textfig. 20.)

H = 7·5 cm, B = 0, gD = Md = 25 cm
Wd = 0·6 cm.

Nr. 9. Eine ordinäre Schüssel aus glimmerreichem, grauem Lehm, innen und aussen gelblichgrau, am Mündungsrande mit vorspringenden Lippen (Wülsten). (Textfigur 21.)

H = 6·5 cm, B = 9·5 cm, gD = Md = 21 cm
Wd = 0·7 (der Boden dicker).

Von dem in der Textfigur 10 abgebildeten, zierlichen Randstücke lässt sich nur berichten, dass es aus feinerem Lehm verfertigt, innen und aussen gelb bestrichen ist und nur eine Wanddicke von 0·4 cm besitzt.

Knochenwerkzeuge. Nur von zwei zugespitzten Fragmenten der Extremitätenknochen des Rindes, besonders von einem Femurfragmente, lässt sich der Gebrauch derselben behaupten; viele der zerschlagenen Knochen zeigen Schlagspuren, einzelne auch Spuren der Schneide einer Steinaxt, andere Spuren des Steinmessers, so der Oberarm, die Tibia und Femur des Menschen. Ein Metacarpalknochen des Rindes zeigt an den beiden Seiten des distalen Endes bogenförmig vertiefte Schlifflächen. Es hat den Anschein, dass andere Objecte auf diesem Knochen zugeschliffen worden sind. Interessant ist die Erscheinung, dass unter den zahlreichen Astragalis des Rindes die meisten an den hervorragenden vier Stellen durch ebene Flächen abgeschliffen erscheinen und wahrscheinlich zu je zwei zu einem Schlittschuh verbunden und an einem Brette befestigt waren. Die Pfanne eines Bos erscheint auf dieselbe Weise zu einem Dreifuss zugeschlagen, wie man dies an diesem Knochen des Renthieres in der paläolithischen Zeit so häufig findet [1].

[1]) S. meine Schrift: „Die ältesten Spuren der Cultur in Mitteleuropa". Wien 1886. Alfred Hölder.

Beschnittene Menschenknochen. Die Bruchflächen der Wandung einer Tibia und eines Femur, sowie andere Knochen zeigen deutlich, dass sie mit dem Steinmesser geschnitten wurden.

Reste des menschlichen Skelettes. Es liegen Reste von drei Individuen vor, meist Extremitätenknochen, sehr wenige Wirbel und Rippen. An den Skelettresten eines sehr grossen, erwachsenen Individuums sieht man keine deutlichen Verletzungen; die besonders im oberen Theile der Diaphyse stark zweischneidige Tibia ist 42 cm, der Radius 26·5 cm lang. Hieher dürfte ein interessantes, leider stark verletztes Cranium gehören, das durch die starken Augenbrauenwülste, die sehr flache Stirn und bedeutende Stärke der Schädelwandungen an den bekannten Brüxer Schädel [1]) mahnt. Obwohl die Pfeilnaht des Craniums fast völlig verwachsen ist, erscheint die Stirnbeinnaht persistent und ist deutlich sichtbar. Der Schädel scheint ursprünglich zertrümmert worden zu sein. Von den Skelettheilen eines zweiten grossen Individuums sind die meisten ursprünglich von Menschenhand zerschlagen und eine Tibia schön beschnitten. Die Skelettheile eines kleineren, jungen, aber erwachsenen Individuums sind vielfach zerschlagen und mit dem Steinmesser beschnitten, der Humerus zeigt am Gelenkkopf einen Hiebschnitt mit der Steinaxt und ist in der Mitte ursprünglich entzweigeschlagen worden; vom zweiten zerschlagenen Humerus sind die Ränder abgewetzt, ebenso ist die Diaphyse der Tibia an beiden Enden beschnitten und abgewetzt. Der unverletzte Radius misst 22·5 cm. Hieher dürfte die rechte Hälfte eines Craniums, dessen Nähte noch offen sind, gehören; dasselbe ist dünnwandig und normal geformt und scheint, so viel sich an dem Fragment beiläufig messen lässt, ein Mesocephale oder ein diesem nahestehender Brachycephale gewesen zu sein. Ein Unterkieferfragment dürfte dazu gehören; dasselbe ist ziemlich klein, besitzt aber sehr grosse Backenzähne; sein Processus condyl. ist ursprünglich mit Gewalt abgeschlagen.

Die häufige Bearbeitung der Menschenknochen mit dem Messer dürfte nicht für Anthropophagie, sondern vielmehr für einen uralten und verbreiteten abergläubischen Gebrauch, namentlich bezüglich der Knochen des Feindes, sprechen.

Fauna: Die zerschlagenen Thierknochen gehörten nachstehenden Arten an: Bos brachyceros Rütim., Bos, Primigeniusrasse?, (ein sehr grosses Rind); Bos taurus L., (eine mittelgrosse, vielleicht Mischrasse der beiden vorstehenden); Ovis aries L., Sus scrofa palustris Rütim. und Sus scrofa L.

[1]) S. meinen Aufsatz: „Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel." Mittheilgn. der Anthrop. Gesellsch. Wien. Bd. III. 1873.

g) Reste aus neolithischer Zeit auf dem Kegelberge Hradiště bei Kuttenberg.

Eine umfassende und sehr interessante Ausgrabung leitete im vorigen Sommer Herr Prof. Emanuel Leminger für das Museum des archäologischen Vereines „Wocel" in Kuttenberg auf dem unweit dieser Stadt über der Vrchlice gelegenen, kegelförmigen Berge „Hradiště". Da ich das gesammte, äusserst zahlreiche, mir in mehreren Kisten zugesendete Knochenmateriale bestimmte, so erlaube ich mir, in Kürze auf die wesentlichsten Fundverhältnisse zunächst aufmerksam zu machen, wie dieselben Prof. Leminger beschreibt [1]). Auch hier wurden, wie auf dem Berge Řivnáč, Funde aus verschiedenen Zeiten gemacht, aus neolithischer Zeit (die allermeisten), aus der Metallzeit (vorzüglich einige Bronzen) und aus späthistorischer Zeit (zwei Eisenobjecte). Leminger führt auch ganz richtig an, dass der Mensch auf diesem Berge schon früher gelebt haben muss, bevor er gezwungen war, die meist aus gebranntem Lehm aufgeführten Wälle hier zu errichten, da in den tiefsten Schichten, besonders am Grunde der Wälle, neben einer Menge von Knochen und Scherben gut erhaltene Werkzeuge und Geräthe, besonders Feuersteinmesser, polirte Steinäxte (aus Hornstein), Ahle, Pfriemen und Meissel aus Knochen und Hirschgeweih, Wirtel und Gusslöffel aus Thon (aber keine Bronzen) gefunden wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir es hier mit Resten aus neolithischer Zeit zu thun haben, dafür sprechen auch viele Topfscherben (wie beispielsweise Fig. 60, Taf. XIII, Památky B. XIII), deren Verzierung mit jener aus der oben geschilderten neolithischen Ansiedlung Krp bei Řepín vollkommen übereinstimmt; auch ist bei den allermeisten Scherben die Technik der Verzierung, nämlich eingedrückte Punkte, Striche und Linien dieselbe (z. B. Fig. 67, Taf. XIII Památky B. XIII). Jedenfalls sind die Wälle erst später, zur Metallzeit, auf den Resten der neolithischen Zeit aufgeführt worden und der kleine, so befestigte Platz der Höhe diente dann als Refugium,

[1]) Einen ausführlichen Bericht hierüber veröffentlichte Herr Prof. Leminger unter dem Titel: Hradiště nad mlýnem Cimburkem u Kutné Hory". Památky arch. Prag 1886, XIII, Heft 6.

daher aus dieser Zeit auch wenige Reste (nur sechs Bronzen) meist in höheren Lagen gefunden wurden. Auch Topfscherben sind aus dieser Zeit vertreten; einzelne derselben jedoch (wie Fig. 71, 72 und 79, Památky), welche Leminger richtig als jünger bezeichnet, dürften sammt den zwei Eisenobjecten dem Mittelalter angehören.

Da die Knochenreste vorzüglich an zwei Stellen in den tiefsten Lagen mit Knochen- und Steinwerkzeugen gefunden wurden, so unterliegt es keinem Zweifel, wofür übrigens auch ihr Aussehen und ihre thierische Provenienz sprechen, dass sie der neolithischen Zeit angehören. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass einige Stücke aus der Metallzeit stammen können, was jedoch das Gesammtresultat nicht wesentlich alterirt.

Neolithische Fauna: Canis fam. palustris Rütim. [1]), 2 Indiv.; Canis fam. optimae matris Jeitt. 2 Indiv.; Canis fam. decumanus Nehring, 2 Indiv.; Vulpes vulgaris Gray, 1 Indiv.; Mustela foina Briss., 1 Indiv.; Mustela martes Briss.,1 Indiv.; Meles taxus L., 2 Indiv.; Ursus arctos L., 2 Indiv.; Lepus timidus L., 1 Indiv.; Castor fiber L , 2 Indiv.; Cervus elaphus L., 13 Indiv.; Cervus capreolus L., 3 Indiv.; Cervus dama L.? [2]), 1 Indiv.; Ovis aries L., 5 Indiv.; Capra hircus L.?, 1 Indiv.; Bos primigenius Boj., 3—4 Indiv.; Bos, Primigenius-Rasse Rütim., 8 Indiv.; Bos taurus L., mittelgrosse Rasse, 12 Indiv.; Bos brachyceros Rütim., 10 Indiv.; Sus europaeus Pall., 7 Indiv.; Sus scrofa palustris Rütim., 4 Indiv.; Equus caballus minor Wold., 4 Indiv.; Equus caballus L., 2 Indiv.; Kaelber eines grösseren und eines kleineren Bos, 4 Indiv.; ferner junge Thiere vom Canis f. optimae matris, Ovis aries und Sus palustris; endlich die durchbohrte Schale einer Unio.

Wenn wir von Canis fam. decumanus, der wahrscheinlich einer späteren Zeit angehört, ferner von den fraglichen: Capra hircus und Cervus dama absehen, so liegt uns eine Säugethier-Fauna von 20 Thierformen, und zwar 11—12 Formen wilder und 8 bis 9 Formen gezähmter Thiere vor. Die meisten Reste stammen vom Hirsch, vom wilden Schwein, von einem mittelgrossen Rind und einem kleinen Torfrind; die wenigsten von den beiden Mardern, vom Fuchs und vom Hasen. Was den Wuchs der einzelnen Thiere anbelangt, so sind die Reste vom Hirsch und vom wilden Schwein durch ungewöhnliche Grösse gegenüber den heutigen Thieren ausgezeichnet, die übrigen Thiere besitzen einen normalen Wuchs. Ausgestorben sind in Böhmen von obiger Fauna (die in Thiergärten lebenden und ausgesetzte Thiere ausgenommen) der Urochs, das Wildschwein, der Biber, der Bär und wohl auch der Hirsch.

Der Mensch jener Zeit jagte mit Hilfe des Canis fam. optimae matris den Urochsen, den Hirsch, das Reh und das Wildschwein, von denen er sich, sowie auch von den Hausthieren (Rind, Schwein und Schaf) ernährte. Es schmeckte ihm das Spanferkel, das Kalb und wie es scheint auch die als Delicatesse bekannten Tatzen des Bären, da nur Metatarsal- und Metacarpalknochen vorgefunden wurden. Er jagte den Bär, den Dachs, den Fuchs, den Stein- und Edelmarder und den Biber wohl des Pelzes wegen. Ein Unterkiefer des Steinmarders zeigt Einschnitte am Vorderende, wie sie heute noch gemacht werden, um die über den Kopf abgezogene Haut von der Schnauze loszuschneiden. Die Hütte bewachte der kleine Torfhund Canis fam. palustris. In der Bearbeitung des Hirschhornes und der Knochen, vorzüglich auch der Hauer des Schweines, war dieser Mensch ein Meister.

Reste des menschlichen Skelettes. In einer Tiefe von 30 cm, und 120 cm hoch über den neolithischen Funden, kam auch ein Schädel und Skelettheile des Menschen zum Vorschein und nicht weit davon ein flacher Bronzemeissel. Es scheint demnach, dass diese Skelettreste der Metallzeit angehören. Der Schädel ist nach Mittheilung Leminger's 165 mm lang und 136 mm breit, er hätte somit einen Index von 82·42 und würde der brachycephalen Hauptgruppe 6 angehören. Unter den mir zugesendeten Thierknochen vermischt fand ich menschliche Skelettreste von 4 Individuen und zwar von einem sehr jungen erwachsenen und von 3 älteren erwachsenen Individuen. Alle Extremitätenknochen eines circa 25jährigen Individuums mittleren, eher kleinen Wuchses, mit starker Muskulatur, kurzer kleiner Hand, starkem Fusse und schwachem Unterschenkel, sind ursprünglich, aber wahrscheinlich erst nach dem Tode zerschlagen worden. Eine analoge Erscheinung, wie wir sie bei der vorne beschriebenen neolithischen Station Krp gefunden haben.

[1]) Einen Schädel des Canis fam. ladogensis Anučin bestimmte ich für dasselbe Museum aus einer prähistorischen Fundstelle bei Sedlec.

[2]) Den Damhirsch vermuthete ich auch in der Metallstation Pulkau in Niederösterreich und Jeittelles in einer ähnlichen Station in Olmütz.

III. Metallzeit.

a) Depôtfund von Bronzen bei Plavnic unweit Steinkirchen.

Im Frühjahre 1885 gelangte durch Herrn Director K. Rohr an Se. Durchlaucht den Fürsten Adolf Schwarzenberg die Nachricht, dass Revierförster Herr Ržiha in Steinkirchen einen seltenen Fund von Bronzen im fürstlichen Hammerwalde gemacht habe. Bald nachher sind mir die Bronzen zugesendet worden. Anfangs der Ferien desselben Jahres begab ich mich an Ort und Stelle.

Von der Brauerei Plavnic bei Steinkirchen führt ein Fahrweg in südlicher Richtung gegen Řimau. Bei der Einschichte Otmanka erhebt sich links vom Wege am linken Ufer der Maltsch ein 520 m hoher Berg, Hammerwald genannt, dessen Höhe nicht bewaldet ist. Nahe der höchsten Stelle stiessen am Waldesrande Arbeiter beim Fällen einer hundertjährigen Kiefer in einer Tiefe von circa 20 cm auf die Bronzen, von denen sie 9 Stücke ausgruben. Ich untersuchte die Stelle, wobei ich noch ein ganzes Stück (Paalstab) und ein Fragment (Spirale) vorfand.

Der Boden besteht aus lehmigem Schutt und bei Erweiterung der Grube sowohl in die Breite als in die Tiefe kam keine Spur von Scherben oder von Kohlen oder von einer durch Menschenhand hergestellten Anschüttung zum Vorschein. Die Bronzen gehören daher einem Depôtfunde an, der nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch die Gleichzeitigkeit der Formen seiner Objecte sehr lehrreich ist. Als ich dieselben in der Plenarsitzung der anthropologischen Gesellschaft am 13. April vorlegte, erregten sie in hohem Grade das Interesse der Versammlung.

Zunächst sind vier Stücke Flachcelte (Paalstäbe) von vierlei verschiedenen Formen, zwei grössere und zwei kleinere, zu nennen.

Nr. 1. Ein Paalstab, 17·8 cm lang, an der geschweift ausgebogenen, seitlich eckigen Schneide 6·8 cm, am geraden Rücken 1·9 cm breit. Längs der ganzen Seite verläuft jederseits eine schwach hervortretende Leiste. (S. Taf. IX, Fig. 1.)

Nr. 2. Ein Paalstab von 18·7 cm Länge; an der halbkreisförmigen Schneide 6 1 cm, am abgerundeten, mit einer mondförmigen Vertiefung versehenen Rücken 2·8 cm breit; die Seitenleisten wie bei dem vorigen. (S. Taf. IX, Fig. 2.)

Nr. 3. Ein Paalstab von 13·1 cm Länge; an der geschweift ausgebogenen, seitlich abgerundeten Schneide 4·5 cm, an dem abgerundeten Rücken 1·7 cm breit; die schwachen Seitenleisten verlaufen bis zur Schneide. (S. Taf. IX, Fig. 3.)

Nr. 4. Ein Paalstab von 13·6 cm Länge; an der geschweift ausgebogenen, seitlich eckigen Schneide 6 cm, am abgerundeten Rücken 2·1 cm breit; die Seitenleisten verlaufen bis gegen die Schneide und sind im oberen Drittheil kräftiger. (S. Taf. IX, Fig. 4.)

Ein Paalstab von der Form der Fig. 1, aber um 4 cm kürzer, wurde bei Ratboř unweit Kolin mit mehreren kleineren Objecten aufgefunden; von der Form der Fig. 2, aber um 2 cm kürzer, kam ein Paalstab in einem mit Steinen ausgelegten Skelettgrabe bei Pivoň an der bayerischen Grenze vor; die Form der Fig. 3 ist mir aus Böhmen noch nicht bekannt; von der Form der Fig. 4 wurde in gleicher Grösse ein Exemplar bei Poděbrad aufgefunden [1]). Dieses letztere, vorliegende Exemplar, das allein die Spuren des Gerauchs zeigt, kommt auch nahezu gleich jenem Flachcelt, das Szombathy aus Untertemenau bei Lundenburg in Mähren beschrieb [2]), nur ist letzteres ein wenig kleiner und besitzt einen mehr dreieckig abgerundeten Rücken.

Nr. 5. Ein Meissel der schönsten, seltenen Form und Vollendung (Taf. IX, Fig. 5), 21 cm lang, an der schön ausgebogenen Schneide 1·7 cm, am abgerundeten, schön ausgebuchteten Rücken 2 cm breit; die Seitenleisten beginnen erst nahe der Mitte unter dem Rücken und verlaufen bis zur Schneide, wo sie sich ausbiegend verlieren. Dieses elegante Werkzeug konnte wohl doch nicht bis über die Hälfte herab in einer Handhabe gesteckt sein. Ein ähnliches Stück ist mir aus Böhmen nicht bekannt.

Nr. 6 und 7. Zwei ganz gleiche Handnadeln der seltensten Art von 17·6 cm Länge und in der Mitte 0·3 cm Dicke. (Taf. IX, Fig. 6 und 7.)

An ihrem unteren Ende sind die Nadeln in einen dünneren Draht ausgezogen und dieser ist in eine quergestellte Spirale nach der Art der La Tène-Fibeln umgebogen; ein ebensolcher Draht ist dann um die Nadel in einer Länge von 3·2 cm spiralig umwunden [3]). Es scheint, dass derselbe ursprünglich eine Fortsetzung des Drahtes der Querspirale war und später nach Vollendung der Nadel abgebrochen wurde, um die die Nadel umgebende Spirale auf und ab bewegen zu können und so den Fingern, je nach Bedarf, höher oder tiefer einen Halt zu bieten; denn dass diese Nadeln mit der sanft umgebogenen, am Ende abgerundeten Spitze zur (weiblichen) Handarbeit verwendet wurden, ist wohl zweifellos. Da eine Dame mit diesen beiden Nadeln rasch zu stricken vermochte, stehe ich nicht an, dieselben für Stricknadeln zu erklären.

Nr. 8. Eine Handnadel (Taf. IX, Fig. 8 u. 9) von 12 cm Länge und 0·2 cm Dicke in der Mitte; am unteren Ende flach

---

[1]) Památky arch. Prag. Bd. XI, Heft 11, 1881.

[2]) Mitth. d. Anthrop. Ges. Wien. Bd. XIII, p. 77, Fig. 22.

[3]) Genau dieselbe Verzierung, bestehend aus einer Querspirale und einer darunter laufenden, umwundenen Spirale, geben slovakische Drahtbinder den zum Durchstechen der Pfeifen dienenden Pfeifenstechern.

geklopft und zu einer Schaftröhre umgebogen, vielleicht für die Aufnahme eines Handgriffes.

Da die Oeffnung sehr klein ist und der Handgriff leicht abgebrochen wäre, da überdies unterhalb dieser Schaftröhre die Lappen weit auseinanderstehen, dürfte es wahrscheinlicher sein, dass durch das Loch der Faden gelaufen ist, und dass mit der ziemlich stark umgebogenen Spitze gehäkelt wurde, was auch sofort ein Versuch mit Erfolg lehrte; es wird wohl daher diese Handnadel als Häkelnadel gebraucht worden sein.

Nr. 9. Eine Handnadel (Taf. IX, Fig. 10) von 13·5 cm Länge und 0·3 cm Dicke in der Mitte; an beiden Enden umgebogen, jedoch nicht gleich; an dem einen stärkeren Ende nach Art der obigen Stricknadeln (Nr. 6 und 7), am anderen, feiner auslaufenden Ende stärker nach Art der Häkelnadel (Nr. 8) umgebogen, darunter mit einer umwundenen, beweglichen Spirale versehen. Man sieht es dieser Nadel sofort an, dass sie zweierlei verschiedenen Weisen des Flechtens mit der Hand dienen musste, ihrer Kürze wegen aber wohl vornehmlich für das Häkeln bestimmt war.

Ob die betreffenden prähistorischen Frauen auf dieselbe Weise mit diesen Nadeln manipulirten, wie unsere heutigen fingerfertigen Damen, bleibt natürlich vorderhand fraglich; dass aber diese Nadeln zu verschiedenen Formen des Flechtens dienten, ist sicher.

Nr. 10. Eine Haarspirale (Taf. IX, Fig. 11) aus einem innen flachen, aussen runden, 0·35—0·4 cm breiten Drahte, dreimal umwunden; das eine Ende ist mit schwachen Einkerbungen versehen und stark umgebogen, weswegen ich das Stück nicht für eine Armspirale halte; auch der Durchmesser der Windung von 6 cm ist für den Arm gering. Das andere Ende ist abgebrochen und zeigt eine alte Bruchfläche; dieses zweite Stück ist anderthalbmal gewunden. Dasselbe habe ich nebst dem Flachcelte Nr. 3 aufgefunden.

Bei 300 Schritt südlich von der Stelle dieses Depôtfundes befanden sich am selben Bergrücken 5 Grabhügel, mit denen der Fund nichts zu thun hat und über deren Durchforschung ich weiter unten berichte.

Die Gruppe obiger Bronzen, welche alle die schönste grüne Patina zeigen, ist für die prähistorische Forschung um so wichtiger, als sie so manche bisher auf Grundlage von Einzelnfunden aufgestellte Ansicht zu widerlegen geeignet sind. In erster Linie sind die Flachcelte und der Flachmeissel von Wichtigkeit. Man hat bisher derlei Funden mit Recht ein grosses Alter vindicirt, dieselben vor die Hallstädter Periode gestellt und der reinen Bronzezeit zugeschrieben. J. Szombathy hat wiederholt[1]) auf das hohe Alter der Flachcelte hingewiesen und mit Recht hervorgehoben, dass dieselben bisher den Ostalpen fehlen, während sie von England an über Deutschland, Böhmen und Mähren verbreitet sind, weswegen Szombathy an dem Import aus Italien zweifelt. In Italien sind Flachcelte mit Seitenleisten und einer Ausbuchtung am Rücken (am oberen Ende) sehr häufig und gehören nach Ansicht italienischer Forscher der Bronzeperiode Italiens an, welche lange vor die Einwanderung der Etrusker nach Italien fällt. Nun besitzen aber die allermeisten in Deutschland und nördlich der Donau gefundenen Flachcelte den Rückenausschnitt nicht, auch in Böhmen ist letztere Form (mit Ausschnitt) bisher selten gewesen und kommt in Süddeutschland sporadisch vor. Virchow[1]) findet in dem Zusammenbiegen der Randleisten am Rücken, wodurch der besprochene Ausschnitt entsteht, einen Fortschritt, den die scheinbar autochthonen Völker Italiens in Folge des Einflusses neuer Einwanderer, insbesondere der Etrusker in der Technik der Herstellung gemacht haben. Derselbe sieht in dieser Celtform den specifischen Typus der altitalischen Celte und findet in ihr das bestimmte Indicium südlichen Imports. Ein solcher müsste demnach, da italienische Forscher, wie schon erwähnt, diese Form lange vor die Etruskerzeit stellen, vor dieser stattgefunden haben und hätte mit dem späteren sogenannten und sehr fraglichen etruskischen Handel nichts gemein.

Nun sehen wir aber im vorliegenden Depôtfund angeblich ältere Celtformen, wie sie im Norden vorkommen (Nr. 1, 3 und 4), mit angeblich jüngeren, nach Virchow vorgeschrittenen, wie sie in Italien vorkommen (Nr. 2 und 5), vereint als Beweis, dass alle diese Formen gleichzeitig erzeugt und auch gleichzeitig, wenigstens in unserer Gegend, gebraucht wurden. Zu frühe, auf Einzelnfunden beruhende Schlüsse halten, selbst von einem so anerkannten Forscher ausgesprochen, selten späteren Erfahrungen Stand. Herr Rob. v. Weinzierl fand sogar bei Lobositz in mit Steinen ausgelegten Skelettgräbern ein unserem Nr. 1 nahe gleiches, doch primitiveres Flachcelt an der Seite eines Skelettes und daneben einen Bronzedolch nebst Resten von Eisenblech und einen eisernen Nagel![2]).

Mit unseren Fachcelten finden wir auch Handwerkzeuge (Nr. 6, 7, 8, 9) vereinigt, die für eine

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Ges. Wien 1883, Bd. XIII, p. 77, Bd. XIV, p. 57 und Bd. XIV, pag. 114.

[1]) Die prähistorischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Ges. 15. März 1884.

[2]) Památky archäol. Prag. XIII, Heft 1, 1885.

viel jüngere als die voretruskische Zeit zu sprechen scheinen und an die Nachhallstätter Periode mahnen. Es müssen also entweder die Flachcelte jünger oder die Handnadeln älter sein. Ein äusserst wichtiger und lehrreicher Fund bleiben sie vor der Hand immer.

Bezüglich seiner Beziehungen zur nächsten Umgebung ist dieser Depôtfund ebenso räthselhaft, wie bezüglich seines Inhaltes. Mit den in der nächsten Nähe befindlichen Grabhügeln dürften, wie wir weiter unten sehen werden, diese Bronzen in keinem Zusammenhang stehen, da erstere wohl sehr jung sind. Etwa eine Stunde nördlich von der Depôtstelle befinden sich die Grabhügelgruppen von Teindles (Doudleby) und Plaben (Plavo), welche Herr Fr. Stulík in Budweis in den Jahren 1866 und 1877 mit vielem Erfolge untersuchte. Besonders wichtig ist die Nekropole von Plaben, welche noch jetzt von der slavischen Bevölkerung der Umgebung als „pohanské hroby" (Heidenhügel) bezeichnet werden. Es sind noch die Reste von beiläufig 32 Hügeln verschiedener Grösse im Walde vorhanden, die grössten bei 8 m im Durchmesser und 3 m Höhe, die kleinsten von 3 m im Durchmesser und 1 m Höhe. Sie bestanden aus Lehm und einzelne auch aus Stein, der von einem Steinkerne herzurühren scheint. Ein von mir untersuchter Hügel war aus Lehm errichtet (s. w. u.). In kleineren, östlich gelegenen Hügeln dieser Gruppe machte Stulík sehr interessante Funde [1]), die sich theils im Prager, theils im Budweiser Museum befinden. Davon sind an Bronzeobjecten zu nennen: Buckeln, die auf einem aus Schafhaut verfertigten, auf einer Holztafel ruhenden Gewande lagen, seitwärts die Knochen beider Hände; hohle Kopfkränze, Armringe, Nadeln, Messer, Schwerthandgriff, Nägel, eine Fibel; aus Eisen: Schwerthandgriff und Lanzenfragment; aus Glas: gelbe und blaue Perlen; aus Sandstein: ein sechseckiges Gefäss mit drei Füsschen. Wenn auch diese Gräber etwas älter sein dürften als jene bei Plavnic unmittelbar bei dem Funde gelegenen, so kann man sie doch wohl nicht jener Zeit zuschreiben, der die Flachcelte angehören. Mit Grabhügeln jedoch, die bei drei Meilen nördlicher über Budweis hinaus gelegen sind, kann der Depôtfund in nähere Beziehung gebracht werden. In der Nekropole von Kostelec nordöstlich von Frauenberg fand ich im Grabe ein ähnliches Flachcelt (siehe meinen zweiten Bericht Bd. XIV, 1884), das ich wieder mit der Darstellung auf dem Bronzebleche von Watsch in Beziehung bringen zu können glaubte. Südlich von Kostelec fand ich heuer in einem Grabhügel bei der Einöde Čirhan ein schönes kleines Flachcelt, welches in Form und Grösse dem unter Fig. 3, Taf. IX abgebildeten sehr nahe kommt, nur besitzt es am Rücken einen Ausschnitt.

Trotzdem sich in der unmittelbaren Gegend des Depôtfundes keine analogen Reste bisher vorfanden, mit denen derselbe in Zusammenhang gebracht werden könnte, muss hier doch eine ansässige Bevölkerung gewesen sein, deren Frauen sich mit der friedlichen häuslichen Beschäftigung der verschiedenen Arten des Webens befassten.

Woher der Händler oder der Verkäufer dieser Objecte kam, ob er ein Fremder war und aus sehr entfernten Gegenden stammte, oder ob er ein Einheimischer war und die Bronzen aus einem nicht gar fernen Erzeugungsorte stammten, lässt sich heute noch weniger entscheiden als gestern. Ich halte jedoch den letzteren Fall für wahrscheinlicher und zwar besonders auch mit Rücksicht darauf, dass bei Lobsitz die steinerne Gussform eines kleinen Flachceltes gefunden wurde, dass Herr J. Pudil in Bilin über eine steinerne Gussform für Celte und zwei thönerne Gussformen für Sicheln berichtet, die in einem Skelettgrabe bei Hostomnic gefunden wurden [1]), und dass sich die Funde von Gussformen in neuester Zeit in Böhmen sehr mehren; so berichtet J. Smolík über einen Massenfund interessanter steinerer Gussformen aus Zvoleněves. [2])

b) Grabhügel bei Plavnic unweit Steinkirchen.

Wie oben bemerkt wurde, befanden sich unweit der vorigen Fundstelle neben dem Wege von Obura zum Hammer fünf Grabhügel, von denen einer zerfallen und zerstört war. Meine Untersuchung der anderen, die ich in Gesellschaft der Herren Verwalter R. Ebenhöck und Revierförster Ržiha vornahm, ergab das nachstehende Resultat.

Nr. I. Ein rechteckiger Hügel. Durchmesser N—S = 9·7 m, O—W = 6·5 m, Höhe = 1·2 m. Ringsherum mit einem vertieften Graben versehen; der Gipfel flach, die nördliche Hälfte aus grossen, mit Lehm bedeckten Steinen, die südliche aus Lehm bestehend. In einer Höhe von 40 cm über dem Boden war über die Mitte eine starke Kohlen- und Aschenschichte rund ausgebreitet. Ausser wenigen kleinen Scherbenstückchen und gebrannten Lehmklumpen kein Fund.

[1]) Památky archäol. Prag 1878. Bd. XI, Heft 2.

[1]) Památky arch. Prag 1886. B. XIII. Heft 7. p. 332.

[2]) Památky arch. Prag 1886. B. XIII. Heft 5. T. VIII. u. IX.

Die Scherben besitzen eine Wanddicke von 0·5—0·6 cm, bestehen aus einem nicht sandigen, glimmerhaltigen Lehm und sind schwach gebrannt.

Nr. II. Ein rechteckiger, schwach abgerundeter Hügel, 50 Schritte vom vorigen entfernt; Durchmesser N—S = 13 m, O—W = 6·5 m; Höhe = 1·2 m. Ringsherum mit einem vertieften Graben versehen, der Gipfel flach. Aus Lehm, in der Mitte mit langgestrecktem Steinkerne, unter dem sich am gewachsenen Boden eine fette aschige Schichte mit vielen Kohlenstückchen ausbreitete.

Ausser einem Graphitstückchen und roth gefärbten Lehmklümpchen nur wenige Scherben, einige davon grob, aussen roth bestrichen; andere dünnwandig, schwach gebrannt, mit nach aussen umgebogenem Rand und einem mit fünfspitziger Gabel erzeugten Wellenornamente.

Nr. III. Ein runder Hügel ohne Graben. 30 Schritte südlich von Nr. I entfernt. Durchmesser = 6·5 m, Umfang = 24 m, Höhe = 1·1 m; Gipfel rund. Ganz aus Lehm, am Naturboden eine fette, aschige Schichte mit zerstreuten Kohlenstückchen.

Ausser einigen Graphitscherben und rothen, feinen Lehmklümpchen nur wenige grobe Scherben; die meisten davon sind grau und braun und nicht stark graphithältig; andere sind ebenfalls grob, 1 cm dick, innen grau, aussen roth bebestrichen; alle schwach gebrannt.

Nr. IV. Ein runder, mit einem vertieften Graben umgebener Hügel mit rundem Gipfel. Durchmesser = 10 m, Umfang 25 m, Höhe = 0·8 m. Aus Lehm mit vereinzelten Steinen; am Boden eine fette, aschige Schichte mit zerstreuten Kohlenstückchen. Kein Fund.

Dass alle diese Grabhügel mit Leichenbrand aus einer und derselben Zeit stammen, zeigt der Befund; derselbe lehrt uns aber auch, dass die Form und auch die Zusammensetzung der Grabhügel zur selben Zeit sehr verschieden sein kann. Aus der viereckigen Form, aus dem ringsherum laufenden Graben, sowie aus dem Vorkommen der Graphitscherben und insbesondere der rothen Klümpchen glaube ich nach Analogie anderwärtiger derartiger Vorkommnisse den Schluss ziehen zu können, dass diese Grabhügel aus einer ziemlich späten Zeit nach Christo stammen, in welcher eine Verarmung der Bevölkerung eingetreten ist. Dieselben dürften gleichalterig sein mit der Nekropole vom Silberberg bei Netolic, sowie mit der weiter unten besprochenen Nekropole von Weselí und vom Neuthiergarten bei Frauenberg.

c) Nekropole von Plaben bei Steinkirchen.

Ich habe bereits oben angeführt, dass fast alle Hügel dieser Gruppe von Herrn Fr. Stulík durchforscht wurden und habe auch das allgemeine Resultat berührt. Einen ziemlich grossen, westlich gelegenen Hügel fand ich nur wenig angegraben und unternahm die Untersuchung desselben.

Der Hügel war rund, mit rundem Gipfel, besass keine Vertiefung ringsherum und hatte ein anderes Aussehen als die vorbeschriebenen Hügel. Durchmesser 15 m, Umfang 35 m, Höhe bei 2 m, aus Lehm aufgeführt, ohne Steine.

In der Mitte, 0·7 m vom Boden entfernt, zeigte sich aschige Erde mit Kohlenstückchen, einige wenige gelb bestrichene, grobe Scherben aus dunklem, wenig sandigem Lehm, schwach gebrannt; zwei kleine Quarzgerölle und ein Quarzfragment. Weiter nach der Tiefe kam nichts vor.

Jedenfalls scheint diese Hügelgruppe etwas älter zu sein als die vorbesprochenen, dürfte jedoch keinesfalls vor Christo fallen.

d) Grabhügel bei Albrechtec.

Hügelgruppe Nr. 1. Unmittelbar nordöstlich bei dem Dorfe befindet sich eine an 15 noch wahrnehmbare Hügel zählende Gruppe, aus der ich in meinem „ersten Berichte“ einen Armring (T. II, Fig. 38) aus dem Grabhügel Nr. I abgebildet habe. Ueber alle diese Hügel wird bereits geackert. Dieselben besitzen gegenwärtig einen Umfang von 30—40 m und sind noch bei 1 m und darüber hoch, obwohl sie sehr flach aussehen. Die meisten dürften nicht mehr sichtbar sein. Sie enthalten durchwegs sehr viel Steine.

Aus Nr. I wurden 15 Fuhren Steine weggeführt; zwischen Steinen und Lehm kamen darin noch vor: Kohlenfragmente und Scherben ohne Verzierung, sehr wenig oder schwach gebrannt.

Ich besuchte die Gegend wiederholt, und Herr Thom. Porod unternahm, da ich selbst wegen der stets auf dem Felde vorhandenen Frucht nicht graben konnte, auf meine Kosten die Untersuchung einiger Hügel, deren Resultate nachstehend folgen.

Nr. II. Zwischen viel Steinen kamen im Steinkerne vor: ein Fussring aus Bronze, zwei eiserne Lanzen, ein Eisenmesser, eine Eisenmesserspitze und Eisengriffe zweier Schwerter nebst vielen dickwandigen Topfscherben.

Fussring. Derselbe ist aus einem 0·9 cm dicken, kreisrunden Bronzedraht verfertigt; die ebenso dicken und einander gleichen Enden stossen fest aneinander. Die Verzierung besteht aus Gruppen von je 3 Querstrichen, welche aussen, nicht auch innen verlaufen; beide Enden zeigen je drei kleine mit Centrumspunkten versehene Kreise. Die grüne Patina ist gut erhalten. Aeusserer, grösserer Durchmesser = 8 cm, der kleinere = 6·8 cm (s. Textfigur 23, Seite 84).

Eisenobjecte. Dieselben sind sehr schlecht erhalten, da sie dem Feuer ausgesetzt waren. Bei sorgfältiger Reinigung liessen sich die Formen jedoch von dem mit ihnen innig verbundenen lehmigen Rost befreien. Das Eisenmesser besteht aus der vollständigen Klinge mit einem kurzen Handgriff, von dem ein kleines Stück abgebrochen ist. Die Klinge hat die bekannte schön geschweifte Form, ist 11·5 cm lang, in der Mitte 2·6 cm breit; der Rücken dürfte ziemlich stark gewesen sein (s. Textfigur 26). Die Messerspitze dürfte von einem zweiten, gleichen Messer herrühren. Die Lanzenspitze ist in einer Länge von 14 cm erhalten; das breitere Ende der runden Dülle ist abgebrochen, die Wandung des vorhandenen Endes derselben ist massiv (0·6 cm dick); von der Dülle verläuft zur Spitze eine schwache erhabene Rippe in der Mitte der beiden Seitenflächen; die grösste Breite gegen die Dülle zu dürfte 5·5 cm betragen haben (siehe Textfigur 25). Von einem zweiten Exemplar ist die obere Hälfte erhalten. Sehr interessant sind die beiden Eisengriffe von Schwertern (für Dolche wären sie wohl zu stark). Dieselben liegen schief übereinander und sind nicht nur fest miteinander verbacken, sondern auch mit Knochenfragmenten verbunden, ein Beweis, dass sie mit der Leiche im Feuer waren. Dieselben lagen mit den übrigen Eisenresten in derselben Tiefe und alle etwa 30—40 cm von einander entfernt. Es liegt keine Andeutung vor, ob dieselben vielleicht mit einer Bronzeklinge versehen waren. Die erhaltenen Griffenden sind flach, 3·5 cm breit, nur 3·4 cm lang und abgerundet. Die beiden Querstäbe ragen bogenförmig nach hinten, sind 5·5 cm lang und endigen mit runden Köpfchen; die Länge des gegen die Schwertklinge reichenden Stückes beträgt 5·8 cm (s. Textfigur 24). Ausserdem kamen hier zwei Stücke Schlacken vor.

Gefässscherben. Die meisten Scherben sind dick, grob, unverziert und schwach gebrannt, ohne Graphitanstrich. — Ein grösseres Fragment eines kleinen, becherförmigen, bauchigen Topfes mit Henkel, ohne Verzierung, aus sandigem, braunem Lehm, deutlich von der Hand geformt, lässt die Form erkennen (s. Textfigur 27): H = 10 cm? B = ?

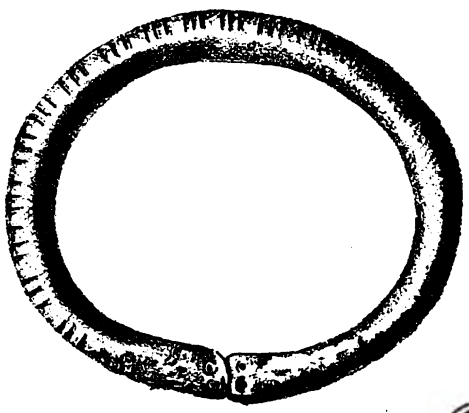


Fig. 23.

Fig. 30.

Fig. 29.

Fig. 31.

Fig. 24.

Fig. 27.

Fig. 28.

Fig. 25.

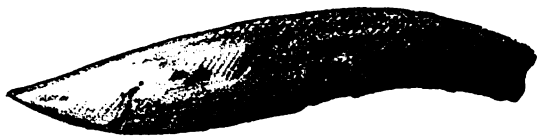


Fig. 26.

Bronze- und Eisenobjecte nebst Gefässen aus der Nekropole Nr. 1 bei Albrechtec. Fig. 29, 30 und 31 in n. Gr.; Fig. 24 in $^1/_3$, Fig. 23 in $^3/_4$, Fig. 25, 26 und 28 in $^1/_2$, Fig. 27 in $^1/_5$ n. Gr. (Sammlung Woldřich).

gD = 13·5 cm, Md = 11·5 cm, Wd = 0·8 cm. Der Henkel reicht bei 1·3 cm über den Rand hinauf. Von einem kleinen, feineren Gefässe sind zwei Randstücke vorhanden; dieselben sind aus geschlemmtem, feinem, lichtem Lehm verfertigt, schwach gebrannt und sehr zierlich und sorgfältig geformt. Der 0·3 cm dicke Rand biegt sich schwach nach innen zu einem ebensodicken, 1·4 cm hohen Halse um und hierauf scharfkantig nach aussen, so dass eine scharfe, herumlaufende Kante entsteht, von der dann die 0·3 cm dicke Bauchwand gleichmässig herabläuft; die Kante zeigt auf ihrer oberen Fläche, also von oben gesehen, ein einfaches Strickornament (s. Textfigur 28).

Nr. III. Sehr viel Steine und Lehm, Scherben und grössere Kohlenstücke. Aus Bronze zwei offene Armringe aus je einem Stücke spindelförmigen Drahtes gebogen, beide vom Feuer angegriffen.

Das eine Stück, 0·5 cm dick, vollkommen gleich jenem aus der Nekropole von Čichtic, das ich in meinem „ersten Berichte" auf Taf. I, Fig. 14 abgebildet habe.

Hiedurch ist das gleiche Alter beider Nekropolen sichergestellt.

Der zweite Armring ist aus einem 0·4 cm dicken, spindelförmigen Draht verfertigt, der innen flach ist; aussen verlaufen der ganzen Länge nach dicht und spiralartig aneinander gestellte Linien, so dass derselbe dem in meinem „ersten Berichte" auf Taf. II, Fig. 40 abgebildeten, verbogenen, aus der Nekropole Nr. 2 bei Albrechtec stammenden Armringe sehr ähnlich ist. Aeusserer, grösserer Durchmesser 6·8 cm.

Nr. IV. Viel Steine, Lehm und gröbere nebst feineren Gefässscherben; aus Bronze drei Fingerringe, das Ende eines Armringes und ein kurzes, geringeltes Röhrchen. Aus Bernstein eine kleine Scheibe mit Löchern.

Der erste Fingerring besteht aus einem runden, 0·2 cm dicken Draht, der dreimal spiralig aneinander gewunden ist; äusserer Durchmesser 2·5 cm (s. Textfigur 29, Seite 84). Der zweite besteht aus einem dünnen, 0·7 cm breiten Blech, welches innen flach ist und aussen in der Mitte mit zwei hervorragenden glatten und jederseits am Rande mit je einem quergestreiften Reifen verziert ist; äusserer Durchmesser 2·2 cm (s. Textfigur 30, Seite 84). Der dritte Fingerring besteht aus einem Stück Draht wie der erste; der Ring selbst ist zweimal umwunden; äusserer Durchmesser 2·2 cm; jedes Ende läuft in eine ebene, spiralig gewundene Scheibe aus; jede dieser Rosetten misst 2 cm im Durchmesser und besitzt fünf Windungen (s. Textfigur 31). Ein ähnlicher Fingerring wurde in Gräbern von Ober-Metelsko bei Bischofteinitz mit eigenthümlich geformten Thongefässen gefunden [1]). Unter diesem Fingerring lag das Gelenkende eines Metacarpus.

Das Endstück eines offenen Armringes mahnt an das im Grabe Nr. III gefundene, zuerst genannte Exemplar. Das Röhrchen ist 0·45 cm dick, in einer Länge von 1·8 cm erhalten und aus Draht gewunden.

Die Bernsteinscheibe misst 2·1 cm im Durchmesser, ist 0·4 cm dick und besitzt in der Mitte ein 0·2 cm weites Loch. Merkwürdig sind zwei gebohrte, 0·1 m weite Löcher, welche excentrisch von einem Rand zum andern durch die ganze Scheibe hindurch gehen. Es scheint, dass durch dieselben zwei Fäden hindurch liefen, an denen sich die Spiralröhrchen befanden und dass in dem mittleren Loche der Scheibe ein Zierobject gesteckt war; das Ganze bildete eine Halskette, wobei die Bernsteinscheibe vorne an den Hals flach zu liegen kam.

Nr. V. Steine und Lehm mit Scherben.

Aus Bronze ein hohler, offener Armring mit blaugrüner Patina, aus dünnem Blech, 2 cm dick; äusserer, grösserer Durchmesser 13 cm; an beiden Enden mit je einer Gruppe von Querstrichen, welche auch ringsherum vertheilt sind, undeutlich verziert.

Nr. VI. Steine und Lehm nebst einigen Scherben.

Aus Bronze ein offener Armring (Fussring?) gleich dem aus dem Grabhügel Nr. I im „ersten Berichte" auf Taf. II, Fig. 38 bereits abgebildeten.

Diese interessante Nekropole, in der die meisten Grabhügel bereits durch den Pflug vernichtet sind, gehört den Eisenfunden zufolge der Hallstätter Periode an und ist durch einen Armring mit der Nekropole von Čichtic, durch einen Fingerring aber mit jener von Ober-Metelsko bei Bischofteinitz verbunden. Die Fundobjecte befinden sich in meiner Sammlung, Nr. V ausgenommen.

Hügelgruppe Nr. 2. Dieselbe liegt eine halbe Stunde nordöstlich von Albrechtec am Waldesrande „Kopanina" und ist bereits grösstentheils durchwühlt. Die Hügel erreichen hier nicht die Grösse der Gruppe Nr. 1 und bestanden theils vollständig aus Lehm, mit Scherben, Asche und Kohlenstückchen, theils aus Steinen und Lehm mit Bronzen. Hieher gehören die in meinem „ersten Berichte" beschriebenen und auf Taf. II, Fig. 39, 40 und 41 abgebildeten Bronzen meiner Sammlung. Das Bronzemesser weist darauf hin, dass diese Gruppe älter sein dürfte als die Gruppe Nr. 1.

e) Hügelgruppen bei Audraž.

Knapp an die besprochenen Gruppen in nördlicher Richtung sich anreihend, liegen die der Umgebung von Audraž:

Nr. 1. Hügelgruppe Pikhard.

Siehe in meinem „ersten Berichte": 7. Grabhügel im Audražer Revier.

Nr. 2. Hügelgruppe im Navešní Wald.

Dieselbe befindet sich südwestlich von Audraž unweit des Hegers „U Honzíčka" und besteht aus circa 10 wahrnehmbaren Hügeln. In Gesellschaft des Herrn Forstmeisters Vinc. Lehmann begann ich die Ausgrabung eines der grössten Hügel; Herr Revierförster Em. Adametz untersuchte dann noch drei andere Hügel.

Nr. I. Ein viereckig abgerundeter, 1·5 m hoher Hügel, auf dem 25 Kiefern standen. Der Umfang desselben betrug bei 37 m, der Durchmesser bei 10 m; umgeben war derselbe von einem Graben und niedrigem Wall, beide zusammen 5 m breit. Der Hügel wurde von drei Seiten in Angriff genommen. Ringsherum lief ein mächtiger Steinkranz, am Gipfel kamen vereinzelte Steine vor, unter denen Lehm folgte; in der Mitte lag am Grunde ein niedriger Steinkern,

[1]) J. Smolík: Památky archeol. Prag, XII, Heft 4, 1882, Taf. VIII, Fig. 5, 7 und 8.

über welchem sich der Leichenbrand, bestehend aus aschiger Erde, Holzkohle und Gefässscherben, ausbreitete; dazwischen ein einziges Bronzestück, nämlich ein Zierstück, wahrscheinlich von einem Gürtel.

Gefässscherben. Dieselben sind durchwegs aus grobem, stark sandigem, bräunlichem Lehm verfertigt, schwach gebrannt und besitzen eine Dicke von 0·6—0·9 cm; eine Verzierung kam nicht vor. Mehrere Fragmente bestehen aus einem sehr feinen, fetten Schieferthon, der verschiedenfärbige graue und braune dünne Lagen zeigt, sich leicht schneiden lässt und vollständig ungebrannt ist, da er sich in Wasser auflöst; einige Stücke sind aufgeblättert; es scheint, dass diese Fragmente von einem Gefässe herrühren.

Bronzeobject. Das Mittelstück desselben ist 5 cm lang, 0·8 cm breit, in der Mitte mit einer Längskante versehen, die beiden quergestellten Enden sind 2·5 cm lang und 0·5 cm dick. Dieses Zierstück scheint in der Mitte eines Gürtels befestigt gewesen zu sein. (S. Textfigur 32.)

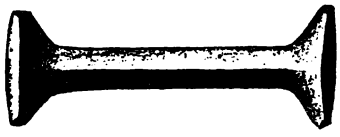


Fig. 32. $^2/_3$ n. Gr.

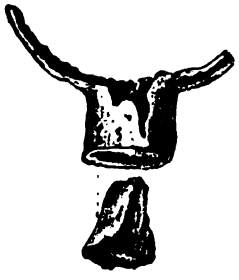


Fig. 33. $^2/_3$ n. Gr.

Bronzeobjecte aus der Hügelgruppe im Navešni Wald bei Audraž.

Nr. II. Ein rundlicher Hügel von 1·6 m Höhe, mit Bäumen bewachsen, bestehend aus Lehm und einem mächtigen, in der Mitte gelegenen, 0·6 m hohen Steinkerne. Die sehr grossen Steine bildeten nahezu ein Quadrat von 1·4 m Seitenlänge. Im Innern des Steinkernes kamen Asche, Holzkohle, Gefässscherben und Bronzeobjecte zerstreut vor.

Gefässscherben. Meist grob gearbeitete Stücke ohne Verzierung, wie in Nr. I; daneben aber auch einige Stückchen aus dunklem, feinerem Lehm, dünnwandig und mit Graphit auf beiden Seiten bestrichen; alle schwach gebrannt; einige Fragmente zeigten eine rothe Färbung. Auch Fragmente aus vorstehend beschriebenem, feinem, ungebranntem Schieferthon kamen hier vor.

Bronzeobjecte. Sechs kleine Pfeilspitzen, theilweise noch mit Pfeilholz im Schaft; nur zwei scheinen Widerhaken besessen zu haben, die anderen waren elliptisch; zwei davon besitzen deutliche Giftlöcher, die anderen keine.

Ein bogenförmiger, kleiner Griff von einem räthselhaften Gegenstande; derselbe besitzt eine hohle, oval-flache Dülle von 1·5 cm Länge und 1·7 cm Breite, links und rechts verläuft je ein Bogenast, welcher auf der einen Seite auf 2 cm Länge erhalten ist; diese Bögen mussten einen Gegenstand umfassen; in der Dülle steckte noch das zugespitzte Ende des Holzgriffes. (S. Textfigur 33.)

Ein allem Anscheine nach vierkantiger Armring mit abgebrochenen Enden ist 0·5 cm dick und besitzt einen äusseren Durchmesser von 6 cm.

Sechs kleine, runde, kurze Nägel lagen beisammen und dürften als Zierde an einem Holzgegenstand befestigt gewesen sein, vielleicht an einem Kamm.

Ein Fragment mit einem halben runden Loch.

Alle diese Objecte sind vom Feuer sehr stark angegriffen; ich habe dieselben nur mit grosser Mühe zusammenstellen können. Es scheinen hier ein Mann und ein Weib begraben worden zu sein.

Nr. III. Ein runder Hügel von 1 m Höhe, mit einem aus Steinen und Lehm gebildeten Kern, in dem Asche, Kohlenstückchen und vereinzelte Gefässscherben zerstreut lagen. Letztere sind grobe Stücke aus rothem, sandigem Lehm, ohne Verzierung, schwach gebrannt.

Nr. IV. Ein runder, kleinerer Hügel von 0·8 m Höhe. Derselbe bestand ganz aus Lehm; etwas über dem gewachsenen Boden befand sich der Leichenbrand, bestehend aus Asche, Kohlenstückchen und einigen Gefässscherben. Letztere aus grobem, sandigem, röthlichem oder grauem Lehm; ein 0·7 cm dickes Stück aus Graphit.

Ein ähnliches Zierstück aus Bronze, wie das oben beschriebene, und ganz gleiche Bronzenägel fand ich in der Nekropole von Křtěnovo (s. meinen „zweiten Bericht“: 3. Umgebung von Moldautein). Giftpfeilspitzen constatirte ich in der Nekropole von Čichtic.

Nr. 3. Hügelgruppe beim Beránek.

Südwestlich von den vorigen entfernt; noch nicht untersucht.

Nr. 4. Hügelgruppe im Walde Palčice.

Nordwestlich von Andraž. Nur vom Revierförster Chadt angegraben worden, welcher Gefässscherben fand, die er wegwarf (s. meinen „ersten Bericht“).

Nr. 5. Hügelgruppe westlich unterhalb des Matka-Berges.

Eine Gruppe kleinerer Hügel, von denen ich nur einen untersuchen konnte, da ich keine schriftliche Erlaubniss der Stadtgemeinde Pisek besass. Derselbe war nur 0·7 m hoch und hatte einen Durchmesser von circa 7 m. Er bestand aus Lehm und zeigte gegen die Mitte einen schwachen Steinkern, in welchem nur Kohlenstückchen und einige grobe

Gefässfragmente aus röthlichem und braunem, schwach gebranntem Lehm vorkamen; ein Stück zeigte auf hervorragendem, herumlaufendem Wulste längliche Nägeleindrücke, ein zweites auf einem solchen Wulste runde Vertiefungen, ein drittes Stück zeigte einen Höcker.

Nr. 6. Hügelgruppe im Valenta-Walde.

Südlich von Audraž gelegen. Bisher nur vom Revierförster Chadt angegraben, welcher Gefässscherben vorfand und dieselben wegwarf.

Aus der Zahl der vorstehend angeführten Hügelgruppen ist ersichtlich, dass die Gegend von Albrechtec und Audraž, sowie die weiter westlich gegen Pisek gelegene Gegend in prähistorischer Zeit sehr dicht bevölkert sein musste, wie es scheint, dichter als jetzt.

Ich erlaube mir hier noch hinzuzufügen, dass der verstorbene Pfarrer von Albrechtec auf dem Ortsfriedhofe bei Gelegenheit der Aushebung einer neuen Grabesgrube dickwandige Graphitscherben und einen Meter tief 3 Stufensteine vorfand, von denen einer bei der Schule eingemauert ist.

f) Grabhügelgruppe von Doubrava.

Wenn man sich von Albrechtec in östlicher Richtung über die Moldau begibt, gelangt man über die steile Uferböschung, auf welcher ich neben dem Fusswege ein zugeschlagenes Milchopalstück vorfand, zu dem nördlich von Moldautein gelegenen Dorfe Doubrava. Südlich von demselben liegt auf einer Hutweide eine Nekropole, bestehend aus circa 40 Hügeln verschiedener Grösse, von denen viele bereits von Nichtberufenen oberflächlich durchwühlt sind. Ich unternahm auf meine Kosten die Untersuchung von drei derselben in Gesellschaft des Herrn Revierförsters E. Adametz und des Herrn Oberlehrers Th. Porod.

Nr. I. Ein mittelgrosser Hügel von 1 m Höhe und 15 m im Umfang. Aus Lehm, mit einem Steinkern; zwischen den Steinen einige Kohlenstücke.

Nr. II. Ein grosser, oben flacher Hügel von 1·6 m Höhe und 30 m Umfang; oben mit im Kreise gestellten Steinen. Bis auf ein Viertel von der Seite bereits angegraben. Aus sandigem Lehm mit wenig Steinen; dazwischen einige wenige Kohlenstückchen.

Nr. III. Ein kleiner runder Hügel von 0·6 m Höhe und 16 m Umfang, aus wenig Lehm mit mächtigem Steinkerne.

Gefässscherben. Zwischen den Steinen seitlich nebst einer Bronzenadel mehrere Gefässscherben aus nicht sandigem, gelblichgrauem und braunem Lehm, schwach gebrannt, von 0·5 bis 0·6 cm Wanddicke; ein bauchiges Stück zeigt unterhalb des Halses die bekannte Verzierung, bestehend aus parallel gestrichelten Dreiecken, wie ich solche in meinem „zweiten Berichte" aus der Hügelgruppe von Krtel beschrieb und auf Taf. VI, Fig. 27 abbildete.

Bronzenadel. Dieselbe ist bis auf einen schwachen Kern in graugrüne Patina umgewandelt; Form und Verzierung vollkommen übereinstimmend mit der in meinem „ersten Berichte" auf Taf. I, Fig. 2 abgebildeten Nadel aus der Nekropole von Čichtic; nur ist die vorliegende Nadel kleiner und schwächer und besitzt einen einfachen, flachen, schwach abgerundeten Knopf. Länge 14·5 cm, Durchmesser des Knopfes 1 cm, Dicke an der unteren Verzierung 0·5 cm.

Durch die Bronzenadel ist diese Nekropole mit der von Čichtic und durch die Gefässverzierung mit der von Krtel verbunden.

g) Hügelgruppe im Neuthiergarten.

Oberhalb des Forsthauses, nordöstlich von Frauenberg, befindet sich im Walde am Fusse der Wallburg „Hradeček" (s. meinen ersten Bericht) eine Gruppe von circa 10 noch erhaltenen Grabhügeln. Die Nähe der Wallburg und der Umstand, dass beim Baue des Forsthauses Paalstäbe gefunden wurden (s. meinen ersten Bericht), veranlassten mich, diese Gruppe zu untersuchen, und zwar in Gesellschaft des Herrn Oberforstmeisters Franz Hoydar und des Herrn Revierförsters K. Almesberger.

Nr. I. Ein viereckiger, länglicher Hügel von 1·5 m Höhe mit ebenem Gipfel. Umfang 30 m, Durchmesser N—S = 7 m, O—W = 8 m. Nur aus Lehm aufgeschüttet; am Boden in der Mitte Kohlenstückchen und aschige Erde nebst wenigen zerstreuten Gefässscherben: grob, schwarz und braun, stark sandig, schwach gebrannt.

Nr. II. Ein kleinerer runder Hügel von 0·7 m Höhe, 16 m Umfang und 5 m im Durchmesser. Ganz aus Lehm aufgeführt; in der Mitte, nahe dem Boden viel Kohlenstückchen, aschige Erde und wenige grobe Scherben, dabei ein Fragment eines flachen, breiten Henkels aus feinerem, dunklem Lehm; alle schwach gebrannt.

Nr. III. Ein viereckig rundlicher Hügel mit rundem Gipfel von 1·5 m Höhe, 24·4 m im Umfang und 6—6·5 m im Durchmesser. Ganz aus Lehm aufgeschüttet; in der Mitte, nahe vom Boden wenig Kohlenstückchen, aschige Erde und einige grobe Scherbenstücke, darunter ein gelbes Wandstück aus feinerem Lehm; ein Quarzgeschiebe.

Nr. IV. Ein fast runder, niedriger Hügel unterhalb des Forsthauses neben der Strasse. Höhe 0·5 m,

Umfang 21·5 m, Durchmesser 6—6·5 m. Fast nur aus Steinen bestehend, zwischen denselben stellenweise viel Kohlenstücke, einige wenige grobe, schwach gebrannte Scherben und einige mittelalterliche, gebrannte, dünnwandige Scherben; ein Quarzgeschiebe und eine Schlacke.

Dieser Ausgrabung wohnte auch, trotz seines hohen Alters, Se. Durchlaucht der regierende Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg mit regem Interesse bei; leider wurden auch hier keine Funde gemacht.

Jedenfalls hat diese im Walde gelegene Grabhügelgruppe mit den Funden der Paalstäbe nichts gemein, da sie viel jünger ist und mit jenen von Silberberg, sowie von Plavnic und von Weseli in dieselbe Zeit fällt.

h) Grabhügelgruppe Kukle bei der Einschichte Čirhan.

Südwestlich von der Einschichte Čirhan bei Ponědšic befindet sich eine Gruppe von circa 15 noch erhaltenen, flachen Grabhügeln im Walde „Kukle", von denen ich drei in Gesellschaft des Herrn Revierförsters Fr. Kroh und des Herrn Oberlehrers M. Kolář untersuchte.

Nr. I. Ein flacher, abgeschwemmter Hügel von 0·6 m Höhe, 29·5 m Umfang und 6·3—6·6 m im Durchmesser; fast aus lauter Steinen und wenig Lehm bestehend; zwischen denselben nur ein Kohlenstückchen, gar keine Scherben, aber ein schön erhaltener kleiner Paalstab mit blaugrüner Patina.

Dieses Flachcelt hat die Form des bei Plavnic gefundenen Exemplars Nr. 2 (Taf. IX, Fig. 2), ist jedoch um ein Drittel kleiner, am Rücken befindet sich ein runder Ausschnitt; die Seitenleisten laufen vom Rücken bis gegen die Schneide, welche nicht so stark ausgebogen ist, wie bei dem besprochenen Exemplar Nr. 2. Länge 13 cm, Breite des Rückens 1·5 cm, geringste Breite in der Mitte 1·3 cm, Breite der Schneide 3·6 cm, grösste Dicke 0·7 cm.

Nr. II. Ein flacher, abgeschwemmter Hügel von 0·6 m Höhe, 28·5 m Umfang und 6·8—7 m im Durchmesser. Vollständig aus Steinen aufgeführt, mit nur wenigen, groben Scherbenstücken.

Nr. III. Ein flacher, runder Hügel; Steine schon oberflächlich sichtbar; 5 m von Nr. I entfernt; Gipfel abgerundet, wie bei den früheren; Höhe 0·6 m, Umfang 29·5 m, Durchmesser 7 m. Viel Steine mit etwas Lehm untermischt; keine Kohlenstückchen, nur einige Scherbenstücke und seitwärts gegen Norden zwischen Steinen zwei Armringe aus Bronze.

Diese offenen Armringe für eine zarte Hand, mit graugrüner Patina, sind aus einem spindelförmigen, 0·55 cm dicken, runden Draht verfertigt, ohne jede Verzierung und beide ganz gleich; grösserer, äusserer Durchmesser 6 cm; die Enden stehen 2 cm auseinander.

i) Oestliche Nekropole bei Kostelec.

(Fortsetzung meines ersten und zweiten Berichtes.)

Im Grabhügel Nr. II dieser in meinem „ersten und zweiten Berichte" beschriebenen Nekropole fand Herr M. Kolář nachträglich in dem ausgegrabenen Lehme nach Regengüssen bei 20 Bernsteinperlen ovaler Form von 0·8—0·4 cm im grösseren Durchmesser und einer Dicke von 0·5—0·2 cm. Ihre Zahl muss bedeutend gewesen sein, wie aus dem ersten Berichte hervorgeht. Dieselben waren jedenfalls auf einem dünnen Faden als Halsschmuck aufgefädelt. Herr Kolář übergab mir den Fund für das fürstliche Museum in Ohrad bei Frauenberg.

Im abgelaufenen Herbste unternahm Herr Revierförster Franz Kroh in Gesellschaft des Herrn Oberlehrers M. Kolář die Untersuchung zweier Hügel dieser Nekropole, über welche bereits geackert wurde, mit nachstehendem Resultate.

Nr. XII. Umfang 42 m, Höhe 1·2 m. An der nordöstlichen Abdachung gelegen. Der Steinkranz war ungewöhnlich breit, jedenfalls in Folge der Ackerung, und bestand aus sehr grossen Steinen. Auch der Steinkegel, unter dem wenig mächtigen Lehm in der Mitte des Kegels gelegen, war sehr gross. Kohle und Aschenreste an mehreren Stellen in beträchtlicher Menge, Gefässscherben jedoch sehr spärlich und so weich, dass sie zwischen den Fingern zerfielen. Nur ein einziges Stückchen Bronze kam zwischen den Steinen zum Vorschein, und zwar die Hälfte eines Zierstückes (Zierplatte), wie ich ein solches in meinem „zweiten Berichte" aus der Nekropole Křtěnovo beschrieben und auf Taf. VI, Fig. 30 abgebildet habe, mit dem es auch vollkommen übereinstimmt. Da ich ein ähnliches Stück auch oben aus den Grabhügeln von Navešni-Wald bei Audruž beschrieb, so mehren sich Anknüpfungspunkte zwischen den grösstentheils von mir beschriebenen Nekropolen Südböhmens in erfreulicher Weise.

Nr. XIII. Umfang 35 m, Höhe 0·7 m; unweit vom obigen Hügel gelegen. Der Steinkranz war nur sehr schwach; schon 0·2 m unter der Oberfläche kamen viele, stark aufgeweichte Gefässscherben zum Vorschein, wie es scheint von mindestens zwei grossen Urnen, in denen kleinere Näpfchen enthalten waren. An ein Zusammenbringen der weichen Scherben zu einem Ganzen war nicht zu denken, wiewohl die beiden genannten Herren nicht nur sachkundig, sondern auch genau sind. Dagegen konnte ein Näpfchen, unter einem grösseren Scherben geschützt gelegen, vollkommen erhalten gehoben werden.

Dasselbe ist wahrscheinlich von Kindeshand, etwas ungeübt aber doch zierlich, geformt; der kleine Boden uneben, der dünne Henkel mit einem elliptischen Gegenstand durchgestochen; an der Bauchwand erscheinen aufrechte, mit einem runden Stäbchen erzeugte, längliche Vertiefungen; aus mittelfeinem, etwas Glimmer enthaltendem Lehm (s. Textfigur 34).

H = 5·5 cm, B = 3·9 cm, gD = 7·5 cm, Md = 5·5 cm, Wd = 0·4 cm.

Fig. 34. 1/4 n. Gr.
Kleines Beigefäss aus der Nekropole bei Kostelec.

Mit dieser Ausgrabung dürfte wohl die Untersuchung dieser Nekropole abgeschlossen sein, da die Spuren der noch vorhandenen Hügel äusserst flach sind, die Ackerkrume darüber gleichmässig ausgebreitet ist, die Eigenthümer deshalb nicht gerne dieselbe aufwühlen lassen und die Hoffnung auf wohlerhaltene Funde eine sehr geringe ist. Die Schlussfolgerungen, welche sich aus dieser Nekropole ziehen lassen, behalte ich mir für eine spätere vergleichende Arbeit vor.

k) Grabhügelgruppen bei Libějic.

Zwei Hügelgruppen bei Libějic untersuchte ich in den verflossenen Ferien. Auf die erste, bei Lomec gelegene, machte mich Se. Durchlaucht Fürst Adolf zu Schwarzenberg, auf die zweite im Borer Walde Prinz Karl zu Schwarzenberg aufmerksam.

Nr. 1. Hügelgruppe bei Lomec.

Südlich von Libějic befindet sich im Walde westlich bei Lomec neben dem Wege eine kleine Gruppe von Hügeln, die ich in Gesellschaft des Herrn Ingenieurs H. Wandas untersuchte.

Nr. I. Ein schön erhaltener, runder Hügel von 0·9 m Höhe, 19 m Umfang und 5·2—5·8 m im Durchmesser. Vollständig aus Lehm aufgeführt, nur am Nordrande einige Steine. Bei 0·4 m Tiefe vom Gipfel kam ein kleiner, erhaltener, urnenförmiger Topf zum Vorschein; seitlich davon zeigte sich Leichenbrand, ein zweiter folgte am Naturboden ohne jede Beigabe.

Thongefäss. Dasselbe besteht aus dunkelgrauem, zur Hälfte mit Graphit untermengtem Lehm, Hals und Rand gedreht oder nach einem runden Modell geformt; dickwandig und schwach gebrannt; innen und aussen dunkelgrau, der Rand nach aussen umgebogen, und schief nach aussen scharf zugeschnitten; der Hals ist nach innen eingebogen; unter ihm läuft eine stark vertiefte, aus ungleichen Biegungen bestehende Wellenlinie. Dieses Gefäss stimmt in der Grösse, Technik und Material mit dem weiter unten besprochenen und in Fig. 35 abgebildeten Gefässe aus der Hügelgruppe von Bor überein, nur ist seine Mündung weiter als der Bauch; derselbe ist blumentopfartig.

H = 9·5 cm, B = 7 cm, gD = MD = 12·5 cm, Wd = 0·6 cm.

Nr. II. Ein gut erhaltener Hügel von 1·3 m Höhe, 27·3 m Umfang und einem Durchmesser O—W von 8·6, N—S von 7·5 m. Aus lauter, meist sehr fettem Lehm aufgeführt; am Naturboden ziemlich viel Leichenbrand. Seitlich ein zerfallenes, urnenförmiges Gefäss; Form, Technik und Material gleich dem vorstehenden und dem weiter unten abgebildeten Exemplar aus der Borer Gruppe, nur fast doppelt so breit und mit einfachem Strichornament versehen.

H = 12 cm, B = 10 cm, gD = 17 cm, Md = 18 cm, Wd = 0·8.

Meine Vermuthung, dass derartige Hügel, wie die eben beschriebenen und ähnliche, in unserer Gegend nicht alt sind und bis in das 7., 8. Jahrhundert reichen dürften, wird durch den Fund der oben beschriebenen Gefässe stark unterstützt.

Nr. 2. Hügelgruppe im Borer Revier.

Westlich vom Dorfe Krtel und nordöstlich vom Dorfe Gross-Bor liegt in der Waldgelegenheit „Na překážce beim Heger Bosníček eine kleine Hügelgruppe, welche demnach fast in der Mitte zwischen jener im zweiten Berichte beschriebenen im Krteler Walde und der Nekropole von Čichtic gelegen ist.

An der Ausgrabung betheiligten sich mit vielem Interesse die beiden Prinzen Karl und Georg zu Schwarzenberg.

Nr. I. Ein grosser, mit 21 Bäumen bewachsener Hügel von länglich viereckiger, an den Ecken abgerundeter Form, mit unversehrtem Gipfel. Höhe 1·1 m, Umfang 32 m, Durchmesser N—S = 8·7 m, O—W = 10·4 m. Vollständig aus Lehm aufgeführt; am Naturboden massenhafter Leichenbrand (gemeinschaftliches Grab?) und in der Mitte drei Steine.

Ausser wenigen Scherben und einem durch Feuer stark angegriffenen Eisenfragment (Nagel?) kein Fund. Von den spärlichen Scherben ist einer aus schwarzem Lehm, ein anderer innen schwarz, aussen roth bestrichen und ein dritter stark mit Graphit versetzt.

Nr. II. Ein kleiner, runder, abgeflachter Hügel von nur 0·4 m Höhe, einem Umfange von 18·7 m und einem Durchmesser von 5·2 m. Aus Stein und etwas Lehm aufgeführt. Unter den sehr grossen obersten Steinen kam seitlich eine kleine Urne zum Vorschein mit Wellenornament, ähnlich jener von Lomec; auf der anderen Seite lagen Reste eines kleinen Schüsselchens; am Naturboden lag in der Mitte

der Leichenbrand, an dessen nördlichem Rande Reste zarter, angebrannter Kopfknochen mit Ohrringelchen aus verkupfertem Zinn und aus Silber vorkamen.

Knochen. Nebst einem Stückchen eines Kopfknochens ist das rechte Schläfenbein ziemlich erhalten, und zwar von einem Kinde, nach den vorhandenen Ohrringelchen zu schliessen, jedenfalls von einem Mädchen. Ueber dem Knochen lag ein Knäuel grünlichbrauner Masse und dazwischen zwei Ohrringe, unter dem Knochen drei Ohrringe und wieder ein solcher Knäuel; zwei Ohrringe lagen seitwärts. Die Knäuel erwiesen sich bei sorgfältiger Reinigung und Untersuchung aus Haaren bestehend, die in Form einer gestreckten Locke herabhingen. Dieselben haften sehr fest aneinander und zeigen zwei deutliche Abdrücke der Ohrringelchen. Jedenfalls war diese Stelle des Kopfes vor der völligen Verbrennung durch irgend eine Kopfbedeckung oder dadurch, dass sie zu unterst lag, geschützt; die unverbrannten Haarlocken wurden dann in der Umgebung der Ohrringe mit einer Kupferlösung imprägnirt und so vor Verwesung geschützt.

Ohrringelchen. Von den 7 Stücken, die ich constatiren konnte, sind 2 winzig kleine aus Silber, die andern aus Zinn, mit einem starken, jetzt zersetzten, grünen Kupferüberzug versehen. Dieselben besitzen einen äusseren Durchmesser von 1·2—1·4 cm, die silbernen sind 0·1 cm, die andern 0·2 cm dick und alle erscheinen an einem Ende S-förmig umgebogen. Es dürften ihrer 8 gewesen sein; sie waren jederseits zu je 4 auf beiden Seiten aufgehängt. Ineinander griffen sie nicht, da ihre Enden geschlossen sind. (S. Textfigur 36 aus verkupfertem Zinn, Fig. 37 aus Silber.)

Fig. 35. 1/4 n. Gr.

Fig. 36 u. 37, n. Gr.

Grabhügelgruppe im Borer Walde bei Libějic.

Thongefäss. Dasselbe ist sehr ähnlich dem oben aus der Gruppe bei Lomec beschriebenen, nur ist seine Form eine vollendetere; es besteht aus dunkelgrauem, zur Hälfte mit Graphit untermengtem Lehm, Hals und Rand sind sicher gedreht oder nach einem runden Modell geformt; dickwandig, schwach gebrannt, grau; der Rand schief nach aussen scharf zugeschnitten, der Hals nach innen vertieft und glatt, unter demselben verläuft eine aus ungleichen Windungen bestehende, tief eingeritzte Wellenlinie. Dieses Gefäss vermittelt so recht den Uebergang zu den auf der Töpferscheibe geformten und gebrannten Thongefässen nach dem 10. Jahrhundert. (S. Textfigur 35.)

H = 10 cm, B = 6·5 cm, gD = 11·5 cm,
MD = 12·5 cm, Wd = 0·6 cm.

Dieser Fund ist äusserst wichtig. Die S-förmig endigenden Ohrringe werden allgemein den Slaven zugeschrieben, man findet sie nicht nur in jetzigen slavischen Ländern mit Ausnahme von Ostrussland, sondern auch in Westpreussen, Pommern, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Thüringen und an den Ufern der Donau. Ich habe genau solche Ohrringe in Reihengräbern bei Schüttenhofen [1]) constatirt, und zwar aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, wie dies eine in der Hand eines Skelettes befindliche Silbermünze nachwies. Es kamen hier jedoch keine Thongefässe bei den Skeletten vor. In älteren Reihengräbern Böhmens mit je einem oder mehreren Thongefässen kommen diese Ringe häufig vor und reichen, wie die Gräber von Unětic, weit zurück. Aus einem Grabhügel aber mit Leichenbrand sind bis jetzt diese S-förmig endigenden Ohrringe nicht bekannt gewesen. Ich halte dafür, dass die Reihengräber von Schüttenhofen den Schluss des Gebrauches dieses Schmuckes bilden, der vorliegende Fund sich aber mehr dem Beginne des Gebrauches dieser Ohrgehänge nähert und möchte denselben auf Grundlage aller Umstände, insbesonders aber des mitgefundenen Thongefässes, circa in das 7. oder 8. Jahrhundert vorläufig verlegen.

l) Hügelgruppe in Gross-Písečná bei Protivín.

In dieser bei 13 sichtbare Hügel zählenden Gruppe untersuchte ich bereits ein Grab Nr. I, (siehe meinen zweiten Bericht), in welchem sich ein Bronzedolch vorfand. Im abgelaufenen Jahre durchforschte ich in Gesellschaft des Herrn Forstmeisters Vincenz Lehmann und des Herrn Revierförsters J. Bronec zwei weitere Hügel.

Nr. II. Ein grosser runder Hügel mit flachrundem Gipfel und oberflächlich sichtbaren Steinen, mit Jungholz bewachsen. Höhe = 1 cm, Umfang = 33·5 m, Durchmesser 8·5 m. Fast nur aus Steinen aufgeführt; in der Mitte eine grosse Platte. Ein einziger grober, schwach gebrannter Scherben aus dunklem, stark sandigem Lehm kam zum Vorschein.

Nr. III. Ein mittelgrosser elliptischer Hügel, auf einem vor der Grabung nicht sichtbaren, aus dem Boden hervorragenden Naturfelsen errichtet; Gipfel rundlich flach, abgeschwemmt, mit 8 Bäumen bewachsen; Steine oben sichtbar. Höhe = 0·6 m, Umfang = 24·6 m, Durchmesser O—W = 7·6 m, N—S = 6·6 m. Fast aus lauter Steinen aufgeführt.

[1]) Památky arch. Bd. XII, Heft 1, 1882.

Gleich unter der Oberfläche kamen Scherben zum Vorschein und bei 0·4 m Tiefe darunter im Lehm eine Bronzenadel.

Gefässscherben. Dieselben gehören einem grösseren Gefässe mit dickem, breitem Henkel an, Rand schwach nach aussen gebogen, darunter ein herumlaufender Wulst mit Fingereindrücken; aus dunklem, wenig sandigem Lehm; gelb bestrichen, wenig gebrannt. Ein Fragment eines kleinen, wahrscheinlich in dem grossen gelegenen Gefässes ist aus feinerem dunklen Lehm verfertigt.

Bronzenadel. Dieselbe ist in jeder Beziehung vollkommen gleich der in meinem „zweiten Berichte" beschriebenen und auf Taf. VI, Fig. 33 abgebildeten Kleidernadel aus der Hügelgruppe Shořova im Revier von Litoradlic; wahrscheinlich sogar aus demselben Gussmodelle und ebenso primitiv verziert.

m) Grabhügel (?) bei Skal.

Nordwestlich von Protivín liegt das Dorf Skal; östlich davon erhebt sich ein Hügel „Hlinava", auf dem ein Bauer vor einiger Zeit 2 Bronzesicheln, eine ganze und eine zerbrochene, nebst einer dünnen Drahtspirale aus Bronze zwischen Steinen vorfand, welche Objecte Herr Revierförster T. Bronec für das fürstliche Museum erwarb und mir übergab. Auf der besagten Anhöhe fand derselbe keine Hügel vor, wohl aber gestörte Stellen. Da die Skaler Bauern seit längerer Zeit Steine zu Bauzwecken von dieser Stelle entnahmen, die sie nicht brachen, scheinen hier aus Stein errichtete Grabhügel gewesen zu sein, die das auf bequeme Art zu beschaffende Baumateriale lieferten und bereits abgetragen wurden.

Bronzesicheln. Beide besitzen dieselbe Form und sind gleich gross, nur hat die gebrochene und verbogene keinen Gusszapfen am Rücken, da er abgeschnitten ist; dieselbe zeigt einen stärkeren Gebrauch als das ganze Exemplar; die Bronze ist röthlich, nicht sehr hart und daher wenig zinnhältig; die Patina ist schön blaugrün, der Guss nicht besonders vollendet. Dieselben bestehen aus Klinge und einem kurzen, zahnlosen Griff, der allmälig in die Klinge übergeht. Die Form der äusseren Biegung ist elliptisch, gegen die Spitze gestreckt; die Spitze ist gerade, ebenso der Griff, der eine Gabelform besitzt; längs der Rückenrippe verläuft vom Griff weg eine zweite Rippe, welche sich der ersteren gegen die Spitze zu nähert; zwischen beiden läuft eine Rinne, in welcher sich am Griffende bei dem einen Exemplar eine schwache hervorragende Querleiste befindet. Unterhalb des Gusszapfens befinden sich in der Rinne an einem Exemplare zwei, an dem andern drei hervorragende Querleisten, welche die römischen Ziffern „II" und „III" darstellen dürften[1]). Diese Sicheln besitzen einige Aehnlichkeit mit dem in meinem „ersten Berichte" beschriebenen und auf Taf. VI, Fig. 20 abgebildeten Exemplar aus dem Massenfund von Krendorf. Von anderen Funden Böhmens kommt ihnen am nächsten die Sichel von Jílový (Textfigur 38).

Entfernung der Spitze vom inneren Ende des Griffes 10·2 cm, gesammter äusserer Umfang 20·5 cm, Breite des Griffes 1·6 cm.

Drahtspirale. Dieselbe besteht aus einem runden, 0·2 cm dicken Drahte mit starker dunkelgrüner Patina, ist an beiden Enden abgebrochen und macht zwei 4 cm weite Windungen. Scheint jedenfalls eine Ohrspirale gewesen zu sein, die aus mehreren Windungen bestand (s. Textfigur 39).

Fig. 38 und 39. $^1/_2$ n. Gr.
Sichel und Spirale aus Bronze von Skal.

n) Depôtfund von Křtěnovo.

Es erscheint mir wichtig, hier auf den für diese Gegend so wichtigen, unweit der Nekropole von Křtěnovo in der Richtung gegen Gross-Temelín am Felde „Na dolní Jablonce" gemachten Massenfund von Hammermeisseln aufmerksam zu machen, den Herr H. Richlý in den Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien, B. XV, p. 61, sowie in den „Památky", B. XIII p. 103 und p. 238 beschrieb und abbildete. Es sind dies aller Wahrscheinlichkeit nach Stockgriffe, wie ich ähnliche aus Silber in den Fünfzigerjahren in der Slovakei Ungarns häufig an Spazierstöcken gesehen habe.

Herr Ig. Spöttl besitzt eine diesen Objecten in der Gesammtform ähnliche Axt aus Kupfer von 4·8 kg Gewicht und vollständig mit Grätenornament bedeckt; Länge des Hammermeissels (Axt) 33 cm, Breite am Stielloch 8 cm, Länge des Stieles 47 cm, Dicke desselben 2·8 cm. Dieselbe wurde vor Jahren in der Nähe Gödings mit Scherben und einem Metallklumpen auf einen Felde beim Ackern gefunden und ist sehr ähnlich den in Pommern, der Mark und bei Berlin gefundenen slavischen Opferbeilen[1]) (Beile des Peruň).

Interessant ist die Erscheinung, dass nach Richlý's Bericht mit den obigen wichtigen Artefacten, die keinesfalls ein allzuhohes Alter beanspruchen können, auch ein grosser, 20 cm langer Paalstab (Flachcelt)

[1]) Vergl. Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. B. I, H. 12, T. 2.

[1]) Lindenschmit: B. III. H. 6. Taf. I.

mit schwachen Randleisten und eingebuchtetem Rücken, ähnlich dem unter Fig. 2 auf unserer Tafel IX abgebildeten, vorfand.

o) Nekropolen im Walde Klobásna bei Weselí.

Bei der weiter südöstlich von Moldautein gelegenen Stadt Weselí befinden sich nordöstlich von diesem Orte im Walde Klobásna zwei Hügelgruppen, in denen ich in den verflossenen Ferien in Gesellschaft des Herrn Revierförsters Julius Kilian einige Hügel untersuchte.

Nr. 1. Hügelgruppe neben dem Wege.

Knapp neben dem Wege, der von Weselí nach dem Dorfe Ripce führt, befinden sich zahlreiche Grabhügel, die nahezu in zwei parallelen Reihen rechts vom Wege verlaufen; einige sind auch nach links vom Wege gelegen. Ich untersuchte zwei derselben, welche nahe der Mitte gelegen sind.

Nr. I. Ein länglich runder Hügel mit wohlerhaltenem Gipfel. Höhe = 1·1 m, Umfang 24·7 m, Durchmesser O—W = 7·7m, N—S = 5·9 m. Vollständig aus sandigem Lehm; keine Steine, keine Scherben; in der Mitte nahe dem Naturboden schwacher Leichenbrand.

Nr. II. Ein runder Hügel mit erhaltenem Gipfel von 0·95 m Höhe, 19 m Umfang und 6 m im Durchmesser. Vollständig aus sandigem Lehm aufgeführt, keine Steine, keine Scherben; nahe dem Naturboden schwacher Leichenbrand.

Diese Hügel stimmen mit jenen vom Silberberge bei Netolic und denen im Neuthiergarten bei Frauenberg, von Plavnic etc. überein.

Nr. 2. Hügelgruppe am östlichen Waldesrande.

Nicht weit entfernt von der obigen Gruppe findet sich am Waldesrande in der Richtung gegen Zlukov eine kleine Gruppe von 14 Hügeln vor.

Nr. I. Ein etwas abgeflachter Hügel von 1 m Höhe, 28 m Umfang und 7·1—7·5 m im Durchmesser. Derselbe bestand durchwegs aus Steinen, zwischen denen seitlich ein Thonwirtel zum Vorschein kam; in der Mitte lag am Naturboden der Leichenbrand ohne jede Beigabe.

Thonwirtel. Derselbe besteht aus feinsandigem, lichtem, schwach gebranntem Lehm, aussen mit dunkelgrünem Anstrich; er stellt eine kreisrunde, 1·2 cm dicke Scheibe von 3 cm Durchmesser vor; nicht genau in der Mitte befindet sich ein kreisrundes, 1 cm weites Loch; der Rand am Umfange ist etwas vertieft und glatt, als wenn ein Riemen herumgelaufen wäre.

p) Bronzefunde in der Umgebung von Písek.

Die Stadt Písek hat ein Localmuseum angelegt, in dem sich auch interessante prähistorische Objecte vorfinden. Der Freundlichkeit des Herrn Rathsecretärs Ludwig v. Pompé, der sich um dieses Museum viel Verdienste erworben hat, und des Herrn Prof. Joh. Matzner verdankte ich die Gelegenheit, die prähistorischen Objecte studiren zu können, von denen ich die wichtigsten nachstehend zu besprechen mir erlaube.

1. Bronzen aus Nevězic.

Aus der Nähe dieses im weiteren Norden von Písek, nahe am linken Moldauufer befindlichen Dorfes liegt eine Reihe von höchst wichtigen, wahrscheinlich aus einem Grabhügel stammenden Bronzen vor.

Zunächst sind 8 Stücke Bronzebuckeln, zweifelsohne von einem Schild stammend, zu nennen, von denen 6 dieselbe Technik, nur eine andere Randverzierung zeigen und aus starkem Bronzeblech verfertigt sind.

Nr. 1. Besitzt einen Durchmesser von 17·5 cm, der Rand ist flach, das Mittelstück erhebt sich bogenförmig und hat oben in der Mitte ein Loch; beide aus einem Stück gepresst; auf dem Loche sitzt ein massiver durchbohrter Bronzekegel, auf dem der Knopf eines Eisennagels aufsitzt, der den ganzen Buckel mit dem Untergrund verbindet (s. Taf. IX, Fig. 12 u. 13).

Der flache Rand zeigt eine eingeritzte Zeichnung, bestehend aus abwechselnden, mit Zirkel erzeugten Halbkreisen, zwischen denen eine Wellenlinie verläuft. Der Kegel ist mit herumlaufenden Kreislinien verziert. Die Patina ist braun.

Nr. 2. Dieselbe Form; Durchmesser 15·7 cm; der gesprungene flache Rand ist an einer Stelle geflickt. Die Randverzierung zeigt kleine Kreise in der Mitte, deren Centra durch Halbkreise nach aussen verbunden sind (s. Taf. IX, Fig. 14). Die Patina ist schön blaugrün.

Nr. 3. Dieselbe Form; am Rande verletzt; Durchmesser 15·1 cm. Die Randverzierung besteht aus ineinandergreifenden Kreisen (s. Taf. IX, Fig. 15). Die Patina ist grün.

Nr. 4. Dieselbe Form und Grösse wie Nr. 3. Die Verzierung aus ineinandergreifenden Halbkreisen bestehend (s. Taf. IX, Fig. 16). Stark eisenrostig, Kegel fehlt.

Nr. 5. Dieselbe Form, Durchmesser 12·6 cm, der Kegel fehlt. Die Verzierung besteht aus ineinandergreifenden, nach aussen und nach innen gekehrten Halbkreisen (s. Taf. IX, Fig. 17).

Nr. 6. Wie der vorige, unvollständig.

Nr. 7. Aus massivem Blech, Durchmesser 11·5 cm, mit nach aussen umgebogenem Rande; hierauf folgen zwei kreisförmige, hervorragende Rippen und dann eine tellerförmige Vertiefung gegen die Mitte, worauf eine hohe Wölbung mit kleinem Loch ohne Kegel folgt; ohne Verzierung. Es scheint, dass diese tellerförmige Scheibe mit dem umgebogenem Rande die Unterlage (Leder?), auf welcher sie aufsass, umfasste. Wahrscheinlich eine Pferdezier.

Nr. 8. Wie der vorige.

Ein aus Bronzeblech ausgestochenes Zierfragment mit Bronzenieten, stark patinirt; wahrscheinlich vom Pferdegeschirr.

Ein einfacher, hohler, schön patinirter Bronzering von 0·6 cm Dicke und 11·2 cm Durchmesser; aussen offen, innen rund, mit Lederspuren; derselbe diente als Einfassung eines im dicken Leder (Riemen?) befindlichen runden Loches und stammt somit wahrscheinlich auch vom Pferdegeschirr.

Ein Pferdezaum besteht aus zwei leierförmigen Seitenstücken aus Eisen, deren vier Enden mit Bronzeknöpfen verziert sind; die Rundung eines jeden hat 10·5 cm im Durchmesser; beide sind durch die quere, eiserne Zaumstange von 8·5 cm Länge verbunden.

Es scheinen hier also Reste eines Reiters vorzuliegen, der ein einheimisches, kleines Pferd besass, wie der Zaum andeutet; jedenfalls aus nachchristlicher Zeit.

2. Armring aus Neuhof.

Neben dem Teichdamme bei Neuhof (Nový dvůr), südlich von Písek, wurde ein sehr interessanter, verbogener, offener Armring gefunden. Derselbe ist aus Bronze gegossen, innen flach, aussen gewölbt und zeigt eine erhabene Gesichtsverzierung auf beiden Enden.

Die Ornamentirung ist sehr gewählt und vollendet ausgeführt, wie die Figuren 18 u. 19, Taf. IX zeigen. Jedenfalls dürfte dieser Ring aus einem Grabhügel stammen, der sich den Audražer Hügelgruppen anschliesst. Grösserer Durchmesser von aussen 7·2 cm; Dicke des Körpers in der Mitte 0·8 cm.

3. Bronzen aus Hůrka.

Oestlich vom vorigen Fundort wurde bei Hůrka in der Nähe von Putim eine Nadel von 19 cm Länge aufgefunden, deren Kopf schwächer ist als die unter dem Halse befindliche, aus Kreislinien bestehende, 0·7 cm dicke Verzierung (s. Taf. IX, Fig. 20). Ferner kamen hier vor:

Ein massiver, innen flacher, einfacher, offener Armring aus Bronze mit dunkelbrauner Patina.

Eine Bronzenadel, fast ganz gleich jener aus der Nekropole von Čichtic (erster Bericht, Taf. I, Fig. 2) und aus Kostelec, mit dunkelbrauner Patina.

Diese Funde stammen offenbar aus Grabhügeln.

4. Paalstab aus Nepodřic.

Aus dem westlich von Písek gelegenen Dorfe Gross-Nepodřic liegt ein schwach patinirter Paalstab vor, welcher jenem bei dem südlicher gelegenen Dorfe Kestřan gefundenen, in meinem „ersten Berichte" beschriebenen und auf Tafel II, Fig. 44 abgebildeten Exemplare nahe kommt.

Die starken Schaftlappen sind jedoch unten nicht geschlossen, sondern offen und verlieren sich allmälig; die untere Hälfte ist nicht geschweift, sondern mehr gerade. Länge 17·5 cm, Breite der fast geraden Schneide 5 cm, Breite des eingebuchteten Schaftgriffes (Rückens) 3·5 cm, Länge des Schaftgriffes bis zu den Lappen 4 cm, Dicke in der Mitte der Lappen 3·4 cm. Die Bronze ist röthlich und nicht sehr hart. Ein ganz gleiches Exemplar ist mir aus Böhmen nicht bekannt.

q) Grabhügelgruppen bei Stiahlau.

Herr Franz Franc in Stiahlau unterzog mit grosser Ausdauer, unterstützt durch Herrn Ernst Karl Grafen von Waldstein, im Laufe der letzten Jahre die Umgebung von Stiahlau eingehenden Untersuchungen. Dabei zeigte es sich, dass auch diese Gegend während der prähistorischen Metallzeit stark bevölkert war. Es sind zwar schon aus dieser Gegend die Grabhügel von Hladomří (südwestlich von Blowitz in der Richtung gegen Bzí) aus vorgeschrittener Bronzezeit [1]) sowie die weiter nördlich bei Eipowitz gelegene Nekropole [2]) bekannt, allein Herr Franc fand noch zahlreichere Gruppen von der frühesten Bronzezeit an bis in die späte Eisenzeit, die er durchforschte und deren mitunter höchst wichtigen Inhalt er in einem kleinen Museum des Waldschlosses Kozel bei Stiahlau aufspeicherte, und zwar: nördlich bei Sedlec, östlich bei Stiahlau, östlich bei Stiahlawitz im Hajekwalde, am Javor im Kamínský-Revier, unterhalb der Dlouhá skála an der Bahn, bei Nezvěstic unterhalb des Kohouty- und Varta-Berges im Skoker Revier, bei Žákovo im Svařecwalde, wo sich die Benennung „pohanské hroby" (Heidengräber) bis heute erhalten hat.

Herr Franc war so freundlich, mir die ganze Sammlung zu zeigen und eingehend zu erklären. Eine eingehende Detailarbeit über alle diese bei Stiahlau gemachten Funde wäre von um so grösserer Wichtigkeit, als derartige Localforschungen stets instructive Anhaltspunkte dem vergleichenden Studium bieten. Da alle die angedeuteten Funde dieser Gegend aus neolithischer (s. v.) und aus der Metallzeit im Zusammenhang zu stehen scheinen und eine unverkennbare Fortentwicklung bekunden, so besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, dass wir es in dieser Gegend mit einer ununterbrochenen Reihe wichtiger Denkmäler seit der ältesten neolithischen bis in die historische Zeit zu thun haben, die auf keine Sprünge in dem Culturfortschritte einer sesshaften Bevölkerung, wohl aber auf die continuirliche Entwicklung desselben schliessen lassen.

[1]) Památky arch. B. XII, Heft 1.

[2]) Památky arch. B. XI, Heft 2.

Wir finden hier den Menschen zur Zeit, als er sich der Feuersteinspäne und der zugeschliffenen Aexte, Beile, Meissel, sowie verschiedener uralter zugeschliffener Knochenwerkzeuge bediente und sich in Zeiten der Gefahr auf schwer zugängliche Felsen flüchtete; dann in vorgeschrittener neolithischer Zeit in Ansiedlungen des Thales wohnte, nach und nach Metalle in seinen Gebrauch einführte, wobei Anfangs neben Bronze noch die alten Steingeräthe in Gebrauch blieben. Eisengeräthe führen uns dann in die historische Zeit über, in welcher der Mensch wieder eine feste Zufluchtstätte (Burg) auf den Resten aus weit entlegener neolithischer Zeit aufführte.

r) Urnenfelder bei Lobositz.

1. Urnenfeld bei Koštial.

Zwischen dem Dorfe Koštial und dem Berge Vovsín befindet sich nach einem Berichte des Herrn Franz Tschinkel jun. aus Lobositz ein grosses Urnenlager, aus dem ich Herrn Prof. Dr. Franz Ritter v. Ržiha 2 Urnen verdanke.

Fig. 40 und 41. $^1/_6$ n. Gr.
Urnen aus Koštial bei Lobositz.

Die erste Urne ist aus graugelbem, etwas sandigem Lehm, von freier Hand verfertigt und schwach gebrannt; aussen gelblich, innen schwärzlich; seitwärts mit einem Henkel; mit dünn eingeritztem, flüchtigem Linienornament (s. Textfigur 40).

H = 20 cm, B = 9 cm, gD = 22 cm,
Md = 18 cm, Wd = 0·7 cm.

Das zweite Gefäss ist niedrig, mehr schüsselförmig; mit horizontalem Henkel; aus lichtgrauem Lehm, von freier Hand, schwach gebrannt und mit einfachem, stärker eingeritztem Linienornament versehen; (s. Textfigur 41).

H = 12 cm, B = 5·5 cm, gD = 18 cm,
Md = 16 cm, Wd = 0·5 cm

Diesen Urnen lag ein trepanirter, hyperdolichocephaler Schädel (Gruppe 3) ohne Gesichtstheil bei, der mit Asche bedeckt ist und dessen Fundstelle nicht angegeben erscheint. Ein länglicher Einschnitt befindet sich auf der rechten Seite, beginnt oberhalb des Schläfenbeines, verläuft längs der Kronnaht und liegt somit sowohl in dem Stirn- als in dem Scheitelbeine. Derselbe ist 5·5 cm lang und 4 cm breit am Aussenrande seiner Wände; die Schnittflächen verlaufen vorn und hinten schief nach innen und sind 0·8—1 cm breit; oben und unten sind dieselben ziemlich steil und kürzer; der Innenrand derselben ist schwach und dünn, der Aussenrand abgerundet.

Da die Schnittflächen mit einem Steinwerkzeug erzeugt sind und eine Trepanation aus der Metallzeit, in der man sich noch des Steinmessers zu diesem Zwecke hätte bedienen können, nicht bekannt ist, dürfte der Schädel einer der bei Lobositz häufigen neolithischen Fundstellen angehören. Die Schnittflächen zeigen keine deutliche Bildung eines neuen Knochengewebes und die schwammige Diploë liegt frei. Das Individuum hat also die Trepanation nicht lange überlebt, welche um sein dreissigstes Lebensjahr herum an ihm vorgenommen wurde. Die Beschaffenheit der Schnittflächen stimmt vollkommen überein mit der von Kopernicki [1]) angeführten Art des Trepanationsvorganges, wie ihn auch Broca für die aus der neolithischen Zeit Südfrankreichs stammenden Schädel annimmt. Sowohl das Loch als auch der Schädel selbst stimmen in Form und ihren Dimensionen mit dem von Kopernicki (a. a. O.) beschriebenen, männlichen Schädel aus Strupčic bei Komotau in Böhmen überein. Eine „Trepanation posthume" ist an den Rändern unseres Exemplars nicht wahrnehmbar.

Index 67 8, Stirnbreite unten 99, oben 105; Umfang 541. Bogenlänge 370, davon entfallen 125 auf das Stirnbein, 125 auf das Scheitelbein und 120 auf das Hinterhauptbein.

2. Urnenfeld bei den Lobositzer Ringöfen.

Aus dem unmittelbar bei den Lobositzer Ringöfen befindlichen Urnenfelde, das durch Lehmabgrabungen zu Tage kam, verdanke ich Herrn Prof. Dr. Franz Ritter von Ržiha die nachfolgenden Objecte.

Ein kleines krugförmiges, niedrig bauchiges Gefäss aus röthlichem Lehm, aussen glänzend graphitisch schwarz; etwas gebrannt; mit vertieften, herumlaufenden Linien unter dem Halse; von freier Hand verfertigt (s. Textfigur 42).

H = 10 cm, B = 5 cm, gD = 12·8 cm,
Md 7·5 cm? Wd = 0·4 cm.

[1]) Mittheil. d. Anthrop. Ges. Wien 1882. B. XII; ausführlicher: Památky arch. Prag 1883. B. XII. Heft 6.

Einen kleinen Napf mit Henkel, aus rothgelbem Lehm, von freier Hand, etwas gebrannt, aussen braun (s. Textfigur 43).

H = 6·3 cm, B = 3 cm, gD = 8·5 cm,
Md = 5·4 cm, Wd = 0·3 cm.

Ein kleines Näpfchen ohne Henkel, aus lichtem Lehm, von freier Hand gemacht, schwach gebrannt (s. Textfigur 44).

H = 4, B = 2 cm, gD = 6·4 cm,
Md = 4·3 cm, Wd = 0·3—0·35 cm.

Ein kleines Näpfchen mit Henkel, sehr primitiv, offenbar eine Kinderarbeit; aus braunem Lehm, aussen graphitisch schwarz (s. Textfigur 45).

H = 4·5, B = 2 cm, gD = 4·8 cm,
Md = 4·8—5·2 cm, Wd = 0·2—0·3 cm.

Ein Conglomerat gebrannten, fest miteinander verbundenen Weizens von metallisch glänzender, eisenschwarzer Farbe.

Fig. 45. Fig. 42. Fig. 43. Fig. 44.

Thongefässe von den Ringöfen bei Lobositz; alle Figuren 1/6 n. Gr.

Die genannten Gefässe sind wohl nur Beigefässe, welche zu grösseren Urnen, wie es scheint, als Liebesgaben von Kindern, hinzugesetzt wurden.

Herr Fr. Tschinkel berichtet, dass am rechten Elbeufer bei Čalosic ein aus starkem Golddraht verfertigter Halsschmuck und ein Helmfragment gefunden wurden, welche Objecte die Finder zerschlagen und unter sich vertheilt haben sollen.

s) Wallburg am Razi-Berg.

An die von mir in Südböhmen entdeckten und in meinen beiden früheren Berichten beschriebenen Wallburgen (Hradiště) reiht sich die vom Herrn Prof. Fr. Lukas entdeckte kleine Wallburg am Berge „Razi“ (na hradci), westlich bei Krummau an, über welche er kürzlich berichtete [1]).

t) Verschollene alte Dörfer.

1. Palčice im Mlaker Revier (Audraž). Das gestörte und unebene Terrain, auf welchem dieses Dorf gestanden ist, liegt im Walde und ist leicht zu erkennen. Beim Durchschreiten desselben fand ich einen groben Graphitscherben vom Rand eines Kessels mit eingeprägten Zeichen, ferner einen Eisensporn zum Anschnallen mit knieförmig umgebogenen Armen und einer dornförmigen Spitze.

2. Čirhan im Revier von Poněšic. Auf einem gestörten Terrain fand in der Nähe der Einschichte Čirhan Se. Durchlaucht Prinz Johann zu Schwarzenberg die Mauerreste eines alten Ofens unter einem mächtigen Baumstrunke. Ich untersuchte die Stelle und die Umgebung und fand, dass hier eine verschollene Ansiedlung vorhanden war. Der Ofen hatte eine viereckige, aus langen, zugehauenen und kleineren, gelegten Steinen bestehende Grundlage von 1·8 m Seitenlänge; darüber lag eine Schichte gebrannten, mit Sand vermengten Lehms, worauf Ziegelreste folgten, zwischen denen viele dicke Graphitscherben, namentlich vom Rande eines grossen Kessels, sowie auch einige mittelalterliche Scherben gelegen sind. In der Umgebung kamen ebenfalls mittelalterliche, aber auch einige Stücke schwach gebrannter Scherben und ein Stück Gusseisen vor. Jedenfalls stand hier auf einem viereckigen Herde ein grosser Kessel, doch ist da sicherlich nicht Eisen oder irgend ein Metall geschmolzen worden; der Ofen diente zu anderen Zwecken.

[1]) Mittheil. d. Anthropol. Ges. Wien. Sitzber. 1886, Nr. 6, November.

INHALT.

	Seite
I. Paläolithische Zeit	72
Neue Faunenreste aus verschiedenen Orten Böhmens	72
II. Neolithische Zeit	72
a) Axt von Mlak bei Písek	72
b) Axt von Holický bei Wittingau	73
c) Funde von Bzí und Lopata bei Stiahlau	73
d) Beil von Liebschausen	73
e) Steinhammer aus Vršovic	74
f) Neolithische Ansiedlung Krp (Melník)	75
g) Neolithische Reste am Hradiště bei Kuttenberg	78
III. Metallzeit	80
a) Depôtfund von Bronzen bei Plavnic	80
b) Grabhügel bei Plavnic	82
c) Nekropole von Plaben (Plavo)	83
d) Grabhügel bei Albrechtec	83
e) „ bei Audraž	85
f) „ bei Doubrava	85
g) „ im Neuthiergarten (Frauenberg)	87
h) „ im Walde Kukle bei Poněšic	88
i) Nekropole von Kostelec	88
k) Grabhügel bei Libějic	89
l) „ in Gross-Písečná (Protivín)	90
m) „ (?) von Skal (Protivín)	91
n) Depôtfund von Křtěnovo (Moldautein)	91
o) Nekropole Klobasna bei Weselí	92
p) Bronzefunde in der Umgebung von Pisek	92
q) Grabhügel in der Umgebung von Stiahlau	93
r) Urnenfelder bei Lobositz	94
s) Wallburg am Razi-Berg	95
t) Verschollene alte Dörfer	95

Erklärung der Tafel.

Fig. 1, 2, 3, 4.	Flachcelte aus Bronze, Depôtfund von Plavnic	Fürstl. Schwarzenb. Museum Ohrad.
„ 5.	Bronzemeissel „ „ „	„ „ „ „
„ 6 u. 7.	Handnadeln (Stricknadeln) aus Bronze, von daselbst, vorne u. seitlich.	„ „ „ „
„ 8 u. 9.	Handnadel (Häkelnadel) „ „ „ „ „ „ „	„ „ „ „
„ 10.	Arbeitsnadel aus Bronze, von daselbst.	„ „ „ „
„ 11.	Haarspirale „ „ „ „	„ „ „ „
„ 12.	Buckel aus Bronze, von oben, Nevězic	Städtisches Museum in Pisek.
„ 13.	Derselbe, im Profil, Nevězic	„ „ „ „
„ 14, 15, 16, 17.	Randverzierungen gleicher Exemplare (Buckeln), Nevězic	„ „ „ „
„ 18.	Armring aus Bronze, seitlich, Neuhof	„ „ „ „
„ 19.	Ein Ende desselben von oben, „	„ „ „ „
„ 20.	Bronzenadel, Hůrka	„ „ „ „

NB. Die Figuren 1—11 in $^1/_2$, 12—17 in $^1/_5$, 18 in $^3/_4$, 19 in $^1/_2$ und 20 in $^1/_1$ n. Gr.

Ueber Schrifttafeln von der Osterinsel.

Von

Dr. M. Haberlandt.

(Mit 1 Tafel.)

Die Osterinsel, jenes einsam im östlichsten Punkte der Südseewelt belegene kleine Eiland, beansprucht besonders in neuester Zeit als die Stätte einer merkwürdigen prähistorischen Cultur, deren Erforschung vielleicht auf die Vorgeschichte der zwei benachbarten Continente neues Licht werfen wird, das lebhafteste Interesse der ethnologischen Welt. Namentlich sind es die auf der Insel vorgefundenen Ueberreste monumentaler Art, welche dies Interesse schon seit Langem genährt und rege erhalten haben, Ueberreste, die hauptsächlich in kolossalen roh behauenen Steinstatuen von grosser Zahl, in häufigen Resten bedeutender Steinbauten, ausgedehnten Fundamenten, Gräberbauten, halbverschütteten Steinhäusern mit farbigen Figuren und Einritzungen u. dgl. mehr bestehen. Seit Roggewein's Bericht darüber (1728) hat sich die Forschung, so gut als dies bei dem so abseits gelegenen fernsten Aussenposten Polynesiens der geringe Verkehr ermöglichte, mit jenen Monumenten einer entschwundenen Cultur abgegeben, ohne dass man erheblich über das blosse Fragen und Zuwarten hinausgekommen wäre. Einen neuen Impuls erhielten nun diese Forschungen durch das Bekanntwerden einer in ganz Polynesien fremden und unbekannten Erscheinung auf der Osterinsel, nämlich durch die Auffindung der sogenannten Schrifttafeln von Rapanui, mit welchem Namen das Eiland ganz allgemein in Polynesien bezeichnet wird. Der Entdecker der ersten (3) Holztafeln war der katholische Missionär Roussel; zwei von denselben übersandte er durch Prof. Philippi an das Museum in Santiago, der seinerseits Abdrücke und die ersten Mittheilungen darüber nach Berlin gelangen liess. Eine dritte gelangte durch den Bischof von Tahiti nach Paris. Der Entdecker der ersten dieser überaus interessanten Documente hat davon über 20 gesehen, die in den verschiedenen Familien aufbewahrt wurden. Davon sind einige inzwischen bereits in den Besitz europäischer Museen gelangt, und auch das k. k. naturhistorische Hofmuseum erwarb vor einiger Zeit zwei solche Exemplare[1]), welche eben die Veranlassung dieser Zeilen sind.

Die Tafeln sind, wenn man die verschiedenen Beschreibungen und Berichte zusammenhält, im Allgemeinen von sehr verschiedener Grösse, und nach Dr. Maclay, der circa 10 dieser Tafeln auf seinen Reisen selbst sah, auch aus verschiedenen Holzarten gefertigt, obwohl wieder andere Angaben dahin lauten, dass nur das Holz des einzigen auf der Insel vorkommenden „Toro-miro"-Baumes, einer Edwardsia-Art, dazu verwendet wurde. Wenn wirklich eine Verschiedenheit des Holzmateriales zu constatiren wäre, so würde dies wohl daraus zu erklären sein, dass die Einwohner von Rapanui wegen empfindlichen Holzmangels wohl auch angeschwemmtes Holz, wie sonst, zu diesen Tafeln gebrauchten. Wenigstens zeigt das grössere unserer 2 Stücke deutliche Spuren längeren Aufenthalts im Wasser, Maclay führt sogar an, dass ihm eine Tafel vorgekommen sei, die ihm ursprünglich nichts als das breite Ende eines europäischen Ruders gewesen zu sein schien. Diese beiderseits gut geglätteten Tafeln zeigen sich nun über und über, reihenweise angeordnet, mit hieroglyphen-

Literatur: Meinicke: Die Holztafeln von Rapanui. Z. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. 1871, p. 548. — Philippi: Ein inschriftl. Denkmal v. d. Osterinsel. ibid. 1870, p. 469. — Philippi: Ueber die Hieroglyphen der Osterinsel und über Felseinritzung in Chile. Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. VIII. 1876, p. 37. — v. Maclay: Ueber die Rohau rogo oder die Holztafeln von Rapanui. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. VII. 1872, p. 81. — Bastian: Zur naturw. Behandlungsweise der Psychologie etc. Cap. VII mit Tafel. — Harrison: Journal of the Anthr. Instit. London. III, p. 370 ff. — Geiseler: Osterinsel. — H. Stolpe: Ymer 1883, p. 182 ff. mit Taf. — Philippi: Isla de Pascua. Santiago 1873. — A. B. Meyer: Die Bilderschriften des ostindischen Archipels.

[1]) Durch die Schenkung einer ethnographischen Sammlung von der Osterinsel seitens eines Gönners unseres Institutes, des Herrn Baron von Westenholz, k. k. Generalconsuls in Hamburg.

artigen Zeichen bedeckt, welche gewöhnlich mit scharfen Splittern von Obsidian (Lavaglas vom Materiale der Lanzenspitzen auf der Osterinsel) auf die glatten Holztheile eingeritzt [1]), selten in halberhabener Arbeit daran ausgeschnitzt vorkommen. Die Zeichnungen der einzelnen Figuren sind sämmtlich in einer Linie von gleicher Höhe und bleiben sich auch über die ganze Tafel hin, die sie gewöhnlich auf beiden Seiten bedecken, gleich. Höchst schmale Räume nur bleiben zwischen den Zeilen, ja auf einzelnen Exemplaren ist die ganze Oberfläche mit jeder Unebenheit, jeder Aushöhlung und allen Kanten mit der eigenartigen Schrift bedeckt. Eigenthümlich ist die Anordnung der Zeichen über der Tafelfläche. Der Anfang steht unten rechts und die Lesung geht nach links. Ist diese Zeile zu Ende, so fängt die zweite Zeile wieder rechts an, die Schrift steht in der zweiten Zeile jedoch auf dem Kopf, so dass das Brett zuerst umgedreht werden muss, um gelesen werden zu können, und so geht es abwechselnd weiter — eine Schriftanordnung, welche sich vielleicht aus der Gewohnheit oder dem Beispiel der ornamentalen Verzierung im Verein mit der Beobachtung erklärt, wie schwer und unsicher ungeübte Leser (z. B. unsere A-B-C-Schützen) von einer auf die andere Zeile übergehen, wenn sie wie in unserer Schrift untereinander folgen — wobei noch die besondere Breite der Schrifttafeln zu berücksichtigen ist, welche ein leichtes und sicheres Ueberspringen besonders erschwert. Die Handlichkeit der mässig grossen Tafeln begünstigt zudem die bei anderm Schriftmateriale etwas umständliche Procedur des fortwährenden Umdrehens in der Hand.

Die Gestalt der einzelnen Figuren anlangend, sehen wir bei aufmerksamer Betrachtung bald, dass zahlreiche Wiederholungen derselben Figuren, in denen wir menschliche, thierische und Mischgestalten mit Vogelköpfen in verschiedenen Stellungen und Bewegungen erkennen, vorkommen. Bei der primitiven Darstellung und der offenbar stylisirten Form der Figuren ist es schon eine recht missliche Aufgabe, die einzelnen Zeichen selbst richtig auf ihr Object zu beziehen.

Zunächst kommt von anderer Seite als den Schrifttafeln selbst eine kleine Hilfe. Es lässt sich nämlich erkennen, dass die schon an den Verzierungen der Steinhäuser und anderwärts bekannt gewordenen Figuren und Einritzungen auch in den Schrifttafeln wiederkehren, wie z. B. die Figuren der Erronié, affenartiger Geschöpfe mit Vogelköpfen , Mhanus, doppelköpfiger Pinguine , Rapas, wohl auch die Ruderkeule Hiki Nau , die Zahlzeichen, welche das Bild aufgereihter viereckiger Holzstücke repräsentiren, mit denen die Osterinsulaner zu zählen pflegen. Daneben gibt es eine Reihe ziemlich leicht erkennbarer Zeichen, wovon besonders der Engländer Harrison im Londoner Anthropologischen Institut eine stattliche Anzahl zu interpretiren versuchte, wie z. B. die Figuren , welche Maké Maké, den Gott der Eier, darstellt, der durch die Eier der Seevögel — die Hauptnahrung auf Rapanui — repräsentirt wird, oder , welche die Gewinnung des Seetangs deutlich darstellt, oder eine Figur, die einen Fischfang bezeichnet. Daneben sind die Bilder von Fischen, Canoe, den weiblichen Geschlechtstheilen, Schildkröten, Bäumen, verschiedener menschlicher Figuren in allen möglichen Stellungen, laufend mit erhobenen, hängenden Armen, angreifend oder fliehend u. s. w. zu beobachten. Z. B.

Einzelnheiten dieser Figuren anlangend, lässt sich vielleicht bemerken, dass die vogelförmigen Köpfe wohl die maskenartigen Helme erkennen lassen, die in Polynesien häufig vorkommen. Die Ohrvergrösserung an einigen Figuren ist wohl auf die Ohrvergrösserungen zu beziehen, die auch auf den geschnitzten Holzfiguren der Osterinseln, zumeist Idolen, zu er-

[1]) So viel wir aus dem uns zu Gesicht gekommenen Material beurtheilen können, scheint hiebei bei den verschiedenen Tafeln eine etwas verschiedene Technik angewendet worden zu sein. Während einige die Zeichen in der Weise, wie es die nebenstehende Figur 3 im Querschnitt versinnlicht, eingeschnitten zeigen, ist auf andern einfach eine parallele Incision vorhanden, die gewöhnlich auf der einen Seite etwas tiefer geführt ist. Die Arbeit zeigt meist eine flinke, geübte Hand, wie aus der sehr schönen und reinen Führung der Schnitte und dem häufigen Hinausfahren über die Umrisse der Figuren hervorgeht: mit anderen Umständen ein Zeichen, dass es berufsmässig geschah.

kennen sind, und haben schwerlich einen symbolischen Sinn, etwa dass durch die ausgespreizten Ohren aufmerksames Hören angedeutet würde, wie z. B. die indianischen Tafeln dasselbe durch eine Wellenlinie um die Ohren bezeichnen. Andere Zeichen freilich wieder bleiben völlig dunkel und muss neues Material abgewartet werden, das vielleicht durch Vergleichung Anhaltspunkte zu ihrer Deutung gewährt.

Dass es sich nun bei diesen Schrifttafeln, welche von den Eingebornen selbst „Rohau rogo rogo“, „sprechendes“ oder „verständliches Holz“ genannt werden, offenbar um keine phonetische Schrift handelt, sondern um das, was man seit W. v. Humboldt's scharfsinniger Unterscheidung Ideenschrift, als das niederste Stadium der Schriftausbildung, zu nennen pflegt, ist für Jeden, der mit den hier vorkommenden Fragepunkten nur etwas vertraut ist, von vornherein klar. Ansichten, wie die zuerst von Prof. Huxley ausgesprochene, dass wir es hier mit gar keinen Schriftdenkmälern, sondern mit Drucktafeln zum Bedrucken der Zeuge, der Tapastoffe etc. zu thun hätten, sind längst widerlegt, ebenso die Meinung Anderer, es seien das eben nur Anordnungen ornamentaler Motive und Figuren, die vielleicht in ihrer Gänze wohl einen Ideenkreis darstellten, ohne doch der Gedankenbildung sozusagen Satz für Satz zu folgen, wie dies z. B. bei den merkwürdigen Zeichentafeln von Minahassa auf Celebes oder den von den Palaos- oder Pelewinseln in der Südsee der Fall ist. Auch diese Ansicht hält gegenüber den in der Zeichenfolge unserer Schrifttafeln gegebenen Kriterien der Beurtheilung nicht Stich. Es ist unleugbar, wie aus der gruppenweisen Verbindung, meistens zu zwei, auch zu drei und mehr der Figuren, sodann auch ihrer Trennung durch eigene Zeichen ||, aus den Wiederholungen mancher Combinationen ohne oder mit theilweiser Veränderung hervorgeht, eine Schrift, freilich eine Schrift, die noch keineswegs zur genauen Wiedergabe eines grammatisch artikulirten Denkens geeignet ist. Wohl aber würde sie z. B. die Eignung besitzen, einen Sprachstoff, wie etwa den chinesischen, wo die einzelnen Elemente der Anschauung, wir würden sagen, unsere Satzglieder, ohne grammatische Beziehung auf einander, lediglich durch eine feste Art der Verknüpfung und Anordnung miteinander zum Ausdruck eines mehrgliederigen Gedankens verbunden sind, schriftlich wiederzugeben. Sie befindet sich also als Schrift genau in demselben Stadium, wie die einsilbigen Wurzelsprachen, z. B. die chinesische, als Sprache. Mit dieser Erkenntniss ist freilich nur methodisch etwas für die Deutung dieser Tafeln gewonnen, indessen gewährt sie immerhin eine feste Unterlage, auf der weitere Entzifferungsversuche, die durch stete Vergleichung des wahrscheinlich und hoffentlich stets noch anwachsenden Materiales ja zu controliren sind, vorgenommen werden können.

Vor zwei Jahren hat sich zudem im Gegensatz zu der früheren Ueberzeugung der gelehrten Kreise, dass diese Kunst der Schrift und das Verständniss derselben einem untergegangenen Volke, einer entschwundenen Culturepoche angehöre und heutzutage die Kunde davon nicht mehr fortlebe, zum Glück herausgestellt, dass die Tradition hierüber auf Rapanui selbst noch nicht gänzlich abgerissen und die Schrift gegenwärtig noch daselbst den Eingebornen bekannt ist, wenn auch nur wenigen.

Die Schreibkunst, deren Documente vorzugsweise unsere Tafeln sind, die daneben aber auch auf Steinidolen, hölzernen Brustschildern und Felsenplatten Spuren zurückgelassen hat, war seit jeher wohl nur den Königen und Häuptlingen bekannt, das niedere Volk beherrschte sie weder schreibend, noch lesend. Aus alten eingebornen Häuptlingen, aus denen überhaupt eine noch nicht gänzlich verwischte Tradition sprach, hat nun die deutsche Durchforschungscommission der Corvette „Hyäne“, mit ihrem verdienstvollen Capitän Geiseler an der Spitze, im Jahre 1883 gelegentlich der ethnographischen Durchforschung der Insel herausgehört, welche Anwendung die primitive Schreibkunst, insbesondere hinsichtlich ihrer merkwürdigsten Denkmäler, unserer Schrifttafeln, fand. Es stellte sich heraus, dass der Gebrauch der Schrift nach der Tradition vornehmlich in zwei Fällen stattfand, erstens in Form der Holztafeln, um Geschlechtsregister zu verzeichnen, zweitens um kurze Notizen über wichtige Angelegenheiten, die man einem Boten nicht mündlich übertragen mochte, an Häuptlinge anderer Dörfer zu vermitteln. Damit würde sich die alsbald nach dem Bekanntwerden der ersten Tafeln ausgesprochene Vermuthung Meinicke's, dieser bekannten Autorität in der Erforschung Polynesiens, bestätigen, welcher schon 1871 die Schriftbretter für Genealogie-Tafeln nach Art der in Polynesien auch sonst häufig vorkommenden Geschlechtsregister erklärte.

Es ist bekannt, dass die polynesischen Völker in Folge ihrer eigenthümlichen Ansichten über ihre vornehmen Geschlechter, welche sie in eine so enge Verbindung mit ihren Göttern brachten, grosse Sorg-

falt auf die Erhaltung der Genealogien der edlen, namentlich der königlichen Geschlechter verwandten. Die Hawaier wussten so (natürlich vermeintlich) die Reihe der Vorfahren ihres berühmten Königs Kamehameha bis auf 67 (?) Generationen anzugeben; in Nukahiva wusste der König des Stammes Teii, Keatanui, seine Vorfahren bis auf die 88. (!) Generation anzugeben u. s. w. Sollten nun diese Völker nicht auf ein Mittel, ihr Gedächtniss in der Erhaltung so ausgedehnter Stammbäume zu unterstützen, bedacht gewesen sein? In der That hat man solche Behelfe, sich der Reihenfolge der Generation zu erinnern, in der polynesischen Welt bei einzelnen Stämmen entdeckt. In Neuseeland pflegen die Priester, hier wie bei allen Polynesiern die Bewahrer und Hüter aller Kenntnisse, zu Zeiten hölzerne, offenbar verschieden bezeichnete Pflöcke in die Erde zu stecken und sich an diesen der Namen der Gestorbenen zu erinnern. Auf Tahiti pflanzten die Tahua, eine erbliche Priesterschaft, in rythmisch fixirten Geheimliedern die genealogische Chronik der Häuptlinge fort. Noch näher kommen, wenn Ausblicke auf andere, nicht stammverwandte Völker gestattet sind — und es ist das gestattet, da wir es hier ja lediglich mit psychologischen Entwicklungsgraden einer und derselben Erscheinung zu thun haben — noch näher kommen also unsern Schrifttafeln als Genealogien ähnliche Erscheinungen bei den nordamerikanischen Indianern. Wir treffen dort ähnliche Vorstufen und Substitute der Schrift: zunächst wäre an die von den Jägern der Chippeway getragenen Birkenrindenstreifen zu erinnern, dann an die Tafeln bei den Dacota, die mit allerlei Figuren bedeckt sind, welche in ihrer Anordnung allemal einen bestimmten Sinn, Zauberformeln, Träume, Liebeslieder, Jagdereignisse etc. ergeben, der von den Eingeweihten abgelesen oder bei Tänzen abgesungen wird — daher ihr Name Singtafeln oder Nugamoonun.

Auch Ahnentafeln finden sich, und Kohl gibt eine lehrreiche Beschreibung einer solchen, auf der der Häuptling Loonfoot bis auf die neunte Generation zurück rechnete. Allerdings erhebt sich gerade aus diesen und ähnlichen Parallelen wieder ein Einwand, den vor Allem der Berliner Ethnologe Bastian vertreten hat: dass die Ostertafeln, um als genealogische Verzeichnisse gelten zu können, viel zu bunt und vielseitig seien, indem die auf Birkenrinde geschriebenen amerikanischen Ahnentafeln aus weiter nichts als aus Strichen, Punkten und Kreuzen bestehen, die sich in ziemlich regelmässigen Intervallen folgen und natürlich auch deutlich von einander abgegrenzt sind; indem ferner auch die mexikanischen Hieroglyphenbilder, sonst so verworren und buntscheckig, immer in eine feste Regelmässigkeit und Gleichartigkeit fallen, wenn dadurch Genealogien ausgefolgt werden sollen, und indem endlich auch das früher erwähnte polynesische Analogon aus Neuseeland eines höchst einfachen Apparates sich bedient, so dass also auch die Maori, die doch sonst mit ornamentalen Verzierungen nicht kargten, sich derselben in solchem Falle der Deutlichkeit wegen enthielten. Indessen, den bestimmten und glaubwürdigen Zeugnissen der Tradition gegenüber, die auch bereits über die Deutung einzelner Zeichen, wie gleich zu erwähnen, gesprochen hat, ist jeder aus Gründen allgemeinerer Art und fremden Analogien, die doch keine zwingende Beweiskraft besitzen, geschöpfter Einwand nicht stichhältig. Die Art und Weise, wie nach der Tradition die Schrift mit ihren Figuren zu interpretiren wäre, erklärt uns auch mit der Erhärtung der Thatsache, dass es genealogische Chroniken sind, die Mannigfaltigkeit der Figuren, die Bastian zu seinen Bedenken brachte.

Es wurde aus alten, der Schrift kundigen Eingebornen so herausgefragt, dass die Figuren Make Make darstellend, welcher als der Urerzeuger aller Kinder gilt, daher ihm auch alle Kinder geweiht werden, die Geburt einer Person bezeichnen. Soll nun angedeutet werden, dass die betreffende Geburt einer ehelichen Verbindung entsprossen ist so wird ein Zeichen, welches die Vulva der Frau darstellen soll, vor- oder nachgestellt, indem nämlich im Leben wirklich die Sitte bestand und noch jetzt besteht, dass bei der Eingehung einer ehelichen Verbindung der Ehemann sich die Vulva der Frau in ähnlicher Zeichnung etwa 2 Zoll gross vorn auf die Brust eintätowirt, zum öffentlichen Beweis, dass er verheiratet ist. Weitere, den ersteren Figuren stets unmittelbar folgende Zeichen zeigen dann, nach den Angaben der Eingebornen, die Zeit, zu welcher die Geburt oder Verheiratung, respective das Ereigniss geschah. Es erfolgt nämlich die Zeitbezeichnung in Rapanui nach dem Einsammeln der wichtigsten Nahrungsmittel, der Seevögeleier, des Meertanges, der Fische etc. Die betreffenden Zeichen sind und oder einfach . Die erste Figur stellt

unzweifelhaft eine Person mit aufgefischtem Seetang vor, also die Zeit des Genusses, beziehungsweise des Einsammelns des Seetang. Die andere, ein an der Angel hängender Fisch, bedeutet die Hauptfischzeit. Ebenso mag es mit den Darstellungen der Schildkröten , Bäume etc. sein. Die beobachtete Mannigfaltigkeit der Zeichen, weit entfernt, gegen die Auffassung der Tafeln als Genealogien zu sprechen, bekräftigt also, wenn richtig gedeutet, dieselbe vielmehr. Man muss sich auch nur den richtigen Begriff von der Beschaffenheit solcher genealogischen Chroniken bei den Naturvölkern gemacht haben, um die Beschaffenheit unserer Tafeln mit ihrer behaupteten Bedeutung ganz im Einklange zu sehen. Das Ganze stellt ja, von einer mythischen Spitze mit legendenhaften Einzelnheiten auslaufend, nur stets eine Kette von Sagen und Fabeln dar, welche erst zuletzt, vielleicht in 3 Gliedern, in eine regelmässigere Berichterstattung übergeht.

Es geht daraus nun auch schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass die Schriftafeln, wenn einmal vielleicht noch durch Benutzung der letzten Restchen alter einheimischer Tradition und mühselige und scharfsinnige Forscherarbeit entziffert, jedenfalls nur einen höchst geringen historischen Werth haben werden, dass keinesfalls tiefere historische Erkenntnisse und Winke von ihnen zu erwarten stehen. Dazu sind sie wahrscheinlich auch schon nicht einmal alt genug. Denn schwerlich sind sie in ihrem Ursprung viel älter als die Entdeckungszeit der Insel anzusetzen. An mehreren Punkten hat nämlich die Bekanntschaft mit europäischer Schrift zu selbstständig weiter gebildeten Erfindungen bei Naturstämmen geführt. Unter dem Einfluss der befruchtenden Idee einer höheren Civilisation erhalten, wie beobachtet worden, die vorher ornamental zerstreuten Bilder gern eine regelmässigere Anordnung als Schriftsubstitute (Bastian). Nicht unmöglich, dass dies auch bei den Bewohnern der Osterinsel, die ja vor nicht zu langer Zeit sich einer erheblichen Cultur und Intelligenz erfreuten, seinerzeit der Fall gewesen ist. Wie dem auch sei, jedenfalls beruht der ganze Werth dieser interessanten Schriftdenkmäler auf dem psychologischen Interesse, dass sie als naive und durchaus originelle Versuche, Gedanken sichtbar darzustellen, auf einem Gebiete, welches dergleichen sonst nicht aufzuweisen hat, erwecken müssen. Sie stellen die späteste Stufe einer polynesischen Schriftentwicklung dar, zu der Vorstufen und höchst primitive Grade in den Zeichnungen der Nukahiver (Tätowirung), Palaos-Insulaner, Neu-Caledonier u. s. w. (s. A. B. Meyer: Die Schriftzeichnungen des ostindischen Archipels) erkannt und studirt werden müssen.

Bemerkungen zu den Tafeln.

Unsere zwei Tafeln, verschieden an Grösse und durch den Erhaltungszustand, repräsentiren neben den bisher bekannt gewordenen Schriftstücken der Osterinsel nicht nur eigenartige Formen, sondern geben auch inschriftlich ein immerhin bemerkenswerthes neues Material an die Hand.

Die durch Fig. 1 (Taf. X) zur Ansicht gebrachte grössere Schrifttafel (grösste Maasse 28·5 × 14 cm), von, wie die Ansicht zeigt, sehr schlechtem Erhaltungszustande, zeigt nur mehr auf einer (der abgebildeten) Seite Zeichen und Zeichenreste in der bekannten (Boustrophedon-) Anordnung, im Ganzen 61 an Zahl, von denen freilich die Mehrzahl nur zum geringeren Theile erhalten ist und nach Analogien ergänzt werden muss. Im Ganzen herrscht auf diesem Stück eine ausserordentlich geringe Mannigfaltigkeit von Zeichen im Vergleich zu andern Tafeln (z. B. unserer II.), die figuralen Zeichen treten ganz in den Hintergrund, die ornamentalen oder vielleicht richtiger schriftzeichenmässigen treten in den Vordergrund. Es ist, als ob dieses Stück entweder einen von dem der übrigen Tafeln sehr abweichenden Inhalt von grösster Einförmigkeit besitze oder als ob hier eine andere, und zwar spätere Stufe der Schriftentwicklung auf der Osterinsel vorliege, auf welcher die Stylisirung und Vereinfachung der Zeichen schon weiter gediehen ist. Uebrigens ist dabei auch der üble Erhaltungszustand der Tafel zu berücksichtigen, welcher die Buntheit der Figurenzeichen vielfach behindert hat; andererseits zeigen aber die nicht auf einem Fleck beisammen stehenden, sondern auf der ganzen Fläche vertheilten Schriftüberreste wohl den herrschenden Charakter der Tafel überhaupt gleichsam als Stichproben an. Auffallend ist das schiefe Kreuz oben in der Mitte (*a*); mir ist das Zeichen auf den Abdrücken und Originalien, die mir von Osterinseltafeln zu Gesicht gekommen sind, nicht unterlaufen; es ist möglicherweise das Werk eines Falseurs, der sich an der sonst übrigens unzweifelhaft echten Tafel versucht hat (vgl. dagegen das Zeichen *b*). Im Uebrigen erscheinen fast durch-

wegs bekannte und gewöhnliche Figuren, am häufigsten die emporgestreckten linken Arme mit der Greifhand, auf deren Deutung wir uns wohl nicht einlassen können; daneben der winkelige Haken, der Trennungsbalken, Fische, Pinguin etc., letztere freilich relativ selten. Das Stück hat so seinen Werth wohl als Repräsentant der interessanten Gattung für eine ethnographische Sammlung, wird aber schwerlich viel verwendbares Material zur Erforschung der Schriftzeichen und Schriftart enthalten.

Anders verhält sich dies bei unserer II. Tafel, die wir einmal (Taf. X, Fig. 2) nach ihrer vorderen Seite als Bild reproduciren und sodann rücksichtlich der auf ihr befindlichen Schriftzeichen als aufgewickelten Text (Fig. 2 *a*) wiedergeben. Trotz ihrer geringeren Dimensionen (25·5 × 5·2 cm) ist diese über und über mit einer Fülle eigenartiger Zeichen in deutlicher, nur manchmal verwischter Ausführung bedeckte Tafel ein sehr werthvolles Denkmal. Sie enthält 173 meist sehr gut erkenntliche Zeichen und Zeichenreste, die in einer etwas andern Technik angebracht sind, als auf der I. Tafel. Bemerkenswerth ist, dass auch die Vorder- und Rückseite der II. Tafel, sowohl was die Arbeit des Einschneidens, als die Mannigfaltigkeit und Zusammensetzung der Figuren betrifft, deutlich von einander unterschieden sind. Die Abwicklung des Textes, wodurch es möglich wird, alle auf der Tafel vorhandenen Zeichen in ihrer Aufeinanderfolge zu übersehen, wird besser als jede Beschreibung dienen, die Menge des neuen Materiales, die unserer Kenntniss von dieser eigenartigen Schrift hier zufliesst, zu erkennen. Um Materialbeschaffung handelt es sich ja noch immer in erster Linie bei dem wohl erst von der Zukunft zu lösenden Problem des Osterinsel-Schriftthums.

SREĆA.

Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Die bisher fast gar nicht beachtete und den Mythologen kaum dem Namen nach bekannte Sreća[1]), erscheint bei eingehender Betrachtung ihrer Abstammung und ihrer mannigfachen Beziehungen zu verschiedenen mythischen Anschauungsweisen als eine der bedeutsamsten und bemerkenswerthesten Gestalten des südslavischen Volksglaubens.

Während im Allgemeinen mythische Wesen oberen und unteren Ranges zumeist als vermenschlichte Aeusserungen besonders auffälliger, weil nachhaltig wirkender Naturkräfte sich darstellen, nimmt die Sreća ihnen gegenüber eine Sonderstellung ein, insoferne sie nämlich als Glücksgöttin ihre höhere Entwicklung grösstentheils ästhetisch speculativer Abstraction, dem Sinnen und Nachgrübeln des Menschen über die Räthsel so vieler unverhoffter und unerwarteter Wechselfälle im Leben zu verdanken hat, wo man Wirkungen sah oder zu sehen glaubte, ohne dass irgend welcher äusserer, dem primitiven Anschauungsvermögen einleuchtender Grund der Erscheinungen vorgelegen wäre. Ich meine hier solche Fälle, wo man füglich den Grund bei den Elementargöttern nicht suchen mochte, weil die sichtbaren Wirkungen mit den hergebrachten Vorstellungen vom Wesen jener Gottheiten förmlich im Widerspruch standen. Da keimte im dichterischen, nach einem Causalnexus forschenden Sinne des mythisch denkenden Menschen die Vorstellung auf von der Existenz eines neuen, eigenthümlichen, göttlichen Wesens, welches der eigentliche Urheber jener überraschenden Vorkommnisse sein müsse.

Die Sreća neigte in Folge der ihr vom Anfang an eigenen Verschwommenheit dem Synkretismus in hohem Masse zu. Im gegenwärtigen Volksglauben vereinigt sie in ihrem Wesen viele von einander verschiedene mythische Bildungen und Vorstellungen. Sie ist eben keine primäre, sondern eine secundäre, eine in der Reihe mythischer Wesen verhältnissmässig junge Gestalt. Nachdem die vorchristlichen,

[1]) Vgl. Ethnographische Fragebögen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. I. Südslaven von Dr. Friedrich S. Krauss. Wien 1884. S. 10. Fr. 178.

volksthümlichen Gottheiten der Südslaven durch das Christenthum und den Islam verdrängt worden waren, übernahm allmälig die Sreća einige wichtige Functionen, die ihr ursprünglich fremd waren. Wesentlich spricht man ihr nun das Amt einer Fors Fortuna, einer Tutela, des Fatum und zum Theil auch der Parca zu.

Solche Wandlungsprocesse vollziehen sich unter ähnlichen culturellen Verhältnissen auch bei anderen Völkern. Mit Bezug auf die Mythologie der Griechen und Römer bemerkte einmal zutreffend O. Jahn: „Bei der Häufung und Vermischung der verschiedenartigen Culte entstand ein leicht erklärliches Bedürfniss, die Kräfte der verschiedenen Gottheiten auf einen Punkt zu concentriren, was man am einfachsten dadurch zu erreichen suchte, dass man die Attribute möglichst vieler verschiedener Gottheiten auf eine häufte.“ [2])

Dieser gesetzmässigen Entwicklung zufolge musste die im Range aufsteigende dämonische Gestalt der Sreća dem Volksbewusstsein immer freier und unabhängiger als irgend ein anderes Wesen des Volksglaubens erscheinen. Sie hat die höchste Rangstufe erklommen, indem man sie Gott fast als ebenbürtig und ihm schier gleich an Macht und Kraft betrachtet.

Die Vorstellung von einer Sreća als Fors Fortuna beruht schon auf einer hoch gereiften künstlerischen Abstractionsgabe, wie man eine solche bei Naturmenschen nimmer voraussetzen darf. Auf einer bedeutenden Culturstufe steht ein Volk, wenn es eine derart fein gedachte und durchgeistigte Gestalt in seinem Volksglauben gezeitigt hat. Bei Naturvölkern begegnet man kaum mehr als sporadischen, schwachen Ansätzen zu einer Vorstellung vom personificirten Glück. Selbst die semitischen Völker kennen es vorzüglich nur durch die merkwürdig abstrahirte Metapher von den Sternen, obwohl daneben auch der Glaube an einen persönlichen Schutzgeist des Menschen vorzukommen pflegt, ähnlich wie bei den meisten Naturvölkern, nach deren, dem Animismus huldigenden Anschauung Alles und Jedes in der Natur nach Menschenart denkt und fühlt, beziehungsweise von einem Schutzgeiste beseelt ist.

Erst Völker der arischen Gruppe haben, einem ausdruckliebenden, künstlerischen Drange folgend — der als eines ihrer Hauptkennzeichen gegenüber den übrigen Völkersippen der Erde gelten mag — die Vorstellung vom persönlichen Schutzgeist höher ausgebildet und mit der durch Abstraction des Zufalls gewonnenen metaphysischen Wesenheit in Eins zu verschmelzen gewusst. Unberechenbar und unergründlich, wie ein jugendtolles, lebensfrohes, unbeständiges Mädchen, deren Liebe und Gunst nicht der schönste, der tüchtigste, der liebenswürdigste Jüngling erfährt, sondern nur jener, der eben ihrer unberechenbaren Augenblickslaune zusagt, gleich einer duftenden Menschenblüthe, nur noch rosiger und herrlicher, leichtbeschwingt, schönheitsvoll wie die Liebe selber, anmuthstrahlend und unfassbar wankelmüthig, bald sinnlos mit ihren Gaben verschwenderisch, bald filzig knausernd und hartnäckig trotzend, der einzige Spross ungekannter und unbekannter Eltern, der himmlischsten der Himmlischen ähnlich, die umworbenste und ersehnteste, die gepriesenste und auch wieder die verscholtenste aller Huldinnen, also erscheint die Räthselhafte in vielen Zungen besungen, bei den Indern als Lakshmî und Śrî [3]), bei den Griechen als Tyche, bei den Lithauern als Laima [4]) und Mahmina [5]), bei den Deutschen als Frô Saelde [6]) und bei den Südslaven als Sreća.

Welche Ausdehnung der Cult der Fortuna bei den Römern schon in frühester Kaiserzeit gewonnen hatte, ersieht man aus der schwungvollen Schilderung des älteren Plinius: Toto quippe mundo et omnibus locis omnibusque horis omnium vocibus Fortuna sola invocatur ac nominatur, una accusatur, una agitur rea, una cogitatur, sola laudatur, sola arguitur; et cum conviciis colitur volubilis, a plerisque vero et caeca existimata, vaga, inconstans, incerta, varia indignorumque fautrix. Huic omnia expensa, huic omnia feruntur accepta et in tota ratione mortalium sola utramque paginam facit [7]).

Bei den Indern und Lithauern ist die Göttin des Glückes auch zugleich Göttin der Schönheit und Jugend und des Reichthums. In Râmâyana wird

[2]) „Ueber den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten.“ In den Berichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Cl. VII. 1855, S. 50.

[3]) Der Name Śrî (nom. Śrîh für Śrîs = siris) wird mit dem lat. Ceres identificirt. William Jones nennt Lakshmî oder Śrî: „the Godess of Abundance.“ Die meisten Mittheilungen aus der indischen Mythologie verdanke ich meinem liebwerthen Studiengenossen Herrn Dr. Moriz Winternitz in Wien, dem gediegenen Kenner der alten Sanskrit-Literatur.

[4]) Vgl.: „Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten“ von Dr. Edmund Veckenstedt, Heidelberg 1883. S. 159—163.

[5]) Mahmina = Mutter, Göttin. Vgl. Magazin der lettisch. Gesellschaft. Mitau 1838, VI. 144. Cit. von O. Kolberg im Lud. Krakau 1874. VII. S. 250.

[6]) Vgl. Deutsche Mythologie von Jakob Grimm, II. S. 822 bis 833.

[7]) Naturalis historia, II. 22.

erzählt: Die Götter Asuras und Gandharvas quirlten den Ocean, um Nektar zu erhalten; da kamen auch allerlei andere Kostbarkeiten zum Vorschein, darunter die Göttin Lakshmî. Aus dem Schaume des gequirlten Oceans erhob sich die grosse Göttin [8]), in einem Lotos sitzend, in wunderbarer Schönheit, in der ersten Blüthe der Jugend, mit Schmuck bedeckt und mit allen günstigen Merkmalen ausgestattet. Geschmückt mit einem Kranze, mit Armbändern an den Armen, die schwarzen Haare in Locken dahinwallend und der Leib, der flammendem Golde glich, mit Perlenschmuck geziert. Sie erschien mit vier Armen, einen Lotos in der Hand haltend, im Angesicht von unvergleichlicher Schönheit. Nach einer anderen Legende soll sie schon bei der Schöpfung erschienen sein, schwimmend auf den ausgebreiteten Petalen einer Lotosblume. Als Liebesgöttin ist sie auch die Mutter des Liebesgottes Kâma. Wegen ihrer Verbindung mit der Lotosblume (padma) heisst sie auch Padmâ. Als ihr Gemahl tritt auf Vishnu oder Krishna, der daher auch Lakshmî-pati „Gemahl der Lakshmî" genannt wird. Doch ist Lakshmî auch ein Epitheton für jeden König; denn die Lakshmî wird namentlich auch als Fortuna regum, als der gute Genius der Könige personificirt, und in diesem Sinne erscheint sie als Gemahlin der Könige. Als Göttin des Glücks hat sie am häufigsten das Epitheton: „Die Wankelmüthige" (calâ, cañcalâ, capalâ, lolâ).

Der Genius des einzelnen Individuums mag als die erste Ausdrucksform des vermenschlichten Glücks angesehen werden. Die Vorstellung von einer ausserhalb des menschlichen Körpers dem Menschen zugetheilten Seele bildete wahrscheinlich die Grundlage, auf welcher der Glaube an Genien sich entwickelt hat. So erscheint der Genius schon da als zweites, gewissermassen entscheidendes Ich des Menschen. Nach dem Ableben des Individuums bleibt der Genius als der geistige und darum unzerstörbare Vertreter auf der Oberwelt, weilt gerne am Grabe seines Schützlings, wie überhaupt an Stätten, wo der Verstorbene bei Lebzeiten gerne sich aufgehalten. Auf diesem Untergrunde beruht vor Allem bei sehr vielen Völkern der Manen- und der Heroencultus. Beide Culte lassen sich kaum von einander trennen. Gewöhnlich treten sie gemischt auf, wie im Cult der Fravashis [9]).

Dort, wo in einer Familie oder einer Sippe ein Einzelner sich vor Allen besonders vortheilhaft zu Nutz und Frommen der Gemeinschaft ausgezeichnet hatte, wo unter dieses Einen Führung die Mehrheit ausnehmend wohl und kräftig gediehen war, mochte es leicht geschehen, dass sein Genius zum Genius des Hauses, der Familie, der Sippe und des Stammes erhoben wurde. So erwuchs mitunter aus der vorausgesetzten Gestalt des Genius eines Individuums der Genius der Gemeinschaft, der Hausgeist, der Sippenpatron [10]).

In ausgereiftester Gestalt tritt der Hausgeist und Genius auf als Tyche oder als Fortuna, der man auf Staatskosten Tempel erbaut und neben den höchsten Gottheiten Opfer darbringt. Zu Athen wurde auf der Akropolis die Tyche pherepolis, ἀκραία, zu Rom auf dem Quirinal die Fortuna Publica, Populi Romani, Quiritium, Primigenia [11]) verehrt. So gelangte in diesem combinirten Gebilde des Glaubens und der Kunst zum ersten Male bei zweien der Hauptvertreter des indogermanischen Völkerstammes ein gemeinsames Nationalbewusstsein zum Ausdruck; ein stolzes, erhebendes, inneres Empfinden beseelte nun Millionen gleichsprachiger Menschen, die sonst in keinem näheren, ihnen verständlichen, verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander standen, liess sie einander als die Glieder eines einzigen grossen Gemeinwesens erkennen.

So vom ersten Grunde ihrer äusseren und inneren Entwicklung betrachtet, erweist sich die Glücksgöttin als ein in Wirklichkeit mythisch empfundenes Gebilde, das organisch aus den einfachsten Uranfängen einer bestimmten Denkform wohl unbewusst und dabei doch ganz gesetzmässig emporgewachsen ist, im Gegensatze zur metaphorischen Auffassung vom Glück, wie es von Kunstdichtern und vom Volke im Sprichworte bewusst personificirt wird.

Der Schicksalsgott scheint mir seinem Ursprunge nach zum Theil nur ein anderer Erklärungsversuch zu sein für dieselben Wirkungen, welchen die Glücksgöttin ihre Entstehung verdankt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass beide Vorstellungen bei den Indo-

[8]) Gleich der Kyprischen Göttin, der Aphroditē, Aphrogeneia, Anadyomenē.

[9]) Vgl. „Erânische Alterthumskunde" von Friedrich Spiegel. Leipzig 1873. II. S. 95.

[10]) Vgl. „Sitte und Brauch der Südslaven". Nach heimischen gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. Friedrich S. Krauss. Wien 1885. S. 51—57.

[11]) Vgl. „Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie", herausgegeben von W. H. Roscher. Leipzig 1886, S. 1516: „Diese ist offenbar keine andere als die hochberühmte Fortuna von Praeneste, die der römische Staat zu seiner Glücksgöttin gemacht hat." Der Artikel „Fortuna" ist von R. Peter.

germanen vom ersten Beginn an nebeneinander aufgetaucht sind, die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, dass der Schicksalsgott, als das jüngere Product der mythenbildenden geistigen Thätigkeit der Völker anzusehen ist; denn seine Gestalt ist unendlich abstracter als die der Glückgöttin.

Als Personification des unberechenbaren und unverhofften Zufalls bildet die Glücksgöttin, genau genommen, den Gegensatz vom Schicksal. Das räthselhafte, unbestimmbare, ehern unabänderliche Verhängniss, das sich in völlig dunkler Unfassbarkeit geheimnissvoll verbergend, blos als letzte Nothwendigkeit des Wandels der Dinge kundgibt, ist zugleich auch der ausgesprochenste Gegensatz vom Genius. Doch die Glücksgöttin als Genius hat auch die Functionen eines Schicksalsgottes überkommen; sie lenkt und leitet die Geschicke der Menschen.

Erst durch eine weitere Abzweigung scheint das Schicksal gewissermassen als ausübende Organe seines Spruches die Geburts- und Schicksalsgöttinnen gewonnen zu haben. Wohl weisen letztere wie ersteres auf einen gemeinsamen Stamm hin.

Wie der Schicksalsspruch oder die Geburtsgöttinnen dem neugeborenen Menschenkinde sein Geschick bestimmen, so erfüllt sich auch des Menschen Lebenslauf. Bei den Südslaven skizziren die Geburtsgöttinnen den Lebensgang in den weitesten Umrissen, heben in ihrem Spruche blos die hervorragendsten Wendepunkte der künftigen Lebensbahn hervor; als Bürge aber, dass es so und nicht anders kommen muss, geht dem Menschen, dieweilen er lebt, ein Genius an der Seite.

Dieser mythische Causalnexus beweist eben, glaube ich, woferne ich richtig den mythischen Process erfasst habe, dass dem älteren Genius zuliebe als Grund und als Erklärung auch die Schicksalsbestimmung beigefügt wurde.

Jede der genannten volksthümlichen Auffassungsweisen gehört eigentlich einer eigenthümlichen, einer von jeder früheren verschiedenen Culturstufe an; wie es sich aber von selbst versteht, mussten neben der neuesten, durch Synkretismus gewonnenen, mythischen Gestalt auch noch die älteren, verwandten weiter bestehen bleiben, wenngleich dieselben gegenüber der Hauptvertreterin ihres Kreises Stellung und Ansehen verloren hatten.

Die Volksphantasie erzeugt in ihren mythischen Schöpfungen eine selbstständige Art naturgemässer Formen. Was die Natur aber nach den Werde- und Entwicklungsgesetzen geschaffen, das geht zum Mindesten als Art nicht mehr spurlos unter, wenn auch die eine oder andere Abart im Kampfe um's Dasein, der auch den Göttern und den Göttinnen nicht erspart bleibt, im Laufe der Zeiten verkümmert oder sich sterbeletzt auslebt.

Die ursprüngliche Gestalt des Genius hat durch die mannigfachen Wandlungen eine ganze Sippe ihrer Art zur Folge gehabt. Solche einzelne Abarten erscheinen im Gedächtniss des Volkes bald unabhängig nebeneinander, bald in einem Abhängigkeitsverhältniss von einander, bald als Spielarten zu einem oder auch mehreren neuen Gebilden vereinigt.

Wie tief mythische Vorstellungen im Gemüthe der Völker wurzeln, geht schon aus der Thatsache hervor, dass sie selbst bei den Deutschen und Slaven von den Alles absorbirenden und auch nivellirenden Lehren des Juden-Christenthums bis in die Neuzeit nicht vollends ausgerodet werden konnten. Frô Saelde und ihre Sippe haben sich im Volksglauben der Deutschen freilich schon sehr stark verflüchtigt, dagegen besitzt die verwandte Sreća bei den Serben, Horvaten und Slovenen, besonders aber beim serbischen Volksstamm, noch den ausgeprägt mythischen Charakter. Die Sreća als Tychē gehört speciell dem serbischen, horvatischen und slovenischen Vorstellungskreise an, den Bulgaren und den übrigen Slaven ist sie unbekannt.

Die Sreća scheint weder ein Lehngut, noch ein aus uraltslavischer Zeit ererbtes mythisches Wesen zu sein, vielmehr ist sie, wie einst bei den Römern Fortuna, ein combinirtes Gebilde der auch jetzt noch fortwährend unbewusst mythisch schöpferischen Volksphantasie und in Anlehnung an griechisch-römische Vorstellungen entstanden. Nur einige Züge sind altslavisch, so weit es zulässig ist, aus der Gemeinsamkeit des Vorkommens gleicher Züge bei allen slavischen Völkern Schlüsse zu ziehen. Im Allgemeinen sind die bei den Südslaven noch gegenwärtig cursirenden mythischen Anschauungen von der Art, dass man dieselben nicht ohne weiteres als die letzten Niederschläge einer ehemals vollkommen und regelrecht ausgebildeten Mythologie der Slaven hinstellen darf. Nur grosse Culturvölker des Alterthums, wie die Aegypter, Inder, die Griechen und Römer hatten eine Mythologie, ein ausgebautes System religiöser Vorstellungen; auch die nordischen Germanen wird man ihnen mit Fug und Recht beizählen, während man bezüglich der Mythologie der slavischen Völker in vorchristlicher Zeit hauptsächlich von Culten einzelner Gottheiten, von welchem

sich Spuren erhalten haben und von mythischen Anschauungen sprechen kann.

Bei den folgenden Auseinandersetzungen bin ich lediglich auf die Quelle der neuzeitigen, lebendigen, südslavischen Volksüberlieferungen angewiesen, weil uns die altsüdslavische Literatur kein Material zur historischen Vergleichungsarbeit auf dem Gebiete südslavischer mythischer Anschauungen überliefert hat. Es drängen sich mehrfach von selbst Parallelen mit römischem, griechischem und indischem Volksglauben auf; dagegen zeigte sich mir eine nähere Vergleichung mit nord- und westslavischen Volksüberlieferungen nur in geringem Grade ausgiebig. Soweit ich einen Einblick in die Sache gewonnen, ist, wie ich glaube, den Nord- und Westslaven die ästhetische Speculation in ihren Mythen ein weitaus fremdartigeres Element als den Südslaven, welche in ihrer neuen Heimat in den Balkanländern, wohl in Folge derzeit genauer noch nicht bestimmbarer Einflüsse des Orients und Occidents, mit ihr mehr sich befreundet haben. Auch die uns modernen Culturmenschen anerzogene Naturempfindung ist, so sonderbar es klingt, dem Südslaven nicht ganz fremd. Darin meine ich ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen der mythischen Auffassungsweise der Südslaven den anderen Slaven gegenüber, erblicken zu sollen. Folgerichtig muss man die Vergleiche und Parallelen zum südslavischen Volksglauben über Glück und Schicksal mehr im Oriente bei den Semiten und Eraniern, im Süden bei den Griechen, und im Westen bei den Romanen und Germanen als bei den Nordslaven suchen.

Nach alledem ist es klar, dass jede derartige Untersuchung bei aller Sorgfalt lückenhaft bleiben muss, etwa nach Art der altägyptischen Wandgemälde, die trotz dem Reichthum in der Darstellung und den Feinheiten mancher Zeichnungen wegen Mangel an Vertiefung in der Perspective den Eindruck des Unvollkommenen hinterlassen. Der Vergleich ist im Grunde genommen unzulässig, weil eine wissenschaftliche Abhandlung sich nicht lediglich auf Reproduction beschränkt. Mir muss es sich hier nur darum handeln, die ursprünglichen Elemente der Sreća herauszufinden, so weit sie in der gegenwärtigen Volksüberlieferung noch zu ermitteln sind. Zu diesem Behufe will ich ein möglichst vollständiges Material von der Sreća und dem Schicksal und was drum und dran hängt und zur Erläuterung nothwendig ist, nach den aus dem Stoffe von selber sich ergebenden Gesichtspunkten mittheilen.

Ich habe durch die vorausgeschickten einleitenden Bemerkungen nichts Anderes beabsichtigt, als meine Stellung dem Stoffe gegenüber genauer zu kennzeichnen, um den Leser einigermassen zu orientiren, damit die nachfolgenden Angaben und Betrachtungen über den südslavischen Volksglauben die von mir gewünschte Beachtung finden mögen.

* * *

Ein Beweis, wie wenig die südslavischen Volksüberlieferungen zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen bisher gemacht wurden, liegt darin, dass meine Arbeit ganz vom Grund aufgebaut werden musste, d. h. ich war bemüssigt, alles einschlägige Material selber mir zusammenzutragen. Es kann daher auch nicht befremden, wenn man bei Jakob Grimm der im Wesentlichen unrichtigen Behauptung begegnet: „den Slaven reichen die begriffe glück, zufall, schicksal an einander, doch wesen den parzen und nornen vergleichbar entbehrt ihre mythologie. Für glück haben die Serben sretja, die Slovenen frezha und personificieren wiederum: dobra Sretja (bona fortuna) ist ihre ἀgathὲ Tychē, ihre Frô Saelde[12])." Dass die hier ausgesprochenen Unrichtigkeiten sammt dem Druckfehler Frezha in der vierten Ausgabe, sowie in der ersten vom Jahre 1844 vorkommen, ist nicht ganz verzeihlich. O. Kolberg[13]) corrigirt wohl den Druckfehler und führt ihn zurück auf die flüchtige deutsche Uebersetzung vom Reisewerke Fortis': Viaggio in Dalmazia, Venezia 1744, wo 1. 74 richtig stehe Dobra srichia. Ich glaube nicht, dass der getreueste Wardein der Volkskunde blos aus Fortis geschöpft. Er hat wohl ein slovenisches Wörterbuch nachgeschlagen und das nach alter Orthographie gedruckte frezha vorgefunden. Der Setzer hat das f irrthümlich für f gelesen. Eine flüchtige Bemerkung über die Sreća macht M. K. Valjavec in einem kurzen Artikel über die Schicksalsgottheiten bei den Slovenen, Horvaten und Serben, ohne aber auf die Sache näher einzugehen[14]), und neuerdings T. Maretić[15]). Letzterer führt sieben Sprichwörter an, um zu beweisen, dass die Personification der Glücksgöttin nur aus der metaphorischen Ausdrucksweise entstanden sei. Von

[12]) Deutsche Mythologie von J. G. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. II. B. Berlin 1876. S. 731.

[13]) Im Lud, Krakau 1874. VII. S. 250.

[14]) Im Književnik, I. Agram 1864. S. 60.

[15]) Im Rad jugoslav. akademije LXII. 1882. S. 1.

den Sprichwörtern auszugehen, muss man in diesem Falle als verfehlt bezeichnen.

Eine für seine Zeit treffliche Abhandlung über die Dolja und ihre Sippe hat A. A. Potebnja[16]) im Jahre 1865 veröffentlicht. Als Materialiensammlung über nordslavischen Volksglauben besitzt sie bleibenden Werth. Auch der Čeche Karel Jaromir Erben hat sich einmal mit einem Artikel über die Schicksalsfrauen versucht[17]). In jüngster Zeit habe ich die Sreća im Commentar zu dem von mir aufgezeichneten hercegovinischen Guslarenlied Smailagić Meho[18]) und bald nachher im Feuilleton der Neusatzer Zeitschrift Naše doba[19]) auf Grund neuer, von mir gesammelter Materialien zu behandeln angefangen.

Unlängst entnahm ich einer Wiener Zeitung, dass Prof. Büdinger bei der Wiener Akademie der Wissenschaften eine Studie über „Zeit und Schicksal bei den westarischen Völkern" überreicht habe. Nach einer Notiz des horvatischen „Obzor" in Agram vom 25. November 1886 hat Herr Prof. Franjo Marković der horvatischen Akademie eine Abhandlung vorgelegt über „die Ethik in den Volkssprichwörtern, welche über Gott, Glück und Schicksal handeln".

* * *

Der Schutzgeist.

Die primitive animistische Anschauung hat sich auch bei den Südslaven erhalten. Alles und Jedes in der Natur ist beseelt, insoferne es seinen eigenen guten oder bösen Schutzgeist, sein eigenes „Glück" besitzt. Selbst von Menschenhand verfertigte Gegenstände haben ihr „Glück". In einem noch unedirten bosnischen Guslarensang[20]) meiner Sammlung wird erzählt, wie Mustapha Hrnjica von der Kladuša mit seinem Genossen Suša von Posušje hinab in's Küstenland gezogen, die Burg des Šimun Breulja, des Hauptmannes, geplündert und die junge Burgfrau geraubt:

Als Mustapha ins Gebirg gelangt war,
fiel's auf einmal ein dem Mustaphaga,
dass er seine wüste Flint' gelassen
in des Hauptmanns Simon grünem Garten.
— Bruder, meine Flinte geh' ich holen!
Dies vernahm auch Simon's Eheliebchen;
und sie sagt zu Aga Mustaphaga:
— Lass die Flinte Aga Mustaphaga,
ich besitze weiche Golddukaten;
eine bess're lass' ich dir wohl schmieden,
wenn du willst, aus laut'rem Golde giessen.
— Troll dich fort, besch . . . ene Walachin
Dass du Gold besitzest, weiss ich selber,
kannst auch eine bess're schmieden lassen,
doch das Glück von meiner Flinte nimmer[21]).

Durch den Namen verführt, könnte Einer auf die Vermuthung kommen, das wäre ein Zug aus dem türkischen Volksglauben. Mustapha ist aber ein slavischer Mahomedaner, ein echter Slave, der an seinen ererbten heimatlichen Anschauungen stets festhält. Er glaubt an das Glück seiner langröhrigen Flinte, die sich so oft in seiner Hand bewährt hat. Die Flinte ist für den Helden ein lebendes Wesen, ein treuer Gefährte, dem er sein Leid klagt, den er beschwört, dem er flucht. Im Hinterhalte lauernd, sieht der Kämpe seinen Feind nahen. Er legt die Flinte an und spricht zu ihr:

sad me puško nemoj prevariti
a za oko ni molit te ne ću[22]).
Sollst mir jetzt, o Flinte, nicht versagen,
um des Auges wegen bitt ich gar nicht.

An der Sicherheit seines Blickes zweifelt der Held nicht, nur auf die Zuverlässigkeit seiner Flinte baut er nicht unbedingt.

Dass gleich dem Menschen auch die übrigen Geschöpfe jeder Art ein dem Individuum eigenthümliches „Glück" besitzen, ergibt sich von selbst. In einem noch nicht publicirten mahomedanisch-slavischen Guslarenlied[23]) meiner Sammlung wird an einer Stelle dieser Gedanke unmittelbar deutlich ausgesprochen. Die greise Mutter redet ihrem Sohn Kur-

---

[16]) O dolje i srodnychů sů neju suštestvachů, in den Drevnosti. Trudy moskovskago archeologičeskago obštestva, Moskva 1865.

[17]) Vidi čili Sudíce. Přispěvek k slovanskému bájeslovi sepsal K. J. E., im Slovanský sbornik. Prag 1883. II. S. 1 bis 14.

[18]) S. M. pjesan naših muhamedovaca zabilježio Dr. F. S. K. Nalogom antropološkoga društva u Beču, Ragusa 1886. S. 89, 90, 138.

[19]) 1886. II. Nr. 57.

[20]) Des Guslaren Avdija Salijević, Opankenflickers in Bjelina.

[21]) Text: Kad je Mujo na planini bio — tudi Muji jeste na um palo — gje je pustu brešu ostavio — u zelenoj Šimunovoj baščí. — Odoh pobro pušku donijeti! — To začula Šimunova ljuba — pa beśjedi ági Mustafagi: — Progj se puške ága Mustafaga, — u men' ima mehkije dukata, — ja ću tebi bolju načiniti — ako hoćeš od zlata saliti. — Otle hajde posrana vlahinjo — i ja znadem gje imaš dukata — gje ti bolju moreš načiniti — al ne moreš bachta breše moje.

[22]) Diese Formel ist stereotyp sowohl in der christlich-, als in der mahomedanisch-slavischen Volksepik.

[23]) Aufgezeichnet von meinem Freunde Herrn Thomas Dragičević in Bosnien.

tagić Selim ab, Zlatija, die Tochter des Burgherrn von Gabela an der Neretva, zu freien:

sreću ima pot kamenom guja
a ima je i vuk u gorici
i tičica na tankoj grančici
a Zlatija sreće ne imade.

Glück hat selbst die Viper unterm Steine,
Glück hat auch der Wolf im Alpenforste,
auch das Vöglein auf dem zarten Zweiglein;
nur Zlatija ist vom Glück verlassen.

Vjedogonja.

Nach einer in Dalmatien, der Crnagora und vielleicht auch in Serbien, auf jeden Fall wenig verbreiteten Anschauung haust der Schutzgeist im Körper des Menschen. Dieser Schutzgeist heisst vjedogonja oder jedogonja, wofür ich in Slavonien vjetrogonja gehört habe. Das Wort bedeutet soviel als „Windauftreiber", „Windaufwirbler"[24]). Wann der Wind in den Strassen und Höfen Staub, Federn und Stroh im Kreise aufwirbelt, so sagt der slavonische Bauer; „ganjaju se vjetrogonje" (die Windaufwirbler jagen einander dahin). In einen Wirbel darf man nicht hineintreten, die vjetrogonje könnten Einen lahm oder blind machen. Stäke man ein Messer in den Wirbel, man zöge es blutig heraus. So glaubt der Slavonier. Popov[25]), ein Russe, der in den Vierziger Jahren die Crnagora bereiste, erzählt, wahrscheinlich die Angaben des Serben Wolf Karadžić[26]) paraphrasirend, Folgendes: „Ueber die vjedogonjen[27]) habe ich in zwei verschiedenen Fassungen erzählen hören. Nach der einen sind die vjedogonjen Geister (Seelen) von Menschen und Thieren. Jeder Mensch hat seinen vjedogonja, besonders aber jene Menschen, die in einem (Glücks-) Hemdchen (vů rubaškachů) zur Welt gekommen. Wann der Mensch oder das Thier schläft, so entsteigt demselben der vjedogonja, bewacht dessen Habe und Gut vor Dieben, ihn selber aber vor Angriffen anderer vjedogonjen und vor jeglicher Zauberei. Oftmals bekämpfen die vjedogonjen einander; und wird einer von ihnen erschlagen, so stirbt der betreffende Mensch oder das betreffende Thier im Schlafe. Stirbt ein Soldat vor der Schlacht, so sagt man, sein vjedogonja habe mit Teufeln gekämpft und sei im Kampfe erschlagen worden. Die Küstenländer erzählen, die vjedogonjen kämen vom italienischen Gestade herangeflogen, um mit den hierländischen Kämpfe aufzuführen[28]).

Nach einer anderen Fassung sind die vjedogonjen nichts Anderes denn Hausgeister (domašnie duchi), die das Gehöfte und die Habe eines Jeden vor Diebsangriffen und vor anderen vjedogonjen beschützen. Wann der Wind durch's Laub rauscht und die Wipfel der Bäume bewegt, sagt man, die vjedogonjen kämpfen miteinander.

Die erste Fassung hat mit der zweiten nichts zu thun, in jeder aber sind mit der ursprünglichen Vorstellung vom personificirten Wirbelwind abseits liegende Elemente, die vom Schutz- und Hausgeist verquickt worden. Bezeichnend und auffällig ist es jedenfalls, dass in Slavonien das Volk den vjetrogonja durchaus nicht mit dem Schutzgeiste in Verbindung bringt, während der von Popov mitgetheilte Glaube zufolge der Angaben Wolf Karadžić's nur in der Bocca di Cattaro vorzukommen scheint. Der Umstand, dass in der reichen Volksliteratur der Südslaven, meines Wissens, sonst gar nicht des vjedogonja gedacht wird, muss gleichfalls betont werden. Die Verquickung verschiedener Vorstellungen im vjedogonja-Glauben des Bocchesen möchte ich dem durch die Meeresnähe erhöhten Einfluss des italienischen Volksthums jüngerer Zeit auf die slavischen Bewohner des Landes zuschreiben.

Schlangen.

Als ursprünglich fremdartig der slavischen Vorstellung erachte ich auch den Glauben, nach welchem der Schutzgeist als Schlange auf dem Herzen des Menschen ruht. Die Schlange fährt dem Schlafenden aus dem Munde, macht Ausflüge und kehrt wieder in den Menschenleib zurück. Inzwischen liegt der Mensch leblos da. Paulus Diaconus erzählt eine solche Sage vom König Gunthram. In der deutschen Sage fährt dem Schlafenden eine Katze oder eine

[24]) Nadko Nodilo leitet dagegen das Wort von edu, jadu (Gift) ab. Darnach wäre jadogonja die ursprüngliche Form und hiesse etwa der Giftgeschwollene, der giftige böse Geist, soviel wie bijes. — Religija Srba i Hrvatâ na glavnoj osnovi pjesamâ, pričâ i govora narodnog, napisao N. Nodilo. U Zagrebu 1885. S. 58, Anm. 1.

[25]) In: Putešestvie vů Černogoriju. Stptb. 1847. S. 220 cit. bei Potebnja a. a. O. S. 176.

[26]) Srpski rječnik, II. Auflage, Wien 1852, S. 251 (jedogonja) S. 65 (vjedogonja). Die erste Auflage, aus welcher Popov geschöpft, und der Kovežčić Karadžić's sind mir jetzt nicht zur Hand, dass ich genau bestimmen könnte, welches Buch Popov vorgelegen.

[27]) Der Russe schreibt vjedosonja.

[28]) Bei Karadžić a. a. O. S. 251: ovaki duhovi po planini izvaljuju drveta te se njima biju izmegju sebe, n. p. Bokeski s Neapolitanskima, pa koji nadvladaju, oni rod od ljetine privuku na svoju zemlju.

rothe Maus aus dem Munde [29]). Nicht ganz zutreffend bemerkt J. Grimm: „die Meinung sei alt, dass der Geist aus der entschlafenen Zauberin, als Schmetterling gestaltet, fahre". Die Zauberin verwandelt sich selber häufig in einen Schmetterling oder eine Kröte. Fängt man den Schmetterling ein und brennt ihn an, so weist nachher die Hexe Brandwunden auf dem Leibe auf [30]).

Bei den Südslaven kommt der Zug (ich sage nicht etwa der Glaube) von der Schlange im Menschen nur in zwei stereotypen Sagen vor. Die erstere, die nun folgt, ist Gemeingut aller Indogermanen, weist auch keinen specifisch slavischen Zug auf [31]). Ein Bürschlein zieht aus in die Welt und trifft in einer Stadt eine Rotte Leute, die eben ein Grab öffnen, um die Leiche zu schänden, weil der Verstorbene vor seinem Ableben seine Schulden nicht bezahlt hatte. Der Bursche erlegt ihnen seinen ganzen Reisepfennig als Zahlung für den Verstorbenen und wandert dann weiter. Bald darauf schliesst sich ihm ein fremder Wandersmann als Begleiter an. Nach verschiedenen Fährlichkeiten und Zufälligkeiten gelangt der Bursche an den kaiserlichen Hof und heiratet die Prinzessin. Diese Prinzessin war schon oftmalens verheiratet gewesen, doch jedesmal in der Brautnacht war der Gatte gestorben. Nachts nämlich kroch aus dem Munde der Prinzessin eine Schlange heraus und tödtete den Beilieger. Der Gefährte des Burschen wachte aber am Lager seines Freundes, als dieser zur Seite der Prinzess ruhte, und wie die Schlange nacheinander ihre drei Köpfe aus dem Munde der Schläferin herausreckte, schnitt er ihr die Köpfe ab. Am Morgen nahm der Gefährte vom Eidam des Königs Abschied, nachdem er ihm vorher noch mitgetheilt, dass er jener Verstorbene gewesen, dessen Leib der Bursche durch Loskauf vor Schändung bewahrt hatte.

Von der Schlange auf dem Herzen des Helden wird auch nur in einer im Guslarenliede stereotypen Episode erzählt, besonders in dem mehrfach bekannten Gesang vom Königssohn Markus und seinem Strauss mit Mustapha, dem Beutelschneider und Wegelagerer [32]): „Unversehens zog Markus das Stilet und trennte dem Mustapha, dem Beutelschneider, den Leib auf. Doch Mustapha hat drei Heldenherzen. Drei Rippenlagen, je eine unter der anderen; ein Herz war ermüdet, das andere eben munter geworden, auf dem dritten schläft eine giftige Viper. Als die Viper erwachte, sprang der todte Mustapha auf dem Rasenplan herum. Da sprach noch zum Markus die Viper: „Bet zu Gott, o Königssohn Markus, dass ich nicht erwacht, als Mustapha noch am Leben war. Masslos schlimm wär's dir ergangen."

Ich mag Potebnja [33]) nicht beistimmen, insoferne er aus dieser Stelle zu folgern scheint, dass es slavischer Volksglaube sei, nach welchem dem Helden eine Schlange auf dem Herzen ruhe. Alle Varianten gehen nämlich auf eine gemeinsame Sage zurück. In allen ist der Sieger ein Slave, der Besiegte, der Aufgetrennte, ein Nichtslave. So wie hier Musa der Albanese, wird in einer anderen Fassung der Albanese Dino, in einer anderen wieder der Knabe von Duka [34]), ein Rumäne, in einer anderen, noch ungedruckten meiner Sammlung eine böse Vila am grünen See im Hochgebirge genannt. Die Schlange auf dem Herzen des Getödteten gehört mit zur Charakteristik des unterlegenen Helden. Ich erblicke darin nicht viel mehr als einen poetischen Ausdruck. Die Stärke des Helden wird durch drei Rippenlagen, der Muth durch drei Herzen, die List durch die Schlange auf dem Herzen poetisch erklärt. Trocken würde der Kampfbericht wohl so lauten: „Der sterbende Mustapha sagte: Hätte ich nur im Entfern-

---

[29]) Bei J. Grimm: Deutsche Mythologie, S. 1036.

[30]) Bei F. S. Krauss: Südslavische Hexensagen. Wien 1884. S. 29 f. Ueber Schlangen, Kröten und Unken als Fetische vergl. Julius Lippert; Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes. Berlin 1882. S. 492 ff.

[31]) Ich theile hier mit die jüngste bekannte Variante aus der Bosanska Vila, Sarajevo 1886. I. Nr. 15. S. 236—237. Eine andere, kaum etwas verschiedene bulgarische Fassung vgl. im: Periodičesko spisanie na bulgarskoto knižovno družestvo vů Srjedeců. 1885. Hft. XIV. S. 317 f. Bekannt ist die deutsche Fassung bei Simrock: „Der gute Gerhard und die dankbaren Todten".

[32]) Bei Wolf Karadžić Srps. nar. pjesme. Wien. II. S. 409. Varianten bei Kačanovski Vladimir: Sborniků zapadno-bolgarskich pjesenů, sobralů. — St. Petersb. 1882. S. 949, Nr. 168. V. 57 f. Vienac uzdarja narodnoga O. Andriji Kačić Miošiću na stolietni dan preminutja. U Zadru 1861. S. 17. V. 123—127:

ali treće još za boj ne znade,
na trećem je guja troglavlkinja.

„Auf dem dritten (Herzen) liegt eine dreihäuptige Schlange." Vgl. bei Strohal R.: Hrvatskih narodnih pripoviedaka knjiga I. Narodne pripoviedke iz sela Stativa. Fiume 1886. S. 250 f. Nr. 81: O Marku kraljeviću i črnem Harapu.

[33]) A. a. O. in den Drevnosti S. 175. Smertï bogatyra proizošla otů togo, čto ego dolja spala, kogda onů bylů vů opasnosti.

[34]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 344. Nr. 152. V. 96 f.:

ta izvadi nože potajniče (Markus nämlich)
ta si raspra djete Dukadinče
a ono ima do tri bre serce-te u. s. w.

testen geahnt, dass du dich im Zweikampfe so plumper Hinterlist bedienen wirst, wäre ich dir zuvorgekommen; denn ich bin sonst weitaus schlauer und verschlagener als du.“

Die Glücksschlange.

Der Schutzgeist, welcher nicht blos dem Menschen, sondern auch den Hausthieren und dem Hause im Allgemeinen und auch dem Baume als Baumseele [35]) zugesprochen wird, hat die Gestalt einer Schlange. Das ist die Glücksschlange. Dieser Vorstellung dürfte auch der Glaube zu Grunde liegen, dass in dem Thiere ein unvollkommener Geist hause, welcher durch den Thierkörper eine Wandlung zu einer höheren Organisation durchzumachen hat. Erst im Menschen, als im ausgebildetsten Wesen, erlangt die Seele ihre endgiltige Verkörperung. In der unbewussten Vorahnung des zukünftigen Schicksals schliesst sich das niederer organisirte Geschöpf als getreuer Begleiter dem Menschen an und nimmt unter günstigen Umständen auch plötzlich menschliche Gestalt an [36]). Unverkennbar ist die Anthropomorphisirung in dem bekannten Märchen vom Schlangenprinzen ausgesprochen, der als Schlange mit einer reinen Jungfrau sich vermählt und in der Brautnacht den Schlangenbalg ablegt. Dieser Zug ist dem südslavischen Sagenkreise nicht allein eigenthümlich, vielmehr gehört er mit zum Gemeingut der meisten Völker der Erde [37]). Es können zur Erklärung noch andere Gesichtspunkte mit Recht als massgebender erscheinen; die Lösung der Frage über die Entstehung und Verbreitung des Schlangencultes hängt ja damit enge zusammen. Die Sache ist zur Zeit noch zu verworren und dunkel.

Bei den Slovenen wird die Glücksschlange kača, bei den Horvaten und Serben einfach zmija, bei den Bulgaren zmij, zvij (im Breznicaer Bezirke) oder smok [38]), bei den Russen užů, bei den Wenden huž, wuž, bei den Polen wąż, bei den Čechen had genannt. Kača, zmij und smok könnten auch zur Bezeichnung der gewöhnlichen Hauskröte dienen, insoferne der Hausgeist zuweilen auch ihre Gestalt annimmt [39]).

Die Schlange als der Schutzgeist des Menschen wird mit dem Schutzgeist des Hauses und des Ortes zuweilen identificirt, sowie nach den Inschriftenzeugnissen im Volksglauben der Römer die Fortuna Tutela nicht selten mit der Fortuna Conservatrix zusammengefasst und mit dem Genius loci verbunden erscheint. Ueberhaupt wird die Fortuna auch ohne individualisirenden Beinamen mit dem Genius loci zusammengestellt. Sie bekommt auch den Beinamen Fortuna Domestica [40]). So ist sie der eigentliche Fetisch des Hausstandes.

Jeder Mensch hat eine Schlange als Tutela, mit welcher sein Gedeihen und sein glücklicher Fortbestand auf's Innigste verknüpft ist. Der Indianer denkt sich sein Wohl und Wehe vom Besitze seines Medicinbeutels unzertrennlich. Der Medicinbeutel ist ja nicht minder ein Fetisch als die Schlange. Verendet die Tutela, so muss ihr der Mensch im Tode nachfolgen. Auf diesem Glauben ist folgende, den Südslaven und den Slaven überhaupt, sowie auch den Deutschen wohlbekannte Volkssage aufgebaut [41]):

---

[35]) Vgl. bei Krauss: Sagen und Märchen der Südslaven. Leipzig 1883. I. Nr. 38. S. 182, die Sage vom Bauer und der Schlange, und Wilhelm Mannhardt: Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875. S. 44, § 13: Baum, Aufenthalt des Geistes.

[36]) Vgl. bei Krauss: Sagen u. Märchen. B. II. Nr. 84. S. 168.

[37]) Vgl. A. Bastian: Zeitschrift f. Völkerpsychologie, B. V, S. 288 ff., und Mannhardt: Antike Wald- und Feldculte aus nordeuropäischer Ueberlieferung, Berlin 1877. S. 65 f.

[38]) Vgl. bei den bratja Miladinovci: Bùlgarski narodni pjesni. Agram 1861. S. 536: smok, velika žuta zmija (ona zmija, koju svaka sretna kuća imati mora) = „Smok, grosse, gelbe Schlange, jene Schlange, von welcher Art jedes glückliche Heim eine haben muss“. — Vgl. ferner bei Efrem Karanovů: Zmejatu (ažderů) i zmijata (zůmja) vů bulgarskata narodna poezija, im: Periodičesk. spisan. Hft. IX, 1884. S. 129, Nr. 10: „zmjeja vů pó-malůků vidů se prjedstavja kato smokŭ (otu smąčja-můkną) i zmija.“ — Bei den Russen bedeutet smokŭ einen Seedrachen, einen Wallfisch. Ueber die Bezeichnungen für Schlangen bei verschiedenen Völkern vgl. Aug. v. Edlinger: Erklärung der Thiernamen aus allen Sprachgebieten. Landshut 1886. S. 94 f.

[39]) Vgl. bei Krauss: Südslavische Hexensagen, S. 30, und bei O. Kolberg im Lud. Jego zwyczaje, sposób życia, mova, podania etc. etc. B. VII. Krakau 1874. S. 115. Nr. 39; den naiven Erklärungsversuch des Volkes, welchem der alte Glaube an die Hauskröte als den Schutzgeist abhanden gekommen: man dürfe die Hauskröte nicht tödten, weil auch dieses Geschöpf Jesum den Herrn lobt.

[40]) Peter bei Roscher a. a. O. S. 1522 und 1523.

[41]) Die mitgetheilte Fassung aus dem horvatischen Bezirk der Slovenen. Im Slovenski narod, Laibach 1873. S. 273. Potebnja a. a. O. S. 174 führt dieselbe Sage nach Szreznewski an, mit dem Bemerken: „eto bylo vů Slovenskoj zemlje“. (Das hat sich im slovenischen Lande zugetragen.) — Ueber Schlangencult in deutschen Landen vgl. bei Dr. Otto Henne Am Rhyn: Die Deutsche Volkssage im Verhältniss zu den Mythen aller Zeiten und Völker. II. Auflage. Wien 1879. S. 113—121. — Ueber Schlangenfetischismus bei aussereuropäischen Naturvölkern vgl. bei Fritz Schultze: Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig 1871, S. 215—218.

„Es war einmal ein Kind, dieses mochte nie mit dem übrigen Gesinde mit zu Tische essen. Nachdem alle Anderen schon zu Mittag gegessen, nahm erst das Kind Nahrung zu sich, und zwar sass es dabei immer auf der blossen Erde. Vater und Mutter dachten: ‚Wie mag's denn nur kommen, dass das Kind nie zu Tische mitessen will, sondern immer nach Tische isst?' Da sagte der Vater: ‚Na, wart' nur, ich muss mal durch's Guckloch in's Zimmer hineinlugen, wann das Kind allein isst, damit ich sehe, was das Kind treibt.' So hat er's auch richtig gethan. Nachdem die Leute vom Tisch aufgestanden, gingen sie aus dem Zimmer hinaus, das Kind aber setzte sich auf die Erde nieder und fing an zu essen. Als Niemand mehr im Zimmer war, begann das Kind zu piepsen: ‚pi, pi, pi', als ob es ein Hühnchen lockte, wirklich aber rief das Kind seine Schlange herbei. Die hielt sich unter dem Bette versteckt. Die Schlange wand sich immer näher und näher und ass dann mit dem Kinde mit. Kaum hatte der Vater die Schlange gewahrt, so sprang er in's Zimmer hinein und tödtete die Schlange. Darauf sagte das Kind zum Vater: ‚Vater, warum hat du mein Hühnchen erschlagen? Nun muss ich sterben, noch bevor die Uhr um Mitternacht zwölfe schlägt.' So ist's auch geschehen. Das Kind ist den Abend gestorben."

In vorchristlicher Zeit wurden bei den Polen und im angrenzenden Lithauen in vielen Gegenden die Schlangen als Gottheiten verehrt. Eine Schlange tödten galt als aussergewöhnliches Vergehen. Der Tödter wurde völlig in Acht und Bann gethan[42]).

Jedes Heim hat seine eigene Glücksschlange. Kommt die Schlange um's Leben, so stirbt auch bald ein Mitglied desselben Hauses. Diese Hausschlange heisst bei den Bulgaren domakinja (domestica, lateinisch) oder saibija[43]). Ihr Aufenthalt ist der Kuhstall. Man achtet sie wohl und lässt ihr nach dem Kuhmelken Milch zum Trinken zurück. Tödtet man die domakinja, so muss die Hausfrau auch sterben. Wenn eine Kreuzotter (rogčetata na zmìjata) bei einem haust, so bringt sie Nutzen und Vortheil[44]).

Derselbe Glaube findet sich ganz so auch bei den Polen[45]). Bei den Wenden im Spreewalde glaubt das Volk, in jedem Hause (unter dem Dache) hausen zwei Schlangen; die bringen Glück und Gesundheit. Die eine heisst góspodaŕ (Hauswirth), die andere góspoza (Hausfrau). Wenn die Wirthin stirbt, stirbt die góspoza auch; wenn der Wirth stirbt, stirbt auch der góspodaŕ. Füttern braucht man sie nicht; sie gehen in den Stall und saugen so viel Milch aus als sie wollen[46]).

So erzählen auch die Slovaken und Čechen. Am bekanntesten ist aber der Glaube, dass sich die Schlange der Kuh um die Beine windet und die Milch austrinkt[47]). Die Schlange gilt auch als Schutzgeist der Kühe. Eine čechische Sage[48]) erzählt: In einem Dorfe an der Waag besass ein Bauer eine Kuh. Eine Schlange saugte an dieser Kuh. Davon wusste der Bauer nichts. Nun traf es sich, dass der Bauer die Kuh, weil sie stützig war, in ein anderes Dorf jenseits der Waag verkaufte. Als die Stunde nahte, wo die Kuh der Schlange die Milch zu reichen pflegte, lief die Kuh von der Weide davon, schwamm über die Waag, stellte sich im alten Stall ein und liess die Schlange Milch saugen. Der neue Eigenthümer war aber der Kuh nachgelaufen. Kaum erblickte er die Schlange, so tödtete er sie auch schon. Da ging die Kuh zu Grunde.

Nach dem bulgarischen Volksglauben gibt es auf den Feldrainen und Wiesen Schlangen, welche die Grenzen bewachen[49]). Diesen Schutzgeist oder Fetisch der Marken darf man füglich als eine Fortuna Conservatrix bezeichnen.

Die Schlange wurde ganz zutreffend von den römischen Künstlern der Fortuna als Attribut beigegeben. Eine Bronzestatue der Isis Fortuna aus Pompeji hat auf dem Haupte eine Schlange. Eine

---

[42]) Bei O. Kolberg im Lud. Krakau 1884. Bd. XVII. S. 145 f.

[43]) Ein Lehnwort aus dem Türkischen: evsahibi (der Hausherr). Ursprünglich Arabisch: sahib (Freund, Genosse, Herr, Eigenthümer).

[44]) Bei Karanovŭ a. a. O. S. 132, Nr. 61; S. 133, Nr. 62; Nr. 63; ako ubijątŭ domakinja (zmijata na kąštata), šte umrje i stupana na kąštata. S. 130. Nr. 28.

[45]) Vgl. O. Kolberg a. a. O. S. 146, Nr. 2, 3, 4, 5.

[46]) Vgl. Willibald v. Schulenburg: Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880, S. 96. Dieses Werk bietet höchst werthvolle Angaben in jeder Beziehung dar.

[47]) Das ist eine grundlose Fabel, denn Schlangen trinken keine Milch. O. Kolberg citirt a. a. O. S. 147, Anm. einen Artikel aus dem Przyrodnik, Lemberg 1872, II, S. 113 von Dr. Jachna: „Ueber Schlangen und Würmer in Galizien". Schlangen trinken nur in höchster Noth Milch. Der Glaube, dass Schlangen Kühe aussagen, wäre höchst albern, denn die Kuh liesse eine Schlange gar nicht heran. Zudem könne eine Schlange überhaupt nicht saugen.

[48]) Bei Božena Němcova, Sebr. spis. VIII. 217. Citirt von Potebnja a. a. O. S. 174.

[49]) Bei Karanovu a. a. O. S. 133, Nr. 65.

andere Fortuna-Statue zeigt eine Schlange als Armband, bei einer anderen wieder windet sich die Schlange um das Füllhorn [50]). Einer Fortuna Panthea windet sich um die rechte Hand eine Schlange [51]). Friedrichs erwähnt [52]) noch eine auf der Originalzeichnung bei Roscher nicht sichtbare Schale, „die, da sie nicht von der Hand der Fortuna berührt werde, in anderem Sinne als sonst an Götterstatuen angebracht scheine". „Vermuthlich ist sie nebst der Schlange, die daraus trinken zu sollen scheint, von der Hygiēa entlehnt." Die Vermuthung ist wohl überflüssig, denn beiden Göttinnen kommt die Schlange mit gleichem Rechte als Attribut zu. Die Begriffe Glück und Gesundheit decken sich nach der Vorstellung aller Völker. Zum Glück gehören nach der Anschauung der Altgriechen Jugend, Gesundheit und Schönheit.

Begegnung mit Schlangen.

Aus der hohen Bedeutung, welche man der Hausschlange im Volksglauben beimisst, ergibt es sich von selbst, dass überhaupt eine jede Begegnung mit einer Schlange als ein bedeutungsvolles Ereigniss betrachtet wird. Daran knüpft sich vieler Fetischzauber. Wer im Frühjahr auf seinem ersten Ausgang in's Waldesgrün einer Schlange begegnet, wird das ganze Jahr hindurch Glück haben [53]). Wer Gelegenheit findet, die Füsse einer Schlange zu sehen, wird grossen Reichthum erlangen [54]). Stösst man auf zwei ineinander gerollte Schlangen, soll man sie mit einem Tuch bedecken. Nachher wird man leicht Reichthümer erwerben [55]). Erblickt man zwei zusammengerollte und ineinander verwickelte Schlangen, so soll man so viel man nur kann Knoten in ein Tüchel schürzen [56]). Geräth man später je in eine verwickelte (verknotete) Angelegenheit hinein, braucht man blos je einen dieser Knoten zu lösen und man wird aus den misslichen Verhältnissen sich auslösen. Durch Auflösung eines solchen Knotens vermag man sich selbst aus dem Kerker zu befreien [57]). Am Tage der heiligen 40 Märtyrer fangen in Bulgarien die Landleute Schlangen ein, schneiden ihnen den Kopf ab und stossen später Sämereien durch die Mundöffnung der Schlange durch, damit das Jahr ein fruchtbringendes sei [58]).

Dagegen hält man es nicht für ein günstiges Vorzeichen (ne e na dobro), wenn vor dem Wanderer eine Schlange über den Weg läuft [59]). Wer aber eine Schlange bei Sonnenuntergang erblickt, muss sterben [60]). Die hierin ausgesprochene Symbolik ist klar genug. Der slavonische Bauer hält es überhaupt für ein pessimum omen, wenn Jemand seine eigene Schlange erschaut. Nur weiss der Mensch nie, welches seine Schlange sei.

* * *

Die Namen für Glück und Glücksgottheiten.

Auf den ersten Blick mag die anscheinend grosse Verschiedenheit in der Benennung bei den arischen Völkern befremden. Selbst die slavischen Völker bedienen sich nicht ausschliesslich eines Namens für „Glück" oder für „Glücksgöttin". Geht man tiefer nach der ursprünglichen Bedeutung der bezüglichen slavischen Namen, so erkennt man, dass alle fast wesentlich von einer räumlichen Vorstellung ihren Anfang entlehnt, von der Vorstellung des „Gehens von oder zu einem Ausgangspunkte" oder des „Spaltens oder Theilens", bezw. des „Vertheilens". Jede Sprache ist reich befähigt, verschiedene Wurzeln zur Bezeichnung einer und derselben Vorstellung und wieder ein und dieselbe Wurzel zu

[50]) Bronzi di Ercolano 2, 25 und 26. Peter bei Roscher a. a. O. S. 1531, 1534, 1552 und 1553 gibt die Fundstätten genau an.

[51]) Bronzestatue in Berlin, abgebildet bei Roscher, S. 1534.

[52]) Berlins antike Bildwerke 2. S. 425, cit. von Peter a. a. O.

[53]) Vgl. Slovenski narod, Laibach 1873, S. 273; aus Noršinci.

[54]) Bei Karanovŭ a. a. O. S. 130. Nr. 33.

[55]) Ebd. S. 131, Nr. 37.

[56]) Ueber die Symbolik des Knotenschürzens und Auflösens bei verschiedenen Völkern vgl. Felix Liebrecht. Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879, S. 322. Speciell über das Nestelknüpfen bei den Südslaven vgl. Krauss: Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 539 und 572.

[57]) Bei Karanovŭ S. 131, Nr. 38.

[58]) Ebd. S. 132, Nr. 52. Ist auch in Serbien üblich.

[59]) Ebd. S. 130, Nr. 28.

[60]) Ebd. Nr. 34. Vgl. die deutsche Redewendung: „Seine Sonne ist untergegangen". Der russische Forschungsreisende A. N. Krasnov erzählt in seinem Berichte über seine Expedition nach Chan-Tengri im Tjan-Schan (Decembersitzung der St. Petersburger kais. geographischen Gesellschaft 1886): „Eigenthümlicher Gebräuche bedienen sich die dortigen Kirgisen bei dem in jener Gegend sehr häufig und in grosser Anzahl vorkommenden Schlangenbiss. Die Bewohner glauben nämlich, dass eine jede Schlange einen besonderen Namen trage, und falls der Gebissene im Stande ist, den Namen der Schlange zu errathen, müsse er sofort gesund werden." Nach einer Notiz des „St. Petersburger Herold" vom 2. (14.) December, Nr. 336, im Beiblatt, 1886.

verschiedenen Vorstellungen heranzuziehen. Gewöhnlich sind die Verschiedenheiten nur äusserlich. Auch Worte kämpfen einen Kampf um's Dasein. Bei gesteigerter Sprachentwicklung, welche durch erhöhte Cultur bedingt ist, muss endlich eine Wurzel einen bestimmten Sinn in gewissen festen Verbindungen vor allen anderen Concurrentinnen behaupten. Sie zieht dann eine ganze Gruppe verwandter Vorstellungen in ihren Kreis hinein. Dabei kommt es vor, dass ein und dasselbe Wort in derselben Sprache zwei und oft auch mehrere von einander scheinbar ganz abweichende Functionen bezeichnen kann. So heisst z. B. jamiti in der serbischen Mundart der Hercegovina „herbeiholen", „herbeischaffen", dagegen in Slavonien und Syrmien, wo gleichfalls das Volk serbisch spricht, „aus dem Weg räumen, weglegen, beseitigen". Die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel jĭm ist „nehmen". Dieses „Nehmen" wird nach der Richtung, nach welcher man etwas nimmt, ein hernehmen oder wegnehmen, gleich dem serbischen dokučiti und ukloniti.

Für den Begriff des Zufälligen, welcher der Vorstellung vom Glück zu Grunde liegt, halten die Slaven hauptsächlich vier Ausdrücke ihrer Sprachschatzes fest. Drei davon gehen zurück auf die Vorstellung vom „Theilen". Allen Slaven gemeinsam ist der Ausdruck **bogŭ** (altslav.), der bei den Slaven, seitdem sie das Christenthum angenommen, zur Bezeichnung des alleinigen Gottes (Jehova's) determinirt erscheint. Bogŭ muss ursprünglich bei den Slaven, so wie bei den Indern bhaga, als die Gottheit des Reichthums und des Glücks, als der mächtige Fürsprecher bei den übrigen Göttern gegolten haben. Welch hoher Verehrung bhaga bei den Indern frühzeitig theilhaftig geworden, zeigt im Rigveda[61]) das herrliche Morgenlied an bhaga und andere Götter.

I. Früh morgens laden Agni wir und Indra ein,
früh morgens Mitra-Varuna, die Ritter[62]) früh,
früh morgens Bhaga, Pushan und Brihaspati,
früh morgens laden Soma wir und Rudra ein.

II. Wir wollen den, der früh gewinnt und austheilt,
den mächt'gen Bhaga, den Aditya,
von dem der Schwache, ja auch der sich stark dünkt,
der König selbst: „Dich möcht' ich haben!" sagt.

III. O Bhaga, Führer, Bhaga, wahrhaft Reicher,
begünst'ge, Bhaga, dieses Lied, uns spendend,
o Bhaga, mach' uns reich an Ross und Rindern,
und lass, o Bhaga, uns an Helden reich sein!

IV. Auch jetzt versorge uns mit reichem Antheil
beim Tagesanbruch und in Tages Mitte;
Und, o Gewalt'ger, bei der Sonne Heimgang
lass du uns stehen in der Gunst der Götter.

V. Ja, reich an Gaben sei, o Götter, Bhaga
durch ihn auch mögen wir an Gaben reich sein;
d'rum ruft zu dir, o Bhaga, wahrlich Jeder,
so gehe du, o Bhaga, hier voran uns!

VI. Zum Opfer mögen sich die Morgenröthen,
wie Dadhikra zum hellen Orte wenden;
Sie mögen nah herbei den reichen Bhaga
uns zieh'n, wie schnelle Rosse zieh'n den Wagen.

VII. [Stets mögen uns die Morgenröthen leuchten,
die schönen, reich an Rossen, Rindern, Helden,
vom Fette triefend, stets von Nahrung schwellend;
Ihr Götter, schützt uns stets mit eurem Segen!]

Grassmann hat wohl Recht, wenn er den Schlussvers einklammert, mit der Bemerkung: „Vers 1 ist vielleicht späterer Zusatz". Lässt man nämlich diese beiden Verse weg, so bleibt nur das sehr charakteristische Lied an Bhaga übrig. Bhaga wird hier theils als Gott des Reichthums und des Glücks angerufen, theils wird er als das Glück selber herbeigewünscht. An die übrigen Götter richtet sich das Gebet, damit sie ihm (dem Bhaga) das Glück herbeischaffen.

Als Gott des Reichthums und des Glücks ist Bhaga — Bog im südslavischen Volksliede noch erkennbar. Johannes aus Damask[63]) gibt folgende, vielleicht volksthümliche Etymologie von Bog: bogomŭ zovjemŭ boga, nebono begatĭstva vsjemŭ otŭ togo sutĭ. (Wir nennen Gott Gott, weil von ihm alle Reichthümer herrühren.) Zum Theil ist diese Etymologie nicht ohne Berechtigung. Bogŭ ist die Personification des abstracten Begriffes bogactvo. Božanstvo (Gottheit) und bogactvo (Reichthum) sind ursprünglich logisch ein und dasselbe. Boehtlingk-Roth geben im Sanskrit-Wörterbuch unter dem Schlagworte bhaga viel werthvolles Material an, aus welchem ich hier die für uns wichtigsten Angaben wiederhole: bhaga (von bhaj, theilen, bhâgya, Zugetheiltes, Loos[64]). *a)* (eig. Mittheiler),

[61]) VII. 41. Rigveda, übersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Grassmann. Leipzig 1876.

[62]) So übersetzt Grassmann die Aśvin's, die beiden Dioskuren.

[63]) Citirt bei Miklosich im Lex. palaeoslov. S. 38, unter bogŭ.

[64]) Bhagaghna (Bhaga's Mörder), Bhaganetraghna, Bhaganetranipâtana, Bhaganetrahan (der dem Bhaga die Augen ausschlug), Bhaganetrahara, Bhaganetrahṛit (der Bhaga um die Augen brachte), Bhaganetrântaka (der den Augen Bhaga's ein Ende machte) [vgl. Boehtlingk-Roth unter den betr. Worten] sind Beinamen des Gottes Çiva.

Brotherr, reicher oder gnädiger Herr, Schutzherr (vgl. lord). Häufig wird Savitar so genannt; indessen kann in einigen der anzuführenden Stellen zweifelhaft sein, ob nicht Bhaga als Hauptbegriff zu fassen sei. An diese Bedeutung Herr ist das zendische bagha, altpers. baga und slav. bogŭ anzuschliessen. Daher auch *b)* N. eines der Âditya. Von ihm erwartet man Glück und Wohlstand. Bhaga stiftet Liebe und Ehebündniss (vgl. *h*) A. V. 2, 36, 4. 14, 1, 51. Fig. 6, 74, 1. 82, 3. Die Morgenröthe ist seine Schwester; seine Zeit ist der Nachmittag vor dem Austritt der Sonne aus dem Horizont; sein Nakshatra sind die späteren (uttara) Phalgunî, die sich zu Eheschliessungen besonders eignen, T. Br. 1, 1, 2, 4. Çâṅkh. Grhj. 1, 26. Auch das Nakshatra selbst wird kurzweg durch bhaga bezeichnet. Nach der Legende ist Bhaga geblendet. *c)* N. der Sonne. *d)* N. des Mondes Anekârtha dhvani mañgarî im Ç. K. Dr. *e)* N. eines Rudra ebend. M. Bh. 1, 2567. 4826. *f)* gutes Loos, Wohlstand, Glück. *g)* treffliche Begabung, Herrlichkeit, Würde; Lieblichkeit, Schönheit. *h)* Liebesglück, Liebeslust, Liebe, Zuneigung."

Welche von diesen Bedeutungen Bhaga's im südslavischen bog nachklingen, werde ich bald nachher durch Belege darthun.

Der zweite bei den Nord- und Westslaven und bei den Bulgaren verbreitetste, bei den Serben, Horvaten und Slovenen dagegen nur in gewissen Verbindungen vorkommende Ausdruck für Glück ist **čęstĭ** (altslav.), welches dem altgriechischen meros (Theil, Antheil) entspricht. Das Glück wird als Antheil des Individuums an den irdischen Gütern des Lebens aufgefasst. Die mythische Personification fehlt hier ganz. Im Altslavischen dobraja čęstĭ für „gutes Glück", etwa wie wir sagen: „ein glückliches Los". Russisch sčastje, sčasce Glück; učastĭ Schicksal; Čechisch: učast Schicksal, štěstí Glück; Polnisch: szczęście Glück[65]), szczęśliwość Glückseligkeit[66]), uszczęśliwić beglücken[67]), szczęsliwy, -a glücklich[68]); nieszczęście Unglück[69]), nieszczęśliwy unglücklich[70]). Daneben sind in die polnische Sprache noch eingedrungen: fortuna[71]) und los[72]), letzteres in der Bedeutung von Schicksal.

Im Bulgarischen sagt man čestĭ und čjastĭ sowohl für „Antheil" als für „Glücksgut" und „Glück"; čestitĭ heisst ‚glücklich' im Sinne von ‚wohlhabend' und ‚tüchtig' oder „ehrenfest"; čestitja ich beglückwünsche; zločestija Unglück. Aehnlich auch im Serbischen, wenngleich sehr selten čast für ‚Glück', ‚Wohlstand'; čestzla ist bezeugt im Sinne von zlasreća (böses Glück); čest übersetzt Miklosich[73]) mit lat. prosperitas und zločes[74]) mit unglücklich; genauer wäre ‚unglückselig'; čestitam = bulg. čestitja. Vrgl. Lithauisch: ščeste Glück; nečestis Unglück.

Als dritter Ausdruck schliesst sich an bog und čest **dola** ‚der Antheil', ‚Theil', bei den Weissrussen (dolja) auch im Sinne von ‚Los', ‚Schicksal', bei den Polen[75]) gewöhnlich als ‚Schicksal', bei den Kleinrussen (dol'a) häufig als Glück personificirt. Polnisch niedola ist ‚Unglück', ‚Missgeschick'[76]). Ebenso bei den Kleinrussen. Im Volksliede flucht eine Mutter ihrem ungehorsamen Sohn, der will auf den Kriegspfad:

Bodaj że tja, synu,
bodaj tja synu, tri nedolî spôtkalo!
odna nedolja, štobŭ tja Kozaki ne zljubili,
ta j do svogo Kurena što bi ne prijmili;
druga nedolja, by tja jasnî meći porubali;
tretja nedolja, štobŭ tja kulî postrjeljali[77]).

(Gäb es Gott, o Sohn, (bis) dass dir drei Unglücke zustossen (begegnen)! Ein Unglück, dass dich die Kosaken nicht liebgewinnen und dich in ihr Dorf nicht aufnehmen; (als) zweites Unglück, es mögen dich hellblinkende Schwerter zusammenhauen; (als) drittes Unglück, dass dich Kugeln tödten.)

[65]) Bei O. Kolberg im Lud II. 1865. S. 177, Nr. 209, V. 12: sz. bilo snem!

[66]) Ebd. Nr. 216, S. 183, V. 23: a wielbiąc twoją szczęśliwość. Vgl. VI. 1873, S. 427, Nr. 685. Strophe 7.

[67]) Ebd. II. 1865. S. 175, Nr. 205. Str. 5: u mnie koniecznie.

[68]) Vgl. Ebd. I. 1857 (Warschau) S. 252, Nr. 26, V. 1, 8; S. 253, Nr. 26. V. 1: bywaj zdrowa i szczęsliwa o dziewczyno moja.

[69]) Ebd. I. 1857. S. 254, Nr. 28a, Str. 10: wydaj mnie za niego — jeżeli nie pragniesz — nieszczęścia mojego. Vgl. IV, S. 51, Nr. 215.

[70]) Ebd. S. 44, Nr. 5; S. 143, Nr. 10a, V. 7; S. 260, Nr. 31d, Str. 3: com ja za nocliwy — com za nieszczęśliwy.

[71]) Ebd. S. 56, Nr. 5ii: matuli fortuna — w kómorze nietknięta. Bd. VII, S. 284, Nr. 505, V. 27: fortuna utracona.

[72]) Los uscęśliwiony ebd. VI. 1873, S. 135, Nr. 269, V. 32; vrgl. ebd. S. 309, Nr. 543, Str. 6; S. 313, Nr. 551, V. 6; Nieszczęście losem mym włada; Lud II, 1865, S. 178, Nr. 210, V. 1.

[73]) Im Lex. palaeosl. S. 1131b.

[74]) Im Etymolog. Wörterb. S. 32a, mehreres.

[75]) Vrgl. bei O. Kolberg im Lud I. 1857, S. 96, Nr. 7m, V. 34f.: nieszczęśliwa ta dola — że pan wjechał do dwora.

[76]) Ebd. II. 1865, S. 182, Nr. 215, V. 22: by mieli cierpić niedolę. I. S. 279, Nr. 37a: plakala w cichości nadswą niedolą.

[77]) In den Narodnyja pjesni Galickoj i Ugorskoj Rusi, sobranyja. Ja. T. Holovackimŭ. Moskwa 1878. Nr. 6, S. 10, V. 14—19.

Daneben sagt man im Poln. nieszczęśliwa dola[78]); im Klr. nečtasnaja dolja[79]) ‚unglückliche (Fügung des) Schicksal(s)'. Zuweilen werden sčastĭe und dolja nebeneinander gestellt. So klagt z. B. im klr. Volksliede[80]) ein junger Mann:

bulo menje, moja mati stanŭ saldackij ne davati,
lišĭ mi bulo, moja mati sčastĭe, doljų dati.

(Du hättest mich, meine Mutter, nicht unter die Soldaten einreihen lassen, vielmehr hättest du mir, m. M. Glück und (ein gutes) Schicksal geben sollen.)

Der vierte, besonders eigenartige, den Serben, Horvaten und Slovenen, wie es beinahe scheint, allein eigenthümliche Ausdruck für Glück ist **sreća**, die (zufällige) Begegnung. Am nächsten verwandt sind damit die griechische Tychē (Wz. teuk; berühren, treffen) und die römische Fortuna (Wz. fer; aind. bhar; tragen, bringen).

In den altslavischen Schriftdenkmälern lautete die Form sŭrękšta und srękšta. Das Magyarische szerencse in der Bedeutung Glück und das Rumänische strînšte und streašte (das Loos) lassen darauf schliessen, dass die Südslaven, denen das Wort entlehnt ist, schon in den ältesten Zeiten mit dem Worte den gegenwärtigen Sinn verbanden. Die Kleinrussen haben zur Differenzirung von vstriča, welche Form bei ihnen blos Begegnung bedeutet, die ältere slavische Nebenform den Magyaren entlehnt und sagen für Glück (= Frau Saelde) auch serenče.

Einen selbstständigen, vom Serbisch-horvatischen unabhängigen Ansatz in der Verwendung des entsprechenden Zeitwortes von des Wz. rêt zur Bezeichnung des glücklichen Zufalles glaube ich im polnischen sratać der Mundart des Sandomirer Kreises erkennen zu dürfen[81]).

In der neubulgarischen Sprache heisst Sreća niemals Glück, sondern stets Begegnung. Unter beiläufig 150.000 Versen bulgarischer Volkslieder und so vielen anderen Volksüberlieferungen der Bulgaren habe ich nicht eine einzige Ausnahme davon gefunden. Ein für den Ethnographen halbwegs brauchbares bulgarisches Wörterbuch steht gegenwärtig noch auf dem Wunschzettel der Slavisten. Da muss ich wohl durch Belege, die ich selber gesammelt, den Gebrauch des Wortes erläutern.

Im Neubulgarischen sagt man für sreća: srêtja, strêtja[82]), stredba, srešta, srješta, sreštba und prestreča. Z. B. stredba ide kego strete — kego strete mala moma — malka moma bjela Neda[83]) (er geht entgegen, um zu begegnen [bis] dem kleinen Mädchen der weissen Neda). Srešta ide deli Marko — v srešta ide, pesen pee[84]) (Entgegen geht Held M., geht entgegen, singt ein Lied) sreštba go sreštna čifutka — či mu rakija podadi[85]) (ihm begegnete eine Jüdin, welche ihm Branntwein reichte). (Vrgl. serbisch: u susret je gospa srete[86]). Nikoj gi ni ču ne vide — vidjela si e moma odŭ srješta — odŭ seló — od Pančarevo[87]). Na srješta mu Gina Ljatinina[88]) (es begegnete ihm der Katholike Gina). Kakvá ala u srje ču ne ide[89]). (Was für Drache kommt mir entgegen?) Na srješta í ludo mlado[90]) (Es begegnete ihnen ein junger, unerfahrener Mensch). Ve če se oprjedjelilŭ denĭ za srješťata na dvamata imperatori[91]). — Na srješťata štjelŭ da prisŭtstvuva[92]). — Dvamata onjez junáci — z zla gu srješta pusrješnufŭ[93]) (Jenen zwei Helden begegnete er mit böser Begegnung). Otidoje le na prestreča — le sretije le s aramiji[94]). Das Zeitwort: posrješna go božĭja majtja, posrješna go popita go[95]).

Im Altserbischen findet sich vereinzelt die Form srjekja; gegenwärtig: srjeća, sreća, sriča; im Horvatischen: sretja, sritja, sriča; im Slovenischen sreča (Deminutiv: srečica). Bei den Slovenen

[78]) Vrgl. bei O. Kolberg: VI. Krakau 1873. S. 283, Nr. 504; II. S. 142, Nr. 172, V. 1: ah niescęsna dola, za mąz mi niewola.

[79]) Bei Holowacki a. a. O. I. S. 27, Nr. 27, V. 34: pobila že mene molodu, ta neštasnaja dolja.

[80]) Ebd. I. S. 134, Nr. 5, V. 13 u. f.

[81]) Vrgl. bei O. Kolberg im Lud II. S. 28. Nr. 11: nie mas ci matusi — nie mas ci tatusia — skim się będzies śratala? Vrgl. S. 60. Nr. 55. Str. 6. Im Anhange erläutert Kolberg: sratać, posratać się: zbratać się zkim, zaprzyjaznić, pokumać, witać, lub żegnać serdecznie.

[82]) Das t nach s ist um der für das bulgarische Ohr gefälligeren Aussprache willen eingeschaltet.

[83]) Bei den Miladinovci B. n. p. Nr. 597. S. 494.

[84]) Ebd. Nr. 113. S. 166.

[85]) Ebd. Nr. 108. S. 162: Stojan i čifutče. Ihre Begegnung bringt ihm zwar Unglück, denn der Branntwein enthält ein Schlafmittel.

[86]) Bei Vrčević Vuk: Srpske narodne pjesme iz Hercegovine. Wien 1866. S. 324.

[87]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 215, Nr. 107. V. 22 f.

[88]) Ebd. S. 392. Nr. 167. V. 6.

[89]) Ebd. S. 393. Nr. 168. V. 10.

[90]) Bei Bogorovŭ J. Bŭlgarski narodni pjesní — broj. I. Sofija 1879. S. 61. Nr. 55.

[91]) und [92]) Im Narodŭ (Plovdivĭ) I. Nr. 42. S. 168 b.

[93]) Im Periodič spisan. Sofija 1882. Hft. I. S. 170. V. 50 f. Der Held säbelte nämlich seine zwei Begegner nieder.

[94]) Bei Jastrebovŭ J. S. in Obyčai i pjesni tureckichŭ Serbovŭ (vŭ Prizrenje, Ipekje, Moravje i Dibrje). St. Petersb. 1886. S. 220.

[95]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 102, Nr. 34, V. 32 f.; vrgl. S. 101, Nr. 34, V. 7.

in Kärnten hat sich „unter dem hemmenden Einfluss des Deutschthums auf die slovenischen Laute“ die alte nasalirte Form srenča[96]) erhalten. Die Bedeutung des Wortes sreća als Glück wiegt bei den Slovenen, Horvaten und Serben vor.

Namijer.

In Folge dieser ausgeprägten Determination der sreća als Fortuna musste das Sprachbewusstsein einen anderen Ausdruck für die ursprüngliche Bedeutung von sreća in Umlauf setzen, das heisst ein Aequivalent schaffen für die „zufällige Begegnung“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die serbische Sprache hat dafür den Ausdruck namijer oder namjera. Das ist der Zufall, ein Ohngefähr, ganz unberechenbar und ungewiss, genau zu unterscheiden von sreća, die bewusst den Menschen führt und leitet. Stereotyp ist die Formel n. nanela. Z. B.: dok namijer nanese Mehmeda[97]) (bis ein Ohngefähr den Mehmed dahin trug). Namjera je starca nanijela — nagje starac sanduk od olova[98]) (Der Zufall trug den Alten hin, der Alte fand eine Bleikiste). Der wesentliche Unterschied zwischen sreća und namijer leuchtet klar hervor aus folgendem Beispiel:

— boga moljaše,
da mu bog da dobru sriću naći,
dobru sriću od mira divojku:
— mili bože, ovo j' srića moja,
srića moja od mira divojka[99]).

(Er flehte zu Gott, dass ihn Gott auf ein gutes Glück stossen lassen möge, auf ein gutes Glück, von ohngefähr auf ein Mädchen. Er stiess [wirklich ganz] zufällig auf ein junges Mädchen: ‚O mein lieber Gott, das ist mein Glück, mein Glück ein zufälliges [das mir durch Zufall in den Weg kam] Mädchen.')

Es steckt also in namijer gar nichts Mythisches. Nun versteht man wohl die Nebeneinanderstellung namijer i sreća:

namijer ga i sreća nan'jela
pred džamiju staru[100])

d. h. ‚Der Zufall und sein Glück (sein guter Genius) trugen (führten) ihn hin vor die alte (türkische) Betschule‘. Dort traf er nämlich an, er der verarmte Edelmann Bogjulagić Ibro seines verstorbenen Vaters treuen Freund, den Paša von Kanizsa, den reichsten und gutherzigsten Mann im Lande. Namjera deckt sich begrifflich mit der römischen Fors, der Personification des unberechenbaren Zufalls. Wie N. mit sreća, so ist Fors noch weitaus mehr mit Fortuna (beide Namen von ferre) verwandt und wird mit derselben gewöhnlich zu Fors Fortuna verschmolzen. Im Cultus tritt die Göttin einzig und allein unter diesem Namen auf[101]).

Begegnung und Glück.

Wie stark noch vom gegenwärtigen Sprachgefühl der innere Zusammenhang der Doppelbedeutung von sreća empfunden wird, zeigt sich in Stellen, wo man unschlüssig sein kann, ob man das Wort mit ‚Glück‘ oder ‚Begegnung‘ wiedergeben soll, z. B.

ja urani rano u nedjelu
ne bi li me koja sreća srela,
koja sreća jelen jä košuta.
Ne srete me jelen ni košuta
već me srete lijepa djevojka[102]).

(Früh Morgens am Sonntag machte ich mich auf, in der Hoffnung, es werde mir irgend eine Begegnung (Glück) begegnen, ein Hirsch oder eine Hindin. Es begegneten mir weder Hirsch noch Hindin, sondern es begegnete mir ein schönes Mädchen.)

Ein anderes Beispiel:

dobra ga je sreća susritnula[103])
‚ihm traf sich eine günstige Begegnung‘.

Die Grenze mythischer Anempfindung ist hie und da gar nicht leicht herauszufinden, wenn es z. B. heisst:

dobra im se sreća ukazala[104])
es hat sich ihm eine gute sreća gezeigt.

Bei Segenssprüchen muss man noch eher auf die Vermuthung kommen, dass unter Begegnung ein besonderes Omen des Volksglaubens gedacht wird:

sretni tvoji puti bili
i u putu dobra sreća![105])

(‚deine Wege sollen glücklich sein und auf dem Wege sollst du günstige sreća haben‘.)

---

[96]) Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen, I. S. 309.

[97]) Bei Krauss im Smailagić Meho etc. S. 15. Vers. 462.

[98]) Bei Wolf Karadžić, srpsk. nar. pj. II. 64.

[99]) In den Hrvatske narodne pjesme, što se pjevaju na Istri i na kvarnerskih otocih. Triest 1880. S. 63, Nr. LXV. Die Bedeutung von od mira haben die ungenannten Herausgeber nicht angegeben, wahrscheinlich, weil sie es selber nicht verstanden; zum Mindesten scheint ihnen dabei nichts aufgefallen zu sein. Die Wörterbücher geben auch keinerlei Aufschluss. Ich denke, dass ‚mir‘ für ‚namîr‘ wie ‚kana‘ für nakana (Entschluss) gesagt ist.

[100]) Aus einem noch ungedruckten hercegovinischen Guslarenlied: Golotinja B. J., ich gedenke das Lied im J. 1887 zu ediren. Es zählt 1725 Verse.

[101]) Vrgl. R. Peter bei Roscher im Ausführl. Lexikon etc. S. 1500.

[102]) Bei Davidović S. N. in Srpske narodne pjesme iz Bosne (ženske), Pančevo 1884. S. 100. Nr. 166.

[103]) Im Bosanski prijatelj II. Agram 1851. S. 111.

[104]) Im Uzdarje, S. 50, V. 103.

[105]) Bei Petranović a. a. O. S. 83, Nr. 84.

Hochzeiter ziehen des Weges, singen zu Zweien und schiessen zu Zweien ihre Gewehre ab:

da dobiju dobru sreću[106])

‚um gute Begegnung zu gewinnen'.

Hieher gehört auch das Glückwünschen. Bei den Indern hat dasselbe z. B. eine eminent religiöse Weihe erlangt, während es bei den Südslaven mehr vertrauliche Höflichkeit bedeutet. Vor jeder religiösen Ceremonie muss der Inder Brahmanen bewirthen und sich von ihnen Glück wünschen lassen. Der Hausvater bittet die Brahmanen, ihm ‚guten Tag' (puṇyâham) zu wünschen. Die Brahmanen: ‚Om[107]), günstiger Tag!' — Hausherr: ‚Om, mögen die Herren Heil (svasti[108]) wünschen!' — Die Br.: ‚Heil dem Langlebigen!' — Hh.: ‚Gedeihen (riddhi) mögen die Herren wünschen!' — Die Br.: ‚Du sollst gedeihen!' — Hh.: ‚Om, Glück sei (dir) (śrîr astu), mögen die Herren sprechen!' Die Br.: ‚Glück sei (dir)!' Diese Ceremonie nennt man das puṇyâhavâcanam „Guten-Tag-wünschen-lassen". Es ist die Einleitung zu allen religiösen Ceremonien. Vor allen Opfern, vor der Hochzeit und allen feierlichen Anlässen ist sie unumgänglich geboten. Aehnlich pflegen die polnischen und deutschen Juden dem (vor die Thora) „Aufgerufenen", kehrt er zu seinem Sitz zurück, ‚gut Glück' (mazel tov) zu wünschen. Das ist religiöse Vorschrift.

Dem Deutschen ist die Begrüssungsformel ‚Glückauf!' und ‚Glück zu!' als allgemeine Bergmannslosung ganz geläufig, doch ist ‚Glück zu!' auch Gruss und Segenswort der übrigen Bevölkerung. In Schlesien sagt man: ‚Viel Glück!'[109]).

Bei den polnischen Bauern ist es Brauch, einem bei der Feldarbeit Glück zu wünschen. Der Ankommende spricht: ‚Scęść Boze na robotę!' Drauf der Arbeiter: ‚Daj panie Boze, prosiemy!'[110]) Der Serbe sagt in diesem Falle blos ‚Pomoz Bog!' (helfe Gott), die Antwort lautet ‚Bog daj!' (Gäb' es Gott).

Bei den westlichen Bulgaren und bei den Serben in der Crnagora und in Dalmatien ist als Begrüssung üblich: dobra sreća. Das heisst nicht ‚gutes Glück', sondern ‚gute Begegnung', „guter Angang". In einem bulgarischen Volksliede:

cerna Arapina progovori na Marko dobri junak:
— Bogŭ te bilo Marko kraljeviče
da i ty li si mi na srješta prišelŭ?[111])

‚redete der schwarze Kerl von einem Araber den wackeren Helden Markus an: ‚Gott soll dich tödten, o Prinz Marko, also auch du kommst mir zur Begegnung?' (d. h. wagst es, dich mir als Gegner anzubieten?)

Es ist also nur von einer Begegnung die Rede. So sind auch folgende Stellen aufzufassen:

— dobra srješta presveta Marie!
— dalŭ Bogŭ dobró, bratŭ svety Ilie![112])
— ‚gute (günstige) Begegnung, allerheiligste Maria!
— gäbe Gott Gutes, Bruder heiliger Elias'!

In der Crnagora grüsst man mit ‚Guten Morgen!' (dobrò jutro) oder ‚Helfe Gott!' (Pomoz Bog!) und dankt wieder mit ‚die Begegnung sei dir günstig!' (dobra ti sreća!)[113]) Ich habe auf meiner Reise durch Dalmatien den Dankgruss dobra sreća wohl nicht gehört, wohl weil er nicht mehr allgemein üblich ist (bemerken will ich, dass nach Brauch dort der Vornehmere zuerst grüsst); das ältere Guslarenlied bezeugt es aber, dass man ehedem auch in Dalmatien diesen Gruss und zwar in der Ansprache gekannt, so heisst es z. B.:

planinkinja vila pogje Jakšićima dobru sreću nazivati:
— dobra vami sreća budi, dva Jakšića mila brata![114])

(Die Alpenvila ging den Jakšićen entgegen, um ihnen gute Begegnung zuzurufen: ‚gute Begegnung werd' euch zu Theil, Ihr zwei Jakšić, theure Brüder!')

— na vodi moga dragog najden,
dobru san mu sreću nazivala:
— dobra sreća i milo i drago![115])
An der Quelle traf ich meinen Liebsten[116])
hab ihm „gut' Begegnung" zugerufen:
— Gut' Begegnung, Theuerster und Liebster!

In Bosnien begnügt man sich mit einem einfachen: ‚(reise) glücklich, mit Gott!'

meni veli: ostaj zbogom seko!
ja mu velju: sretno zbogom brate![117])

(Er spricht zu mir: ‚bleib mit Gott, Schwesterchen!' Ich antworte ihm: Glücklich mit Gott, Bruder!)

---

[106]) Bei Petranović a. a. O. Nr. 84, S. 84.

[107]) Om, die heilige Silbe von mystischer Kraft.

[108]) Wörtlich: Wohlsein.

[109]) Vrgl. Wander K. F., Deutsches Sprichwörterlexikon. Leipzig 1867, S. 1738.

[110]) Vrgl. O. Kolberg im Lud. II. 1865, S. 247.

[111]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 263, Nr. 124, V. 114 f.

[112]) Ebd. S. 177, Nr. 45, V. 5 f.; S. 176, Nr. 86, V. 12 f.; S. 258, Nr. 123, V. 39; S. 291, Nr. 134, V. 20 f.; S. 393, Nr. 168, V. 21 ff. u. öfter.

[113]) Vrgl. in Crnogorka. Cetinje 1885, II. Nr. 19, S. 152 b, und bei W. Karadžić im serb. Wörterb. S. 125.

[114]) Bei Bogišić V. in Narodne pjesme iz starijih najviše primorskih zapisa. Belgrad 1878, I. S. 114, V. 27 f. Vrgl. auch bei Vrčević in srps. nar. p. iz Herc. S. 100: snaho moja dobrom srećom bila!

[115]) Bei Karaman in Marjanska vila ili sbirka narodnih pjesama sakupljenih u Spljetu, 1885, S. 47.

[116]) Im Slavischen genügt ein Positiv, das deutsche Volkslied gebraucht aber entsprechend den Superlativ. Dem trägt meine Verdeutschung Rechnung.

[117]) Bei Petranović a. a. O. S. 112, Nr. 112.

Die übertragene Bedeutung von Glücken und Glück in sreća hat aber schon derartige Kraft in der Sprache erlangt, dass das blosse Zeitwort ohne stammverwandtes Hauptwort, also ganz unabhängig, in dem bezeichneten Sinne gebraucht werden darf; so beschwört z. B. der früher erwähnte Bogjulagić Ibro den alten Herrn: tako te srĕlo u dženetu! (so sollst du „Es" (das Glück nämlich) im Paradiese haben!)

Sreća in der Allegorie.

Nicht wenig erschwert wird die Erkundung des mythischen Gehaltes der Sreća dadurch, dass die Dichter in gebundener und in freier Rede das Glück gerne allegorisch gebrauchen. Man muss sich stets bei der Benützung von Volksüberlieferungen zu mythologischen Untersuchungen vor Augen halten, dass auch in der Volksdichtung der freien Augenblickseingebung des Dichters ein nicht geringerer Spielraum als in der Kunstpoesie gegeben ist. Der Unterschied liegt nur darin, dass der Volksdichter einerseits conservativer, andererseits sparsamer als der Kunstdichter in der Anwendung neuer Metaphern und Tropen zu sein pflegt. Mitunter vermag man erst auf Grund einer Unzahl von Belegen die poetische Fiction, die bewusste Allegorie, von der verwandten, als mythisch empfundenen Gestalt zu scheiden. Die Feststellung wird zuweilen um so schwieriger, als gar viele ursprünglich freie Allegorien in verschiedenen Culten zu Gottheiten erhoben wurden. Gar viele mythisch hochtönende Geschichten lösen sich unter der Lupe des Ethnographen in eitle dichterische Allegorien auf. So will es mir schier bedünken, dass Stellen wie die folgenden vorwiegend von diesem Gesichtspunkte aus geschätzt werden sollen.

kad se djeli sreća od nesreće
tavna noćca od bijela dana,
Udbinska se otvoriše vrata
te izide jedna četa mala.[118])

Als das Glück sich los vom Unglück trennte,
Dunkelheit der Nacht vom weissen Tage,
giengen auf die Thore von Udbina
und es zog hinaus ein kleines Fähnlein.

Die dunkle Nacht nennt der Dichter das personificirte Unglück, den helllichten Tag das Glück. Bei Nacht und Nebel geschieht dem Menschen das meiste Unglück, wie es ja auch im deutschen Sprichworte heisst: ‚die Nacht ist Niemandes Freund'. Bemerken will ich noch, dass mir für die angeführte Stelle im gesammten serbischen Guslarenliederschatz keine Variante untergekommen; ich erblicke darin einen Beweis mehr, dass der Vergleich eines mythischen Hintergrundes ermangelt.

In einem Volksliedchen aus Altserbien wird von der Braut gesagt:

uleze sunce u kuću
ogreja kuću svekrovu,
sa sobom sreću donela
kroz kuću sreću delila.[119])

(Die Sonne hielt Einzug in's Haus, sie durchwärmte das Haus des Schwiegervaters; sie brachte das Glück mit sich, sie vertheilte das Glück im Hause herum.)

So singen die Mädchen im Reigen, indess die Braut den Einzug in's Heim ihres Bräutigams hält. Sonne ist hier ein Kosewort, natürlich. Brauch ist's bei den Südslaven, dass die Braut beim Eintritt in ihr neues Heim ihre neuen Hausgenossen beschenkt. ‚Meine Gabe soll dir von Glück sein!' so spricht sie. Also theilt sie Glück aus[120]).

Nicht minder als blosse Allegorie ist ein anderes Liedchen aufzufassen, wo von einer beflügelten sreća gesprochen wird; die ihres Bräutigams harrende Braut richtet an die Sonne die Frage: ‚Tummeln sich die Rosse im Nordwind? Glänzen wohl die Brustplättchen auf dem Brautführer?' Drauf die Sonne:

sinoć ti se sreća zadobila
a jutroske krila razavila
sa krilima tice sokolovi,
sjaje im se krila nakićena[121]),

(Gestern Abends hat sich deine sreća zur Zeit eingestellt und heute Morgens früh ihre Fittiche ausgebreitet, mit Fittichen (auch) die Falkenvögel; es erglänzen ihre (bunt) geschmückten Flügel.)

Unter sreća (Glück) ist hier der Bräutigam zu verstehen; Fittiche nennt das Volk die glänzenden Erzplättchen (toke na ječermi), die der Held nach alter Rittertracht im vollen Feststaat auf beiden Brustlatzen seiner Weste zum Schmucke trägt. Die beiden Westenlatzen sind eigentlich die Flügel. Ganz so drücken wir uns aus, wenn wir von den zwei Flügeln einer Thüre sprechen. Im gleichen Staat prangen die Brautführer, die grauen Falken. ‚Grauer

[118]) Bei Karadžić im Srpsk. nar. p. III. 268.

[119]) Bei Jastrebov a. a. O. S. 392.

[120]) Vrgl. Krauss in Sitte und Brauch der Südslaven. S. 391 f., 435, 437.

[121]) Bei Petranović Bogoljub: Srpske narodne pjesme iz Bosne, Ženske. Skupio ih etc. I. Sarajevo 1867. Nr. 75, S. 77. — Zadóbiti se findet sich in keinem Wörterbuche. Es gehört speciell der bosn.-herceg. Mundart an und bedeutet auch: ‚sich zur rechten Zeit einfinden', doch; ‚Gje si se ono sinoć zadobio'? (Wo warst du gestern Abends zu Nacht?) Das ist gut slavisch.

Falke' ist ein alltägliches Epitheton für einen schmucken Jüngling. Die Stelle hat eben nur durch das zufällige Zusammentreffen mehrerer verwandter Bilder an einem allogenen Objecte einen scheinbar mythischen Anschlag gewonnen.

Die Auffassung ist so allgemein menschlich, dass man die Einem liebste Person sein Glück und wieder die Einem verhassteste sein Unglück nennt. Im Deutschen ist ja diese Ausdrucksweise auch gang und gäbe. So spricht in diesem Sinne z. B. von „Gräbern des Glücks" Emil Rittershaus, einer der vornehmeren Romantiker Deutschlands:

Wo du ein grosses Glück begraben hast,
bleib ferne! Lass dich nicht die Schritte tragen
zu jener Stelle, wo nach Sonnentagen
die Seele ward vom tiefsten Leid erfasst.
Du sollst den Sarg des todten Glücks nicht sprengen;
und kommst du zu der Gruft, d'rin es bestattet,
leg' frommen Sinn's den Kranz nur auf den Hügel![122])

Vorzugsweise wird eine gute Heirat bildlich als „Glück" benamt. Wir sagen wohl von einem armen Mädchen, die ein reicher Mann geehelicht: „Die hat ihr Glück gemacht." Der Serbe gebraucht den übertragenen Ausdruck gewöhnlich mit Bezug auf den Bräutigam. Dies ergibt sich bei den Südslaven aus der höheren Werthschätzung des Mannes gegenüber dem Weibe. Galanter ist der Pole; so heisst es z. B. in einer polnischen Volkssage: Pan Jezus dał Jadamu Jewę ućciwą do żiwotniéjsego sceścia[123]) (Jesus, der Herr, gab dem Adam die ehrwürdige Eva als Lebensglück.) Der Südslave meint aber, das Glück wäre vorzugsweise auf Seite des Mädchens, die einen Mann findet, der sie ehelicht.

Ein Mädchen wurde von ihrem Verlobten in Stich gelassen:

nije prošla ni nedilja dana
da j' divojku bolja srića našla
sve na bolje i na bogatije[124]).

([Doch] es verging nicht einmal ganz eine Woche, als sich dem Mädchen ein besseres Glück einstellte, ein noch weitaus besseres und reicheres.)

Im Gegensatz zum Glück, d. h. der guten Partie, welche das Mädchen in ihrer Unüberlegtheit ausgeschlagen, schilt späterhin das Mädchen aus Reue über ihre Dummheit sich selber Unglück:

sinoć mi se lepa sreća javi
lepa sreća al sam ja nesreća
mene lude gde ja odbih ljude[125]).

(„Gestern Abends meldete sich mir ein schönes Glück an, wohl ein schönes Glück, doch ich bin ein Unglück(smensch)[126]); ich dalkete Nocken, dass ich die Leute (die Werber) abwies!")

Die Braut schwört bei ihrem Bräutigam, bei ihrem Glück:

tako mi mladi Kosto sreća vesela[127])
o Jovo sreća vesela![128])

„Im Glück" fällt dem Mädchen der Bursche zu. So sagt z. B. Tomić, der Wegelagerer, zur jungen Burgfrau von Tešanj, die ihn überlistet:

blago tvome Tešnjanin Aliji
kome no si u sreći dopala[129]).

(„Wohl deinem Ali von Tešanj, dem du im Glück zu Theil geworden!")

Sehr selten kommt es vor, dass der Bräutigam die Braut seine sreća nennt. Das ist schon einer der höchsten Ausdrücke der Liebe:

O ti Mare srećo moja![130])
„O du Mariechen, du mein Glück!"

Nach diesen Bemerkungen wird man auch folgendes, ganz aussergewöhnlich hochtrabend mythisch klingende Liedchen verstehen, in welchem einem Helden erzählt wird, wo sein Glück geboren wurde. Der genaueren Controle halber will ich den Text wörtlich anführen:

Viša je gora od gore,
najviša Lovćen planina;
u njoj su snizi i mrazi
u svaka doba godine;
vilinski u njoj stanovi.

---

[122]) Im: Deutsches Dichterheim. 1886, VII, Nr. 1, S. 1.

[123]) Bei O. Kolberg im Lud, VII, 1876, S. 33.

[124]) Bei Mažuranić Stj. in Hrvatske narodne pjesme, Senj. 1880, S. 137, vergl. bei Vrčević, S. n. p. iz Herceg. S. 59: bolje sreće i bolje pameti.

[125]) Bei Bošković Stevan, in Bačvanske pesme, Novi Sad 1879, S. 21, Nr. 47. Bei den Serben und Horvaten ist nesreća ein gewöhnliches Schimpfwort: „idi ti nesrećo!" (troll dich, du Unglück!).

[126]) Der Serbe sagt entsprechend unseren Ausdrücken: „Unglücksmensch", „Unglückskind", Unglücksvogel", „Pechvogel", „božji nesretnik, božja nesretnice; so z. B. fährt ein Mann im Zorne seine Frau an: odmakni se božja nesretnice! (Pack dich weg du Gottes Unglücksweib!) (Bei Krauss: in Tri riječi Hercegovca, Mostar 1885, S. 37, V, 6.) Wie im Deutschen „Mensch Gottes!" ein Ausruf der Verwunderung oder gelinder Zurechtweisung, ist im Serbischen: čovječe božji!

[127]) Bei Karadžić in Život i običaji, S. 110.

[128]) Bei Vrčević in Tri glavne narodne svečanosti, S. 159. Vrgl. Rajković Gjorgje in Srpske nar. pesme (ženske) većinom ih u Slavoniji pokupio. — Novi Sad 1869, Nr. 91, S. 65.

[129]) Im Uzdarje S. 53, V. 349 f. Vrgl. Vrčević in Srps. n. p. iz H. S. 119, 148, 152, 162, 210, 231, 260; Petranović, a. a. O. S. 125, Nr. 124.

[130]) Bei Rajković a. a. O. S. 66, zweimal.

Junak mi konja igraše,
predragu sreću iskaše.
Vile mi njega vidiše,
junaka staše dozivat:
— Ovamo svraćaj junače;
tvoja se srića rodila,
sunčenom zrakom povila,
misecom sjajnim gojila[181]).

(Höher ist ein Gebirg vom anderen, das höchste (ist aber) die Lovčenalpe. Auf ihr gibt es Schneefälle und Fröste zu jeder Jahreszeit, auf ihr (gibt es) Vilenbehausungen. Ein Held tummelte sein Rösslein, suchte sein überaus theures Glück. Ihn gewahrten Vilen und begannen ihn zu sich zu rufen: „Lenk hieher ein, o Held! Dein Glück ist geboren worden, mit Sonnenstrahl gewickelt, mit dem glänzenden Monde genährt worden.“)

Es scheint, der Bursche hatte mit seinem Liebchen (dem allertheuersten Glück), ein Stelldichein vereinbart. Er ist aber gar so viel schön und begehrenswerth, dass ihn selbst eine Vila gerne zu eigen haben möchte. Die Vilen lassen ihm die Wahl frei. Sein „Glück“ sei nicht ein gewöhnliches Mädchen, sondern eines, welches nach der Geburt von Sonne und Mond grossgezogen worden. Sreća bedeutet also in diesem Falle keineswegs „Frô Saelde“, sondern ist, nach meinem Dafürhalten, blos metaphorisch für „Braut“ gesagt. Es scheint mir, das Lied berge nichts weiter Mythisches als den einen Zug von den Vilen, dass sie (im) Hochgebirge hausen als Pflegekinder von Sonne und Mond. Das ist klar, dass die Vilen Elementargeister sind. Im Uebrigen, glaube ich, spitzt sich das Ganze auf ein Compliment für den Bräutigam zu; das Lied ist nämlich ein Hochzeitslied[182]).

Diese Ausführungen schienen mir unerlässlich, um dem Leser klar zu machen, wie ich die metaphorische und allegorische Auffassung vom Glück von der einer mythischen Sreća auseinander gehalten wissen will. Unleugbar berühren und kreuzen sich die zwei dem Wesen noch verwandte und sprachlich so gleiche Auffassungen sehr oft, so dass eine genaue Bestimmung des rein Mythischen nicht immer leicht, zuweilen gar nicht möglich ist. In solchen Fällen eröffnet sich der subjectiven Deutungskunst ein breites Feld. Freilich steht selten der Gewinn aus vagen Vermuthungen in einem rechten Verhältniss zur geistigen Arbeit, die selbst hinter derartigen bei Dilettanten vielfach beliebten Deutungsspielereien stecken mag.

* * *

Sreća und Nesreća.

Die Tychē pandēmos oder Eutychia ist die eigentliche Glücksgöttin als Schutzgeist Aller wie des Einzelnen. Bei den Serben finde ich nur schwache Ansätze zu einer Sreća der Allgemeinheit. Ihre Gestalt setzt voraus ein von innen heraus hochentwickeltes Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit. Bei den Südslaven überhaupt und beim serbischen Stamme insbesondere ist aber das Nationalgefühl ethnographisch aufgefasst von sehr jungem Anfang, und zudem weniger aus sich selber herausgewachsen als künstlich geschaffen worden. Natürlich kann bei ihnen auch keine Rede sein von einer Sreća in der Bedeutung einer Tychē pandēmos. Bei den Griechen und Römern bestand ein Cultus der Göttin. Die bildende Kunst schuf die greifbarsten Gestalten, wie denn die Völker überhaupt ihre Götter in letzter Linie der Kunst verdanken. Der serbische Volksglaube ist für den Ethnographen interessanter und lehrreicher, weil ihm hier ein Einblick in gewisse Uebergänge mythischer Gestaltungen gewährt wird.

Wesentlich identisch, nur formell verschieden von der Sreća ist die Nesreća (Unglück, Unsaelde, Atychia). In ihr hat sich die südslavische bzw. serbische Vorstellung von der Glücksgöttin am deutlichsten verkörpert, denn sie handelt nicht blos wie der Mensch, sie denkt und spricht nach Menschenart, sie ist nicht an ein Individuum wie der Schutzgeist gefesselt, sie gehört der Allgemeinheit an. Ein Liedchen aus der Hercegovina sagt:

Tužila se u gori nesreća
gorko cvili a suze proliva:
— mahniti mi ljudi dodijaše
poludiše, na me navališe
„Ej nesrećo nigdi te ne bilo!“
a ja nikom ni kriva ni dužna!“[183])

---

[181]) Im: Narodni koledar novi i stari za prostu godinu 1870. Izdala Matica Dalmatinska. Zadar 1869, S. 91.

[182]) Vergl. ein verwandtes Seitenstück in Sitte und Brauch der Südslaven, S. 434. Die Braut ist schmucker als die Vila. Natürlich, denn das Mädchen ist besser gepflegt worden. Die Vila sagt von sich:

Mich hat die Alp' zur Welt gebracht,
die mich gehüllt in grünes Laub.
Fiel in der Früh ein Morgenthau,
hat mich, die Vila, er genährt.
Wehte ein Windhauch von der Alp',
hat mich, die Vila, er gelullt.
Andere Ammen kannt' ich nicht.

Sowie im Liedchen oben im Texte der Bräutigam, wird in letzterem die Braut ob ihrer Schönheit vom Reigen becomplimentirt. Einen tieferen Sinn wage ich in diese Stücke nicht hineinzulegen.

[183]) Diese Fassung danke ich dem Guslaren Halil Marić aus Vrapčići in der Hercegovina. Eine Variante davon, doch kürzer, vrgl. in „Sitte und Brauch der Südslaven“, S. 202.

(„Im Gebirge beklagte sich die Nesreća; sie jammert bitterlich und vergiesst Thränen: ‚Zuwider ist mir die wahnwitzige Menschheit geworden. Die Leute treiben es unsinnig, mich aber fallen sie an: „O Nesreća, du sollst spurlos verschwinden!“, während ich doch Niemandem etwas in den Weg lege und Niemandem (etwas) schuldig bin!‘“)

Nesreća wird zusammen mit Sreća im stereotypen Segensspruch der Guslarenlieder genannt; die Mutter segnet ihren ins Feld ausziehenden Sohn:

Nesreća ti pod nogama bila
ko dorinu pod kopiti kôvi
a sreća ti na put izlazila
ko danica suncu prethodnica[134]).

(„Die N. soll dir unter den Füssen sein, wie dem Braunen unter den Hufen die Schmiedeisen, die Sreća aber soll dir auf dem Wege vorangehen, wie der Sonne als Vorbote der Morgenstern [vorauseilt].“)

Der Guslar Halil Marić erzählte mir: „Die Nesreća ist ein garstiges Weibsstück, hat wirres Haar, kleine Rinnaugen, ist von untersetztem Körperbau, hat ein breites Becken und wulstige Hinterbacken. Als hätte sie einen Katzenjammer, so nickt sie Tags über schlaftrunken herum und schleppt sich fortwährend von Dorf zu Dorf. Wem sie begegnet, dem schlägt die Begegnung zu schlimmer Stunde unglücklich aus.“[135])

Diese Beschreibung stimmt zum Theil überein mit dem Bilde von der Nesreća in der Sage, die ich weiter unten mittheile. Es sind hier lauter Merkmale hervorgehoben, die der Schönheitssinn des Volkes verpönt. Ein schönes Mädchen muss stattlich und schlank wie eine Tanne gebaut und sauber gewaschen sein, das Haar glatt gescheitelt und in Flechten tragen, grosse klare Augen haben und alleweil munter und aufgeweckt sein. So müsste auch der südslavische bildende Künstler die Sreća seines Volkes darstellen.

Sreća als Tutela.

Die Sreća als Schutzgeist des Menschen mag bei jeder Gelegenheit dessen Wohl und Wehe befördern oder hemmen, und so wird sie zum Schutzengel[136]) oder zur Tutela, die dem Menschen als angeboren gilt. Darnach hat der Mensch für sein ganzes Leben eine Sreća. Die Mutter singt ihrem Kinde in der Wiege also:

uroke ti voda odnijela
mimo tvoju bešu pronijela
dobar sanak sreća donijela
i u tvoju bešu unijela[137]).

(„Die Beschreiungen soll das Wasser fortschwemmen, an deinem Wieglein vorbeischwemmen, einen sanften Schlummer soll die Sreća herbeibringen und in dein Wiegchen hineintragen.“)

Der Bruder wünscht, die Schwester möge nie von ihrem Schutzgeist verlassen werden:

sritnjo došla i sritnjo mi pošla
i uvika sreća s tobon bila[138]).

(„Sei glücklich angelangt und glücklich sollst du abziehen und immerdar sei die Sreća mit dir.“)

Den gleichen Wunsch singt auch der Reigen der abziehenden Braut zu:

pratila te sreća do vijeka![139])

(„bis an dein Lebensende begleite dich die Sreća.“)

und dann wieder:

tugjin momku sreću veselila,
sva nam sreća dugovjeka bila[140]).

(„Du sollst die Sreća des fremden Jünglings erfreuen, unser Aller Sreća soll langlebig sein!“)

Eine arge Verwünschung ist es aber, wenn man Jemandem flucht, sein Schutzengel soll ihn verlassen. Die Schwiegermutter flucht ihrer Schnur:

hodi zbogom Jele nevo moja,
kud hodila sriće ne imala![141])

(„Zieh' mit Gott, o meine Schnur Helene! Wohin dich deine Schritte tragen mögen, du sollst keine Sreća haben!“)

poče mi vitez Mitar tuj djevojku proklinjati:
— davori mi djevojko, bud prokleta sreća tvoja[142]).

(„Ritter Demeter hub an der Maid zu fluchen: „Heda o Mädchen, deine Sreća sei verflucht!“)

Die Sreća (tutela) weilt wohl nicht stets an der Seite des Menschen; ist sie ferne von ihm, so suchen ihn die harten Drangsale des Lebens heim. Wen seine Sreća für immer verlässt, der ist von Gott und der Welt verlassen. Ein Waisenmädchen beklagt

---

[134]) Bei Krauss im Smailagić Meho V. 234 ff. Sonst wird genau unterschieden zwischen danica und prethodnica als verschiedenen Sternen.

[135]) Bei Krauss a. a. O. im Commentar S. 89 wörtlich die Erzählung des Guslaren.

[136]) Die Sage vom Schutzengel in meinen „Sagen und Märchen der Südslaven“. II, S. 148 f. scheint mir lediglich eine überarbeitete christliche Legende aus dem Mittelalter zu sein. Die sudnice (Schicksalsfräulein) kommen daselbst auf Rechnung des slavischen Erzählers.

[137]) Bei Petranović a. a. O. S. 49, Nr. 43.

[138]) Bei Karaman a. a. O. S. 252.

[139]) Bei Petranović a. a. O. S. 80, Nr. 81.

[140]) Ebdas. S. 74, Nr. 71.

[141]) Bei Mažuranić Stjepan in Hrvatske narodne pjesme. Senj 1880, S. 120, V. 4 f.

[142]) Bei Bogišić Valt. in Narodne pj. — iz prim. zap. I, 1878, S. 115, V. 50 f.

im Lied ihr Leid, doch weiss sie sich Tröstung im Gedanken:

ako san sirota prez majke ostala
nĭ mi sreća moja u more upala[143]).

(„Bin ich eine Waise mutterlos geblieben, so ist doch meine Sreća nicht in's Meer gefallen!")

Im kleinrussischen Volksliede meint das Mädchen, besser wär's gewesen, die Nedolja hätte sie ertränkt als vom Liebsten getrennt[144]). In einem anderen Liedchen heisst es wiederum: potopae moja dolja kraj sinëga morja![145])

Bei den Südslaven hat die Sreća als Tutela keinen besonderen Namen, während die Fortuna in dieser Eigenschaft bei den Römern, wie dies aus einer Inschrift ersichtlich ist, den Beinamen Tutela führt und mit ihr öfters verbunden erscheint. Tutela ihrerseits wurde unter dem Bilde einer sitzenden Fortuna dargestellt[146]). In den serbischen Sagen übernimmt die Sreća Tutela auch die Function der Felicitas, der Göttin der Fruchtbarkeit und des glücklichen Erfolges. Für Felicitas hat der Serbe kein anderes Wort als für Glück, sreća nämlich. Der Name Felix wird mit Srećko übersetzt. Die Sreća als Tutela und Felicitas bildet sich der serbische Bauer ein als eine holdselige Jungfrau, die ihm goldene Fäden spinnt.

Wenn die Sreća ihres Amtes nicht zum Nutz und Frommen des Menschen waltet, dem sie zugetheilt ist, so wird sie zur Nesreća. Der Mensch vermag sich ihrer auch zu entledigen. In einer bosnischen Sage meiner noch ungedruckten Sammlung schlägt ein junger Mann seine lässige Sreća ohne weiteres todt. In einer russischen Sage prügelt der Unglückliche sein Glück (sčastĭe). Sie entschuldigt sich wegen ihrer Nachlässigkeit, denn sie verstünde sich auf keine Feldarbeit, sondern nur auf kaufmännische Geschäfte. Gerne möchte sie ihrem Schützling aufhelfen, thät er sich doch auf den Handel werfen[147]). In einer anderen Sage wird erzählt, der Mann packt seine liebe Noth, thut sie in den Kopf einer Stute hinein und wirft sie auf den Grund des Meeres[148]).

[143]) Bei Karaman in Marjanska vila, S. 79. Dieses Liedchen dürfte wie so viele andere dieser sehr dankenswerthen Sammlung ursprünglich kein Volkslied gewesen sein.

[144]) Bei Holovacki a. a. O. I, S. 237. Nr. 1, V. 1 f.

[145]) Bei Metlicki in den Kleinr. Liedern 416, Cit. bei Potebnja, S. 163.

[146]) Vrgl. Peter bei Roscher a. a. O. S. 1522 und Steuding ebdas., S. 1473.

[147]) Bei Afanasiev in Rus. skazki, V, Nr. 51, cit. bei Potebnja, S. 161.

[148]) Ebdaselbst, S. 160.

Ich will hier zwei besonders bemerkenswerthe serbische Sagen mittheilen. Es war einmal ein Mann, der war sehr, sehr reich und hatte einen Bruderssohn. Dieser trieb sich aber in der Welt herum. Als er einmal zum Vetter oder Vatersbruder auf Besuch kam, war der Vetter darob sehr erfreut. Sprach der Vetter: „Liebes Kind, geh' du jetzt nirgends mehr hin, sondern bleib' schön bei mir. Der Vetter wird dich beweiben." Alsdann blieb er beim Vetter. Eines Tags streute der Vetter den Rindern Salz aus und ging heim. Zufällig kam der Bruderssohn des Weges, da erblickte er auf der Au ein Mädchen; die stand da und trieb mit einem Tüchel die Rinder zur Salzlecke hin. Er ging zu ihr näher hin und fragte sie: „Was bist du zu meinem Vetter?" Antwortete sie: „Ich bin deines Vetters Sreća." „Wenn du meines Vetters Sreća bist, wo ist denn meine Sreća?" Antwortete sie: „Na, dort hinter dem Dornbusch ist deine Sreća eingeschlafen." Er schaut hin und richtig schläft dort seine Sreća. Da ergreift er ein Holzstück und schlägt seine Sreća todt, dann kehrte er zu seines Vetters Sreća zurück und sagte: „Ich habe meine Sreća erschlagen, was soll ich nun anfangen?" Des Vetters Sreća antwortete ihm: „Geh' dorthin, wo einige Menschen Gottes (gute Menschen, ljudi boži) eine Wassermühle bauen, die werden dir sagen, was du thun sollst"[149]) u. s. w.

Die zweite Sage ist aus Serbien[150]). Sie ist ausführlicher und gibt die gleiche Geschichte anschaulicher.

„Es waren einmal zwei Brüder, die lebten zusammen in einer Hausgemeinschaft und ihr Wohlstand mehrte sich von Tag zu Tag. Der eine Bruder that gar nichts, sondern schlenderte fortwährend müssig herum; der andere aber rastete nimmer, und mehrte den Reichthum. Darum schmerzte es ihn, dass sein Bruder faulenzte. Und er sagte zum Bruder: „Lass' uns die Gemeinschaft auflösen. Zieh' du aus und wirthschafte für dich allein." Dess war der Bruder einverstanden. Seit der Zeit aber, als der Fleissige allein im Hause blieb, ging es mit der Wirthschaft in Allem abwärts. Wenn er sich noch so abmühte, nichts wollte ihm glücken. Endlich ging er ganz zu Grunde. Da sagte er: „Will doch meinen Bruder auf-

[149]) Mir erzählte diese Sage Blagoje Petrić zu Banja an der Tavna im Drinagebiet in Bosnien. Er habe sie, sagte er, als Knabe von dem längst schon verstorbenen Simo Janković aus Jadar gehört.

[150]) Bei Karadžić in Srpske narodne pripovetke. Wien 1870, S. 72 ff. Eine Variante davon verdanke ich meinem Freunde Herrn Thomas Dragićević in Bosnien.

suchen, damit ich sehe, wie's bei ihm steht." Also zog er des Weges und gewahrte auf einer Aue eine Heerde Schafe. Kam näher, doch bei den Schafen war kein Hirte, sondern es sass da ein wunderbar schönes Mädchen und spann goldene Fäden. Er begrüsste sie: „Steh' dir Gott bei!" und fragte sie, wess' die Schafe wären; und sie erwiderte: „Wessen ich bin, dessen sind auch die Schafe". Fragte er: „Nun, und wessen bist du?" Antwortete sie: „Ich bin deines Bruders Sreća". Da wurde er giftig und sagte zu ihr: „Ja, wo weilt denn meine Sreća?" — „Deine Sreća weilt gar ferne von dir." — „Könnte ich sie nicht auffinden?" — „Freilich, such sie nur auf."

Wie er dies hörte und sah, dass die Schafe seines Bruders so überaus herrlich gedeihen, wie bei Niemandem sonst, da mochte er weiter den übrigen Viehstand gar nicht mehr besehen, sondern ging geradenwegs hin zum Bruder. Als ihn der Bruder erblickte, fühlte er heftig Mitleid und sagte unter Thränen: „Wo bleibst du so lange?" Und weil er ihn nackt und barfuss sah, schenkte er ihm ein Paar Opanken und etwas Geld. Nachdem sie sich hierauf einige Tage gütlich gethan, trat jener wieder den Heimweg an. Kaum war er daheim, nahm er seinen Schnappsack, legte ein Stück Brod hinein, ergriff den Stock und machte sich auf in die Welt, um seine Sreća aufzusuchen.

Also wanderte er denn fürbass und gelangte in einen grossen Wald hinein, und wie er so weiter durch den Wald schritt, erblickte er unter einem Strauche eine altersgraue abgelebte schmierige Jungfer, die lag dort und schnarchte. Da holte er mit dem Stock aus und strich ihr eins auf den Hintern heiss auf. Die richtete sich kaum auf, öffnete ihre triefenden Rinnäuglein nur ein Bischen und sagte: „Dank' Gott, dass ich ein wenig eingeschlummert war, denn wär' ich wach gewesen, du hättst nicht einmal diese Opanken bekommen." — „Ja, wer bist denn du, dass ich nicht einmal diese Opanken bekommen hätte?" — „Na, deine Sreća bin ich." [151])

Aus dem Umstande, dass als Aufenthaltsort des Unglücks der Wald oder ein Baum im Walde angegeben wird, ist vielleicht die Vermuthung zu schöpfen gestattet, dass die Sreća als ein Genius mit den Genien der Bäume oder des Waldes in einer verwandtschaftlichen Beziehung gedacht wird. Charakteristisch ist jedenfalls, dass gerade die Kehrseite der Sreća, also die Nesreća in den Wald verwiesen erscheint. Der Wald gilt überhaupt als Tummelplatz von Wesenheiten, die dem Menschen nicht unbedingt und von vorneherein in Wohlwollen geneigt sind. Die russische Sage stimmt mit der serbischen überein. Die Sreća (sčastïe) des Unglücklichen liegt hinterm Gebüsch in einem groben Bauernhemde und schläft Tag und Nacht [152]). Dass der Mensch seiner Unsaelde gerade im Walde begegnet, ist auch der deutschen Sage nicht fremd. „Ein armer Ritter sitzt im Wald, spärliche Kost verzehrend, da erblickt er über sich auf dem Baume ein ungeheueres Wesen, das ihm zuruft: „Ich bin dîn Ungelücke!" [153]) Auch die lithauische Volksüberlieferung verlegt die Behausung der Laima, die sowohl Glücks- als Unglücksgöttin ist, in einen Wald. Zudem wird als ihr weiterer Wohnsitz oder zeitweiliger Aufenthaltsort ein See angegeben. „In der Johannisnacht muss man um 12 Uhr in den Wald gehen, aus Thränen einen Kreis machen und dann in denselben treten. Alsdann muss man dreimal rufen: „Laima, schick mir dein Ross!" Der Geist fragt alsdann: „Was willst du von mir?" „Du sollst mich tragen!" „Ich trage dich an den Unglückssee, denn dorthin gehöre ich", spricht darauf der Geist. „Nein, du gehörst zum Glückssee, dorthin trage mich!" hat man zu erwidern [154]) u. s. w.

Die Beinamen der Sreća.

Die Epitheta sind häufig die sichersten Handhaben für die Erklärung mythischer Wesen. Zum mindesten bieten Beinamen Anhaltspunkte über volks-

[151]) Eine horvatische Sage enthält einen verwandten Zug von einem Manne, der ausgegangen, sein Glück suchen. „Er kam auf den Gottesacker, schlug mit seinem Stocke das Dorngesträuch und das Gras nieder und fand zwischen den Gräbern ein Geschöpf, welches er bisher nie gekannt. Er schlug daneben und sagte zu diesem Geschöpfe: „Bist du meine Srića oder meine Nesrića?" Antwortete ihm dieses merkwürdige Geschöpf aus der Grube: „Hättest du mir einen Schlag versetzt, so wäre ich deine Nesrića, weil du mich aber nicht gehaut hast, werde ich deine Srića sein." Darauf räth sie ihm, einen räthselhaften Alten aufsuchen, der mitten im Hause einen grossen Topf Ducaten hat. Davon mag er mitnehmen so viel es ihm gefällt, nur dürfe er keine Silbe sprechen u. s. w. Bei R. Strohal in Hrvatskih narodnih pripoviedakâ knjiga I. Narodne pripoviedke iz sela Stativa. Fiume 1886, S. 148, Nr. 37. In einer anderen Sage aus Serbien (Zorica 1861, S. 28), die ich späterhin ganz mittheile, frägt ein Schiffszieher Gott: „Wo ist meine Sreća?" Gott antwortete ihm: eno je onde za panjom gdi leži (Dort hinter dem dicken Baumstamm ist sie, dort liegt sie).

[152]) Bei Afanasiev a. a. O. B. V, Nr. 51.

[153]) Bei J. Grimm, D. Mythologie, S. 832 f.

[154]) Bei Veckenstedt a. a. O. S. 161.

thümliche Erklärungsversuche. Alle Beinamen zusammengefasst, vervollständigen erst das Bild. Erlebt es bei einem Volke der einheimische Volksglaube, dass er von Staatswegen sanctionirt, ich meine, zur Religion erhoben wird, so erstarren die früher flüssigen Beinamen mit dem Namen zu ebensovielen Einzelgottheiten. Ein zwingendes Beispiel dafür zeigt die römische Mythologie in Bezug auf Fortuna, deren Cultus in verhältnissmässig später Zeit in allgemeinere Aufnahme gekommen zu sein scheint. „Im Cultus tritt Fortuna unter den mannigfaltigsten Beinamen auf, je nachdem man sie als die bald günstig, bald ungünstig gesinnte, bald dauerndes, bald vorübergehendes Glück spendend, als die trügerische Göttin u. s. w. betrachtet und dies in verschiedenen Beinamen zum Ausdruck bringt oder ihr Verhältniss als Schutzgöttin des ganzen Volkes, des männlichen und weiblichen Bestandtheiles der Bevölkerung, einzelner Stände, Corporationen, einzelner Personen, ja selbst Obrigkeiten und schliesslich auch des Kaiserhauses in besonderen Benennungen hervorhebt“ [155])

Die allgemeine Bezeichnung für die günstige Glücksgöttin ist Fortuna Bona. Eine günstige Fortuna ist auch die Fortuna Obsequens, die Fortuna, die den Bitten ihrer Verehrer willfährt. Hieher gehört noch die Fortuna Felix und die F. Respiciens. Plutarch gedenkt noch einer Tychē Apotrópaios, welcher Servius Tullius ein Heiligthum erbaut habe. Auf Inschriften kommt noch eine Fortuna Opifera und eine F. Memor vor[156]). Auch einzelne Classen haben ihre eigene Glücksgöttin. Das uns interessirende Beispiel einer solchen Glücksgöttin ist die F. Equestris[157]). Verwandt mit der F. Bona ist der Eventus Bonus[158]), der Agathòs Daímon der Griechen. Den Gegensatz zur F. Bona bildet die Fortuna Mala oder Adversa. Im Gegensatz zur Fortuna Manens wurde eine Fortuna Brevis verehrt[159]). Die Fortuna heisst auch in einer Grabschrift Viscata, die trügerische, „die mit eitlen Hoffnungen ködernde und verlockende“ [160]). Eine F. Dubia stand auf dem Aventin. In der griechischen Mythologie entspricht der F. bona ein „Agathodaímōn und eine „Agathe Týchē, der F. Mala ein Kakodaímōn und eine Kakè Týchē. Der Südslave, bezw. der Serbe und Horvate nennt und ruft an eine dobra Sreća, eine Bona Fortuna, die vorzüglich als Sreća junačka (Heldenglück), etwa wie bei den Griechen die Týchē Andreía und bei den Römern die F. Equestris, gedacht wurde. Die Kleinrussen sprechen ähnlich von einer dobra dolja.

Sreća, dobra s., junačka s. Die Sreća springt dem Helden in äusserster Noth als Retterin bei, sie lenkt seine Hand, sie vor Allem bezwingt den Gegner:

puca šarka živi oganj daje
al Ivanu sreća priskočila
pa mu ništa naudila nije [161]).

(„Es knallt die reichverzierte Flinte, sie entlädt lebendig Feuer, doch die Sreća sprang Johannes bei, und so hat sie (die Flinte) ihm nichts angehabt.“)

Mirkoviću dobra srjeća biše
u zlo mjesto Kunu udario
gdje no njemu melem ne pomaga [162]).

(„Die gute Sreća stand dem Mirković bei, er traf Kuna auf eine schlimme Stelle, wo ihm kein Balsam mehr Heilung schafft“.)

Al je Marku dobra srjeća bila
osjeće mu desnu ruku Marko [163]).

(„Doch dem Markus stand die gute Sreća zur Seite, Markus hieb ihm die rechte Hand ab.“)

Tadija von Zengg war mit zwei Genossen in's türkische Gebiet gezogen und hatte 30 Türken ohne Schwertstreich gefesselt und nach Zengg heimgebracht. Die Mädchen von Zengg bewundern diese Heldenthat. Bescheiden lehnt Tadija das Lob ab, vielleicht, weil es ihm auch vor Beschreiung bangt:

ne čuđte se Senjanke gjevojke
to se srela sreća i nesreća
moja sreća njihova nesreća
moja sreća nesreću svezala [164]).

(„Es braucht euch nicht Wunder zu nehmen, Ihr Jungfrauen von Zengg! Die Geschichte war doch einfach: Sreća und Nesreća begegneten einander, meine Sreća, ihre Nesreća; meine Sreća legte ihre Nesreća in Bande.“)

Körperliche Kraft und selbst erprobte Tüchtigkeit in der Waffenführung genügen nimmer, wofern der Held auf seinen Kriegspfaden keine Sreća hat. Seine Sreća ist sein theuerstes Gut. Bei ihr beschwört ein Held den anderen:

tako ti sreće u junaštvu! [165])
(„bei deiner Sreća in Heldenthaten!“)

[155]) Peter bei Roscher a. a. O. S. 1511.
[156]) Vrgl. Peter bei Roscher S. 1512 f.
[157]) Ebdas., S. 1521.
[158]) Ebdas., S. 1511.
[159]) Ebdas., S. 1514.
[160]) Preller in Römische Mythologie, 3. Aufl., 2, S. 187.

[161]) Im Uzdarje S. 26, V. 192 ff.
[162]) Ebdas. S. 88, V. 103 f. Vrgl. bei Vrčević, Srp. n. p., S. 125.
[163]) Ebdas. S. 91, V. 41 = S. 108, V. 54; vrgl. S. 124, V. 115.
[164]) Bei Wolf Karadžić in Srps. nar. p. III. 292.
[165]) Im Uzdarje S. 61, V. 688.

Sie wird angerufen neben Gott:

molte boga i sreću junačku
da mi Luka otud zdravo dogje[166]).

(„Betet zu Gott und zum Heldenglücke, Lukas möge mir von dort heil zurückkehren"),

denn von ihr hängt die Entscheidung ab, ebenso wie von Gott:

ako bog da i sreća junačka[167]).

(„Falls es Gott und das Heldenglück gewähren!")

Nach langer Unthätigkeit meinen die Kämpen:

već bi bilo vrjeme kud se proći
i junačku sreću okušati[168]).

(„Es wäre schon an der Zeit, irgendwo einzufallen und das Heldenglück zu versuchen.")

Die schlimme Sreća. Das Widerspiel der dobra und der junačka sreća ist die zla, huda, loša, slaba, jadna und die crna sreća. Suchte Einen das Missgeschick heim oder war er nicht im Stande, seine guten Absichten zu verwirklichen, so sagt man wohl von ihm: ne dade mu zla sreća[169]) (Die böse Sreća hat es ihm nicht gewähren mögen). Das ist der böse Schutzgeist, der Kakodaímōn der Griechen, zum Theil gleich der licha und girka dolja der Kleinrussen:

tu im bješe miloj braći prispjela huda sreća[170]).

(„Da war ihnen, den theueren Brüdern, die böse Sreća angelangt.")

ajme meni huda srećo moja
gje za malo sestru ne obljubih![171])

(„Weh mir, o meine böse Sreća, um ein Haar, ich hätte meiner Schwester beigewohnt.")

loša sreća vili priskočila, a divojci dobra srića biše[172])

(„Die schlimme S. war der Vila beigesprungen, doch der Maid stand die gute S. bei.")

tadara je turcima loša sreća priskočila[173]).
kad su bili u gori zelenoj
tute im je loša srjeća bila[174])
ako bi meni slaba sreća bila[175])
(„sollte mir schwache Sreća beistehen")
al djevojci jadna sreća bila[176])
(„doch der Maid ward elende S. zu Theil.")
mene crna sreća snagje[177])
(„mich suchte die schwarze S. heim.")

Die Zahl der Beispiele in gebundener und ungebundener Rede ist natürlich unübersehbar. Um so mehr muss es befremden, dass in der modernen serbischen und horvatischen Kunstliteratur Redensarten wie ‚das Glück ist gereift oder d. G. i. erblüht' (sreća procvala, sreća sazorila) Eingang gefunden. Es scheint eben, dass die serbischen Literaten mehr bei den Deutschen als bei ihrem eigenen Volke in die Schule gehen. J. Sundečić, einer der hervorragenderen südslavischen Dichter, wendet z. B. in seinem der Schiller'schen ‚Glocke' nachgebildeten Liede von der Ernte (vršidba) elfmal den Refrain an: procvala nam sreća svaka! (Möcht' uns jeglich Glück erblüh'n). In einem angeblichen Volksliede heisst es: i tvoja će sreća sazoriti[178]) (auch dein Glück wird reif werden). Auch die bei den Horvaten so beliebte Redewendung sreću pokušatí möchte ich wie die polnische szczęścia próbować[179]) auf die deutsche ‚sein Glück probiren oder versuchen' zurückführen.

* * *

Sreća von Bog.

Wie eine Zaubermär aus verschollener Zeit, gleich der plötzlich auftauchenden Erinnerung eines lieblichen Jugendtraumes, so wunderbar anheimelnd ergriff mich die Entdeckung, dass Bog bei den Südslaven noch gegenwärtig wie Bhaga bei den Indern vor dritthalbtausend Jahren als Ehestifter und Austheiler des Glücks angerufen wird. Freilich erkenne ich bei den Südslaven nur ein Ueberlebsel aus ältesten vorchristlichen Zeiten, ein ‚Survival', wie man dies englisch[180]) sagt, dessen Bedeutung der christliche Südslave gegenwärtig wohl nicht mehr

[166]) Bei L. Marjanović in Hrvatske nar. pjesme S. 97. V. 169 f.

[167]) Ebdas. S. 99, V. 148; vrgl. bei St. Mažuranić a. a. O. S. 88. V. 4 und sonst häufig.

[168]) Im Uzdarje S. 65, V. 219 f.

[169]) Bei Karadžić im Wörterb. unter dem Schlagworte, S. 125.

[170]) Bei Bogišić a. a. O. S. 115, V. 39; vrgl. Vrčević a. a. O. S. 22: uda sreća naučila Janka.

[171]) Bei Mirković P. in Srpske narodne pjesme gerzovske i gjevojačke (aus Bosnien), Pančevo 1886, Nr. 12, S. 16.

[172]) Im Narodni koledar novi i stari izdala Matica Dalmatinska. Zara 1869, S. 91.

[173]) Bei Bogišić a. a. O. S. 175, V. 195.

[174]) Im Uzdarje S. 4, V. 121; vrgl. bei Vrčević a. a. O. S. 115, S. 266: kada dogje u tazbinu sreće loše bi.

[175]) Bei L. Marjanović a. a. O. S. 99, V. 148 f.

[176]) Bei Bogišić a. a. O. S. 338, V. 18.

[177]) Bei Mirković a. a. O. S. 30, Nr. 32, V. 28.

[178]) Bei Begović N. in Srpske narodne pesme iz Like i Banije I. 1885, S. 184, Nr. 150.

[179]) Bei O. Kolberg im Lud. B. V. Krakau 1871, S. 195, Nr. 14: Jest mniemanie że jak się powodzi w wiliję, tak się przez rok następny będzie; dla tego w dniu tym żli ludzie lubią szcz. próbować.

[180]) Nach Tylor, Anfänge der Cultur. I. 72.

ahnt. Bog-Bhaga, der Austheiler, theilt aus die Gaben, das Glück:

Bog boguje i dijeli pravdu,
meni dobru sreću udjelio [181])

(‚Bog waltet als Bog und theilt Gerechtigkeit aus, mir hat er gutes Glück zugetheilt')

singt ein Mädchen, das ihren Herzgeliebten zum Gatten erhalten.

Bog theilt der Braut den Bräutigam für's Leben als Gefährten zu, die Sreća aber im Verein mit den Eltern gibt ihr ihn hin. In einer Ansprache an die Braut, vor ihrem Scheiden aus dem Elternheim, singt der Reigen:

— zafali se sele Bogu
koji ti je udjelio
mlada Rabra gospodara.
Tebi ga je sreća dala
i glašeni roditelji [182]).

(‚Danke, Schwesterchen, Bog, der dir den jungen Rabar als Herrn zugetheilt hat. Die Sreća und die hochgeachteten Eltern haben dir ihn gegeben.)

Im letzten Augenblick spricht der Vater seinen Segen über die Tochter aus, er sagt sein gutes Gebet (dobra molitva, hair dova bei den Bosniern und Hercegovcen): šćerce! da ti Bog da svaku dobru sreću i svako dobro kako bih i sam sebe rad! [183]) (Töchterchen! Bog soll dir bescheren jegliche gute Sreća und alles Gute, so wie ich mir's nur selber wünschen könnte!).

Bei den Indern beruft sich der reife heiratslustige Jüngling auf Bhaga:

Ich nenn' mit Wonn' den Kommenden, den Gast, den sich Einstellenden,
den Indra, der den Vṛitra schlägt, den allgewalt'gen Vāsava.
„Wo einst die Açvín heimgeführt Sūryā, die Tochter Savitar's,
desselben Weg's hol dir ein Weib!" so hat Bhaga zu mir gesagt.
Dein Haken, Indra! goldig, gross, mit dem du Schätze uns bescherst,
damit fang eine Gattin mir, der ich ein Weib will, Herr der Hilf! [184])

Wenn bei der Hochzeit der Bräutigam die Hand der Braut ergreift, sagt er den Vers: ‚Bhaga ergriff hier deine Hand, Savitar deine Hand ergriff, Du bist nun Rechtens meine Frau, und ich bin nun dein Hausherr! [185])

An die Braut sind die Zeilen gerichtet:

1. Gleichwie, o Edler! das bequeme Lager
dem Wild des Feldes lieb ist und behaglich,
soll dieses Weib dem Bhaga lieb und traut sein,
in Lieb auch mit dem Gatten stets geeinigt.
2. Des Bhaga Schiff besteige du, das volle, unerschöpfliche;
damit fahr hin zu jenem Mann, der ein willkommner Freier ist. [186]).

Mit Indra, Agni und andern Göttern wird auch Bhaga angerufen, die Braut mit Kindern zu segnen [187]).

Bei Hochzeits- und anderen Festfeierlichkeiten werden zu Tische bei den Serben stets Bog und die Sreća angerufen. Die Spruchformeln sind stereotyp und erben sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Das ist sicher wesentlich überkommenes Erbgut aus älteren vorchristlichen Entwicklungsperioden. Das Christenthum hat die stehenden Wendungen nur zum Theil beeinflusst, doch nicht ganz verwischt.

Der Trinkspruch an Festtagen ist auch ein Segensspruch. Bei den Serben gibt es für jeden Festtag ein bestimmtes Ceremoniell, nach welchem Trinksprüche ausgebracht werden. Man segnet den Festkuchen, den Braten, den Wein und Branntwein, das Hausgesinde und den Viehstand, Feld und Flur. An erster Stelle werden Bog und die von Bog ertheilte Sreća angerufen. Damit heben die Formeln an:

‚da bog da — da danas bude došla s nama a k vama svaka dobra i čestita sreća, koja će nas po adetu složiti i smiriti, rukama zagrliti i bracki izljubiti.' [188])

„Gäbe es Gott, es sei heute mit uns und zu euch jedes gute und tüchtige Glück gekommen, welches uns nach Brauch vereinigen und beruhigen, umarmen und brüderlich umhalsen wird."

‚da bog da — našemu bratu domaćinu u svačemu sreću dobru, sretnu i berićetnu, punu i bogatu, da mu ralo ore u duboko, a stado ide u široko' u. s. w. [189])

„Gäbe Gott — unserem Bruder dem Hausältesten in Allem und Jedem gutes Glück, ein glückliches und gewinnbringendes, ein volles und reiches, dass ihm die Pflugschar tiefe Furchen reisse, die Herde aber in die Breite gehe" u. s. w.

‚— da bog da, da se naši prijatelji poznaju po ćesi punoj, po sablji britkoj i po svakoj dobroj i čestitoj sreći kako no se poznaje danica zvijezda po istoku jutrenome' u. s. w. [190]).

„— Gäbe es Gott, dass man unsere Freunde erkenne am vollen Geldbeutel, an dem scharfen Säbel und an jedem guten und tüchtigen Glücke, so wie man den Morgenstern am Morgenost erkennt."

Aus dem vollen Krug oder der vollen Flasche werden vor Allem einige Tropfen auf die Erde ge-

---

[181]) Bei Ristić Kosta H. in Srpske narodne pjesme pokupljene po Bosni, Belgrad 1873, S. 77, Nr. 8.

[182]) Bei Vrčević in Tri glavne narodne svečanosti, S. 247.

[183]) Ebd. öfters, stereotyp in allen Sammlungen.

[184]) Atharva-Veda VI. 82. Übersetzt von Grill: Hundert Lieder des Atharva-Veda.

[185]) Ebd. 14, 1, 51.

[186]) Ebd. II. 36, 4—5.

[187]) Ebd. 14, 1, 54.

[188]) Bei Karadžić in Život i običaji naroda srpskoga, Wien 1867, S. 126.

[189]) Ebd. S. 75.

[190]) Ebd. S. 77.

gossen, dann erst füllt man die Gläser. Der Ausguss darf nie unterbleiben. Bei Zechgelagen wird zuerst auf die Sreća aller Anwesenden ein Toast ausgebracht:

sve braće dobre sreće
oko ovoga stola sjedeće,

(‚Auf das gute Glück aller um diesen Tisch herum sitzenden Brüder!')

das zweite Glas leert man auf die brüderliche Eintracht, das dritte aber gilt als Symbol der Sreća:

treća čaša sreća naša![191])

(‚Das dritte Glas unsere Sreća!')

Das leere Glas umgestülpt setzt der serbische Trinker sich auf den Kopf, denn trinkt man auf Glück, so darf kein Tröpfchen Rest bleiben, es wäre von böser Vorbedeutung. Derselbe Glaube ist auch bei den Polen einheimisch[192]). Ein Hochzeitsliedchen aus der Krakauer Gegend bezieht sich darauf:

w kielisecku na denecku
ścęście się ukrywa.
Niewypitek — toć dobytek,
co ścęście zaléwa.

(‚In dem Gläschen auf dem Gründchen ist das Glück versteckt, Das Trunkrestchen ist's Gewinnchen, das das Glück verdeckt'.)

Bei den Griechen des Alterthums war es Brauch, bei Zechgelagen dem Agathòs Daímōn zu opfern, und zwar gedachte man seiner mit einem Trunk ungemischten Weines. Es hat bei ihnen eigene Kneipgesellschaften gegeben, deren Mitglieder sich Agathodaimonistaí nannten[193]). Solcher ‚Ritter vom guten Geiste' gibt es auch bei den Südslaven. Namentlich im horvatischen Weinlande, in der Moslavina und in Syrmien, wo Kaiser Probus die erste Rebe gepflanzt haben soll, sind die Ritter erbgesessen. Die schönen altslavischen Trinksprüche von Bog und der Sreća sind dem lustigen Zecher wohl fremd. Als Heroen des Comments gelten ihm Vinko Lozić (Weinlein Rebensohn) und Rako Šljivarić (Branntweinchen Zwetschkensohn), diese vielbejubelten Schöpfungen aufgeheiterter Trinkerlaune. In gleichem Range mit diesen zweien steht bei den Deutschen König Gambrinus, der Schutzpatron aller Verehrer ausgegohrenen, schäumenden Gerstensaftes. Die beim Zechgelage am tapfersten sich gehalten, leeren vor dem Aufbruch noch ein Gläschen bis zur Neige: ‚zu Ehren Vinko Lozić's: ‚da Bog da, još nas mnogo puta veselio i razveselio!'

Nicht blos im Segens- und im Trinkspruche, auch sonst gar oft heisst es, die Sreća komme von Bog; ich will nicht behaupten, dass darin thatsächlich ein Ueberrest aus vorchristlicher Anschauungsweise vorliegt, obgleich dies nicht undenkbar ist; unumstösslich beweisen lässt es sich nicht; wahrscheinlicher dünkt mir es, dass hier auch schon die jüdisch-christliche Anschauung zur Geltung gelangt, wonach alles Glück ein Ausfluss göttlicher Macht ist.

In diesem Sinne fasse ich die slovenische Wendung auf, wenn es z. B. heisst:

srézhno ſo ſe dam vernîli
velíko lét ſhe v kup shivéli
smeraj od Bóga frézho imeli[194]).

(‚Sie kehrten glücklich heim, lebten viele Jahre zusammen und hatten alleweil von Gott Glück'.)

Höher bewerthe ich die serbische Formel. Ein Kämpe, der's eilig hatte, verkappt nach Russland zu fahren, und einen russischen Anzug rasch benöthigte, lief zum Schneider und sagte zu ihm:

nije l Bog da i sreća od Boga
da si sine kadagoder bio
u dalekoj u zemlji moskovskoj;
nije l Bog da i sreća od Boga
da mi znadeš skrojiti odilo![195])

(‚Möchte es doch Bog so gefügt haben und die Sreća von Bog, dass du, mein Sohn, einmal im weiten Moskauer Lande dich aufgehalten; wollte Bog und die Sreća von Bog, du verstündest es, mir ein Gewand [nach dortigem Zuschnitt] zuzuschneiden'.)

Stereotyp ist die Wunschformel:

ako Bog da i Sreća od Boga[196]).

(‚Falls es Gott gewährt und die Sreća von Gott!')

Die Sreća erscheint hier als Hoffnung. Bei den Römern werden Fortuna und Spes miteinander verbunden. Plutarch erwähnt unter den Stiftungen des Servius Tullius einen Altar der Týchē Eőelpis im Vicus longus[197]). Solche genaue Unterscheidungen kennt der südslavische, primitivere Volksglaube nicht.

---

[191]) Bei Bogović Nikola in Srpske nar. pjesme I. S. 216, Nr. I—III.

[192]) Bei O. Kolberg, im Lud, VI, Krakau 1873, S. 12: za złą wróżbę mają, gdy w nim (w kielisecku, im Gläschen) choć kropla napoju zostanie.

[193]) Vrgl. L. Preller, Griechische Mythologie I. 1872. S. 444.

[194]) Bei Emil Korytko in Slovénske pésmi kranjskiga naróda, sabral-, Laibach 1841, S. 77.

[195]) Im Uzdarje S. 59, V. 447 ff.; vrgl. S. 64, V. 102 = V. 110; 170; 175; S. 73, V. 268.

[196]) Vrgl. z. B. bei L. Marjanović a. a. O. S. 97, V. 169 f., bei Vrčević in Srpske n. p. iz Herceg. S. 216, und sonst sehr häufig im Volksliede.

[197]) R. Peter spricht darüber ausführlicher bei Roscher a. a. O. S. 1538.

Bog und Sreća.

Die Sreća wird nicht selten neben Bog, als ein von Bog unabhängiges, gleichsam als ein anderes, der Gottheit ebenbürtiges Wesen gedacht, welchem die Macht zusteht, nach eigenem Ermessen in den Lauf des menschlichen Lebens bestimmend einzugreifen. Eine ähnliche Stellung nimmt im kleinrussischen Volksglauben lichaja dolja, das vermenschlichte ‚böse Geschick' ein. Ein von ihrem Liebhaber verlassenes Mädchen klagt in Verzweiflung Gott an:

ochŭ Boże žĭ moj milosernyj! či to tvoja volja?
či e vŭ svjetje taka druga, či jno moja dolja?
— Ne narêkaj na Božuju volju
tôlĭko ty narêkaj na lichuju dolju[198]).

(‚o du mein gnadenreicher Gott! ist das dein Wille? Gibt es noch wo in der Welt eine andere dolja gleich der meinen? (die Mutter:) Klag nicht über Gottes Willen, klag du nur an dein böses Geschick'.)

Bei den Serben und Horvaten tritt die Sreća prägnanter auf. Ihr Machtbezirk erscheint freilich nicht genauer bestimmt. Genauere Bestimmungen hätten natürlich auch einen Sreća-Cultus zur Voraussetzung. Die Sreća wird manchmal an erster Stelle vor Bog, gewöhnlich aber nach Bog genannt. In diesen Fällen, wo die Sreća derart im Vordergrunde erscheint, darf man sie füglich der Fortuna der Römer und der Tyche der Altgriechen fast gleichstellen; man muss daher sie wohl als ein vom Volke mythisch empfundenes göttliches Wesen anerkennen.

Ein merkwürdiges Beispiel dafür liegt in folgender Pitalica[199]) vor: ‚Einem Weibe verstarb der Mann; da sagte sie: Gott möge es fügen, dass mir auch dies zu guter Stunde widerfahren sei.' Drauf die Kinder: ‚Was redst du unglückselige Mutter!' — ‚Bei Gott, Kinderchen, wann die Sreća (mit mir) wäre, könnte ich mich mit einem noch besseren (reicheren) und wann es Gott wollte, mit einem noch jüngeren (Manne) verheiraten[200]).

Ein andermal heisst es wieder, ‚Bog gibt, die Sreća bringt, so sagt z. B. ein Kämpe:

Bog mi dao a sreća don'jela
pa se s tobom sad sastadoh pobro[201]).

(‚Gott hat mir es gegeben und die Sreća gebracht, dass ich mit dir, Wahlbruder, jetzt zusammengetroffen bin.')

Wenn noch ein Zweifel obwaltete, dass vom Volksglauben Gott und die Sreća als Sonderwesen betrachtet werden, so muss er schwinden in Berücksichtigung von Redewendungen, wie:

susrela vas dobra sreća i sam gospod Bog[202]).
(‚Euch begegne die gute Sreća und Gott der Herr selber.')
odnese me Bog i sreća Jovu pred dvore[203]).
(‚Gott und die sreća trugen mich vor Johannes' Gehöfte.')
ako li te Bog i sreća najde[204])
pa ustrjeliš na kopju jabuku.

(‚Wenn dich Gott und die Sreća finden, und du den Apfel auf dem Speere triffst.')

Derart stark haftet diese Vorstellungsweise im südslavischen Volksbewusstsein, dass selbst die turzisirten mahommedanischen Slaven noch ganz daran festhalten, nur setzen sie für sreća das persische Wort bâft oder bácht[205]) ein. So z. B. schrieb Mahmut Paša, Vezir von Skutari (im J. 1796) an den Vladika der Crnagora Peter I., „ja ne kupim vojsku krijući nikatĭ fala bogu i baftu moemu“ [206]) (Ich sammle niemals ein Heer im Geheimen, Gott sei es gedankt und meinem Glück).

Gewöhnlich genügt dem Helden im Kampfe der Beistand der Sreća, doch fast nicht minder selten, heisst es, hilft ihm Gott in Gemeinschaft mit der Sreća, z. B.:

al Tadiji Bog i sreća bila[207])
‚doch dem Tadija stand Gott und die Sreća bei',

---

198) Bei Holovacki a. a. O. S. 240, Nr. 5, V. 3ff.

199) Über die Pitalica im Allgemeinen vergl. Sitte und Brauch. Einl. S. XIX.

200) In Dubrovnik. Zabavnik štionice dubrovačke. IV. godište 1876. Narodne pitalice iz zbirke Vuka Vrčevića. S. 275, Nr. 35: ‚Bogme djeco, kad bi sreća bila, mogla bih se udati za boljijem a kad bi Bog htio i za mlagjijem.'

201) Bei Krauss. Pandžić Huso i Pavečić Luka pobra. Pjesan naših muhamedovacâ. Mostar 1885, S. 9, V. 17f.

202) Bei Vrčević a. a. O. S. 218 zweimal. S. 219, zweimal. Im Segen, welchen der Hochzeitsreigen den abziehenden Brautleuten nachsingt.

203) Ebd. S. 235. Der Reigen singt vier Strophen im Namen der Braut. Die oben mitgetheilte Zeile bildet den Refrain.

204) Bei Stj. Mažuranić: Hrv. n. pj. S. 54, Vers 15.

205) Persich bacht (oder bakht). ‚Die Parsen haben für Schicksal (Glück) auch das Wort bakhta (Vendidâd 5, 29), in neueren Sprachen bakht, was eigentlich „zugetheilt“ bedeutet.' Fr. Spiegel in Eran. Alterth.-Kunde II. 1873, S. 11. Im Wörterb. der südslav. Akademie in Agram hat sich nach Karadžić (s. v. im serb. Wörterb.) der Accentfehler bâht und bât eingeschlichen. Der Bošnjak und Hercegovac accentuiren aber richtig, wie ich es oben im Text angegeben. Bâft sagen die Bulgaren nach der arabischen Aussprache. Im Ak. Wörterb. fehlt diese Form. Ueber die pers. Vorstellung von bakht vergl. im weiter Folgenden die Anmerkung.

206) M. Milakovića kavaljera Dimitrija život i djela, sastavio Georgij Nikolajević, Wien 1860, S. 227.

207) Im Uzdarje S. 28, V. 111 u. V. 115.

oder bedingungsweise wird der Kampf einen günstigen Verlauf nehmen:

ako tebi Bog i sreća bude[208])
‚falls dir Gott und die Sreća beistehen werden‘,

nach erlangtem Siege sagen aber die Sieger:

dobra sreća i Bog nam je dao[209]),
‚die gute Sreća und Gott haben es uns gegeben‘,

sehr häufig, man kann sagen stereotyp, ist die Formel Bog i sreća dade (Gott und die Sreća haben es gegeben). Diese Redensart kommt am gewöhnlichsten in den epischen Liedern vor, so:

ako li mi Bog i sreća dade[210])
oder: ako nama Bog i sreća dade[211])
oder: eda nama Bog i sreća dade[212])
oder: pa što nami Bog i sreća dade[213])

Die Bulgaren haben in ihrem Volksglauben keine Sreća, und selbst Bog wird durch das christliche gospot (Herr) gewöhnlich ersetzt. Die letztangeführten Beispiele liessen sich in der bulgarischen Sprache nur durch Umschreibungen wiedergeben. Für Sreća setzt der literarisch gebildete Bulgare gewöhnlich Fortuna ein. Das bulgarische Volkslied entbehrt also den dichterisch schönen mythischen Zug von der Sreća. Es ist der Ausspruch eines Christen, der blos slavisch sich ausdrückt, wenn der Sohn zur Mutter sich beklagt:

i ja radim majko i konj radi,
koga Gospot majko ne pomaga[214]).

(‚ich arbeite, Mutter, auch das Pferd arbeitet, (doch vergeblich) o Mutter, wann der Herr (Gott) nicht hilft!‘)

Das Nichtvorkommen einer Glücksgöttin im Volksglauben der Bulgaren wird man wohl mit Fug und Recht als eines der wenigen zuverlässigen Unterscheidungsmerkmale zwischen specifisch bulgarischem Volksthum einerseits und serbisch-horvatischem andererseits anführen dürfen.

* * *

Gott und das Schicksal.

In einer Volkssage aus Serbien wird erzählt, wie sich Jemand auf den Weg zu Gott gemacht, um über sein Glück von Gott Rechenschaft zu fordern[215]). Hier hat schon ganz die jüdisch-christliche Anschauung die Oberhand gewonnen, darnach Gott allein jedem sein Glück und Schicksal bestimmt. Im Mittaggebete zu Roš-ha šana und Jom Kipur singen die Juden in den Bethäusern den berühmten Trauergesang ‚Unsanêh tokev kdušas hajom‘ (Und ihr sollt erkennen die Gewalt und die Heiligkeit des Tages). Dieses Gedicht beruht auf dem Glauben, dass alljährlich an diesen Tagen jedem Menschen insbesondere in Gottes Rathschluss für das nächste Jahr sein Schicksal bestimmt wird. („Wer am Leben bleiben, wer sterben soll; wer durch Feuer, wer durch Wasser und wer durch's Schwert, wer durch Hunger und wer durch Durst ums Leben kommen, wer ein ruhiges, wer ein bewegtes Leben führen soll.“) Dieser sonderbare Text ist aber erst vor 400 Jahren vom deutschen Rabbi Amnon verfasst worden. Die nichtdeutschen Juden verwerfen dieses Gebet. Bei den Spaniolen in Bosnien und der Hercegovina habe ich es zum Mindesten nicht gefunden. Der Talmud kennt diesen Glauben in dieser Fassung noch nicht. Nach talmudisch-jüdischem Glauben bestimmt Gott jedem Menschen bei dessen Geburt sein Schicksal für's ganze Leben. Das ist die eigentlich theistische Anschauung der Semiten überhaupt. Als wäre es eine directe Uebersetzung aus dem Talmud, hören sich Stellen aus südslavischen Volksliedern an, wo es heisst:

Velike su od boga sudbine;
sve će biti što imade biti
i kako je bogom naregjeno[216]).

‚Gross sind Gottes Schicksalsschlüsse, alles wird geschehen, was geschehen muss, und wie es durch Gott angeordnet ist.

In einem noch ungedruckten Guslarenlied meiner Sammlung werden dem Sultan Murat nach dem an ihm vollbrachten Attentate des serbischen Heerführers Miloš Obilić die Worte in den Mund gelegt:

nemojte vi zamjereni biti
što je mene Miloš rasporio.
To je tako od Boga sugjeno,
već je meni došlo umrijeti.

(‚Haltet euch darüber nicht auf, dass mir Miloš den Bauch aufgeschlitzt hat. So war es mir von Gott beschieden; meine Sterbensstunde ist schon gekommen.‘)

---

[208]) Im Uzdarje S. 90, V. 37 = S. 96, V. 125.

[209]) Ebd. S. 73, V. 288.

[210]) Bei Krauss: Tri riječi Hercegovca. Mostar 1885, S. 21, V. 5.

[211]) Im Uzdarje S. 76, V. 546.

[212]) Ebd. S. 50, V. 89 u. V. 96.

[213]) Bei Krauss: Pandžić Huso S. 20, V. 1 = S. 21, V. 12. — Im Uzdarje S. 74, V. 358; vrgl. S. 109, V. 44; S. 126, V. 30 und sonst sehr oft z. B. bei Vrčević, S. n. p. iz Herceg.: bog i sreća dala S. 53, 70, 76, 82.

[214]) Im Periodičesko spisanie. Braila 1874, S. 89. Nr. III. V. 3f.

[215]) In der ‚Zorica‘ izdao Eremija Karadžić. Belgrad 1861, S. 27f. Später theile ich die Geschichte ganz mit.

[216]) Im Uzdarje S. 57, V. 339ff.

In einem anderen Guslarenlied spricht ein Kämpe:

sve će biti što bude sugjeno[217]).

(‚Alles wird geschehen, wie es beschieden sein wird.')

In allen drei Fällen sind es freilich Mahomedaner, die so sprechen, aber auch nichtmahomedanische Serben bedienen sich solcher Ausdrucksweise. Ein bulgarisches Volkslied erzählt, eine unfruchtbare Frau habe zu ihrem Manne gesagt, er soll sich von ihr scheiden lassen, denn sie bringe ihm keine Nachkommen zur Welt. Der Gatte tröstete sie aber:

tuku ni bilo kasmet od Boga[218]).

(‚es war nicht von Gott beschieden.')

In einem anderen bulgarischen Liedchen sagt ein Junge zu seinem Mädchen:

ne moj mome ne me klni
bi kŸe kasmet zema kŸeš me[219]).

(‚Nicht doch, Mägdlein, fluch mir nicht, ist's Schicksalsbeschluss, wirst du mich bekommen.')

So kann getrost ein Christ sprechen, es unterliegt aber kaum welchen Bedenken, dass der fatalistische Glaube gerade in diesen Wendungen bei den Südslaven hauptsächlich durch ihre Besieger, die moslemitischen Türken, eingebürgert wurde. Kysmet ist ein türkisches Wort. Die Bulgaren sprechen es kasmet und ksmet aus, die Serben kišmet, kašmet oder auch krsmet. Die semitischen Araber waren selbstverständlich die Lehrer der Türken. Was die Araber in dieser Hinsicht bieten, scheint mir aber uraltes semitisches Gemeingut zu sein. Wenigstens finde ich diesen Glauben schon ganz bestimmt ausgesprochen in dem nachweislich zweitältesten literarischen Denkmal semitischen Geistes, im Buche Hiob, wo es heisst: vhu beechod vnafšo ivtho vajoath (Er, der Einzige, so wie er es beschliesst, so geschieht es).

Gewiss hat solcher Glaube bei den Südslaven leichtempfänglichen Boden gefunden, denn die echtsüdslavischen Vorstellungen vom Schicksal sind damit stark verwandt. Es will mich bedünken, als dürften wir eine Wendung wie folgende bulgarische

ako Bog da i sugeno bidit[220])

(‚Falls es Gott gibt und es beschieden sein wird')

und wie die stereotype kleinrussische (die Mutter tröstet ihre wehklagende Tochter, die ihr Schicksal bejammert):

taka tobje dolja sudilasja[221])

(ein solches Schicksal ist dir bestimmt worden')

leicht als echten Ausdruck älteren slavischen Glaubens hinnehmen.

Der Fatalismus ist bei den Slaven überhaupt in weit höherem Grade als beispielsweise bei den Deutschen verbreitet. Resignirte Ergebung in missliche Verhältnisse ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Slaven im Norden wie im Süden. Der Deutsche, der Engländer und selbst der Franzose setzt immer wieder neu an, wenn ihm ein Unternehmen missglückt, er will das Glück zwingen; seine Energie lässt ihn nicht ruhen und nicht rasten, bis er sein angestrebtes Ziel erreicht; der Slave aber drückt sich nur zu leicht bei Seiten, wenn er auf den ersten Angriff nicht zum Ziel gelangt; denn er hält das Misslingen für eine Schicksalsbestimmung. Selbst die hochgebildeten Kreise stehen unter dem Drucke dieses Glaubens. Zur Erläuterung möge folgende kleine Geschichte dienen, die jüngst im „St. Petersburger Herold“[222]) stand. Jemand wollte beim Minister in einer wichtigen Angelegenheit eine Bittschrift einreichen und begab sich in eine Kanzlei. „Am nächsten Morgen ging ich zu dem Manne, der meine Bittschrift in's Reine schrieb“, erzählte der Petent, „ich unterschrieb meinen Namen, und der Copist, Herr M., wollte Sand über meine Unterschrift streuen, aber anstatt den Sandstreuer zu nehmen, vergriff er sich und nahm das Tintenfass, und — um die sauber abgeschriebene Bittschrift war es geschehen! Herr M. sprang auf vor Aerger, seine Empfangsstunde war nur bis 11 Uhr Vormittags. ‚Nichts zu machen, Sudĭba (Schicksal)!' sagte er, für heute kann ich sie nicht nochmals abschreiben, also morgen!' Wir beide bedauerten den Vorfall. Es war aber Gottes Fügung.“

Nach jüdisch-christlicher und arabisch-türkischer (moslemitischer) Anschauung ist Gott der Schicksalsbestimmer. Die Slaven haben diesen Glauben mit dem Christenthum wohl aufgenommen, doch zugleich ihren alten mythischen beibehalten. Die conservativsten sind die Südslaven. Ihr Schicksalsglaube bietet den reichsten Aufschluss auch über die bezüglichen Anschauungen der übrigen Slaven. Ich

---

[217]) Bei Krauss in Pandžić Huso etc. S. 13, V. 20. Vrgl. Mitth. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, B. XVI, Nr. 1, S. 13, a. Die daselbst ausgesprochene Ansicht über das Schicksal im serbischen Volksglauben erfährt nun wohl ausreichende Berichtigung.

[218]) Bei den Miladinovci a. a. O. S. 263, Nr. 170.

[219]) Im Periodičesko spisanie I, Heft XII, Braila 1876, S. 177, Nr. 9, V. 20 f.

[220]) Bei den Miladinovci a. a. O. S. 59, Nr. 50.

[221]) Bei Holovacki a. a. O. I, S. 239, Nr. 5, V. 32.

[222]) Im XI. Jahrg., Nr. 305, am 1. (13.) November 1886.

werde nun, so weit es der knapp bemessene Raum dieser Abhandlung zulässt, den südslavischen Volksglauben vom Schicksal den Hauptmomenten nach darzustellen suchen.

Der räthselhafte Alte.

Es gibt bei den Südslaven zwei von einander wesentlich verschiedene Sagenkreise über Schicksalsdämonen, die dem Menschenkind in seiner Geburtsnacht — nicht etwa gleich in der Geburtsstunde — sein zukünftiges Schicksal bemessen. Am weitverbreitetsten ist der Glaube an Geburts- und Schicksalsgöttinnen, die dem Kinde sein Schicksal zusprechen oder bestimmen. Man erkennt in ihnen leicht mit den Moiren, Parzen und Nornen identische mythische Gestalten. Weniger bekannt ist der zweite Sagenkreis, in welchem die Hauptrolle ein männlicher Dämon trägt, der irgendwo, ferne in unbekannter Welt, abgeschieden von der Menschheit, einsam haust und, ewiger unwandelbarer Nothwendigkeit selber gehorchend, den Neugeborenen ihre Schicksalslose austheilt oder Gaben für's Leben auswirft. Letzteren Glauben fand ich in der ganzen, so überaus reichen südslavischen Volksliteratur, nur in drei serbischen, inhaltlich mit einander nahe verwandten Sagen direct ausgesprochen, den Horvaten, Bulgaren und Slovenen scheint er aber fremd zu sein, zum Mindesten sind mir keinerlei weitere Zeugnisse dafür vorgekommen. Mehrere gewichtige Umstände weisen darauf hin, dass uns in diesem Glauben eine verhältnissmässig sehr junge Entlehnung aus dem Oriente vorliegt. Vor Allem fällt es auf, dass weder das Guslarenlied, noch das lyrische Volkslied und auch das Sprichwort nie eines Schicksalsaustheilers gedenken. Nicht minder schwer fällt in die Wagschale der Mangel einer einheitlichen Benennung des Unbekannten, und selbst der eine Name, wie er in der einen Sage sich findet, erregt gerechte Bedenken. Ich meine den Namen Usud, den die Fassung in der Karadžić'schen Sammlung[223]) darbietet. Usud soll hier Schicksalsbestimmer heissen. Nun bedeutet aber das Wort ganz so wie das čechische und kleinrussische osud, das polnische sąd und das russische sudĭba blos ‚Ausspruch', ‚iudicium' und in übertragenem Sinne ‚Gerichtsspruch', ‚Gericht', ‚Schicksalsspruch', ‚Schicksal'. Das Wort bezeichnet an und für sich keine Person. In den slavischen Sprachen ist es nicht gewöhnlich, dass in dieser Weise Bezeichnungen für abstracte Begriffe als Namen für Personen Verwendung finden; mythische Wesen haben im slavischen Volksglauben solche Namen, die schon grammatisch durch das Suffix genau angeben, ob eine männliche oder eine weibliche Gestalt gemeint sei. Ich meine, der Erzähler hat eben den Namen Usud aus Eigenem dem Schicksalsbestimmer gegeben, nur damit der Unbekannte einen Namen haben soll.

In der zweiten Fassung heisst der Unbekannte einfach ‚ein Greis', in der dritten aber ist Gott (bog) für den namenlosen Schicksalsaustheiler substituirt. Die zweite und dritte Fassung weiss auch von einem Lebenslichte des Menschen zu erzählen. Dieser Zug ist nun dem südslavischen Volksglauben ganz gewiss ursprünglich in vorchristlicher Zeit fremd, dagegen den semitischen Völkern seit jeher wohlbekannt gewesen. In der internationalen Sage vom ‚Gevatter Tod'[224]), der ich in der Stojanović'schen Sammlung[225]) begegne, ist freilich die Rede vom Lebenslichte. Die Sage ist unter den Südslaven sehr stark verbreitet. Ich kenne von ihr noch fünf gedruckte Varianten, doch in keiner wird mehr des Lebenslichtes Erwähnung gethan. Stojanović dürfte die Sage, sowie manche andere, die er für horvatisch ausgibt, einfach einer deutschen Vorlage nacherzählt haben. Er kommt also hier als Zeuge nicht in Betracht. Die Semiten sprechen wohl von einem ‚Lichte des Lebens' (hebräisch: or hachajim), Griechen und Römer entlehnten das schöne Gleichniss den Orientalen. Auf verschiedenen Wegen hat es seinen Einzug auch in die deutsche Sprache gehalten. Ich erinnere z. B. an die Redensart: ‚Einem das Lebenslicht ausblasen'.

Ich will nun die drei Sagen mittheilen. Die erste, welche vom glücklichen und unglücklichen Bruder sagt, habe ich zur Hälfte schon früher mitgetheilt. Nachdem der Unglückliche mit seiner Nesreća gesprochen, begibt er sich auf ihr Anrathen auf den Weg zum Usud. Nach manchen Abenteuern gelangt er wohlbehalten beim Usud an. Als er in des Usud's Gehöfte eintrat, schien es ihm ein königlicher Hof. Da gab es Diener und Dienerinnen, die tummelten sich eilig hin und her, der Usud aber sass allein am gedeckten Tisch und nachtmahlte. Er setzte sich schweigend an seine Seite hin und ass mit. Der

[223]) In: Srpske nar. pripov. S. 76. In kürzerer Fassung, offenbar nach der serb. Vorlage, nur wiedererzählt bei Valjavec in Nar. prip. 1858.

[224]) Vrgl. den schönen Aufsatz bei Gustav Meyer in den Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, Berlin 1885, S. 242—286: ‚Der Pathe des Todes'.

[225]) In: Pučke pripoviedke i pjesme. 1867.

Usud sprach auch kein Wörtchen. Abends legten sie sich gemeinsam schlafen. Um die Mitternachtsstunde erhob sich ein fürchterliches Getöse, und aus dem Getöse liess sich eine Stimme vernehmen: ‚O Usud! o Usud! so und so viel Seelen sind heute geboren worden, ertheile ihnen, was du willst (podaj im šta ćeš). Darauf stand der Usud auf, öffnete die Geldkisten und begann lauter Dukaten im Zimmer herumzuwerfen. Dabei sprach er: ‚So wie es mir heute ergeht, so soll es ihnen bis an ihr Lebensende ergehen'. Am nächsten Tage stand der grosse Palast nicht mehr da, wohl aber ein stattliches, bürgerliches Wohnhaus (srednja kuća), darinnen gab es aber doch von Allem in Fülle. Wieder ass der Mann schweigend mit dem Usud und that ihm Alles nach. Um Mitternacht erscholl wieder das Getöse und die Stimme. Der Usud stand auf und öffnete die Geldkiste, doch waren darin keine Dukaten, sondern Silbermünzen und wohl vereizelt auch ein Dukaten. Wieder warf er das Geld aus und sprach wie in der vorigen Nacht. Am nächsten Tage stand daselbst ein noch kleineres Haus, und Nachts war in der Geldkiste noch geringeres Geld als früher. So erschien jeden Morgen das Haus kleiner, bis endlich eine ganz kleine Hütte dastand. Dann nahm der Usud eine Haue und mühte sich den ganzen Tag mit Feldarbeit ab. Abends nachtmahlte er mit dem Manne blos ein Stück Brod. Um Mitternacht stand der Usud auf, öffnete die Kiste und begann lauter Pfennige und nur hie und da eine Silbermünze auszuwerfen. Am Morgen hatte sich die Hütte in den grossen Palast verwandelt, wie er ehedem dastand. Nun fragte der Usud den Mann: ‚Zu welchem Zweck bist du hiehergekommen?' Der schilderte ihm der Reihe nach sein Leidwesen, also wäre er denn hiehergekommen, um ihn zu fragen, warum er ihm ein böses Glück (zlu sreću dao) gegeben. Darauf der Usud: ‚Du hast es gesehen, wie ich in der ersten Nacht mit Dukaten herumwarf, und was dann weiter folgte. So wie es mir in Jemands Geburtsnacht ergeht, so ergeht es dem Betreffenden bis an sein Lebensende. Du bist in einer Armuthsnacht (sirotinjske noći) geboren, und bleibst darum ein Armer dein Leben lang; dein Bruder aber ist in einer glücklichen Nacht geboren worden und wird bis an sein Ende glücklich bleiben. Dir kann aber geholfen werden. Dein Bruder hat eine Tochter Namens Milica; die ist glücklich so wie ihr Vater. Sobald du nach Haus kommst, nimm Milica zu dir, und was du erwirbst, sag, das gehört ihr?

Der Mann befolgte den Rath des Usud, nahm Milica zu sich in's Haus, und was er erwarb, alles, sagte er, gehöre Milica. Als er aber einmal seine herrlichen Felder besichtigte, fragte ihn ein Wanderer: ‚Wem gehören diese Felder?' — ‚Mir'. Im selben Augenblicke entstand ein Brand, der die Frucht wild niedersengte. Da lief der Mann dem Wanderer nach und rief ihm zu: ‚Nein, nicht mir, Milica gehören die Felder'. Sogleich hörte der Brand auf. Von da ab lebte er immer glücklich mit Milica.

In dieser Fassung der Sage halte ich vor Allem den Zug von der Geldkiste für ein Einschiebsel des slavischen Wiedererzählers. In Bauernhütten pflegen die Leute ihr ganzes Geld in der sogen. Brautkiste aufzubewahren. Im Original muss, nach den gleich folgenden Varianten zu urtheilen, vom Lebenslichte, das sich täglich verringert oder vergrössert oder von etwas Aehnlichem, die Rede gewesen sein. Der betreffende Serbe, wohl auch selber dichterisch angelegt, hat dieses Bild, weil es ihm und seinen Zuhörern fremd war, durch ein seinem Anschauungskreise näherliegendes vertauscht. Analoge Ueberarbeitungen fremder Sagenstoffe lassen sich in jeder Literatur nachweisen. Der Zug vom Geldhinauswerfen scheint mir aber vollends modern. Ein primitives ackerbautreibendes Volk schätzt nämlich den Reichthum nicht so sehr nach Geldbesitz als nach der Menge des Grundeigenthums und grossen Viehstandes. Es läge dem Südslaven näher blago (= Viehstand, auch im Sinne von Schatz, Kostbarkeit gebraucht) als novci (Geld) für sreća (Glück) in einer Sage metaphorisch zu gebrauchen.

Näher, glaube ich, steht folgende Fassung[226]) dem arabischen Original. Es ist die Rede von kaiserlichen Prinzen und geschäftlichen Unternehmungen auf dem Meere. Auch sonst trägt die Sage das märchenhafte Gepräge der semitisch-orientalischen Weise zur Schau.

„Es war einmal ein Kaiser, der hatte drei Söhne. Die älteren zwei waren von gutem, der dritte aber von schlimmem Glück (dobre, ude sreće). Der Kaiser sah dies schon bei Lebzeiten ein, theilte sein Reich in zwei Hälften und gab die eine dem einen, die andere dem anderen Sohne; den dritten vom schlimmen Glücke betheilte er mit einer gewaltig grossen Menge Geld, er soll damit sein Leben fortbringen. Nahm der jüngste Bruder sein Geld und zog aus in die Welt. Wanderte und wanderte und gelangte in

[226]) Bei Gjorgje Kojanov Stefanović. Srpske narodne pripovedke. Neusatz, 1871, S. 207 ff.

ein anderes Kaiserreich. In diesem Kaiserreich lernte er einen Schiffsmann kennen, der mühte sich gar bitterlich ab, indem er unterschiedliche Balken und anderes Holzwerk verlud, um das Holz in der Stadt zu verkaufen. Er dauerte den Kaiserssohn, und der Prinz gab ihm eine grosse Geldsumme: ‚Da nimm, Aermster, diese Summe und arbeite damit, wie dich Gott beräth.' Der Fährmann nahm das Geld, kaufte verschiedene Waaren ein, verlud sie auf ein Schiff und zog aus, Geschäfte machen. Kaum war das Schiff zur See, erhob sich ein starker Sturm. Krach! schleuderte er's an eine Felswand, dass das Schiff in lauter Stücke zerfiel. Die ganze Ladung ging unter. Beinahe wäre der Aermste mit um's Leben gekommen. Wieder traf ihn der unglückliche kaiserliche Prinz an und fragte ihn: ‚Nun, du Tropf! hast dich beholfen?' Antwortete der Schiffer niedergeschlagen: ‚Herr! Beholfen habe ich mich nicht, beinahe aber wär' ich um's Leben gekommen. Das Geld hatte ich in verschiedenen Waaren angelegt und zu Schiff gebracht. Ich war noch nicht einmal recht auf der See, erhebt sich dir nicht ein Wind, schleudert mir's Schiff an einen Felsen, dass es ganz in Trümmer zerfällt.'

Der unglückliche Prinz tröstete ihn darüber und gab ihm jetzt eine zweimal grössere Summe als früher. ‚Nimm', sagte er, ‚und versuch' dein Glück, vielleicht wirst du glücklicher sein.' Der Fährmann nahm das Geld, aber es erging ihm damit noch schlechter als das erstemal. Der Prinz besuchte ihn bald darauf und fragte ihn: ‚Na, wie ist's gegangen?' Der Fährmann erzählte ihm alles haarklein. Zum drittenmal gab ihm der Prinz eine noch bedeutendere Summe, damit jener noch einmal ein Geschäft anfängt. Aber der Unglücksmensch fuhr nicht besser als das erste- und zweitemal. Wieder kam der Prinz zu ihm und fragte ihn: ‚Nun, wie geht's dir jetzt?' — „Lass mich gehen mit deinen Unterstützungen! Ich merke schon, dass du von schlimmem Glück bist, denn ich bin mit deiner Unterstützung jedesmal schlimm gefahren. Dein Geld soll dir in Ehren bleiben; lieber mag ich wie bisher ärmlich mein Leben unter Plagen fristen, als stets mit deinen unglücklichen Schätzen in Angst und Entsetzen vor dem Untergange leben."

Der Prinz überzeugte sich also noch mehr von seinem bösen Glück und zog weiter ganz besorgt, was schliesslich mit ihm geschehen wird. In Sorgen und Gedanken vertieft, ging er vor sich hin und gelangte in einen grossen Wald hinein. In diesem Walde fand er einen Fusssteig, auf diesem Stege kam er zu einem alten verfallenen Hause; in diesem Hause fand sich aber sonst nichts vor als in der Mitte ein schwachglimmendes kleines Brandscheit. Daneben stand ein Töpfchen mit Speisen. Als es Abend wurde, kam ein alter Mann (grauer M.), dem reichte der weisse Bart bis zum Gürtel. Der sprach kein Wörtchen, der Prinz auch nicht. Nach dem Nachtmahl legten sich Beide schlafen. Vor dem Morgengrauen stand der Greis auf und ging seines Weges, der Prinz aber blieb allein. Gegen Abend kehrte der Greis heim, doch er sprach wieder kein Wörtchen. Er schaute nach dem Brandscheit, das hatte, bei Gott, schön Flammen gefangen. Sie nachtmahlen und legen sich schlafen. Vor dem Morgengrauen geht der Alte wieder fort, der Prinz bleibt zurück. Gegen Abend kam jener wieder schweigend heim, schaute auf das Brandscheit, das brannte aber, dass alles prasselte. Nach dem Nachtmahl sagte der Alte: ‚Siehst du, das ist dein Glück, dass du hast schweigen können, sonst hättest noch immer keine Ruhe gefunden. Am ersten Abend hast du ein schwachglimmendes Feuer gesehen. Das ist, und von der Art ist deine Sreća. Das Feuer vom zweiten und dritten Abend, das ist, und so ist deiner Brüder Sreća. Nun zieh in die Welt, und heirathest du, so sag' nie, was du erworben, gehöre dir, sondern immer, es gehöre deiner Frau.' Als der Prinz dies vernommen, nahm er Abschied vom Alten und zog fort in die Welt. Irgendwo in der Welt lernte er eine schöne Prinzessin kennen, nahm sie zur Frau und begann allmälig zu wirthschaften. Was er erwirthschaftete, das, sagte er, gehöre seiner Frau, nicht ihm.

Davon hörte auch sein Vater, wie sein Sohn von schlimmem Glücke, doch so schön sich behelfe, und da entschloss er sich einmal zur Reise und kam zu Gast zum Sohne. Der Prinz freute sich des Vaters gar sehr und erzählte ihm von seinem Glück und wie ihm alles von der Hand gehe. So ergingen sie sich und kamen zu einigen Männern, die goldige Feldfrucht in die Scheunen einlagerten. Fragte der Vater: ‚Ja, wem gehört denn diese Feldfrucht, mein Sohn?' — Der hatte aber schon des Rathes und der Worte jenes Alten im Walde vergessen und sagte: ‚Vater! Schau, Alles herum besitze ich, ist mein Eigenthum.' Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, fuhr ein leuchtender Blitzstrahl zur Erde herab und steckte das ganze Gut in Brand. Alles verbrannte bis auf den nackten Erdboden. Da ge-

dachte erst der Aermste jener Weisung, doch zu spät. Der Kaiser aber nahm ihn und die Schnur bei der Hand und führte sie heim zu sich. Hier lebten sie schön bis an ihr Ende. Sein Vater hatte es ihm sonst schon oft gesagt: Wer unglücklich ist, ist wirklich unglücklich.“

Dass diese Sage blos eine Variante der früheren ist, halte ich für evident, nur meine ich, hat letztere getreulicher die Züge des mir leider nicht näher bekannten arabischen Originals bewahrt. Die dritte Variante mag vielleicht auf diese zwei zurückzuführen sein. Es fehlt wohl das Moment von den Brüdern, dafür erzählt sie die Abenteuer ähnlich wie die erste, spricht aber genauer vom Lebenslichte. Der Grundzug ist im Ganzen in allen drei Fassungen derselbe. Slavisch localisirt ist die dritte Fassung in der Weise, dass ein Schiffschlepper, also ein social nicht eben sonderlich angenehm situirtes Individuum, über sein Glück nachgrübelt. Die Sage[227]) lautet:

„Es war einmal ein armer Mann (siromašak), der that sich gar viel in der Welt herum, konnte aber nirgends für sich ein ordentliches Auskommen finden. Endlich überlegte er sich's und sagte: ‚Will mich mal auf Schiffen als Schiffzieher verwenden lassen, denn dieses Geschäft hat mir noch immer am besten gefallen. Hab's gehört, dass Seecapitaine und Matrosen im Sommer am besten leben.‘ Gesagt, gethan. Im Verlauf von mehreren Jahren glückte es dem Schiffzieher, und er wurde Steuermann zu Schiff. Da sagte er einmal zu seinen Genossen, die das Schiff mit Jochseilen zogen: ‚Ach, gäb' es Gott, dass ich Capitain auf Seegaleeren würde!‘ Darauf bemerkte der Herr des Schiffes: ‚Und was soll dann mit dem bisherigen Capitain geschehen?‘ — ‚Na, der war schon lange genug Geschäftsgenosse des Kaisers‘ (= der hat schon sein Schäflein in's Trockene gebracht). Der Schiffzieher bekam schliesslich auch das Steuern satt und machte sich auf in die Welt, ein anderes Glück zu suchen (potraži drugu sreću). So gelangte er in ein Haus und sagte: ‚Helfe (euch) Gott!‘ Der Hausvorstand antwortete: ‚Gott soll dir helfen!‘ — ‚Könnt' ich hier übernachten?‘ — ‚Wohin wanderst du?‘ fragte der Hausvorstand. — ‚Gott will ich aufsuchen.‘ — ‚Was, Gott willst du aufsuchen?!‘ — ‚Gott, ja bei Gott, er soll mich beschenken, damit ich glücklich und reich werde wie ein Seecapitain.‘ Erwiederte der Hausvorstand: ‚Leg auch für mich bei Gott ein Wörtchen ein.‘

Von hier kam er in das Haus eines reichen Mannes. Er wusste aber nicht, dass dieses Haus einem reichen Seecapitain gehöre, den Gott im Handel Reichthümer hatte gewinnen lassen. Fragte ihn der Capitain; ‚Wohin des Weges, Wandersmann?‘ — ‚Hab' mich auf den Weg gemacht und will Gott aufsuchen; denn Jochseil und Steuern haben schon meine ganze Kraft aufgerieben, immer an dem Goldfaden ziehend‘[228]). Sprach lächelnd der Capitain zu ihm: ‚Ich wieder besitze noch zu viel Schätze. Na, solltest du Gott auffinden, sag ihm, ich lasse ihn bitten, er soll mir keine solchen Schätze mehr geben.‘ Als der Schiffzieher Gott aufgefunden, führte ihn Gott in's Paradies und sagte zu ihm: ‚Siehst du diese Kerzen auf meinem Ehrentische. Die einen, die helleres Licht geben und besser glänzen, das sind bei Gott diejenigen, die an einem glücklichen Tag geboren worden sind, die anderen (Kerzen) aber mit schwachem Schimmer, die so winterlich düster und traurig brennen und ihr Unglück beweinen, das sind diejenigen, so an einem unglücklichen Tag zur Welt gekommen sind.‘ Nun fragte der Schiffzieher Gott: ‚Welches ist meine Sreća und welches die jenes Mannes, bei dem ich das erstemal übernachtet, und der mich ersucht hat, ich soll bei dir auch für ihn ein gutes Wort einlegen?‘ Antwortete ihm darauf Gott: ‚Schau dort liegt sie hinter dem Baumstrunk.‘

Also verabschiedete sich der Schiffzieher von Gott, und hat sein Glück nicht gefunden. Auf der Heimkehr besuchte er wieder den Capitain und sagte zu ihm: ‚Ich hab' Gott gebeten, er soll dich nicht noch reicher werden lassen, doch Gott antwortete mir, er werde dir noch viel mehr geben.‘ Den Capitain erfreute diese Nachricht gar sehr, und fröhlich füllte er die (grosse) hölzerne Feldflasche mit Wein und erhob sie, um auf das Wohl aller seiner Gäste zu trinken. Im selben Augenblicke verwandelte sich in seiner Hand die Holzflasche in einen Becher aus lauterem Golde. Von hier begab sich der Schiffzieher zu jenem Hausvorstande, bei dem er zum erstenmal übernachtet. Fragte ihn der Hausvorstand: ‚Hast du Gott auch für mich gebeten?‘ Antwortete der Schiffzieher: ‚Freilich hab' ich's. Gott hat gesagt, dass er dir auch diesen Lodenrock von der

[227]) In der Zorica ili Kalendar za prostu godinu 1861. Izdao Eremija Karadžić. VIII. godina. U Beogradu. S. 27—28.

[228]) Er meint, durch diese Plagen habe er sich Gold (= Geld) erwerben wollen, um bequem leben zu können. Vukući zlatnu žicu ist eigentlich hier ironisch gesagt. Wirft ein Geschäft sehr viel ab, sagt der Deutsche ‚man schaufle Gold‘, der Serbe: ‚man spinne (= ziehe Fäden) Gold‘.

Schulter nehmen wird, denn meine und deine Sreća liegt hinter dem Baumstrunk.' Entgegnete der Hausvorstand dem Schiffzieher: ‚Hat schon Gott die Absicht, mir diesen Rock vom Leib zu reissen, na, er soll auch keinen Nutzen davon haben.' Nun warf er den Rock in's Feuer, der Rock verbrannte, und so hat ihm Gott auch diesen Rock genommen. Gegen Gottes Willen lässt sich nichts machen."

Der räthselhafte Alte, welcher nach diesen Sagen irgendwo in der Welt nach ewigen Normen immer in gleicher Reihenfolge Glück und Schicksal den Menschen zuertheilt, ist, wie ich glaube, nicht slavisch. Der Russe Afanasiev war der gegentheiligen Ansicht[229]). Er kannte die Variante bei Karadžić vom Usud und verglich diese Sage frischweg mit dem čechischen Märchen ‚von den drei goldenen Haaren des Väterchens Alleswisser oder Allesseher'[230]). Nach meinem Dafürhalten hat unsere Sage mit jenem Märchen nur das Eine gemein, dass beide Stücke aus dem Volke stammen. Diese Sage hat mit dem Märchen inhaltlich keinerlei innere Verwandtschaft. Potebnja begnügte sich mit der Wiederholung der Afanasiev'schen Meinungen, hat sich aber als kluger Gelehrter für sie nicht entscheiden mögen.

Ich begehe wohl keinen Fehler, wenn ich den ‚Usud', den ‚Greis' und den ‚Gott' der mitgetheilten drei Sagen mit dem semitischen Mĕnî, der „Gottheit des Schicksals und Unheils" und mit dem eranischen Zrvan dareghô-qadhâta der „Zeit mit langer Herrschaft", dem Schicksalsgotte vergleiche, der auch auf semitischen Ursprung zurückzuführen sein dürfte. Die bedeutendsten Gelehrten sind über das Wesen dieses Schicksalsgottes noch nicht ganz im Klaren. Schrader sagt[231]), „ausser der Name, ist uns sonst nichts über die Natur dieser Gottheit bekannt. Die Vermuthung, dass siderisch wie Gad den Jupiter (bei den Arabern: ‚das grosse Glück'), so Mĕnî die Venus (bei den Arabern: ‚das kleine Glück') bezeichne, hat viel Ansprechendes, lässt sich aber bis jetzt nicht näher erhärten. Angemerkt zu werden verdient, dass auch die harranischen[232]) Ssabier eine Gottheit des Glücks, den Rabb al baht „Herrn des Glücks" verehrten". Nöldeke vergleicht[233]) mit Mĕnî die arabische Schicksalsgöttin Manât oder Manâk. In die Stelle bei Jesaias (65, 11), wo des Mĕnî gedacht wird, scheint er mir aber doch zu viel hineinzulegen. Spiegel meint[234]), der alte (babylonische) Bel, der sich auch bei anderen semitischen Völkern wiederfindet, habe den Beinamen des Alten deswegen, weil er seit langer Zeit besteht. Mit Recht habe Movers auch bereits auf den Alten der Tage aufmerksam gemacht, den wir bei Daniel (7, 9) erwähnt finden und von dem es heisst, dass er auf einem Throne sitze, sein Kleid sei weiss wie Schnee, sein Haupthaar wie reine Wolle, sein Thron Feuerflammen u. s. w. „Nun wissen wir, dass Zrvan gleichfalls das Alter oder der Alte heisst, (ferner) dass man Zrvan mit Schicksal (bakht) oder Glanz (p'aṛk') übertragen soll." „Welche Stellung die unendliche Zeit dem Menschen gegenüber haben kann und hat, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die des unerbittlichen Schicksals, welches seinen gleichmässigen Gang geht, unbekümmert um die Ereignisse, welche eben stattfinden." „Die Vorstellungen von Zrvan daregho-qadhâta sind vorzugsweise auf semitische Vorbilder zurückzuführen."

Fast ebenso fremd wie der Zug vom räthselhaften Alten ist den Südslaven ursprünglich der Glaube an ein Lebenslicht. Das will ich im Folgenden besonders erläutern.

Der Glücksstern.

So wie das ‚Brandscheit des Lebens' und das ‚Lebenslicht' oder die ‚Lebenskerze' nur verschiedene Bezeichnungen desselben Dinges sind, so halte ich beide wieder nur für eine variirte Form des Lebens- oder Glückssternes. Der Glaube an einen Lebensstern des Menschen ist den Südslaven sehr geläufig. Jeder Mensch hat auf dem nächtlichen, sternbesäeten Himmel seinen eigenen Stern. Der Mensch soll den Sternenhimmel nicht beobachten, so warnten mich als Knaben oft meine bäuerlichen Spielgefährten; denn er könnte leicht seinen Stern gewahren, dann müsste er, der Ausgucker, sterben. Auch das pflegten sie zu sagen: fällt ein Stern (eine Schuppe), so stirbt immer ein Mensch. Auch hörte ich sagen, wenn ein Stern fällt, entrinne jedesmal eine Seele dem Fegefeuer; darum soll man beim Schnuppenfall nicht ausspucken. Mein gelehrter Freund, Herr Vid Vuletić Vukasović, theilte mir brieflich als weitere Bestä-

[229]) In der Schrift: O rodje i rožanicje. S. 138f. cit. bei Potebnja a. a. O. S. 192ff.

[230]) Bei Erben in der Čitanka, Nr. 1. tři zlaté vlasy děda Vševěda.

[231]) Im Handwörterbuch des biblischen Alterthums. Leipzig 1879, S. 980a.

[232]) D. i. heidnischen = nichtjüdischen.

[233]) In der Zeitschrift für Völkerpsychologie III. S. 130ff.: ‚Die Vorstellungen der Araber vom Schicksal'.

[234]) Eranische Alterthmskunde, B. II. 1873, S. 9, 7, 11.

tigung des allgemeinen Volksglaubens Folgendes mit: ‚Wer unter einem bösen Sterne geboren wurde, den geleitet zeitlebens das Unglück, und er kann ihm nicht entgehen. Das Volk betet, ihr Kind soll unter einem guten Sterne zur Welt kommen‘ [235]). Auch die Russen glauben an eine ščastlivaja zvjezda (Glücksstern).

Die Sternverehrung und zum Theil auch die Sterndeutung scheint bei den Südslaven ehedem stark verbreitet gewesen zu sein, wofern es zulässig ist, auf Grund einer bulgarischen Predigt aus dem 18. Jahrhundert, in welcher gegen den Sternglauben geeifert wird, einen Schluss auf die Allgemeinheit des Volkes zu ziehen. Der Prediger erklärt unter Anderem: oni naricajutse idolopoklónicy, koito-gledatï na zvezdi [236]) (Jene werden Idolatren genannt, die den Lauf der Sterne beobachten). Wahrscheinlich diente dem Mönche ein griechischer Text zur Vorlage. Bei den Südslaven muss wohl schon zur Zeit als sie noch in ihrer nördlichen Heimat hausten, ein Sterncultus bestanden haben. Der Südslave kannte seit jeher den Morgenstern, den Hundsstern, den grossen und kleinen Bären und die Plejaden. Viele Sagen erzählen von der Heirat der Sonne (männlich) mit dem Morgenstern (weiblich), doch die eigentliche Sterndeutung ist verhältnissmässig jungen Ursprungs. Die Sterndeutung ist auch den übrigen Slaven nicht fremd; in einem oberserbischen Volksliede aus der Lausitz sagt ein Mädchen, sie habe es aus den Sternen ersehen, dass ihr kein langes Leben beschieden sei:

ja sym na 'wězdach widžila
zo dołho živa nebudu [237]).

Den Sternglauben hatten sowohl die Römer [238]) als die Griechen. Aristophanes sagt ‚im Frieden‘ (V. 832):

οὐκ ἦν ἄρ' οὐδ' ἃ λέγουσι κατὰ τὸν ἀέρα
ὡς ἀστέρες γιγνόμεθ', ὅταν τις ἀποθάνῃ.

Mit Letzterem stimmt die Anschauung der Iranier wohl überein: „All die unzählbaren Sterne, die sich zeigen, werden Geister von Menschen genannt“ [239]). Spiegel nimmt den Sternglauben schon für die ältesten Zeiten der arischen Völker in Anspruch. „Es ist nicht schwer, für den Fravashi-Cultus Anknüpfungspunkte zu finden, welche bis in die arische und selbst bis in die indogermanische Zeit zurückgehen .... Auch darauf hat man mit Recht schon aufmerksam gemacht, dass, ähnlich wie die Fravashis als Sterne gedacht werden, auch die seligen Menschen nach dem Glauben der alten Inder in Sternengestalt glänzen (cf. Justi, Wörterb. s. v. Fravashi). Zu übersehen ist aber auch nicht, dass dieser Gestirncultus mit der Verehrung des Himmelsheeres grosse Aehnlichkeit hat (צבא השמים), von welcher uns im Alten Testamente berichtet wird.“ [240]) Ueber den Sternglauben der Inder gibt Kaegi Aufschluss: „Die ‚Väter‘ — das sind die Seelen der Verstorbenen, die Manen — bringen die Morgenröthe an den Himmel und hüten mit tausend Mitteln und Wegen die Sonne; sie schmücken wie ein dunkles Ross mit Perlen, den Himmel mit Gestirnen aus und legen in die Nacht das Dunkel, in den Tag den Lichtglanz“ [241]). In Çatapatha-Brâhmana 6, 5, 4, 8 heisst es: „Welche Menschen tugendhaft zum Himmel gehen, deren Glanz sind diese Sterne“. Ebd. 1, 9, 3, 10: „Die Frommen sind der glühenden Sonne Strahlen“ [242]).

Zehn Tage nach der Geburt eines Kindes findet das Aufstehen der Wöchnerin statt. Die Eltern sowohl wie das Kind müssen am Haupt gewaschen und in frische Gewänder gekleidet sein. Dann wird ein Pfannkuchen bereitet und geopfert; und zwar opfert man zuerst dem Geburtsdatum (janmatithi, d. h. lunarer Tag der Geburt), dann drei Gestirnen (bhâni) sammt ihren Gottheiten; in der Mitte soll er dem Gestirn opfern, unter welchem das Kind geboren ist, zuerst aber opfere er der Gottheit des Gestirnes, dann dem Gestirn selbst [243]). Ebenso opfert er Monat für Monat dem Geburtsdatum bis nach Ablauf eines Jahres. Nachher opfert er im häuslichen Feuer [244]).

---

[235]) Ko se rodio po zlu zvijezdu njega ti nesreća prati te joj ne može ubjegnuti. Narod moli, da jim se dijete rodi po dobru zvijezdu. Von einem in den meisten Dingen glücklichen Menschen sagt man (sprichwörtlich): pod srećnu se zvijezdu rodio (Er ist unter einem Glücksstern geboren worden). Vrgl. Gj. Daničić, Poslovice, Agram 1871, S. 96.

[236]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 24.

[237]) Bei Schmaler: Pěsničkí hornych a delnych Łužiskich Serbow, wudate wot Leopólda Haupta a Jana Ernsta Smolerja. Grimma 1841.

[238]) Vrgl. Vergil, Georgica 1, 32 f.; 4, 225 f.

[239]) Mainjo-i-Khard, 49, 22, herausg. von West.

[240]) Bei Fr. Spiegel, Erânische Alterthumskunde II. Leipzig 1873, S. 98.

[241]) Adolf Kaegi: Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder, 2. Aufl., Leipzig 1881, S. 98.

[242]) Ebd. S. 216.

[243]) Jedes Gestirn hat seine Gottheit. Die zu den einzelnen Gestirnen (Nakshatras) gehörigen Gottheiten werden Çaṅkh. gṛihy. I, 26 aufgezählt. Das Capitel ist aber wahrscheinlich interpolirt, meint Herr Dr. Winternitz, dem ich diese Angaben verdanke.

[244]) Nach Çâṅkhâyanagṛihyasûtra I, 25.

Nach Gobhilagṛihyasûtra (II, 8, 8, 12) wird am zehnten Tage (oder am hundertsten) oder auch das erste Jahr nach der Geburt dem Kinde der Name gegeben. Dabei wird geopfert: dem Prajâpati (Herr der Geschöpfe), dem Geburtsdatum, dem Geburtsgestirn und deren Gottheit. Ebd. (II, 8, 19 fg.) heisst es noch: An jedem Monats- oder am Jahresgeburtstage des Knaben, oder an den Neu- und Vollmondstagen des Jahres soll man opfern: dem Agni und Indra, dem Himmel und der Erde, sowie allen Göttern; dann opfere er dem Geburtstag (tithi) und dem Geburtsgestirn (nakshatra), nachdem er zuvor deren Gottheiten geopfert.

Am nächsten zum indischen, sagt Kaegi [245]), tritt der nordisch-deutsche Glaube, nach welchem „die Sterne Wirkungen der Elbe (d. h. der abgeschiedenen Seelen)“ sind. „Sterne sind Seelen: Wenn ein Kind stirbt, macht der Herrgott einen neuen Stern; die Seele der Guten gelangt nach Gimill, wo sie mit den Lichtalfen, d. i. den Geistern der Gerechten, vereint den Himmelsgestirnen Licht ertheilt.“ „Von den Seelen geht der Glanz der Sonnenstrahlen und der Glanz aller Gestirne aus“ [246]).

Identisch mit dem serbischen Volksglauben ist jener der Siebenbürger Sachsen: ‚Jeder Mensch hat seinen Stern am Himmel; wenn er herunterfällt (Sternschnuppen), so stirbt der Mensch, sein Licht erlöscht‘ [247]).

Ob die Slaven und Germanen den Sternglauben schon aus ihrer arischen Urheimat nach Europa mitgebracht oder denselben erst durch Vermittlung der Semiten und der classischen griechischen und römischen Literatur kennen gelernt haben, dürfte gegenwärtig kaum mehr zu entscheiden sein.

In neueren Zeitläuften ist der Sternglaube zu den Südslaven hauptsächlich auf zwei Wegen gedrungen, und zwar fast gleichzeitig. Einmal durch die Türken, dann schon früher durch die mittelalterliche Cultur des Westens, zur Zeit als die morgenländische Astrologie als eine besondere „Wissenschaft“ auf den Fürstenhöfen gehegt und gepflegt wurde. Die Urheimat der Astrologie ist im Chaldäa des Alterthums zu suchen. Sie bildete „die Hauptbeschäftigung der chaldäischen ‚Weisen‘,“ d. h. der dortigen Priesterschaft, doch hat dieselbe ihre allgemeinere, vom Gestirncult unabhängige Grundlage. Diese besteht in der Wahrnehmung des Einflusses, welchen die Himmelskörper und deren regelmässige Bewegungen auf den Wechsel der Jahreszeiten, auf die Witterung, überhaupt das Naturleben der Erdenwelt theils wirklich ausüben, theils durch das zeitliche Zusammentreffen der siderischen und der tellurischen und atmosphärischen Erscheinungen auszuüben scheinen, ein Einfluss, um dessen Willen auch in der Bibel von einer Herrschaft des Himmels über die Erdenwelt die Rede ist (vrgl. bes. Hiob 38, 33 im Hebr.). In dem Glauben an die Alles vorausbestimmende Macht der Gottheit und in dem Verlangen nach Aufschlüssen über die Zukunft wurde aber dieser Einfluss auch als ein im Menschenleben ebenso wie in der Natur wirksamer, die Schicksale der Völker wie der Einzelnen bestimmender aufgefasst; nur sind es hier neben den ungewöhnlicheren Erscheinungen, wie Sonnen- und Mondesfinsternisse, Kometenerscheinungen u. drgl., die mehr zufälligen Verschiedenheiten des Aussehens der Himmelskörper in Gestalt, Farbe und Glanz, besonders bei ihrem Auf- und Untergange, und die mannigfaltigen Constellationen, an welchen jener Einfluss gedacht wurde, und denen darum als Vorzeichen, durch welche die Gottheit Künftiges anzeige, ihre bestimmte Bedeutung beigelegt wurde. Für die Constellationen waren natürlich die Planeten, diese „Dolmetscher“ des Willens der Götter (Diodor II, 30), ihre Stellung zu einander und zu den Bildern des Thierkreises am wichtigsten. Durch tabellarische Aufzeichnungen der gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, von denen der dritte Band des grossen englischen Keil-Inschriftenwerkes viele urkundliche Zeugnisse darbietet, erwuchs bei den Chaldäern ein grosses System astrologischer Wissenschaft und die Sterndeutekunst beherrschte dort mehr als bei irgend einem anderen Volke das ganze öffentliche und private Leben [248]).

Die Juden verwarfen, auf einer höheren Stufe des reinen Theismus angelangt, den Gestirncult und die Astrologie. Sie benannten die Heiden עַכּוּם, d. h. עובדי כוכבי ומזלות, nämlich „Diener der Sterne und Sternbilder“ [249]), doch im niederen Volke scheint

[245]) A. a. O. S. 217, Note 286 a).

[246]) Vrgl. Mannhardt, German. Mythen, S. 378, 310, 3; 439, 474. — Einiges Verwandte bei H. Osthoff: Quaest. Mytholog. Diss. Philolog., Bonn 1869, S. 22 ff.

[247]) Bei Haltrich, Siebenbürger Sachsen, S. 300.

[248]) Riehm E. C., Dr., Handwörterbuch des biblischen Alterthums, 1882, S. 1552. Bezüglich der von den Egyptern geübten Kunst des Nativitätsstellens vrgl. Herodot II, 82. Ich selber komme darauf später zu sprechen.

[249]) Dr. Josef Kopp sagt in seinem köstlichen Buche: Zur Judenfrage, nach den Acten des Processes Rohling-Bloch 2. Aufl., Leipzig 1886, S. 55:

„Ein in jüdischen Schriften häufig vorkommendes Wort ist akum, welches Götzendiener bedeutet. Die Entstehung

der Glaube immer fortgelebt zu haben. So hielt man z. B. Gâd (Jupiter) für den besonderen Glücksstern[250]), und Diejenigen hält der orthodoxe Jude noch heutigentags für Glückskinder, die unter diesem Sterne geboren werden. Der Talmud hat den Volksglauben wieder zu Ehren gebracht. Raschi (Rabbi Salomo Jizchaki) von Troyes in Frankreich (in der Hälfte des 11. Jahrhunderts) erklärt beispielsweise die Bibelstelle (Pharao's Worte an Moses): r' uu ki roo neged penechem (sehet, das Unglück steht euch entgegen) mit den Worten: ‚der böse Stern heisst roo'. Für Glück sagt der Hebräer mazzol, d. i. Gestirn. So versteht man auch den Fluch der polnischen Juden der Gegenwart, wenn sie Jemandes Betheuerungen keinen Glauben beimessen: ‚esoi soll d'r dai' mazol lajcht'n'. Derart pflegt sich auch der Araber bei gegebener Gelegenheit auszudrücken.

Die Araber haben sehr berühmte Astrologen aufzuweisen, z. B. Albumasar Albohazen (um 1250), Alcabitius (astronomiae judiciariae principia) u. A. In ihre Fussstapfen traten Marsilius Ficinus (Marsiglio Ficino) (1433—1499), Professor der classischen Sprachen zu Florenz (De triplici vita, Lugduni Batavorum 1566, III, benützte stark den Firmicus Maternus), Campanella (Astrologicorum lib. VII. de siderali fato vitando), Prenner (Das Gross Planeten Buch. Strassburg 1608) u. A.[251]). Ist einerseits diese Kenntniss durch die abendländische Literatur in zahlreichen Uebersetzungen den Südslaven bekannt geworden, so haben die Mahomedaner das Ihrige dazu beigetragen, dass der Sternglaube auf der Balkanhalbinsel populär geworden.

Durch diese Bemerkungen glaube ich dargethan zu haben, dass in den zwei serbischen Sagen der Zug vom Lebenslichte höchst wahrscheinlich nicht slavisch ist. So muss auch der Usud der zuerst mitgetheilten, der ‚Greis' der zweiten und der schicksalsbestimmende ‚Gott' der dritten Fassung auf Entlehnung beruhen.

Geburts- und Schicksalsfräulein.

Ursprünglich unterschied der Volksglaube wohl genau zwischen Geburtsfräulein, den Beschützerinnen der schmerzensfreien Geburtswehen und der glücklichen Niederkunft, und den Schicksalsfräulein, den eigentlichen Schicksalsbestimmerinnen. Nachdem die Slaven das Christenthum angenommen, verflüchtigte sich die eigentliche Bedeutung der Geburtsdämonen und sie gingen auf in den Schicksalsgöttinnen. Erhalten sind blos der Name und der Opferbrauch geblieben. Roždanica ist der altslavische Name für die Patronin der schwangeren Frauen. Die Bulgaren und Serben haben ihn in diesem Sinne schon vergessen. Bei den Bulgaren im Rhodope-Gebirge nennt man die Wöchnerin Roždenica(ta)[252]). Bei den Slovenen und Horvaten heissen aber die Schicksalsfrauen auch rodjenice oder rojenice. Nach einem Zeugniss aus dem 15. Jahrhundert scheint es, haben die Roždanicen bei den Russen eine Verehrung als numina gentilicia genossen, denen man Lectisternien darbrachte. Man opferte zu gleicher Zeit dem Bogŭ, Perunĭ, dem rodŭ und den Roždanicen auf dem Tische Brod, Käse und Honig[253]). Roždanica übersetzt Miklosich mit Ἑιμαρμένη[254]). Der horvatische Landmann pflegt noch gegenwärtig in der Geburtsnacht seines Kindes auf den Tisch im Zimmer, wo die kreissende Frau oder Wöchnerin liegt, Wachskerzen, Brod und Salz für die Rojenicen hinzusetzen. Bei den Bulgaren in Altserbien erscheinen die Opfer den eigentlichen Schicksalsfrauen zugedacht. Was die Gaben ehedem bedeutet haben, ist dem Volke abhanden gekommen. Man bringt die Opfer dar, von jeder Gabe in Dreizahl, ursprünglich mit Hinblick auf die Dreizahl der Schicksalsfräulein, meint aber, dass man dadurch die Hexen vom Kinde banne. Man legt zu dem Kinde in die Wiege in einen Lappen gewickelt drei Weizenkörner, drei Salzkörner,

---

dieses Wortes ist ein Curiosum. Die jüdischen Schriftsteller liebten es in früherer Zeit, Worte dadurch zu bilden, dass sie die Anfangsbuchstaben mehrerer Worte zusammenfügten. Götzendiener wurden nun genannt: abodath kochabim u mazzaloth, d. h. Anbeter der Sterne und Thierkreiszeichen; aus den Anfangsbuchstaben bildeten sie nun das Wort akum."

Doch heisst das hebräische abodath nicht ‚Anbeter', sondern ‚Dienst', ‚Cultus'.

[250]) Vrgl. Dr. Goldziehер Ignaz: Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwicklung, Leipzig 1876, S. 202.

[251]) Ausführliche Darstellung des mittelalterlichen Sternglaubens in dem ausgezeichneten Werke Carl Meyer's: Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte, Basel 1884, S. 1—32. Vrgl. desgl. Gustav Rosskoff: Geschichte des Teufels, Leipzig 1869, II. B., S. 105 ff.

[252]) „Roždenicata tŭj sja narica vŭ Rodopitje ljehusata." In: Životŭtŭ na Bŭlgaritje vŭ srjednja Rodopa. Napisal S. N. Š., Plovdivŭ 1886, S. 66.

[253]) Vrgl. Miklosich im Lexicon palaeoslov., Wien 1886, S. 802 u 803. Die citirten Stellen sind leider nur für den Grammatiker berechnet und so knapp gehalten, dass der Ethnograph aus ihnen nur einen geringen Vortheil schöpfen kann.

[254]) Vrgl. Miklosich im Etymolog. Wtb., Wien 1886, S. 280.

einige Geldstücke und einen Bissen Brod, überdies noch einige Pflanzen, denen man Zauberkraft zuschreibt[255]). Bei den Deutschen wird für die Schicksalsrichterinnen blos Brod und Salz Nachts auf den Tisch gelegt[256]).

Bei den Bulgaren hat sich für Schicksalsfrau aus dem Griechischen der Name urisnica (Nebenformen: orisnica, uresica) eingebürgert. Griechisch ὁρίζein, Aorist ὅρισα heisst: begrenzen, bestimmen[257]).

Das Wort scheint schon frühzeitig Eingang und Verbreitung bei den Bulgaren gefunden zu haben. In einer alten bulgarischen Schrift sagt Jemand von sich: jakože urješneno mi bystĭ[258]) (d. h. so wie es mir bestimmt war), wo der Serbe und der Horvate wohl sugjeno setzen würden. Čolakov führt als sprichwörtliche Redewendung an: taj mu bilo urisano otĭ urisnici-tje (Das war ihm von den Urisnicen vorher bestimmt)[259]). Dazu bemerkt unser Gewährsmann: ‚die „Urisnici" oder „Orisnici", deren öfters in den Gebräuchen gedacht wird, sind drei Jungfrauen, welche dem neugeborenen Kinde sein Geschick bestimmen. Die erste gibt ihm Verstand und lehrt ihn lesen, die zweite gibt ihm Gesundheit und Schönheit, die dritte geht ihm an die Hand durch's ganze übrige Leben, lehrt ihn ein Gewerbe und bietet ihm Gelegenheit, damit er sich bereichere. Einer anderen Ueberlieferung zufolge ertheilt die erste dem Knaben Verstand, die zweite lehrt ihn reden, die dritte schenkt ihm Glück. Es gibt auch böse ‚Urisnici', deren sind gleichfalls drei, die kämpfen aber mit den guten Urisnici.'

Nach diesen Angaben zu schliessen, würde der Bulgare den Urisnicen auch die Rolle von Schutzgeistern als Mentoren zusprechen. Etwas Aehnliches erzählt ein slovenisch-horvatisches Märchen von den Vilen[260]). Die Verquickung verschiedener Functionen lässt sich wohl bei jeder mythischen Gestalt verfolgen, auch die Gegenüberstellung von guten und bösen Urisnicen als freundlichen und feindlichen Schutzgeistern ist ja leicht denkbar, doch finde ich in der bulgarischen Literatur, soweit sie mir zugänglich ist, keine weiteren Belege für die Richtigkeit der Čolakov'schen Anführungen. Rakovski sagt z. B.: ‚sie glauben ferner noch an Orisnicen, die bei der Geburt eines Kindes erscheinen und selber unsichtbar dem Kinde sein Schicksal und seine Zukunft ansagen und angeben'[261]). S. N. Š. bemerkt kurz: ‚während der ersten drei Abende kommen noch die Urisnicen und bestimmen dem Kinde, wie es beschaffen sein und was ihm im Laufe des Lebens widerfahren soll'[262]). Für eine böse Urisnica, und zwar nur für eine, fand ich zwei Belege in den nunmehr eingegangenen Philippopler Zeitschriften Narod und Plovdiv[263]). Vielleicht haben die Schreiber ihr Wissen über die Orisnica aus dem weitverbreiteten Buche Čolakov's geschöpft. Als Gewährsmänner über den Volksglauben können sie füglich nicht ernstlich angesehen werden.

Mit dem slavischen Namen heissen die Schicksalsfräulein bei den Bulgaren Narąčnici und Sudženici, bei den Serben Usude, Sudnice, Sugjenice, bei den Horvaten Sudjenice, Sujenice oder Rodjenice, bei den Slovenen Sojenice und Rojenice. Gewöhnlich wird ihre Zahl auf drei[264]),

---

[255]) Bei Jastrebov a. a. O. S. 456 u. 460.

[256]) Vrgl. L. Freytag: ‚Die Göttin Bercht-Holda und ihr Gefolge. Beiträge zur Erklärung ihres Cultus und der darauf beruhenden Anschauungen', in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, Berlin 1881, S. 355. Eine trefflich orientirende Studie.

[257]) Vrgl. Georg Rosen: Bulgarische Volksdichtungen, Leipzig 1879, S. 36, und Miklosich im Etymol. Wtb. S. 225 b. Daničić (im Wörterb. der serb. alten Urkunden, II. B., S. 377, unter urešti) übersetzt urisnici mit confirmatrices, definientes oder constituentes, altgriech. ὁρίζοντες.

[258]) Vrgl. bei Miklosich im Lex. palaeoslov. S. 1063.

[259]) Im Blgarski narodenŭ sbornikŭ. B. I. Belgrad 1872. S. 233. Nr. 2950.

[260]) Vrgl. bei Krauss in Sagen und Märchen der Südslaven. I. S. 98 ff, Nr. 28. Lastari.

[261]) Im Pokazalecŭ ili rąkovodstvo. I. Odessa 1859, S. 3: „— vjerovątŭ ušŭ či i Orisnicy, štomŭ sja raždalo djete, dohoždali i nevidimi izgovarali i naznačali negovą sądbą i bądušnostĭ".

[262]) Im Životŭtŭ na Bŭlgaritje u. s. w. S. 66 f: „prjezŭ pĭrvitje tri večeri užĭ dohoždatĭ úrisnicitje ta urisvatŭ djeteto, kakvo šte bąde i kakvo šte da mu sja sluči prjezŭ životŭtŭ". Vrgl. Jastrebov a. a. O. S. 456.

[263]) Im Narodŭ, I. Nr. 41, S. 161, bei der Besprechung der Uebelstände in der Schulverwaltung: ‚es ist kein Jahr verstrichen, und schon hat sich die Lage der Dinge geändert, „otŭ goljemo galenie li ili otŭ njekakva zla orisnica účinicitje ni se porazvaliha" (da entarteten die Schüler aus gewaltigem Uebermuth oder in Folge irgend einer Urisnica (Bestimmung). Im Plovdivŭ (vom 6. Mai 1886, S. 2) v knjažestvo ima edinŭ lošŭ demonŭ, kogoto vidisja, če orisnica e prjedoprjedjelila da opropasti mladata bulgarska dĭržava. (Im Fürstenthum existirt ein böser Dämon, den, wie es den Anschein hat, die Orisnica vorher bestimmt hat, den jungen bulgarischen Staat dem Untergange zuzuführen.)

[264]) Vrgl. Krauss, Sagen u. Märchen der Südsl. II. Nr. 88, S. 179; Nr. 105, S. 218 ff. Ueber den verwandten Volksglauben der Griechen alter Zeit vrgl. L. Preller's griechische Mythologie. 3. Auflage. 1872, I. S. 434 ff. Bezüglich des deutschen Volksglaubens vrgl. J. Grimm, D. Mythologie. S. 376—388.

nur vereinzelt in horvatischen halbverblassten Sagen auf vier, fünf, sieben oder gar neun angegeben, mit einer „Königin“ als Führerin an der Spitze. In der Regel finden sie sich als weissgekleidete Mädchen in mitternächtiger Stunde an der Wiege des Kindes in dessen Geburtsnacht ein. Hat man für sie keine Gaben vorbereitet, so werden sie bös gelaunt. Ihre Sprüche sind ganz willkürlich. Eine eigentliche Berathung, Begründung und Widerlegung kommt dabei nicht vor. Die erste Sugjenica sagt frischweg ihre Meinung heraus, dann spricht die zweite, den Ausspruch der ersten etwas mildernd oder verschärfend, was aber die dritte Sugjenica sagt, dabei bleibt es. Das ist so echt slavische Verhandlungsweise. Die Jüngeren in der Gesellschaft mögen reden, was ihnen immer beliebt, die Ansicht des Aeltesten gibt den Ausschlag. Sie allein entscheidet. Die Jüngeren haben sich damit zufrieden zu geben, nach dem Rechtssprichworte:

u mlagjega pogovora nejma[265]).

(‚Der Jüngere darf mit nichten widersprechen‘.)

Die Sugjenicen bestimmen:

1. die Zahl der Lebensjahre. Den frühen Tod, besonders einen jäh unerwarteten, z. B. wenn jemand im Wasser ertrinkt, wenn einer von Wölfen gefressen wird, wenn sich einer erhenkt oder ersticht, wenn einer erstickt oder wenn ein Reisender aus dem Hinterhalte ermordet wird, einen solchen Tod setzt man auf Rechnung des Spruchs der Sugjenicen.

2. bestimmen sie den Beruf des Menschen und ob er reich oder arm werden und welche besondere Glücks- und Unglücksfälle ihm im Leben zustossen sollen.

3. setzen sie fest, wen und wann der Mensch heirathen wird. Der Deutsche sagt: ‚Ehen werden im Himmel geschlossen‘, der Südslave aber meint: ‚Ehen werden von den Sugjenicen bestimmt‘. In einem serbischen Volksliedchen aus der Hercegovina sagt eine junge Frau zu ihren neuen Hausleuten im Streit:

n'jesam ovgje sama došla
već po putu i sugjenju[266]).

(‚ich bin nicht allein hierher gekommen, sondern auf dem Wege[267]) und nach Schicksalsausspruch‘).

Der Bräutigam oder der Gatte wird sugjenik, die Braut oder die Frau sugjenica genannt. In einem serbischen Volksliedchen spricht ein Mädchen:

zlatu će se kujundžija naći
a meni će moj sugjenik doći[268]).

(‚Das Gold [zu schmieden] wird sich ein Goldschmied finden, und mir wird mein „Beschiedener“ kommen.)

Das Mädchen pocht darauf, dass sie kein ungebetener Eindringling im Hause sei, doch auch der Eindringling, die Samodošla[269]) gilt als eine von den Sugjenicen „bestimmte“. Eine Bulgarin tröstet ihren Sohn, der sich gerne beweiben möchte:

koja ti e sudženica
samà će ti u dvorŭ dojde[270])

(‚die deine „Beschiedene“ ist, die wird dir von selber (allein) ins Gehöfte kommen‘).

Aehnlich spricht im Liede eine Šlovakin: ‚ak si mi soudĕný, budeš mi i daný‘ (‚bist du mir beschieden, so wirst du mir auch gegeben werden‘).

In einem weissrussischen Liedchen berühmt sich ein Sohn seiner Mutter gegenüber: vidjel ja, matuska, svogju zuženuju‘ (‚Mütterchen, ich habe meine „Beschiedene“ gesehen!‘).

Bei den Bulgaren und Serben spricht der Mann seine Frau geradenwegs mit sugjenica an, die Frau den Mann mit sugjenik, z. B.

Janko dumatŭ na mlada nevjesta
— oj Marie, moja suždenice![271]).

(Johannes spricht zur jungen Frau: ‚O Marie, meine [mir] Beschiedene!‘)

Mir sind über dreissig verschiedene Sagen über die Sugjenicen und Rogjenicen bekannt, darunter ist die Oedipussage in zwei Fassungen vertreten. Ob sie dem griechischen Sagenschatz entlehnt ist, oder selbstständig auf slavischem Boden gewachsen, könnte ich nicht ohne weiteres sagen. Die übrigen Sagen sind so ziemlich alle Varianten desselben Motivs. Die typische Form aller wird am besten durch eine bulgarische — meines Wissens die einzige versificirte — Fassung geboten[272]). Momir's junge Frau war hochschwanger in den Wald gegangen. Ihr Schwester-

---

[265]) Vrgl. bei Krauss in Sitte und Brauch der Südslaven. S. 84f., S. 490.

[266]) Bei Vrčević in Srpske nar. p. iz Herceg. S. 300.

[267]) Sie meint, dass eine ordentliche Brautfahrt stattgefunden. Sie ist auf der freien Fahrstrasse hin ins Haus gezogen gekommen.

[268]) Diese Zeile ist stereotyp im lyrischen Volksliede.

[269]) Ueber die Samodošla oder Uskočica vrgl. Krauss in Sitte und Brauch. S. 245 und S. 270f.

[270]) Bei Kačanovski im Sbornik zapadnobolgarskichŭ pjesen. St. Petersburg 1882, S. 13.

[271]) Ebd. S. 132, Nr. 59, V. 8f.

[272]) Bei den Miladinovci in den bulgarsk. n. p. Nr. 18, S. 17.

chen Theodora (Todora) war mit. Momir's Frau genas im Walde eines Knäbleins:

eingeschlummert war des Momir Frauchen.
Da erschienen wohl drei Narąčnicen.
Theodora wacht, die Augen offen,[273])
schaut und lauscht dem Spruch der Narąčnicen.
— ‚Lasst das Kind uns nehmen!'[274]) spricht die erste;
— ‚Lasst es uns nicht nehmen!' spricht die zweite;
erst nach sieben[275]) Jahren, soll's geschehen,
bis das Kind herangereift zum Knaben.
— ‚Dieses Kind gedeihe!' spricht die dritte,
ist's einmal herangereift zum Jüngling,
soll man ihm ein schmuckes Bräutchen werben,
ihm erwerben, heim soll er sie führen;
doch wann sie zur Kirche schreiten werden,
in die Kirche, um sich trau'n zu lassen,
alsdann wollen wir den Kämpen nehmen!'
Prophezeiten's[276]) und entschwanden flüchtig.

Die von den Narąčnicen zuerkannte Bestimmung heisst rokŭ oder narokŭ (Der Stamm ist rek-, altslav. reką, ich sage, rešti sagen), gleichbedeutend mit Fatum, das ‚Angesagte'. Man fasste das Wort seit jeher auch in der Bedeutung von destinatio und fortuna auf. Ein russisches Sprichwort sagt: ‚lovitĭ volkŭ rokovuju ovcu' (Der Wolf jagt oder fängt nur das ihm [vom Schicksal] bestimmte Schaf'). Narokŭ scheint man in vorchristlicher Zeit bei den Südslaven auch als Personification des Schicksalsspruches gekannt zu haben, sowie der römische Volksglaube einen Fatus kannte. Ich führe Peter's Worte an: ‚Während in der von gräzisirenden Religionsanschauungen durchdrungenen Literatur der Römer als Schicksalsgottheiten neben den Parcae das Fatum und die Fata erscheinen, tritt in Denkmälern, die dem Volksglauben angehören, ein Fatus und eine Fata, beziehungsweise Fati und Fatae auf. In Grabinschriften namentlich, die zweifellos von den niederen Volksclassen ausgegangen sind, ist wiederholt von einem Fatus, der dem Leben der Menschen, oft unerwartet früh, ein Ziel steckt, ihn gewaltsam tödtet und raubt, die Rede. Fatus erscheint als Gott der niederen Volksclassen. Er war also hernach ein göttliches Wesen, das dem Einzelnen zur Seite steht (Fatus meus, Fatus suus), sein Walten in Neigungen und Vorahnungen offenbart und schliesslich den Tod des Menschen herbeiführt[277]).

Für die altsüdslavische Auffassung von narokŭ sind nur wenige Belege vorhanden. In einer altserbischen Urkunde heisst es: pride milostiju božjomĭ i vašjemĭ dobrjemĭ narokonĭ zdravo[278]) (‚Er langte durch Gottes Gnade und unter eurem guten Glücke heil an'). An einer anderen Stelle: čestitoga cara srjekomĭ i tvoje milosti narokomĭ[279]) (‚mit der Sreća des vieledlen Kaisers und mit dem Narok deiner Gnaden') wird man von selbst erinnert an die Fortuna principis oder Fortuna regum der Römer. Zweifellos ist hier die slavische Redewendung auf Nachahmung des römisch-byzantinischen Hofstils zurückzuführen. Der Slave hat Sreća von Narok einst wohl genauer auseinander gehalten. In Sreća überwog die Vorstellung vom zufälligen, im Narok die vom prädestinirten Glück. So fasse ich auf die Worte: odĭ boga zahtevamo tvojej milosti dobru srjekju i narokĭ[280]) (‚Wir verlangen von Gott für deine Gnaden gute Sreća und Narok'). Fortuna, griech. Tychē, übersetzten die Mönche mit narokŭ, z. B. Aleksandra narokŭ velikĭ jestĭ[281]) (Alexanders Glück ist gross).

In dieser specifischen Bedeutung von ‚Glück' wird der Ausdruck noch gegenwärtig in der Crnagora gebraucht, und zwar erscheint Narok als mythisches Wesen gedacht, so lautet z. B. eine Schwurformel: tako me zli narok ne ćerao[282]). (So soll mich ein böser Narok nicht verfolgen!') Eine Wunschformel ist: ‚da ni ga je u narok imati!' (ach, hätten wir ihn in unserer Bestimmung!' d. h. ‚wäre er uns doch zu eigen beschieden'). In Bosnien, Slavonien und Horvatien unter den Serben wird narok ganz speciell vom Glück, von der glücklichen Bestimmung eines

[273]) In den übrigen Sagen ist der Lauscher ein Bettler oder sonst ein Wanderer, der zufällig ins Haus gekommen und in der Hölle nachtend, unwillkürlich den Spruch erfährt.

[274]) ‚da go zemime'. ‚Nehmen' heisst hier so viel wie ‚das Leben nehmen'.

[275]) Die Zahl ‚sieben' ist im Volksglauben förmlich heilig. Omer, der Sohn des Mustapha Hrnjica von der kleinen Kladuša ist in den mahomedanischen Guslarenliedern stets ‚der Knabe von sieben Jahren' (Omer d'jete od sedam godina). Ich machte einmal einen Guslar darauf aufmerksam, wie unsinnig es sei, zu glauben, der siebenjährige Junge habe solche Heldenthaten vollbringen können. ‚Ja', meinte der Guslar, ‚es muss doch so gewesen sein. Ich habe es so von älteren Guslaren singen gehört'.

[276]) Narąča'e. Wörtl. sie sagten, oder kündeten es an.

[277]) Bei Roscher im Ausführl. Lex. S. 1453.

[278]) Bei Medo Pucić in Spomenici srbski, prepisao knez —, Belgrad 1858, S. 164.

[279]) Vrgl. bei Miklosich in Monumenta serbica spectantia historiam Serbiae, Bosnae, Ragusii. Wien 1858, S. 554. — Vrgl. bei Horaz: duce et auspice Teucro.

[280]) Bei Daničić im altserb. Wörterb. III. S. 254. Die Stellen aus den Monumenta serbica.

[281]) Vrgl. bei Miklosich im Lexicon palaeosl., S. 411, unter dem Schlagworte narokŭ.

[282]) Bei Karadžić im serb. Wörterb. S. 404b.

Mädchens, mit Bezug auf ihren guten Ruf gesagt[283]). Narok izgubila djevojka, heisst soviel wie sreću izgubila (‚das Mädchen hat ihr Glück verloren'). Der Kleinrusse sagt im gleichen Falle von einem Mädchen, sie habe ihr štastïe verloren (zgubila)[284]). Unter narok hat man bei einem Mädchen ursprünglich wohl den Lebensgefährten den naročnik oder zaročnik verstanden.

Rok hat auch die Bedeutung von Termin, ‚Frist', ‚Zeit'. Wohl in Folge des Bedürfnisses zu differenziren, ist durch Wandlung des o in den Laut u in der jüngeren serbischen Sprache ruka entstanden. Aber auch das altslavische rękа oder mit Lautsteigerung rąka fällt lautlich gegenwärtig mit ruka (Glück, Schicksal) zusammen. Irrthümlich setzt Karadžić ruka, welches von rok herrührt, unter ruka, die Hand[285]). Selbst ein so gewiegter Philologe wie Miklosich leitet unser ruka von renk ab[286]); freilich ohne irgendwie anzudeuten, wieso der Begriff ‚Hand' die Bedeutung ‚Glück' erlangen könnte.

Die Verneinung von ruka (Glück) ist neruka (Unglück, fortuna adversa). So heisst es z. B. im Guslarenliede:

do podne je turska ruka bila
a od podne obrnu neruka[287]).

(‚bis Mittag war den Türken das Glück (günstig), doch vom Mittag ab wandelte es sich zum Unglück').

In einem noch ungedruckten mahomedanisch-slavischen Guslarenlied meiner Sammlung wird erzählt, wie Sil Osmanbeg zum Entsatz der Festung Essegg herbeigeeilt:

kad udrio beže na topove
pa posječe Vuka bjelobrka
iza Vuka udari neruka

(‚der Beg machte einen Angriff auf die Kanonen und säbelte Wolf den Weissbart nieder; nach (dem Fall) Wolfs brach (über die Christen) das Unglück herein').

Was ruka eigentlich bedeutet, scheint das Volk selber nicht mehr zu wissen. Man darf ruka zuweilen auch mit ‚Erfolg' und ‚Sieg' übersetzen, in Fällen z. B. wie

biće nama ako bog da ruka.

(‚Wir werden, sofern es Gott gibt, Erfolg [Glück] haben'.)

bog će dati biće naša ruka[288]).

(‚Gott wird es geben, unser wird der Sieg sein'.)

Man sagt von Jemand, dem Alles gedeiht, was er unternimmt, ‚dobre je ruke', d. h. ‚er hat Glück'. Der Deutsche kann dafür setzen: ‚der Mann hat eine glückliche Hand'. Rok als Personification ist aber noch erkennbar in der wörtlich unübersetzbaren Redensart des Crnogarcen: zla me ruka ručila. Sinngemäss übersetze ich: ‚Ein böses Schicksal hat mich heimgesucht'. Unrichtig erklärt Karadžić, vielleicht in Wiederholung einer volksthümlichen Deutung: „t. j.: ćovjek zle ruke ukrao mi i od onda mi je pošlo u nazadak" („d. h. ein Mensch von böser Hand hat mich bestohlen und seitdem geht es mit mir nach abwärts"). Rok finde ich auch in der Phrase: ‚pošlo mi za rukom' (‚es ist mir geglückt'), d. h. ‚es ist mir ergangen zufolge (nach) der Bestimmung'. Die Annahme einer Metapher von ruka (Hand) als ‚Glück' lässt sich durchaus nicht rechtfertigen. Die neuzeitigen serbischen und horvatischen Literaten bedienen sich häufig der Wendung: ‚ide mi od ruke'; das ist aber eine wörtliche Uebersetzung der deutschen Ausdrucksweise: ‚es geht mir von der Hand'.

Der narok (Ausspruch) der Naračnicen oder Sugjenicen gilt als unabänderlich feststehend. Nach einer Sage hatten Eltern erfahren, dass ihren einzigen Sohn einst ein Blitzschlag tödten werde. Da liessen sie einen festen Thurm aus grossen Steinen aufführen und bargen darin ihr Kind. Zur bestimmten Zeit erhob sich aber ein Ungewitter, ein Blitz fuhr in den Thurm und tödtete den Knaben. So ging der Sugjenicenspruch in Erfüllung.

Einen Aufschub des Verhängnisses kann man aber doch erzielen. Meine Mutter erzählte mir einmal eine Sage von einem König, dem es beschieden war, in seinem grössten Glanze plötzlich zu sterben. Sein Schicksal erfuhr der König von einem Bettler. Eine der Sugjenicen hatte gesagt: „findet sich Jemand bereit, von seinem eigenen Leben fünfzehn Jahre dem König zu schenken, so wird der König noch weitere fünfzehn Jahre in Glück und Glanz leben." Der König liess im ganzen Lande kundthun, er biete ungemessene Schätze Demjenigen, der ihm fünfzehn Jahre schenken will. Lange fand sich Niemand dazu bereit, denn Jedermann liebte sich selber mehr als den König. Endlich brachte ein Soldat dieses Opfer aus Liebe zu seiner alten Mutter, weil sie gar so viel gut war, aber in Armuth lebte. Nach einer anderen Sage konnte der Gatte sein Leben erst verlängern, wenn sich seine Frau für ihn sterben legte. Die Frau that so aus Liebe zu ihrem Manne, den Mann

[283]) In ‚Sitte und Brauch', S. 191, habe ich narok mit ‚guter Ruf' übersetzt, um mir eine langmächtige Anmerkung zu ersparen.

[284]) Vrgl. bei Holowacki a. a. O. S. 25, Nr. 8, V. 3.

[285]) Im Wörterbuch S. 404 b.

[286]) Im Etymol. Wörterb. Wien 1886, S. 276 b.

[287]) Bei Karadžić a. a. O.

[288]) Ebendaselbst S. 656.

freute aber nach ihrem Verscheiden sein Leben nimmer. „Nach der Etruskischen Disciplin konnte man vielleicht in ähnlicher Weise den Aufschub bevorstehender Uebel an erster Stelle von Jupiter, dann erst von den Fata erlangen; die Bücher der Disciplin und die Sacra Acherontia lehrten ferner, dass das Fatum um zehn Jahre aufgeschoben werden könne[289])". Offenbar liegt in diesen Angaben ein Gemisch von etwas Volksglauben und mehr noch priesterliche Düftelei vor.

Nach indischem Volksglauben schreibt das Schicksal (vidhi) seinen Spruch dem Menschen auf den Scheitel[290]). Die Römer kannten Fata scribunda. Die schriftliche Aufzeichnung betrachteten die Römer als Zeichen der Unabänderlichkeit[291]). Vielleicht ist unter dem Einfluss dieser römischen Fata scribunda auch in den jüdischen Glauben die Vorstellung vom schicksalschreibenden Jehovah eingedrungen. Im altjüdischen Glauben lässt sich dieser Zug nicht nachweisen. In dem Morgenbussgesange „Richter des Weltalls" (das Lied singt man am Jom Kipur, am Versöhnungstag) wird gesagt, dass Gott jedem Menschen an diesem Tage den Buchstaben tov (תו), das ist der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets, auf die Stirne schreibt oder zeichnet. Dieses Tov kann der Anfangsbuchstabe von tomos (תמות) d. h. ‚du sollst sterben' oder von tichje (תחיה) d. h. „du sollst leben bleiben" sein. Stern umschreibt die betreffende Stelle des Liedes, weil eine genaue Uebertragung im Deutschen ohne Erklärung nicht verständlich wäre, folgendermassen:

‚Auch dein Volk im Gnadelauf, zeichne es zum Leben auf;
Und das Lebenszeichen schreibe ihm auf's Haupt, dass stets es bleibe:
Wie des Morgens Opferweih', täglich dargebracht auf's Neu'![292])

Die Vorstellung schreibender Sugjenicen ist bei den Südslaven unerhört. Vor der Einführung des Christenthums war den Südslaven das Geschäft des Schreibens fremd. Sie wussten, und das wohl nur wenige Auserlesene, blos von symbolischen Zeichen, von „Strichen und Kerben" (čerty i rjezy), wie der Mönch Hrabar berichtet[293]). Also konnte der Südslave füglich auch seinen Gottheiten die Kunst des Schreibens nicht beilegen. Wenn aber trotzdem gegenwärtig viele südslavische Schriftsteller so gerne beispielsweise die Vilen (Waldfräulein) als Musen apostrophiren, so beweisen sie damit nur, dass ihnen der Vilen Amtsbezirk gerade so genau bekannt ist, als nach dem Volksglauben die Vilen mit den Erzeugnissen der neueren serbisch-horvatisch-slovenischen Reimkunst vertraut sind.

* * *

Die gute und die böse Stunde.

Bei manchen Völkern geht die Auffassung vom Glück und Schicksal unmittelbar von einer Vorstellung der unbegrenzten Zeit aus, die, ohne Rücksicht auf das Thun und Treiben dieser Welt, unaufhörlich sich fortbewegt, der willens- und widerstandslos Alles auf Erden unterworfen ist. Vornehmlich scheinen die Erânier dieser Anschauung gehuldigt zu haben, wie ich dies schon zuvor angedeutet habe. Näheres über den erânischen Glauben bieten die alten Quellen nicht. Mittelbar lässt sich aber durch Vergleichung mit dem bezüglichen Volksglauben anderer Völker, in unserem Falle der Südslaven, vielleicht etwas mehr Licht in das Räthsel dieser geheimnissvollen Auffassung hineinbringen. Ich glaube, dass die Erânier zufolge einer ihnen besonders eigenthümlichen Geistesrichtung eine ganz einfache Vorstellung, erst allmälig durch weitausgreifende Abstractionen zu einer complicirten Combination ausgestaltet haben. Gewisse Vorstellungen und Begriffe müssen von selber im menschlichen Fassungsvermögen unter bestimmten gleichmässig gegebenen Verhältnissen aufdämmern. Verwandtes und Auseinanderliegendes streiten um den Vortritt; verloren geht aber in diesem Kampfe nichts. Es kommt nur darauf an, welche Vorstellung über die meisten verwandten und gleichartigen schliesslich dermassen obsiegt, dass sie dieselben in sich aufsaugt. Warum bei den Erâniern gerade die Vorstellung von der Zeit die Oberhand gewonnen und zum Schicksal und Glück ausgebildet worden, kann man noch nicht erklären. Die Lösung solcher dunkler Probleme des menschlichen Geistes gehört gegenwärtig schwerlich in den Bereich der Aufgaben, die der Ethnograph sich stellen darf.

---

[289]) Peter bei Roscher a. a. O. S. 1451.

[290]) Vrgl. Boehtlingk, Indische Sprüche, 2. Aufl., 1870, Nr. 1018.

[291]) Vrgl. Klausen in der Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft. VII. 1840, S. 226.

[292]) Die Festgebete mit einer neuen deutschen Uebersetzung in deutschen Lettern von M. E. Stern. Wien 1850. I. S. 180.

[293]) Ueber Kerbe und Striche in Herceg-Bosna der Gegenwart vergl. meinen Brief an W. v. Schulenburg in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie 1886, Heft V.

Der primitive Mensch denkt sich die Zeit, nach seiner eigenen unberechenbaren Stimmung urtheilend, in gute und böse Abschnitte eingetheilt, die ganz unregelmässig aufeinander folgen. Je nachdem, was der Zufall mit der Zeit bringt, ist die Zeit gut oder böse. Der Begriff Zeit ist natürlich abgegrenzt im Grossen durch die wechselnden Jahreszeiten, im Kleinen durch Tag und Nacht, und in weiterer Spaltung durch Stunden und Augenblicke. God(ina) ist bei den Slaven der allgemeinste Ausdruck für Zeit, dann heisst godina das Jahr, muss aber auch speciell die schöne Jahreszeit bedeutet haben, wie dies das Adjectivum ugodan (angenehm) und die Negation des Substantivums: negoda, nepogoda (gleich hurtovina) (böse Jahreszeit, Wintersturm, Schneegestöber, unangenehme Verhältnisse, Unglück) beweisen. Der Südslave hat sich aber zur Bezeichnung der Zeit in gutem und bösem Sinne für die Verbindung von čas (bulg. čjas), der Augenblick, mit den Adjectiven dobar und zao entschieden. Der Deutsche, der Franzose und der Spanier gebrauchen analog den Begriff Stunde. „Aus dem Begriff der guten Stunde des Beginns (à la bonne heure) hat sich der französiche Ausdruck bonheur (masc.) für Glück ingemein erzeugt. Aehnlich ist für den Erwerb der Ritterschaft das altspan. el que en buen ora cinxo espada“ [294]).

Nach südslavischem Volksglauben entscheidet es für das ganze Leben des Menschen, ob einer in einem guten (glücklichen) oder bösen (unglücklichen) Augenblicke (u dobar čas, u zo' čas) zur Welt gekommen [295]). Der Deutsche sagt ähnlich auch noch heute: zu glücklicher, guter Stunde geboren werden. Ahd. mit heilu er giboran ward. Grimm bemerkt, im altspanischen Cid komme häufig vor: el que en buen ora nascio, el que en buen punto nascio. Von dem in glücklicher Stunde geborenen Kinde sagt der Russe: onŭ balovenĭ sčastĭja. Der Kleinrusse kennt eine štasliva godina und eine nesčasliva oder lichaja g. In einem Volksliede ruft die Dienerin dem heimkehrenden Herrn freudig zu:

— štasliva godina!
tvoja ženka, naša paní, porodila syna [296]).

(‚Glückliche Frist! dein Weibsen, unser Frauchen, hat einen Sohn geboren!‘)

Eine Tochter beschuldigt ihre Mutter:

vrodila sĭ mnja, moja mati, vŭ lichuju godinu [297]).

(‚Du hast mich, o meine Mutter, in böser Stunde zur Welt gebracht‘.)

Wer um die zwölfte Stunde, sei es Mitternacht oder Mittags, geboren ward, ist ein Unglückskind, nach allgemeinem slavischen Volksglauben. Die frühe Morgenstunde vor Sonnenaufgang bringt lauter Glückskinder, ihnen wird Schönheit zu Theil. In einem Volksliedchen aus Mähren spricht ein Bursche zu einem Mädchen: ‚Ach, mein liebstes Aennchen (Nanynko), was bist du für ein schönes Mägdlein! Du musst wohl geboren worden sein, ehe der Morgenstern (dennice) aufgegangen war!‘ Drauf erwiedert selbstbewusst das Mädchen:

ja sem se narodila
dennice vycházela
už me moja mamjenka
na rukach kolibala [298]).

(‚Ich bin geboren worden; als der Morgenstern aufging, wiegte mich mein Mütterchen schon auf den Händen‘.)

Die Zeit nach Sonnenuntergang gilt aber als unglücklich. Um diese Zeit ist es nicht einmal gut, das Haus auszukehren, weil das Glück des Hausvorstandes darunter leidet [299]).

Nach kleinrussischem Volksglauben ist dem Sonntagskinde Unglück durch's ganze Leben beschieden. Ein Mädchen beklagt ihr Loos:

porodila mene mati u svĭjatu nedilju
dala meni girku dolju [300]).

(‚Am heiligen Sonntag hat mich meine Mutter geboren, hat mir ein bitteres Geschick gegeben.‘)

Dagegen gilt bei den Deutschen, bei den Weissrussen und bei den Südslaven das Sonntagskind als besonderes Glückskind. Nach serbischem Volksglauben sind Sonntagskinder allein geeignet, vergrabene Schätze zu heben. Bei den Bulgaren werden Glückskinder Subbotnici, d. h. Samstagskinder, genannt. Am Sonnabend feiere auch die Pest (čuma)

---

[294]) J. Grimm, D. M. S. 818. Anm.

[295]) Schulze, Fetischismus, S. 127 f.: „Die Tage selbst werden dadurch zu Fetischen, dass man viele als besonders unglückliche, viele als glückliche betrachtet. In Aschanti gibt es im ganzen Jahre nur 150—160 glückliche Tage, an denen man ohne Schaden wichtige Geschäfte vornehmen kann. Am Senegal gelten Dinstag und Sonntag für dies atri, weit mehr noch der Freitag, weshalb ein Bambarrakönig alle seine am Freitag geborenen Söhne tödten liess.“

[296]) Bei Holovacki a. a. O. I, S. 19, V. 1 f.

[297]) Ebd. S. 240, Nr. 5, V. 1; nesčasliva g. S. 297, Nr. 111, V. 3.

[298]) Bei Sušil in Morav. nar. pisni, 204, cit. bei Poteb. S. 157.

[299]) ‚Zbog napretka domaćinova‘; in der Bosanska Vila I, Nr. 15, S. 238, b. Nr. 16.

[300]) Bei Metlicki 12, 365, cit. bei Potebnja S. 156 f.

vom Mordgeschäft. Am Sonnabend speien die giftigen Schlangen ihr Gift aus und sammeln für die kommende Woche ein neues an[301]).

Mittwochskinder sind nach kleinrussischem Volksglauben Unglückskinder, Donnerstags- und Samstagskinder Glückskinder.

Freitagskinder sind nach serbischem Volksglauben gegen Hexen gefeit.

Die am 1. April geborenen Kinder werden Diebe und Lügner, haben auch kein Glück in ihren Unternehmungen und Geschäften.

Der Serbe nennt ein Glückskind dobrosretnjik (weiblich dobrosretnjica)[302]), den Unglücksmenschen zlosretnjik, zlosreća[303]), zlokera[304]). Der flüssige Volksglaube weiss den letzteren immer etwas anzudichten. Ein Unglücksmensch ist der Heimat- und Besitzlose. Dem erbgesessenen Bauer, dessen Leben ohne besondere Schwierigkeiten im althergebrachten ordnungsgemässen Geleise von Sitte und Brauch ruhig sich abwickelt, wird der Marktschreier und Possenreisser, der sich kümmerlich durch die Welt durchtagediebt, leicht als ein besonders vom Unglück geschlagener Mensch erscheinen. In der Bocca di Cattaro erzählt man beispielsweise vom Marktschreier, den man dort čaratan[305]) nennt: „Das ist Einer, der im märzlichen Neumond (u marčanoj svijeći) zur Welt gekommen. Bevor er noch getauft worden, ist eine Katze oder sonst ein unreines Thier (pogana životinja) über ihn geschritten. Darum bleibt er zeitlebens ein Unglücklicher und kann keinerlei Gewerbe, noch eine ständige Beschäftigung haben, sondern stromert in aller Welt herum (smuca se koje kuda) und unterhält und täuscht die Leute durch seine Blendstücke, sein Spiel und Kurzweil, und lockt ihnen das Geld aus der Tasche heraus. Solches Geld kann ihm aber keinerlei Vortheil bringen; denn wie gewonnen, so zerronnen.

Der 1. April gilt darum als Unglückstag, weil an demselben Judas, der Verräther Christi, geboren worden sein soll. Die Neumondstage sind aber überhaupt nicht geheuer, weil im Neumond, besonders des Märzmondes, die Hexen ihr Unwesen treiben[306]). Da kann das neugeborene Kind leicht gegen einen Wechselbalg eingetauscht werden. Entschieden liegt hier ein mythischer Glaube aus vorchristlicher Zeit zu Grunde. Ich wage es nicht zu behaupten, dass der Slave schon dazumal mit der Horoskopie vertraut gewesen. Sie ist ja eine speciell orientalische „Wissenschaft". Das Juden-Christenthum hat dem Südslaven erst Kunde von ihr vermittelt. Das Judenthum hat nämlich schon im frühesten Mittelalter auf glückliche und unglückliche Geburtstage ein grosses Gewicht gelegt, und jüdische Rabbinen haben den bezüglichen Glauben förmlich in ein System gebracht. Im Talmud, diesem merkwürdigsten unter allen merkwürdigen Sammelwerken menschlichen Wissens, wo eine Unmenge orientalischen und occidentalischen Volksglaubens verschiedener Zeiten und verschiedenster Völkerschaften, mit denen die Juden in näheren Verkehr getreten, aufgespeichert ist, findet man einen förmlichen Leitfaden über Nativitätsstellung. Da sind auch die einzelnen Wochentage von diesem Standpunkte aus genau bestimmt. Merkwürdig ist auch die jüdisch-theologische Deutung. Die Stellen lauten[307]):

„Wer am Sonntag geboren ist, der wird eine hervorragende Rolle im Leben spielen, entweder als ein berühmter Rabbi oder als ein übel berüchtigter Dieb, weil an diesem Tage Licht und Finsterniss geschaffen wurden. Zur Bekräftigung der Wahrheit erzählt ein Rabbi, dass er und ein gewisser Dima bar Kakusta — wahrscheinlich aus δῆμος κακός (böses, schlechtes Volk) entstanden — an einem Sonntage geboren wurden, er sei ein berühmter Rabbi und Dima ein Räuberhauptmann geworden."

„Wer am Montag geboren ist, der ist jähzornig und boshaft, weil an diesem Tage die stürmisch-wogenden Wasserfluthen getheilt und abgegrenzt wurden."

„Wer am Dienstag geboren ist, der wird mit Glücksgütern reich gesegnet sein, jedoch einen aus-

---

[301]) Bei E. Karanovŭ im Period. spis. 1884, S. 130, Nr. 32.

[302]) Bei Karadžić im Wörterb. S. 125. Dobrosretnjica ist im Munde der Mutter auch ein euphemistisches Scheltwort gegenüber ihrem unartigen Kinde.

[303]) Ebd. S. 212, a. Im Sprichwort: Kome ime zlokera svud ga zlo ćera (Wer den Namen Z. führt, den verfolgt überall Ungemach), d. h. der Unglückliche hat immer Pech. Vuk's Erklärung: Ko je nesrećan svako zlo ide nanj scheint mir nicht ganz zutreffend.

[304]) Ebd. S. 212. In der Wendung: idi zlosrećo jedna (troll dich fort, du böse Begegnung!).

[305]) Ebd. S. 219: čaratan vom ital. ciarlatano (französ. charlatan). Ciarlare schwätzen, marktschreien, quacksalbern.

[306]) Vrgl. Krauss: Südslav. Hexensagen, S. 18. Die Stelle aus dem ‚Gorski vijenac': Ko u marču što udre vještice (‚Wie im März die Hexen dreinfahren'). Die Uebersetzung ist dort zu berichtigen.

[307]) Nach der Verdeutschung Dr. J. Morgenstern's in der Allgem. Oesterr. Literatur-Ztg. II, Nr. 13 u. 14, S. 22.

schweifenden Lebenswandel führen, weil an diesem Tage der ganze Naturreichthum sich entfaltete und die Erde ihre Schöpfungskraft entwickelte."

„Wer am Mittwoch geboren ist, der wird sehr klug und weise sein, weil an demselben die Himmelslichter: Sonne, Mond und Sterne, geschaffen wurden."

„Wer am Donnerstag geboren ist, der wird wohlthätigen Sinnes sein und reichliche Spenden an Arme vertheilen, weil an diesem Tage Vögel und Fische geschaffen wurden, die auch sorgen- und kummerlos leben und ihre Nahrung reichlich vorfinden."

„Wer am Freitag geboren ist, der wird fromm und strenggläubig sein, weil an diesem Tage Alles von der feierlichen Weihe des herannahenden Sabbaths erfüllt und durchdrungen ist."

„Wer am Sonnabend geboren ist — hier wird die Nativität nur dem männlichen Geschlechte gestellt — der wird am Sonnabend sterben, weil seinetwegen der Sabbath entweiht worden ist, da man an ihm am achten Tage, also wieder am Sabbath, die Beschneidung vollzogen. Jedoch wird jeder am Sabbath geborene Mann, fügte der ungenannte Schreiber hinzu, ein Heiliger genannt."

Nicht blos die Geburt eines Menschen muss, nach slavischem Volksglauben, zu guter Stunde oder in glücklichem Augenblicke stattfinden, jedes Geschehniss soll zu guter Frist eintreffen, sonst gibt es kein Gedeihen. In einem kleinrussischen Volksliede spricht ein Kämpe zum anderen:

My pôdemo pane brate kozakovŭ rubati
a jakŭ prijdetŭ zla godina, budemŭ utêkati [308])

(‚Lass uns, Herr Bruder, gegen die Kosaken ziehen, und wann die böse Zeit kommt, so werden wir Reissaus nehmen').

Eine der gewöhnlichsten Wunschformeln, deren sich der Horvate, Serbe und Bulgare alleweil gerne bedienen, ist: u dobri čas! So spricht auch der weissrussische Bauer: dajï bogŭ tebje vŭ dobryjï časŭ! Jeder Wunsch kann in Erfüllung gehen, soferne man ihn in einem guten Augenblicke ausspricht. Entsprechend dem griechischen εὐφήμει ὦ ἄνθρωπε und dem römischen: bona verba quaeso! „wenn man das, was der Andere gesagt hat, ablehnt, oder die böse Vorbedeutung, die darin liegen könnte, abweisen will, oder wünscht, dass das, was der Andere gesagt hat, nicht geschehen möge," sagt auch der Bosnier ne govori ružno! denn das Wort könnte zu böser Stunde gefallen sein. Einen günstigen Augenblick hat jeder Mensch einmal des Tags und einen besonders glücklichen einmal im Leben. Nur weiss Niemand, wann sein glücklicher Augenblick da ist. Dieser Glaube erinnert mich an das schöne Wort Goethe's:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag [309]).

Alle Segenssprüche der Serben und Bulgaren beruhen auf dem Glauben von der guten Stunde. Stereotyp sind besonders die Segenssprüche bei feierlichen Anlässen, wie z. B. bei der Verlobung und vor der Trauung. Der Vater sagt zu den Werbern: Also, ich gebe sie aus, und gäbe es Gott, es sei zu guter Stunde! [310]) In allen Trinksprüchen heisst es bei den Bulgaren: na dobrŭ čjasŭ [311]). Der Serbe spricht: s ovom trećom a s dobrom srećom pomogo nas bog i sveti spas u veliki dobri čas! [312]) (Mit diesem dritten [Glase] und mit guter Sreća helfe uns Gott und das heilige Heil in einem grossen guten Augenblick!); oder: sve s časom dobrijem a mirom božijem, da pijemo, da se namjeri dobri čas za objeda i po objedu našemu bratu domaćinu i ko je u njegovom poštenom domu. ‚U bolji čas od objeda: pïsmo u dobri čas a sad ćemo i u bolji' [313]).

Der Serbe unterscheidet einen guten, einen besseren und einen besten Augenblick. Bei der Hochzeit singt der Mädchenreigen:

u ime boga u čas dobar!
sve nam bilo u čas dobar
ovo sada u najbolji!
vr'jeme nam se veseliti
mlada Jova oženiti [314])

(Im Namen Gottes [Bog] in gutem Augenblicke! Alles widerfahre uns in einem guten, dieses Ereigniss [aber] im besten Augenblicke! Frohsinn's Zeit ist, jung Johannes zu beweiben').

Mitunter darf man ohne weiteres dobar čas dem französischen le bonheure gleichsetzen, weil es ganz in der Bedeutung von dobra sreća gebraucht wird. Beim Abzug der Braut aus dem Elternheime singt der Gespielinnen Reigen also:

svemu rodu i plemenu na veliku čast
a našijem mlagjencima u najbolji čas!
a svak reci i pomisli: da je dobar čas!
tako vama i bog dao vazda dobar čas! [315])

(‚der ganzen Sippe und dem Stamme gereiche es zu grosser Ehre, unseren Brautleuten aber im besten Augenblicke! Jeder sag und denk es: es sei ein guter Augenblick! so möge Gott auch euch allezeit geben guten Augenblick!')

[308]) Bei Holovacki I, S. 25, Nr. 20, V. 27 f.

[309]) Im „Epilog zum Essex" von 1813.

[310]) Bei Karadžić in život i običaji, S. 99.

[311]) Bei Rakovski im Pokazalec, S. 101, 103, 106, 116.

[312]) Bei Vrčević in tri glavne nar. sveč. S. 103.

[313]) Bei Karadžić a. a. O. S. 73.

[314]) Bei Vrčević a. a. O. III. svadba, S. 159. Vrgl. Ebendenselben in Srpske n. p. iz Herc. S. 349—355, u. z. Nr. 1, 4, 5, 6 und 8.

[315]) Bei Karadžić a. a. O. S. 131.

Zum Schluss segnet die Mutter ihre Tochter mit den Worten: šćerce, bože ti daj dobru sreću! Kolko škroka postupila od svoga roda do svoga doma toliko ti bog dao dobrijeh i sretnijeh časa[816]). (‚Töchterchen! Bescheer dir Gott gute sreća! Soviel du Schritte von deiner Verwandtschaft[817]) bis zu deinem Heime zurücklegen wirst, soviel guter und glücklicher Augenblicke soll dir Gott geben!')

Dann stimmt der Reigen wohl an das Lied:

ajde Maro u sto dobrih časa
pratila te sreća do vijeka[818]).

(‚Zieh, Marie, in hundert glücklichen Augenblicken, die Sreća geleite dich ewiglich.')

Zu Weihnachten (Koleda) ist es Brauch, dass eine Schaar von Dorfmädchen (bulg. Koledžane, serb. Koledarice) von Haus zu Haus Glück wünschen gehen. Bei den Bulgaren im Kreis von Zajčar, in Serbien kündigen sich die Koledžanen so an: nie mu vŭ tie dobri časove doftásaeme[819]). (‚Wir sind in diesen guten Augenblicken gekommen!') Auch das Glück muss zu guter Stunde kommen.

* * *

Die Tagwählerei.

Mit dem Glauben an den guten Augenblick und die glückliche Geburtsstunde oder den glücklichen Geburtstag steht natürlich die Tagwählerei im innersten Zusammenhange. Hier mögen sich Vorstellungen aus ältester mythischer Zeit mit jüdisch-christlichen und auch solchen des flüssigen Alltagsglaubens mischen. Auf eine nähere Behandlung und Erörterung der Ueberlieferungen kann ich mich hier nicht einlassen, denn über vage Vermuthungen käme ich dabei kaum hinaus. Ueber den bezüglichen abendländischen Glauben hat eine Fülle von Nachweisen C. Meyer in seinem vorzüglichen Werke über den Aberglauben des Mittelalters geliefert. Seine Erklärungen sind meist den Hauptsachen nach zutreffend, lassen sich aber nicht ohne Weiteres auf südslavischen Volksglauben übertragen. Irre ich nicht, so ist doch das Meiste, was über Tagwählerei bei den Südslaven vorkommt, ein Erbstück mittelalterlich-abendländischen Kirchenglaubens. Der Slave hat sich diesen Glauben eigenartig zurecht zu legen gesucht und hält noch fest an dem in seiner Art theuer errungenen Gute. Der Pole ist noch reicher als der Südslave an Einzelnheiten über Tagwählerei, wie ich aus unzähligen Stellen des meister- und musterhaften Kolberg'schen Sammelwerkes Lud entnehme. Echtslavisches und besonders Echtsüdslavisches aus dem Wust einander widerlaufender Noten und Nötchen herauszuschälen, halte ich für ein derzeit noch fast unausführbares Ding. Ich muss mich wohl begnügen, vor der Hand einige wichtigere Angaben aus dem einschlägigen Volksglauben mitzutheilen.

Wie im deutschen Volksglauben, gilt auch im südslavischen der Freitag als Unglückstag. Eine Arbeit gedeiht nicht, so man sie an einem Freitag beginnt[820]). Wer am Freitag erkrankt, wird in der Krankheit das Zeitliche segnen, auch scheut man an diesem Tage eine Reise anzutreten[821]).

Freitag, Dienstag und Mittwoch sind Unheilstage. Am Freitag und Dienstag soll man nicht das Geringste weben, noch Wäsche im Flusse waschen, auch soll man vom Gründonnerstag bis zum Tag des hl. Panteleimon mit dem Pracker keine Wäsche pracken[822]). Dienstag soll man das Haarkämmen sein lassen, um des Friedens zwischen Brüdern wegen[823]). Mittwoch (u srijedu) soll ein Mädchen sich nicht kämmen noch ihre Haare in Flechten legen, sonst wird sie ergraut (sijeda) bei der Mutter ihre Haare kämmen und flechten[824]).

Hier hätten wir eine auf der Paronomasie srijeda und sijeda aufgebaute Volksdeutung. Dunkel ist mir aber ein anderer Deutungsversuch, der eine ‚Frau Mittwoch' (žena Srijeda) anführt. Das wäre ja leibhaftig Frau Hole und Berchta[825]) oder Perchtl[826]) in Bosnien. Die Slovenen haben freilich von den Deutschen die Perchtl übernommen; soll sie gar auch zu den Serben gedrungen sein?

In meiner Vorlage heisst es nämlich: ‚Es ist nicht rathsam, am Vorabende des Freitags und Mittwoch zu spinnen, denn es kann das Weib Srijeda kommen und einem Leid zufügen[827]).'

---

[816]) Ebendaselbst.

[817]) Vrgl. Krauss in Sitte und Brauch, S. 3.

[818]) Bei Petranović a. a. O. I. Nr. 81, S. 80.

[819]) Im Periodič. spisanie, Srjedecŭ 1884, S. 107: Zajčarŭ i negovoto naselenie.

[820]) Im Novouredjeni Ilirski Kalendar iliti Svetodanik, 1853, Budim (ohne Seitenzahl!).

[821]) Bei Luka Ilić in Narodni slavonski običaji. Agram 1846, S. 312.

[822]) In der Bosanska vila, I. Nr. 15, S. 238a; Nr. 6, vrgl. ebd. 239a, Nr. 48.

[823]) Ebd. S. 239a, Nr. 46.

[824]) Ebd. S. 239, Nr. 47.

[825]) Vrgl. Freitag: Die Göttin Bercht-Holda und ihr Gefolge a. a. O. S. 183 und S. 355.

[826]) Vrgl. Allgemeine Wiener Communal-Bezirkszeitung, V. Jahrg., Nr. 36 im Feuilleton: „Die Weihnachtszeit im Drauthale". S. 2.

[827]) In der Bosanska vila, S. 238b, Nr. 18: „može doći žena Srijeda i nahuditi".

Damit stimmt auch der bulgarische Volksglaube überein: ‚Am Vorabende von Mittwoch und Freitag scheuen die Frauen jede Arbeit.‘ Die Berichterstatter setzen noch hinzu: ‚An drei Tagen in der Woche (wir glauben, es sind Dienstag, Donnerstag und Freitag) ist's verpönt, eine Reise ins Ausland anzutreten‘ [328]).

Wie sich mit der Vorstellung vom Freitag als einem Unglückstage eben die gegentheilige verträgt, ist schwer zu erklären, doch die Thatsache steht fest. Ein Sprichwort heisst:

petak sredan početak [329])
Freitag ein glücklicher Anfang(-stag);

ferner glaubt man, dass man keine Zahnschmerzen bekommen und stets begeldert sein werde, wenn man sich die Fingernägel an Freitagen schneide [330]). Nach deutschem Volksglauben ist „der Freitag gleich dem abnehmenden Mond namentlich für negative Beschäftigungen, wie Nägelschneiden oder Haarschneiden günstig, weil man da weder Ohrenweh noch Zahnschmerzen bekommt [331]). In Norwegen wieder meint das Volk, „wenn man an einem Freitag buttert, so gibt's mehr Butter“ [332]).

Bei den Mahomedanern gilt der Freitag bekanntlich als ein heiliger und darum glücklicher Tag.

Der Südslave glaubt auch an bestimmte „schwarze Tage im Jahre“ (crni dani u godini), an denen man überhaupt keinerlei Geschäfte unternehmen soll. Solche Tage sind vor Allem Jahrzeiten trauriger Ereignisse der Vergangenheit, z. B. der Religionsgeschichte: der Tag Johannis Enthauptung (usjekovanije sv. Jovana [333]) oder der nationalen Geschichte: der Vitustag (vidovdan), an welchem Tage die Serben auf den Leiten (Kosovo) von den Türken aufs Haupt geschlagen wurden. Das Volk kennt gar viele solche Tage. Ilić bietet sogar eine Tabelle von 59 dies aegyptiaci. Die Tabelle ist gewiss nicht bei den Südslaven entstanden. Erstens führt der illiterate südslavische Bauer seinen Kalender nicht in dieser Weise, zweitens rechnet er nach Festtagen, Mondesphasen und Jahreszeiten. Vielleicht hat Ilić die Tabelle einem der zahlreichen Planeten- (planetar) und Traumbücher (sanovnik) entnommen, deren die südslavische Literatur nicht wenige besitzt; unwahrscheinlich ist es aber auch gar nicht, dass er bei den Bauern die Tabelle geschrieben vorgefunden. Habe ich doch selber fünf verschiedene Sator Arepoformeln aus Bosnien, wo der Bauer sowohl der Christ als der Mahomedaner dieselbe als Amulette trägt und auch als Medicament dem lieben Vieh eingiebt. Die Tabellen und Zauberformeln sind Jahrhunderte alt, noch aus einer Zeit, wo man mit derlei franken Handel trieb. Die Ilić'sche Tabelle rührt unzweifelhaft ursprünglich aus dem Abendlande her. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, dass sie durch Ergänzung der 32 Tage zählenden Tabelle Tycho de Brahe's entstanden ist. Letztere wurde im J. 1630 auf der dänischen Insel Elen im Kloster Elenum eingemauert und ist vor etwa 60 Jahren wieder aufgefunden worden [334]). Zum Vergleich lasse ich beide Tabellen hier folgen:

Die Ilić'sche Tabelle:

Im Jänner (sječanj) . .	1, 2, 4, 6, 11, 12, 15, 17, 20.
„ Februar (veljača) . .	1, 15, 16, 17, 18.
„ März (ožujak) . . .	3, 14, 15, 16, 17, 18.
„ April (travanj) . . .	1, 10, 12, 13, 15, 17, 18.
„ Mai (svibanj) . . .	7, 8, 10, 17, 30.
„ Juni (lipanj) . . .	1, 7.
„ Juli (srpanj) . . .	1, 5, 6, 17, 21.
„ August (kolovoz) . .	1, 3, 20, 21.
„ September (rujan) . .	10, 15, 18, 30.
„ October (listopad) . .	6, 15, 17.
„ November (studeni) .	6, 10, 12, 17.
„ December (prosinac [335])	6, 7, 11, 15, 16.

[328]) Miladinovci in den Blg. n. p. S. 525. Es soll hier die ganze, sehr merkenswerthe Notiz Platz finden, wenngleich sie mit unserem Thema nichts gemein hat: „An dem Tag, an welchem ein Mitglied des Hauses eine Reise in die Fremde antritt, arbeitet keiner von den Hausleuten. Dem in die Fremde Ausziehenden wird ein wenig Erde (vom heimischen Boden) mitgegeben, damit ihn das andere Land, wohin er zieht, (gut) aufnehmen soll. An manchen Orten bekommt er auch Wasser mit, überall aber ist es Brauch, Brod mitzugeben.“ (Da muss man doch wohl nicht gleich an einen Volksglauben denken; Brod, Fleisch, Wein oder Branntwein nimmt ja jeder zur Wegzehrung mit.) „Die Hausleute pflegen von dem Platze, wo sie sich endgiltig mit dem Abreisenden verabschieden, ein wenig Gras mit nach Haus zu nehmen.“ Offenbar um eines sympathetischen Zaubers wegen. Vrgl. Sitte und Brauch der Südslaven. S. 105 ff.

[329]) Im Svetodanik a. a. O.

[330]) Ebd. vom Jahr 1854.

[331]) Bei C. Meyer a. a. O. S. 208.

[332]) Vrgl. F. Liebrecht „Norwegischer Aberglaube“ in: ‚Zur Volkskunde‘. Heilbronn 1879, S. 337.

[333]) In der Bosanka vila a. a. O. S. 239 b, Nr. 45.

[334]) Mitgetheilt von O. Kolberg im Lud, XVII. 1884, S. 118, Anm.

[335]) Die volle Aufzählung der Monatsnamen in dieser Folge macht mich stutzig. So zählen die Horvaten, welche eine Schule besucht haben. In Horvatien hörte ich die Bauern blos für Februar den slavischen Namen veljača sagen, sonst gebrauchen sie die lateinischen Namen. Der Bosnier und der

Die Brahe'sche Tabelle:

In den Monaten	Tage	nach dem römischen	nach dem griechischen Kalender	Tage
Jänn.	7	1, 2, 4, 6, 11, 12, 20.	8, 31	2
Febr.	3	12, 17, 18.	6, 17, 20	3
März	4	1, 4, 14, 16.	2, 4, 22	3
April	3	3, 17, 18.	5, 6, 25, 26	4
Mai	2	7, 8.	26	1
Juni	1	7.	—	—
Juli	2	17, 21.	5, 9	2
Aug.	2	20, 21.	8, 9, 20	3
Septbr.	2	10, 18.	6, 24	2
Octbr.	1	6.	25, 27	2
Novbr.	2	6, 8.	24, 29	2
Decbr.	3	6, 11, 18.	6, 20, 21, 23, 25, 30, 31	7

In der ersten Tabelle sind ausgefallen im Februar der 12., im März der 1. und 4., im April der 3., im November der 8., im December der 18. Tag, sonst enthält sie vollständig alle Zahlen des römischen Kalenders der letzteren Tabelle.

Im Anhange an Brahe's Tabelle heisst es:

‚Wer an einem solchen Tage geboren wird, lebt nicht lange, und das Wenige in grosser Armuth.

‚Wer erkrankt, wird sterben, oder gesundet kaum.

‚Wer sich verheirathet, wird in seinem Hause kein Glück haben.

‚Wer übersiedelt, wird im neuen Heim Unglück oder Krankheit finden.

‚Wer auf Reisen geht, kehrt ohne Unglücksfall nicht heim.

‚Wer in diesen Tagen etwas kauft, wird dessen nicht froh.‘

In Windischgarsten heissen die Unglückstage Schwendtage. Man zählt ihrer 32, mitunter auch mehr. Das Kind, das an einem solchen Tage geboren wird, lebt nicht lange, und wird es schon grösser, hat es viel Unglück und stirbt eines gachen, elenden Todes [336]).

Man sieht, wie tief auch im deutschen Volke dieser Glaube Wurzel gefasst. Die Südslaven haben hierin gerade so wie die Polen von den Deutschen geborgt.

Als ein Corollar führe ich noch an, dass der Südslave auch Stechbücher kennt, aus welchen er sich in zweifelhaften Lebenslagen Rath zu holen pflegt, und die er gerne aufschlägt, um über sein Glück und Schicksal etwas zu erfahren. Das Stechbuch heisst ingjil (Evangelium) oder Kalendar (Kalender). Dieser Kalender ist gleichfalls ein Gebet- und Erbauungsbuch, in welchem für alle Wochen- und Festtage im Jahre eigene Gebete verzeichnet sind. Zum Ueberfluss ist dem Buche ein regelrechter Kalender mit den Namen der Tagespatrone vorgedruckt. Das Ingjil dient auch als Traumbuch. Nach einem Guslarenlied schlägt Kaiser Lazarus das Evangelium auf, um daraus einen Traum zu deuten:

pa on uze ingjil tamir nâmu
pa je ruju tamir učinio [337]).

Ein bulgarisches Volkslied erzählt, wie ein junger Mann sein Schicksal aus einem ‚schweren Kalender‘ erfahren:

— mladŭ Tudorŭ
uzelŭ mi težekŭ kalendarĭ
otvažda cerkva šarena
ta da se bogom pomoli:
— Bože le mili Gospodi!
u kalendarĭ mi se pádaše
če šte da ginja
da ginja od svoja majtja rodĭena [338]).

(„— jung Theodor nahm mir den schweren Kalender und begab sich in die ausgemalte Kirche, um zu Gott zu beten: ‚O Gott, mein theurer Herr! Im Kalender fiel mir [die Stelle] auf, dass ich sterben, dass ich sterben soll von [der Hand] meiner leiblichen Mutter.“)

Er flüchtet nach Rumänien, um seinem Schicksal zu entgehen, erwirbt dort grosse Reichthümer und kehrt nach neun Jahren heim. Er übernachtet bei seiner Mutter und seiner Frau, ohne sich ihnen Abends erkennen zu geben. Nachts schlachtet ihn seine Mutter ab, um ihn zu berauben.

Der gläubige Jude benützt die Bibel als Stechbuch. Bei den Römern galt schon in frühester Kaiserzeit, und dann das ganze Mittelalter hindurch in Italien und Frankreich, Virgil's Aeneis als vorzügliches Stechbuch [339]).

* * *

Hercegovac kennen nicht alle Monatsnamen. Ich erfuhr von den illiteraten Bauern folgende Namen: für Jänner prosinac (so sagt auch der Serbe in Slavonien), für Februar veljak, für März marat (Martius), für Juli rujan, für September kolovoz, für October voćnjik und für December studeni.

[336]) Vrgl. die ausführliche Darstellung dieses Glaubens bei Amand Baumgarten: Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat, Kremsmünster 1860. Progr. S. 28 f. Vrgl. ferner J. Haltrich: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen (Wolff'sche Ausgabe) Wien 1885, S. 281—289: ‚Bestimmte Zeiten, Tage und Jahreszeiten im Aberglauben‘.

[337]) In ‚Kosovska pjesma naših muhamedovacâ‘ zabilježio Dr. Friedr. S. Krauss. Im ‚Javor‘, Neusatz 1885.

[338]) Bei Kačanovski a. a. O. S. 123 f., Nr. 49.

[339]) Sortes Virgilianae holte man sich auch officiell in Tempeln. Bei Jul. Capitolinus in der vita Clod. Albini 5, 4: in templo Apollinis Cumani cum sortem de fato suo tolleret, his versibus ei dicitur esse responsum (Vergil. Aen. VI. 857 ff.). Vrgl. D. Comparetti: Virgilio nel medio evo, Livorno 1872, der eine schwere Menge Belege aus der mittelalterlichen Literatur beibringt.

Glücksfetische.

Als Glücksfetische bezeichne ich jene besondere Art von Amuleten, die für glückbringend gehalten werden. Das Amulet kann auch ein Fetisch sein, Es wirkt nicht durch sich selbst, sondern übt nur durch den innewohnenden Genius eine gute oder wohlthuende Kraft aus. Dem Fetisch kommt lediglich als dem Wohnsitz eines schützenden Genius eine besondere Wirkung zu. „Vom Fetisch unterscheidet sich das Amulet dadurch, dass bei diesem letzteren nicht mehr das äussere, sinnliche Ding, nur als solches, an und für sich, eine bestimmte Kraft und Gewalt hat (das wäre ein Fetisch), sondern dass als das Wirkende eine höhere Macht geglaubt wird, für welches dies äussere Ding nur ein versinnbildlichendes Symbol ist. Das Amulet stützt sich also auf einen höheren, hinter ihm liegenden Ideenkreis, der Fetisch steht auf eigenen Füssen. Das Volk, wenn es ein solches Amulet zum Schutze gegen irgend eine böse Macht trägt, vergisst sehr bald, dass das Wirkende und Schützende, ein von dem Stoffe des Amulets ganz Unabhängiges ist; es hält diese beiden Seiten nicht auseinander; es macht vielmehr die wirkende Macht unmittelbar von den äusseren Dingen abhängig. So sinkt denn das Amulet wieder zum Fetisch herab“ [340]). Bei Naturvölkern, die einen Fetischcult haben, wirft man den Fetisch ohne Weiteres weg, falls er die gehofften Wirkungen nicht hervorruft. Es heisst, der Geist habe den betreffenden Gegenstand, den Fetisch, verlassen.

Fetischismus ist unter den civilisirtesten Völkern in den höchsten Gesellschaftsschichten ebenso vorhanden wie bei den blos mit einem Lendenschurz aus Bast bekleideten Südseeinsulanern. „Der Unterschied zwischen den Κατ' ἐξοχήν sogenannten Fetischverehrern und den unsrigen ist allein dieser: jene sind blos oder wenigstens hauptsächlich Fetischisten, diese sind der Hauptsache nach schon etwas Anderes und nebenbei noch Fetischisten. Dass sie nicht in dem ausgebildeten Masse Fetischisten sind wie die specifisch sogenannten, ist nur eine Folge davon, dass sie auch schon Anderes sind, also ihre Energie nicht ganz ungetheilt auf den Fetischismus richten können“ [341]). Natürlich ist auch bei uns in Europa der Fetischglaube nicht überall gleichmässig stark. Die arme Bošnjakin auf der Hochebene von Malovan, die für ihr Kind eine Wiege aus neunerlei Holzarten von einem unstäten Zigeuner oder einem halbblinden Bettler anfertigen lässt, damit ihr Kind Glück haben soll, hat solchen Glauben mit der Königin von England gemein. Die „Wiener allgemeine Zeitung“ [342]) brachte jüngst aus englischen Blättern die Notiz: „Auf Befehl der Königin Victoria wurde durch Mr. Martin, Director des Blindeninstitutes, eine Wiege für das neugeborne Kind der Prinzessin von Battenberg bestellt. Die gesammten Details der Wiege werden von blinden Männern und Frauen verfertigt. Die Königin hält an dem Glauben fest, dass von Blinden hergestellte Gegenstände einem Kinde Glück bringen.“

Ein in ganz Europa wohlgekannter und hochgehaltener Glücksfetisch ist die Glückshaube; man gewinnt sie, „wenn die Eihäute, welche die Frucht umgeben, nicht, wie es gewöhnlich geschieht, vor Durchtritt des Kindskopfes zerreissen, vielmehr den geborenen Kopf wie eine Kappe überziehen“ [343]). „Bei den Isländern führt sie den Namen Fylgja (Fem.) und sie wähnen, in ihr habe der Schutzgeist oder ein Theil der Seele des Kindes seinen Sitz; die Hebammen hüten sich, sie zu schädigen und graben sie unter die Schwelle ein, über welche die Mutter gehen muss. Wer diese Haut sorglos wegwirft oder verbrennt, entzieht dem Kind seinen Schutzgeist“ [344]). Bei den Serben heisst die Glückshaube sretna košuljica (Glückshemdchen). Mein verehrter Freund, Herr Vid Vuletić auf Curzola, machte mir bezüglich dieses Volksglaubens folgende Mittheilung: „Ein glücklicher Mensch kommt in einem weissen Hemdchen zur Welt. Dieses Hemdchen näht man ihm in den Talisman ein, den er, wie sonst ein Amulet, um den Hals trägt, dann

---

340) Schulze, Der Fetischismus, S. 174 f.

341) Schulze a. a. O. S. 170. Ueber Fetischismus vergl. noch bei Gustav Rosskoff in: Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880, S. 159 ff.

342) Nr. 2425 vom 28. November 1886, S. 4.

343) Dr. H. Ploss: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. I. 1884, S. 12 ff.

344) Bei J. Grimm, D. M., Bd. II, S. 829. — Ploss bringt a. a. O. volle zwei Seiten Belege bei über diesen Glauben bei verschiedenen Völkern. Den Römern war die Glückshaube bekannt unter dem Namen pileus naturalis. In Deutschland heisst man sie auch Wehmutterhäublein, Westerhaube, Westerhemd, Hemd, Schleier. Fischart nennt die Haube: Kinderpelglin. In England caul; die Franzosen sagen: être né coiffé für ‚ein Glückskind sein‘, die Russen: onŭ vŭ soročkje rodilsja (vrgl. Potebnja a. a. O. S. 172), die Polen: urodził się w czépku (vrgl. Kolberg im Lud VII. 1874, S. 249, Anm.).

geleitet ihn das Glück[845]) (pa mu je sašiju u zapis taman ka moći te je nosi o vratu a sreća ga prati). Ein Mädchen, das mit einem solchen Hemdchen zur Welt gekommen und es (gewöhnlich getrocknet) als Amulet mit sich trägt, braucht damit einen Burschen, der ihr gefällt, auch nur zu berühren und zwar auf einer blossen Stelle des Körpers, so wird der Bursche wie wahnsinnig in das Mädchen sich verlieben. Wird ein Kind mit dem Hemdchen geboren, so muss man es allgemein bekannt geben (valja ga proglasiti). Ist das Hemdchen roth (crvena košuljica), so wird das Mädchen eine mora (Mar oder Trut), nach der Verheirathung aber eine Hexe (vještica), ein männliches Kind dagegen wird ein Hexenmeister (vještурak ili vještun)[846]); macht man aber die Sache rechtzeitig kund, so kann das nicht geschehen."

In Serbien sagt man von einem solchen Kinde, es sei ein vidovito dijete[847]). Das kann nur soviel bedeuten als ‚prophetisch veranlagtes Kind'. So ein Mann oder Weib, erzählt man, folgt späterhin den Vilen und weiss mehr als sonst Menschen wissen[848]). In der Bocca in Dalmatien nennt man einen Menschen, der mit blutigem (rothem) Hemdchen und einem kleinen Schwänzchen zur Welt gekommen, einen repač (Geschwänzter). Man sagt, der repač wäre, besonders zornentbrannt, weitaus stärker als sonst Jemand. Wenn er im Augenblicke seines Grimmes noch das Schwänzchen spannte, könnte er, meint man, auch zehn Männer, gleich zehn kleinen Kindern, überwältigen[849]). Das „Hemdchen" darf nicht verbrannt noch weggeworfen werden, sonst wird dem Kinde sein Glück vernichtet.

In Slavonien pflegt man die Košuljica an einem schwer zugänglichen Orte tief zu vergraben; denn es gibt Leute, die gerne ein solches Hemdchen stehlen. Ich habe voriges Jahr in Kobaš an der Save das Amulet eines Kindes aufgemacht und darin Knoblauch, einige zerfallene Kleeblätter (wahrscheinlich waren es ursprünglich vierblättrige) und ein sich abblätterndes Knäulchen gefunden. Letzteres war eine košuljica. Verhältnissmässig selten bringt ein Kind das Häubchen unversehrt mit zur Welt. Die Seltenheit war schon ein Grund, genug bedeutend, dass man dem Häubchen eine besondere Wichtigkeit beilegte. Es liegt näher, in einem solchen Falle ein gutes als ein böses Vorzeichen zu erblicken, denn alle, die es angeht, besonders die Hebamme, finden es für gut[850]).

Ein Glücksfetisch, der vielleicht bei allen Völkern der Erde gleich hochgeschätzt wird, ist die Donneraxt (Donnerstein, Donnerkeil, Albschoss, Strahlstein, Teufelsfinger; mittelhd. schûrenstein oder Schâwenstein); bei den Hellenen 'Astropelákia, bei den alten Römern gemmae cerauniae, bei den Spaniern piedras de rayo, bei den französischen Hochälplern peyros del tron (pierres de tonnerre), bei den Birmanen Mo-gio, bei den Javanen Anakpitas (Kind des Blitzes), bei den Chinesen Rai-fu-seki (Streitaxt des Tengus — Tengus war der Hüter des Himmels), in Indien swayamphu (selbstentstanden) genannt. Den Donnerkeil kennt man auch in Amerika und in Australien als wirksames Schutzmittel für Mensch und Thier gegen Einfluss der

---

[845]) War auch in Deutschland üblich. In einer Privatsammlung zu Osnabrück wurde noch im vorigen Jahrhundert die Glückshaube Hans Sachsens gezeigt. Vrgl. G. Lammert: Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 114.

[846]) In Frankreich hält man dagegen die Glückshaube für glückbringend, wenn sie roth ist; bleifarben deutet sie auf kommendes Missgeschick. Vrgl. bei Ploss a. a. O. S. 13.

[847]) Karadžić im Wörterbuch, S. 60a.

[848]) Vrgl. Krauss, Sitte und Brauch d. Südslaven, S. 301. Die Note daselbst ist zu berichtigen. Sito vidovito ist ein ‚prophetisches Sieb', weiter nichts.

[849]) Bei Karadžić, život i običaji, S. 221. Auch ein Geschwänzter (mit einem stark ausgewachsenen Schlussknorpel im Rückgrat) ist ein merkwürdiges Phänomen, über welches der Volksglaube verschiedener Zeiten und Völker so Manches zu erzählen weiss.

[850]) Ob die semitischen Völker des Orients den Glauben an die Glückshaube mit den Indogermanen gemeinsam haben, darüber fand ich nirgends Angaben. Der Talmud der Juden bietet nichts dergleichen. Scheinbar im Widerspruch damit steht eine Nachricht bei Dr. M. Güdemann in ‚Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Frankreich und Deutschland', Wien 1880, I, S. 204: „dann bedürfen besonders diejenigen Kinder einer Obhut, die eingehüllt in einen Panzer, d. h. mit einer um den Kopf gebundenen Haut zur Welt gekommen sind und die gerade diese Haut nicht bei sich tragen. Diese werden nämlich von den Dämonen begabt. Es gibt eine Beschwörungsformel dagegen, die mit einer Wünschelruthe geschehen muss, und ein Heilverfahren, das man aber nur von den mit den Genien verkehrenden Frauen erfahren kann." Es scheint mir, das wir hier blos den allgemeinen in Frankreich und Deutschland verbreiteten Glauben, nicht aber einen specifisch jüdischen vor uns haben. Der Jude hat überall von dem Volke aufgenommen, in dessen Mitte er lebte. Der deutsche und französische Jude sind eben längst keine Semiten mehr, sondern Deutsche oder Franzosen, die sich zur mosaischen Confession bekennen, und nur hie und da aus den religiösen Büchern irgend eine semitische Vorstellung ins Alltagsleben herübernehmen.

bösen Geister und verehrt man den Keil als Glücksfetisch[351]).

Bei den Letten heisst der Stein Perkuno akmu und P. kulka (P.'s Stein, P.'s Kugel); bei den Wenden nevjedraskowy kamen (Gewitterstein)[352]); bei den Südslaven strelica (Pfeilchen) und nebeska strelica (Himmelspfeilchen). Die Stelle, wo der Blitz auf freiem Felde einschlägt, gilt förmlich als geheiligt. Der slavische Mahomedaner pflegt die Stelle einzuhegen. Der Südslave unterscheidet nicht genau zwischen Donnerkeil und einer prähistorischen Axt. Beide heissen ihm gleich strelica. Ihr Besitz bringt Glück und Gedeihen in allen Geschäften; man muss sie aber stets mit sich tragen. In den dreissiger Jahren lebte in Gaj in Slavonien, so erzählt mir mein alter Vater, ein armer jüdischer Hausirer Namens David. Der hatte sich aus Kurland nach Slavonien verlaufen. Einmal fand er zufällig einen Donnerkeil, eine strelica. Er trug sie immer mit sich herum, im Glauben, dass sie ihm gute Geschäfte vermittle. Der Stein war ihm um keinen Preis feil. Von den Bauern wurde David viel beneidet. Auf den Märkten kamen sie zu ihm und baten, er möchte ihnen den Stein zeigen. Da riefen sie aus: he, al si sretan Davide! (Ei, bist du glücklich, David!) Die slavonischen Juden gaben ihm den Spottnamen Strelica. Seine Witwe lebte noch im Jahre 1877 in Cernik in Slavonien. Man kannte sie nur unter dem Namen: baba Rúža Strelica.

Meteorsteine werden bei den Bošnjaken nicht minder geschätzt. Der Meteorstein ist der ‚grom iz vedra neba' (‚ein Donnerschlag aus heiterem Himmel'). Mir erzählte ein Obstverkäufer, ein Serbe, in Travnik, er habe vor etlichen 20 Jahren auf der Čardak planina Ziegen geweidet. Da fielen urplötzlich zwei Blitze aus klarem Himmel nieder. Er erschrak gewaltig. Dann habe er an jenen Stellen nachgegraben und etwa zwei Schuh tief zwei schwarze wie Eisen schwere strelicen gefunden. Bald darauf habe er geheirathet und einige Jahre recht glücklich und im Wohlstande mit seiner Frau gelebt. Da wurden ihm die zwei Strelicen entwendet. Nun starb seine Frau und sein Kind. Ein böser Mensch (pizmen) zündete ihm zum Ueberfluss das Haus an. Seitdem freue ihn das Leben nicht mehr. Jetzt handle er mit Obst und suche Taglohn.

Glücksfetische sind ferner die Glücksnuss (srećni orah) und (in Slavonien) die Glückskastanie (sritnji kostanj). Wer sie mit sich im Busen führt, dem widerfährt kein Uebel. Der Nussbaum und seine Früchte waren in vorchristlicher Zeit dem Perun geheiligt, an dessen Stelle im neueren Volksglauben bei den Südslaven der heilige Elias häufig auftritt[353]). Der Kastanienbaum ist jüngeren Datums auf dem Balkan. Ihn haben die Türken aus Asien mitgebracht. Herr Vuletić Vukasović hat mir zwei solche Nüsse geschenkt. Sie waren in Herzform verwachsen. Glückskastanien habe ich nie welche zu Gesicht bekommen. Der Glaube an Glücksnüsse kommt wohl in Deutschland vor[354]), vielleicht auch in Russland. Die Deutschen kennen ein Sprichwort:

‚Glücksnüsse haben selten einen guten Kern'.

In Bosnien scheint man Glücksnüsse nicht zu achten. Mein Begleiter auf meiner Forschungsreise, der Guslar Milovan Crljić, sagte zu mir, als wir zu Schiff auf dem Meere dahinfuhren, nachdem wir Curzola verlassen hatten: ‚Herr, seitdem du von deinem Wahlbruder die Teufelsnuss bekommen, geht es mit uns beiden abwärts. Entledige dich des Zauberdings!' Ich gab ihm ohneweiteres die Glücksnuss hin. Er warf sie unter gräulicher Verwünschung ins Meer. Ein kleiner Delphin schnappte nach der Nuss, spie sie aber gleich wieder aus. Da meinte Milovan: vidi gospodaru, ni riba je ne će! (‚Schau, Herr, nicht einmal der Fisch mag sie!')

Wer ein vier- oder fünf- oder gar ein siebenblättriges Kleeblatt selber findet und mit sich herumträgt, der hat Glück.

Ein Stück vom Galgenstrick, mit welchem man einen Verbrecher gehängt, bringt Glück. Der Besitzer des Fetisches kann keinen Schaden erleiden[355]).

Der Glücksgroschen gehört auch zu den Glücksfetischen. In Slavonien nennt man ihn sretni groš oder aldamaš (Draufgabe; türk. aldum = ich habe empfangen; akče, weisses, geschmiedetes Geld)

---

[351]) Vrgl. R. Andrée: Die prähistorischen Steingeräthe im Volksglauben. Wien 1882, S. 6, 8, 9, 10, 12, 14, 15, 16. Separatabdruck aus den Mitth. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien. XII. B., vrgl. auch bei Schulze a. a. O. S. 178—180: „Steine als Fetische".

[352]) Bei W. Schulenburg in: Wendische Volkssagen, Leipzig 1880, S. 270.

[353]) Vrgl. Krauss in Südslav. Hexensagen. S. 24 Anm. f.

[354]) Bei Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, B. V, S. 1360, führt als russisches Sprichwort an: ‚Die Nüsse, die das Glück austheilt, sind taub.' Daraus geht doch noch nicht hervor, dass den Russen die Glücksnuss bekannt sei.

[355]) Im Svetodanik u. s. w. von 1854. Das ist allgemeiner, aus dem Mittelalter überkommener Glaube.

oder likovo (aus dem Deutschen: Leihkauf, bei den Polen lidkup[356]); in Bosnien: alvaluk (vom Arab. helva, halva = Zuckerteig). Der Käufer zahlt dem Verkäufer noch einen Groschen „auf gut Glück, damit es Gedeihen bringe“[357]).

Ein Glücksgeld ist auch die überzählige Münze, welche der Verkäufer irrthümlich zu viel erlegt. Nek je na sreću! (‚sie soll auf Glück sein!‘) sagt der unredliche Händler und spuckt die Münze an, damit sie sich mehre[358]).

In Bosnien trägt jeder serbische Kaufmann in seinem Geldbeutel eine Glücksmünze herum, die er nie verausgabt, sondern nur vererbt. In Srebrnica zeigte mir der Bürgermeister, ein Mohamedaner, seine Glücksmünze, einen prachtvoll erhaltenen Golddukaten des Antoninus Pius. Der Beg sagte mir, diesen Dukaten habe schon sein Urahne zur Zeit Soliman I. mit sich herumgetragen.

Auch der Feldcult weist mehrere Momente auf, welche auf Fetischglauben hindeuten. So sagt man z. B. von dem Burschen, welcher nach der Fechsung mit einem Aehrenkranz auf dem Haupte der Schaar der Schnitter und Schnitterinnen singend voranzieht, ‚er trage das Glück nach Hause‘ (nosi sreću kući). Der Kranz, als das Wahrzeichen des Feldsegens, wird oberhalb des Bildes des Hauspatrons in der grossen Stube aufgehängt und bleibt dort als Glücksfetisch bis zur nächsten Ernte. In deutschen Landen stellt der Bauer auf dem Felde eine Glücksgarbe auf[359]).

* * *

Wilder Glücksglaube.

Ich nenne so jenen auf Glück und Schicksal bezüglichen Volksglauben, welcher sich eigentlich unter keinem der bisher gewonnenen Gesichtspunkte genauer fassen lässt. Es handelt sich hier um den für uns gegenwärtig noch vielfach scheinbar regellosen Volksglauben, wo man verschiedenen, zum Theil ganz ausserhalb der menschlichen Entscheidung gelegenen Zufälligkeiten auf das nächste Schicksal des Menschen einen Einfluss vindicirt. Wenn man einen Glücks- oder Unglücksvogel zu hören bekommt oder wenn an einem ein Schwein zur Rechten oder Linken vorbeiläuft und man aus diesem Zufall eine Folgerung auf seine Zukunft macht, so halte ich das für einen wilden Glücksglauben. Natürlich ist das auch Fetischglaube. Es liesse sich noch gut eine besondere Rubrik des niederen Alltagsglaubens aufstellen, unter welche man jene Fälle subsumirte, wo die Glücksauguration vom Willen des Menschen abhängig gedacht wird. Hier spielt schon mannigfachster Zauberglaube mit ein. Einige Besonderheiten will ich späterhin hervorheben; eine eingehendere Behandlung dieses Stoffes würde aber für sich schon einen ganzen Band füllen. Der Gegenstand wäre dabei noch immer nicht erschöpft. Hier ist es nicht nothwendig, die Sachen näher zu beleuchten, weil sie streng genommen zu den Vorstellungen vom Glück nicht gehören.

Ich will dafür an dieser Stelle noch einzelne Anschauungen und Legenden besprechen, die erstens zu vag gehalten sind und dann so vereinzelt dastehen, dass es ungerechtfertigt wäre, auf sie hin allgemeine Schlüsse über Glücksglauben zu ziehen. Auch gewisse Erfahrungen des täglichen Lebens finden unter verschiedenen Formen im Sprichwort wie in der Sage dichterische Verwendung, ohne Rücksicht darauf, ob die Wahrnehmungen und Erfahrungen exact gemacht worden sind. Davon mag das Eine und das Andere mythisch anklingen, d. h. den Schein davon erwecken; denn in der grossen Menge des Landvolkes, bei welchem Niederschläge uralter mythischer Vorstellungen noch zu finden sind, bilden die letzteren förmlich eine Urhebe zu neuen Gestaltungen und Bildungen. Die Verschiedenheiten erklären sich vielfach dadurch, dass jeder nach Massgabe seiner Phantasie zu diesen Schöpfungen etwas beiträgt. Man kann darum im Volke nicht zwei Menschen finden, die ganz in gleicher Weise über eine mythische Vorstellung aussagen würden. Es lässt sich füglich behaupten, dass jeder Mensch seinen eigenen mythischen Vorstellungskreis besitzt, welcher durch die grössere oder geringere geistige Selbstthätigkeit des Individuums wesentlich bedingt ist. Für diesen niederen, flüssigen Volksglauben gilt dasselbe wie für das Sprichwort. Das Sprichwort ist streckbar und dehnbar und unterliegt der Mode. Seine Weisheit ist zumeist von einseitigem Werthe so wie der niederste Fetischglaube. Nur unter gegebenen Ver-

---

[356]) Bei O. Kolberg im Lud II, 1865, S. 246, Nr. 5: „na jarmarku móvią w czasie targu: Rzućcie jaką w bloto! (opuścić co z ceny!) Po dokonaném kupnie piją lidkup na zgodę w karczmie“.

[357]) Vrgl. bei V. Bogišić im Zbornik narod prav. običajâ. S. 465 f. Viele Belege. Vrgl. Haltrich a. a. O. S. 314: ‚Glücks- oder Heckpfennig‘.

[358]) Im Put u Bosnu (von Mažuranić). Agram 1842, S. 31.

[359]) Vrgl. Mannhardt, Der Baumcultus u. s. w. S. 213.

hältnissen misst man ihnen einen Werth bei, je nachdem man ihrer gerade bedarf.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, dass Besitzthümer von Hand zu Hand wandern. Wird der Eine reich, muss der Andere verarmen. Geld und Güter behaupten sich eben nicht. Der Serbe drückt diese Beobachtung durch ein dem Sonnenauf- und Niedergang entlehntes Bild aus:

dok jednom ne omrkne, drugom ne osvane.

(Eh es dem Einen nicht nachtet, mag es dem Andern nicht tagen.)

Wie leicht ersinnt ein witziger Kopf dazu eine Parabel. Uebrigens bietet ja das Leben ohnehin zahllose Beispiele, durch welche dieser Satz illustrirt wird. Häufig kommt es vor, dass von Ehegatten das Eine zur Trägheit hinneigt. Da muss sich das Andere, gedrängt vom Selbsterhaltungstrieb, nur um so mehr anstrengen, um sich und den Lebensgefährten vor Noth und Elend zu schützen. Das anerzogene Ehrgefühl spornt den arbeitenden Theil immer zu grösseren Anstrengungen an, während der lediglich consumirende Gespons noch mehr seinem Hange nachlebt. Das Volk erklärt sich ein solches Zusammentreffen verschiedener Naturen kurz durch Schicksalsbestimmung. Man will darin sogar eine weise Verfügung Gottes erblicken. Eine legendenhafte Parabel[860]) bringt diesen Gedanken klar zum Ausdruck: Der h. Petrus und der Herr zogen einst des Weges daher. Begegneten einem Burschen und fragten ihn: „Jüngling, wohin führt der Weg da?“ Der Bursche erhob den Fuss und sagte: ‚Dorthin!‘ Sie gingen nun weiter fürbass, trafen ein Mädchen und baten sie um Bescheid: „Ich bitt dich, Mägdlein, wohin führt dieser Weg?“ Das Mädchen springt hurtig auf und zeigt ihnen den Weg. Sprach Petrus zum Herrn: ‚Dieses Mägdlein verdiente wohl ein gutes Glück,‘ Drauf der Herr: „Jenes Burschen, mein lieber Petrus, der den Fuss erhoben.“ Wieder Petrus: ‚Herr, die verdiente schon etwas Besseres!‘ Entgegnete ihm der Herr: „So ist's einmal; es sollen sich die Besseren mit den Schlechteren vermischen.“

Man gebraucht vom Glücklichen das Wort:

Kome bog tom i svi sveci.

Wem Gott (wohl will), dem (sind) auch alle Heiligen (hold).

Aber der vom Schicksal zum Glück Geborene kann Gottes Wohlwollen entrathen; denn selbst zugedachtes Uebel wandelt sich ihm zum Guten. Diese dem angeführten allgemein bekannten Sprichwort fast entgegengesetzte Ansicht wird ausnahmsweise in einer Legende[861]) ausgesprochen. „Gott, der hl. Petrus und der hl. Elias wanderten einmal auf Erden und wurden auf dem Wege hungrig. Da schickte Gott den hl. Elias zu einem alten Manne Brod bitten und sagte, er soll sich ihm zu erkennen geben. Dieser geht hin, verlangt Brod und gibt sich dem Greise zu erkennen als hl. Elias. Darauf antwortete ihm der Alte: ‚Dir gebe ich kein Brod, denn du treibst argen Unfug in der Welt (čuda činiš po svetu); tödtest durch Donnerschläge Menschen und vernichtest die Saaten durch Hagelwetter.‘ Der hl. Elias kehrte wieder um und that Gott berichten, wie ihn der Alte empfangen. Als Gott dies vernommen, ging er selber zum Alten, Brod verlangen; doch als er ihm seinen Namen nannte, entgegnete ihm der Alte: ‚Na, du bist mir auch so ein Unrechtthuer; in dem einen Jahre lässt du uns die Frucht gedeihen, im andern gibt es wieder Misswachs. Dem Einen bescheerst du zuviel, der Andere muss vor Hunger umkommen. Du bist Herr von Himmel und Erde, ich Herr meines Brodes; pack dich fort, du kriegst nichts von mir.‘ Nachdem ihn der Alte so abgewiesen, kehrte Gott wieder zurück und schickte den hl. Petrus ab, vielleicht bekommt der vom Alten ein Brod. Als sich ihm der hl. Petrus zu erkennen gegeben, sagte der Alte zu ihm: „Dir gebe ich schon Brod, denn du bekümmerst dich am meisten um uns[862]). Du sättigst wie den Menschen so auch die kleinste Ameise im Staube.“ Als der hl. Petrus das Brod gebracht und sie ihren Hunger gestillt hatten, da sprach der hl. Elias zu Gott: ‚Wie sollen wir uns rächen an diesem Alten?‘ Und Gott antwortete: ‚Der hat im Felde schöne Frucht stehen; da lass du heute Nacht Donnerwetter, Sturm und Hagel los, damit ihm Alles zu Grunde geht.‘ Der hl. Petrus hörte das Gespräch mit an und begab sich insgeheim zum Alten und rieth ihm, vom Fleck weg soll er an den Erstbesten die Aussaat verkaufen. Der Alte verkaufte sogleich um schönes Geld die Frucht dem Popen. Als es aber Nacht wurde, vernichtete der hl. Elias des Popen ganze Aussaat bis auf die Wurzeln. In der Frühe fragte Gott den hl. Elias: ‚Nun, hast du die Aussaat vernichtet?‘ Der erwiderte: ‚Vernichtet wohl, aber der Alte erleidet keinen

[860]) Bei Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven. II. S. 338, Nr. 137.

[861]) Im Brăljan, list za zabavu pouku i književnost, uregjuje Gjorgje Rajković. Novi Sad. II. Nr. 5. S. 40.

[862]) Zu Petri und Pauli, Ende Juni, ist die Frucht ausgereift und wird eingeheimst.

Schaden; denn er hat die Aussaat dem Pfarrer verkauft.' Da that es dem hl. Elias leid um den Popen, den solches Unglück heimgesucht, und da fragte er Gott: ‚Was soll ich thun, um dem armen Kerl wieder aufzuhelfen?' — ‚Sei ruhig, ich werde in der heutigen Nacht die Aussaat noch viel herrlicher, als sie gewesen, wieder aufspriessen lassen.' Der hl. Petrus hatte wieder das Gespräch zwischen Gott und dem hl. Elias behorcht und begab sich wiederum zum Alten und rieth ihm, er soll dem Popen das Geld zurückgeben und ihm sein Bedauern über das Missgeschick aussprechen. Ueber Nacht stand die Aussaat noch schöner als vor dem Unwetter. Da sprach Gott zum hl. Elias: ‚Du, wir haben ja schon wieder dem Alten genützt', und erzählte ihm von der Zurückgabe des Geldes. Drauf der hl. Elias: ‚Kann Gott selber dem nichts anhaben, wie sollte ich es erst können?' "

Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass diese Legende einen uralten mythischen Hintergrund hat, nur bin ich nicht im Stande, diesen Hintergrund festzustellen. Von formeller Originalität kann bei dieser nach der Schablone gefertigten Erzählung keine Rede sein. Sie scheint mir um der Pointe willen gemacht zu sein; die Pointe aber läuft auf ein Sprichwort aus.

Einen ganz bestimmten Charakter weist dagegen der Glaube auf, zufolge dessen es Menschen gibt, deren unglückliche Ahnungen und Reden immer in Erfüllung gehen. Einen solchen Menschen nennt man zloguk oder zlogovor (Böses Redner) oder zloslut[863]) (Böses Vorahner) und zloglasnik (als von einem Ueberbringer böser Nachrichten). Man erzählt die Geschichte, ein bosnischer mahomedanischer Edelmann habe in seinem Dorfe einen solchen zloguk gehabt. Einmal wollte der Spahi nach Mekka pilgern. Vor der Abreise berief er den zloguk zu sich und sagte ihm: ‚Du Unglücksweissager! ich trete nun im Namen Gottes eine Wallfahrt an, doch du sollst hinterdrein, bis zu meiner Rückkehr, nichts Böses mir nachsagen. Dafür kriegst du von mir nach meiner Rückkehr einen Metzen Hirse.' — ‚Gut, Herr', antwortete der zloguk, ‚wenn du aber nicht wiederkommst, wer wird mir dann die Hirse geben?' Wenn so ein Unglücksprophet in einem Bauernhause von irgend welcher Krankheit oder sonst einem Unglücksfall erzählt, fallen ihm wohl die Frauen ins Wort und sagen, um den bösen Zauber zu bannen: ‚U našega čabra gvozdene uši'[864]). (Unser Zober hat eiserne Ohren.)

Zu den Unglücksmenschen gehört auch der zloočnik (bösäugige), der mit seinem bösen Blicke einen Anderen, besonders Kinder beschreien kann[865]).

Der Glaube an den bösen oder unglücklichen Blick und das Unglücksgesicht findet sich in aller Welt vor. Jedes Volk hat in dieser Hinsicht eine eigenthümliche Anschauung. Unglückweissagend erscheint die vom Durchschnittstypus eines Volkes durch irgend einen besonders auffälligen Ausdruck ausgezeichnete Physiognomie. Auch die Haarfarbe entscheidet. Bei den Germanen galten rothe Haare als schön. Der Rothhaarige erschien dem Volke als ein Liebling der Götter. Loke war selber rothhaarig. Im serbischen Guslarenlied haben viele Helden das ständige Epitheton ruse glave (von rothem Kopf). Gegenwärtig ist aber dem Serben der Rothhaarige ein Gräuel. Zusammengewachsene Augenbrauen sind nach südslavischem Volksglauben ein sicheres Kennzeichen des zloočnik. Man meidet und hasst ihn. Er sieht sich bald vereinsamt und geht von selber schliesslich den Leuten aus dem Wege. Dann heisst es erst recht, er sei ein Menschenhasser. Einem solchen Menschenhasser legt Rückert die schönen Worte in den Mund:

In meinem Herzen wohnt ein inn'res Freudenlicht,
doch ist kein Schein davon auf meinem Angesicht.
Die Menschen, die das Licht nicht sah'n in meinem Herzen,
der Ernst im Angesicht war Störung ihrer Schmerzen.
Unglückweissagend war der Ausdruck meiner Mienen,
wie Trauerboten, die beim Freudenfest erschienen.
Und um die Weltlichkeit nicht dort in ihrem Glück
zu hindern, zog ich mich mit meinem hier zurück.
Ich fühle mir genug das Licht in meiner Brust
und wünsche, dass der Welt genüg' auch ihre Lust[866]).

Dem wilden Glücksglauben könnte man vielleicht manchem Glückszauber beizählen, doch sind damit schon andere Elemente verbunden, so z. B. der Pflanzenzauber, wobei man sympathetisch die Pflanzenseele mit der Seele eines Menschen als in innigstem Daseinsabhängigkeitsverhältnisse stehend sich denkt. Ein verliebtes Mädchen pflanzt beispielsweise Basilicum (oder Sandruhrkraut, smilje)), womit sich Mädchen schmücken. Die Pflanze wird von ihr dem

863) Vrgl. Karadžić im Wörterb. S. 211f. und Krauss, im Smailagić Meho, S. 138.

864) Bei Karadžić a. a. O. S. 817.

865) Ebd. S. 212. Vrgl. Krauss, Südsl. Hexensagen in den Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1884. Sep. S. 14, Anm.

866) Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedr. Rückert. Leipz. 1843, S. 277f. Nr. 76.

Glücke ihres Johannes zugedacht (na Jovinu sreću namenila). ‚Wird Johannes gutes Glück zu Theil, so wird die Pflanze noch am selben Abend aufkeimen, um Mitternacht schon zwei Sprossen treiben und bis zum Morgengrauen schon zum Schmucke dienen können. Ist ihm aber böses Glück beschieden, so wird die Blume bis zum Morgengrauen nicht einmal aufkeimen'[867]).

Wann die Bauern am Vortag des Weihnachtsabends im Walde den Baum für den Weihnachtsbrand (badnjak) fällen, so geben sie sehr darauf Obacht, dass der Stamm gegen Osten falle und im Fallen durch keinen andern Baum oder Strauch aufgehalten werde, als ob damit auch des Hauses Glück auf dem Wege nicht aufgehalten werden könnte (kao da će se kućna sreća ustavljati na putu[868]). Das ist niederer Volksglaube an Vorzeichen. Dergleichen gibt es genug. Wann die (Finger-) Nägel blühen (weisse Fleckchen zeigen), blüht einem das Glück (sreća ti cvate). In Slavonien ist dieser Glaube stark verbreitet, er dürfte aber höchstwahrscheinlich von den dortigen deutschen Ansiedlern herrühren. Springt von selber das Glas, welches einem Jemand geschenkt hat, oder fällt von selber ein Bild von der Wand zur Erde hinab, so wird im ersteren Falle dem Geber, im letzteren demjenigen, den das Bild darstellt, ein Unglück heimsuchen. Setzt man in die Lotterie und geht gerade an dem Local ein junger Mensch vorbei, so wird man gewiss einen Gewinnst machen[869]). Solcher Glaube ist auf die Vorstellungen zurückzuführen, wonach der Mensch in gewissen unbestimmbaren seelischen Gegenseitigkeitsverhältnissen zu leblosen Stücken gedacht wird.

Es würde noch erübrigen, über die guten und bösen Begegnungen, oder den Angang, namentlich mit Bezug auf die Thierwelt, zu handeln. Ueber die glück- oder unglückbringenden Thiere habe ich ein beträchtliches Material aufgesammelt. Es empfiehlt sich von selbst, dasselbe einmal besonders zu verarbeiten, umsomehr, als hiebei viele Dinge, welche mit dem Glücksglauben nicht zusammenhängen, eingehender, als es an dieser Stelle zulässig sein kann, besprochen werden müssen.

* * *

Glückssprichwörter.

Ich habe es in der Abhandlung vermieden, die Sprichwörter, die vom Glück im Umlauf sind, mit heranzuziehen, weil es mir bei den verschiedenen und mehrfach von einander in wesentlichen Momenten abweichenden Auffassungen der Sreća im Sprichwort nicht leicht möglich schien, die lebendige Metapher von einer angeblichen oder thatsächlich mythischen Vorstellung genauer auseinander zu halten. Sprichwörter bergen ab und zu irgend einen Rest uralter mythischer Anschauung oder vielmehr, sie lehnen sich an dergleichen an, aber gerade, weil sie fortwährend dem täglichen Gebrauche dienen, schleift sich, wie bei einer Scheidemünze, leicht ihr ursprüngliches Gepräge bis zur Unkenntlichkeit ab. Im Sprichworte gelangen zumeist Resumées bestimmter Lebenserfahrungen zum Ausdruck. Darauf möchte ich auch den fatalistischen oder, um mich Schopenhauer's Lieblingswortes zu bedienen, pessimistischen Charakter der Sprichwörter von der Sreća zurückführen. Eben aus diesem Grunde begegnet man ganz gleichen Aussprüchen fast bei allen Völkern, die eine gewisse Culturstufe erreicht haben. Vergleicht man die slavischen, deutschen und romanischen Sprichwörtersammlungen in Bezug auf die Sprichwörter vom Glück, so wird man im Grossen und Ganzen Uebereinstimmung in den Anschauungen finden. Dazu kommt noch, dass das Sprichwort, wie ein Witzwort, ein wanderlustiger Geselle ist, der sich überall einzubürgern weiss. Das Rechtssprichwort nimmt natürlich eine Sonderstellung ein.

Befremden dürfte auf den ersten Blick die geringe Anzahl der einschlägigen Sprichwörter bei den Südslaven, während die Deutschen, nach Wander's Zusammenstellungen im deutschen Sprichwörterlexikon, über 1200 solcher Sprichwörter zählen. Abgesehen davon, dass Wander alles Mögliche unter diesem Schlagwort zusammenfasst, erweist sich der Rest als Varianten von beiläufig 180 Sprichwörtern, von welchen zum Ueberfluss an 100 Stück nicht unmittelbar als Aussprüche des Volksmundes beglaubigt erscheinen. Čelakovsky bietet in seiner Sammlung

---

[867]) Bei St. Bošković, Bačvanske pesme, skupio —, N. Sad 1879, S. 123, Nr. 10:

ako Jova dobre sreće bude
bosiljak će još večeras nići
u po noći od dva pera biti
i do zore biće za kićenje;
ako I Jova hude sreće bude
ne će nići ni do bela danka.

Varianten dieses Liedchens, welches vornehmlich bei Hochzeiten gesungen wird, bei Davidović, Srpske n. p. iz Bosne, S. 106, Nr. 182 und bei Vrčević, Tri nar. sveč. S. 235.

[868]) Bei Gj. Milićević: život II. 21.

[869]) Im Svetodanik, 1854.

slavischer Sprichwörter einen Druckbogen solcher, die sich auf das Glück beziehen. Ich will mich im Folgenden darauf beschränken, aus neueren Sammlungen jene Anführungen bei Čelakovsky zu ergänzen. Ich benütze hauptsächlich die ältere dalmatinische Sammlung, welche Daničić neu besorgt hat, dann die von Stojanović und eine handschriftliche Sammlung slovenischer Sprichwörter des Polen Emil Korytko[870]):

1. Sreća od dobrijeh bježi a s zlijem leži (D. 113).
   Das Glück flieht die Guten, dem Bösen aber liegt es bei.
2. Srećan je tko pribrojit more ka živući trpje. (Ebd. Ueber den Sinn bin ich nicht ganz im Klaren.)
3. Sreće daj bože, er je svijesti dosta malo. (Ebd. Vielleicht aus dem Italienischen.)
   Gib Gott Glück, denn (Selbst-) Bewusstsein ist genug wenig vorhanden.
4. Sreće sam govegje. (Ebd.)
   Ich hab' ein Viehsglück. (Der Deutsche gebraucht diese Wendung, um sich eines aussergewöhnlichen Glückes zu berühmen; in welchem Sinne das Wort bei den Dalmatinern, vorausgesetzt, dass es keine Uebersetzung aus dem Deutschen ist, gebraucht wird, weiss ich nicht.)
5. Sreću moli da te isprati a nek te ne pričeka. (Ebd.)
   Bitt' das Glück, es soll dich auf den Weg geleiten, aber nicht auf deine Ankunft warten.
6. Sreću za kose a nesreću za roge.
   (Fass') das Glück bei den Haaren, das Unglück bei den Hörnern an.
7. Bog sreću dijeli (D. S. 7). Gott theilt das Glück aus. (Vollständig bei St. S. 28: Bog sreću dijeli a baba djeci jaja, — die Grossmutter aber den Kindern Eier, oder: — a kuharica čorbu (— die Köchin aber die Suppe. Scherzhaft.)
8. Daj meni sreću a znanje kome ti drago. (D. 14.)
   Gib mir das Glück, das Wissen aber, wem du immer magst.
9. Daj mi sreću a stavi me u vreću. (Ebd.)
   Gib mir Glück und steck mich in einen Sack hinein (es wird doch zu meinem Guten sein).
10. Dava otac prćiju a gospodin bog sreću. (D. 15.)
    Der Vater gibt die Mitgift, Gott der Herr aber das Glück.
11. Dugoljetna sreća bio vran. (D. 21. Schwerlich slavischen Ursprungs.)
    Langjähriges Glück, ein weisser Rabe.
12. Gdi je bogastvo tu su i prijatelji[871]). (Ebd.)
    Wo Reichthum ist, da gibt es auch Freunde.
13. Gjivina sreća miran muž a vrijedna sluga (Ebd, S. 23.)
    Des Mädchens Glück ist ein ruhiger Mann, ein tüchtiger Diener.
14. Kad zla sreća spi ti je ne budi. (S. 43.)
    Wann böses Glück schläft, mach es nicht wacherig.
15. Meni sreća a tebi um. (S. 60.)
    Mir das Glück, dir der Verstand.
16. [Ko je sretan] ni zla mu godina ne može na udit. (Ebd.)
    Dem Glücklichen mag ein böses Jahr auch nichts anhaben.
17. Pritisni sreću kad dogje za ne tjerat je kad progje. (S. 102.)
    Halt das Glück fest, wann es sich einstellt, damit du ihm nicht nachjagen musst, wann es vorüber ist.

870) Geboren 1810 bei Kolomea. 1834 kam er als politischer Flüchtling nach Laibach in Krain. Dort lernte er bald Slovenisch und sammelte Volksüberlieferungen. Erschienen sind von ihm fünf Bändchen slovenischer Volkslieder. Herr Oskar Kolberg hat mir Korytko's Sprichwörtersammlung, die 500 Nummern zählt, freundlichst zur Benützung überlassen, wofür ich ihm hier auf's Herzlichste danke.

871) In dem schon anfangs erwähnten mahomed.-slav. Guslarenlied meiner Sammlung aus der Hercegovina, erzählt der verarmte Held Golotinja Bogjulagić Ibro:

lud sam osto iza bâbe svoga,
dost ostalo mâla i iráda.
Ja se dado' po pjânih mehanah
śjedo' piti rakiju i vino
a vodati tridese jarana.
Sve me ágom Ibrâhimom zvahu,
u gornje me čelo prometahu.
Ne sta pare ni bjela dinara,
ne sta kletog ni jednog jarana.
Ne zovu me ágom Ibrâhimom
vet me zovu jednom mèhorinom.

‚Als unmündiges Kind blieb ich nach meinem Vater zurück; es ist genug Vieh und Erbschaft übrig geblieben; ich begann Weinhäuser zu besuchen, Wein und Branntwein zu trinken und dreissig Freunde herumzuführen. Sie nannten mich fortwährend ‚Herr Ibrahim' und setzten mich obenan. Als aber der letzte blanke Heller und Groschen dahin war, da war auch der letzte verfluchte Freund dahin. Sie nennen mich nicht mehr ‚Herr Ibrahim', sondern ‚ein grosser (Wein-) Schlauch'.

Der Gedanke wird öfters in den Guslarenliedern kurz so ausgedrückt (sprichwörtlich):

dokle blaga dotle prijatelja
nesta blaga nesta prijatelja;

und: teško meni i pobratu mome
kad ja nemam u tobocu svome.

Hübsche Erläuterungen darüber in der Crnogorka (Cetinje) 1885, II, Nr. 19, S. 152.

18. S kijem je sreća i mrav mu pomaga. (S. 108.)
Mit wem das Glück ist, dem hilft auch die Ameise[372]).

19. Smionu čovjeku sreća dava ruku. (D. 112. Wahrscheinlich entlehnt.)
Dem Kühnen reicht das Glück die Hand.

20. Svakome svoja sreća. (S. 118.)
Jedem sein Glück.

21. Tko spi i sreća mu spi. (S. 133.)
Dem Schläfer schläft auch sein Glück (wohl dem Langschläfer).

22. Za srećom prijateljstvo jaše. (S. 140.)
Dem Glücke reitet die Freundschaft nach.

23. Nesreća je hudo blago (S. 78.)
Das Unglück ist ein böses Gut.

24. Nesreća mu iz oči skače. (Ebd.)
Das Unglück springt ihm aus den Augen (beiläufig soviel als: glotzt ihm, starrt ihm aus den Augen).

25. Nesreća tanko prede. (Ebd.) (Variante: Nevolja tanko prede.)
Das Unglück spinnt dünne Fäden.

26. Nesrećan ni na ježe. (Ebd.)
Ein Unglücklicher soll nicht einmal auf Igelfang (was doch sehr leicht ist, ihm gelingt ja kein Fang).

27. Nesrećnu i pamet je odveće. (Ebd.)
Dem Unglücklichen ist auch sein Verstand zu viel (zur Last)[373]).

28. Ako bog dade i godina donese. (Stojan. S. 10.)
Falls es Gott gewährt und das Jahr es (mit sich) bringt. (godina ist hier offenbar für sreća als neueres Substitut anzusehen.)

29. Ako sreću ne srete ne stiže ju nikad. (Ebd.)
Begegnet Einer dem Glücke nicht, so wird er es nimmer ereilen.

30. Kome bog nije dao sreće kovač mu je ne skova. (Ebd. S. 29.)
Wem Gott kein Glück gegeben, kein Schmied kann es ihm schmieden[374]).

31. Brez zdravlja nije sreće. (Ebd. 35.)
Ohne Gesundheit gibt es kein Glück[375]).

32. Dok je sreće nije štete. (S. 55.)
Solange das Glück Einem beisteht, leidet man keinen Schaden.

33. Gola duša brez sreće. (S. 71.)
Ohne Glück ist die Seele nackt.

34. Hudom kuća i na ledu izgori. (77.)
Dem Unglückseligen (Bösen) brennt sein Haus auch auf dem Eise nieder[376]).

---

[372]) Dieses Sprichwort spielt vielleicht auf die Hilfe der Ameisen im Märchen an. Vrgl. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven. I. Nr. 88, S. 406.

[373]) Ein bosnischer Landedelmann (beg) sagte zu mir vor zwei Jahren: ‚Nesrićnome i pamet nesrićna'. (Einem Unglücksmenschen ist auch der Verstand mit Unglück geschlagen.) ‚Jā što bi šta?' (Wie ist das zu verstehen?) fragte ich ihn. Darauf erzählte er mir folgende Anekdote (gatku): Es war einmal ein Sultan, der hatte einen Liebling. Dieser Mensch war gar so klug in allen Dingen, aber nur in seinen Unternehmungen unglücklich. Mochte ihm der Sultan noch so viel schenken, immer blieb der Mensch arm. Darüber sprach einmal der Sultan mit seinem Vezir. ‚Ja', sagte der Vezir, ‚Dein Liebling ist ein Unglücksmensch, dem ist nicht zu helfen. Du magst ihm auf den Weg einen Beutel voll Ducaten hinlegen, er wird vorübergehen und den Beutel nicht aufheben.' Da liess der Sultan einen grossen Beutel voll Ducaten auf den Fussweg hinlegen, woher sein Liebling kommen musste, und befahl den Wachen, Niemand passiren zu lassen als nur seinen Liebling. Bald darauf sahen sie den Liebling langsam, längs der Mauer tastend, daherkommen. Und wirklich ging er an dem Beutel vorbei, ohne ihn zu bemerken. Als der Mensch vor den Sultan kam, fragte ihn der Sultan: ‚Warum bist Du denn so langsam an der Mauer tastend des Weges dahergekommen?' — „Ich sprach zu mir: ‚Wenn ich, Gott behüte, erblindete, träfe ich doch wenigstens zum Sultan ohne Führer allein den Weg?' Und da schloss ich die Augen und fand tastend den Weg wirklich bis zu Dir her." Da sagte der Sultan: ‚Ich sehe, dem Unglücklichen ist auch sein Verstand zum Unglück.' Eine Variante dieser Erzählung bietet der Talmud. Ihr Ursprung ist unzweifelhaft im Orient zu suchen. Ob die Geschichte sonst unter den Südslaven bekannt ist, kann ich nicht angeben.

[374]) Auf Seite 104 theilt St. noch das angebliche Volkssprichwort mit: svatko je kovač svoje sreće (Jeder ist seines Glückes Schmied) auch bei Kovtko. Dieses geflügelte Wort des Römers Appius scheint bei allen modernen Culturvölkern Eingang gefunden zu haben. (Vrgl. Wander a. a. O. Nr. 551.) Indessen lasse ich es doch dahingestellt, ob Stojan. das Wort wirklich dem Volksmunde verdankte. Dem Südslaven im Bauernstande dürfte die Metapher von einer geschmiedeten Sreća unverständlich oder zum Mindesten lächerlich klingen.

[375]) Es ist wohl fraglich, ob der Gedanke in dieser Fassung ein Volkssprichwort sei. In den Schlussklauseln der Guslaren-Lieder kommt häufig vor die Formel:

Bog nam dao i sreću i zdravlje
(jer od zdravlja ništa boljeg nejma)
i u sreći svakom po djevojku.
Gott bescheer' uns Glück und auch Gesundheit
(Bess'res gibt's ja nichts als wie Gesundheit)
und im Glücke jedem je ein Mädchen.

[376]) Dieser Gedanke wird mannigfach variirt. Sehr zart aber und dichterisch schön in Bildern sprechen ihn Volkslieder aus. In dem einen (bei Karadžić im I. Bd. und bei

35. Redom pada hrgja po junacih. (S. 78.) (Aus dem Guslarenlied.)
Der Reihe nach fällt Rost auf die Helden (rosten die Helden).
Variante: Nesreća ide redom. Der Reihe nach sucht das Unglück (die Leute) heim.

36. U svakoj nesreći ponješto i sreće ima. (S. 136. In dieser Fassung ist die Wendung schwerlich im Volke üblich: ‚In jedem Unglück gibt es auch etwas Glück'. Das entsprechende slavische Wort lautet: Gdi je sreća tu je i nesreća [Wo Glück ist, da ist auch Unglück]. Bei Petranović a. a. O. I. Nr. 187, S. 178. Sonst auch sehr oft.)

37. Sreću štapom ne iskuša (S. 173.)
Mit dem Stock (in der Hand als Landstreicher) kann man das Glück nicht auskosten.

38. Tko nije srećan, da ni je ni živ. (S. 173)
Wer nicht glücklich ist, sollte gar nicht am Leben sein.

39. U sreći se ne ponesi, u nesreći ne poništi. (S. 174. Aus einem Bettlerliede.)
Im Glück überheb dich nicht, im Unglück mach dich nicht zu nichts.

40. Drži sreću oberučki kad ti dodje do ruke. (Ebd.)
Halt' das Glück mit beiden Händen fest, wann es in den Bereich deiner Hand kommt.

41. Tko rano rani dvije sreće grabi[377]).
Der Frühaufsteher fasst zwiefach Glück.

42. Tko je sretan i pijevac mu jaja nosi[378]).
Dem Glücklichen legt auch ein Hahn Eier. So sagt auch der Bulgare: I petel-otŭ mu nositŭ jajca[379]).
Aus Korytko's Sammlung entnehme ich:

43. Revniga sreča, bogaťga nesreča to se zglasi.
Des Fleissigen Glück, (und) des Reichen Unglück, das wird bekannt[380]).

44. Sreća opotočna.
Das Glück ist unbeständig.

45. Sreča velika pameti malo.
Viel Glück, wenig Verstand.

46. Prva sreća prazna vreća.
Vom ersten Glück bleibt der Sack leer.

Dieses Wort hörte ich von einem Horvaten bei Agram. So sagt auch der Čeche: První štěstí zřídka bývá dobře, während der Deutsche conform mit der sonst üblichen Ansicht der Südslaven (Prva sreća najbolja)[381]) zu sagen pflegt: Das erste gluck ist's best' (Wander, Nr. 23, S. 1731). Der südslavische Kaufmann oder Händler sucht auf jeden Fall die erste Kundschaft, die sich ihm am Morgen einstellt, zu befriedigen, und sollte er selbst Schaden beim Verkauf haben. Prva je sreća, sagt er, nek bude sretno. Das wissen die Kundschaften und ziehen

---

N. Begović a. a. O. S. 84, Nr. 66) gibt ein Mädchen, von ihren Eltern dazu bemüssigt, ihrem Verlobten den Ring zurück:

— nemoj mene momče na glas iznositi
jerbo sam djevojka u svačem nesretna
ja bosiljak sijem, meni pelin niče.

(Bürschlein, bring mich nicht in Verruf, denn ich bin ein Mädchen, in Allem unglücklich; säe ich Basilicum, spriesst mir Wermutskraut auf.) In dem berühmten serbischen Guslarenlied Kosovka djevojka ruft das Mädchen aus, als sie die Kunde vom Tode ihres Verlobten erhalten:

Jao jadna! hude ti sam sreće!
Da se jadna za zelen bor hvatim
i on bi se zelen osušio!

(Weh mir Leidbeladenen! hab' ich böses Glück! Klammerte ich mich, Aermste, an eine grüne Fichte, selbst der grüne Baum würde verdorren!)

Auch in einem (noch ungedruckten) mahom.-slav. Guslarenlied meiner Sammlung wird letzterer Gedanke ausgedrückt. Die greise Mutter redet ihrem Sohn Kurtagić Selim ab von Zlatija, der Tochter des Herrn von Gabela (an der Neretva):

— Zlatija sreće ne imade
nesretna je, sam je bog ubio!
Da privati za zelenu jelu
i njojzi bi usahnulo deblo.

‚Zlatija hat kein Glück. Sie ist unglücklich; Gott selber möge sie tödten! Klammerte sie sich an eine grüne Tanne, ihr würde selbst der Baum vertrocknen.'

[377]) In der Zaraer Zeitschrift Hrvatska. II. 1885, Nr. 1, S. 56.
[378]) Ebd.
[379]) Bei den Miladinovci a. a. O. S. 530.
[380]) Vrgl. auch in den Slovénske pésmi 1844, S. 85.
[381]) Im lyrischen Volksliede öfters. Mit prva sreća wird der erste Liebhaber oder auch der Gatte gemeint. Asanaga war in Gefangenschaft gerathen und lag neun Jahre lang im Kerker, ohne den Angehörigen Kunde von seinem Verbleib geben zu können. Im zehnten Jahre, als seine Frau des Wartens überdrüssig, sich eben neu zu vermählen im Begriffe stand, kehrte A. aus der Gefangenschaft heim. Da erkannte ihn die Frau und sagte zu den Hochzeitsleuten:

jite, pite gospoda svatovi,
jite, pite i doma hodite
evo meni prve sriće moje,
prve sriće Asana mojega.

Bei J. Kukuljević nar. p. puka hàrvatskoga. Agram 1847, S. 158—166. Eine hübsche Variante aus Istrien vrgl. in den Hrvatske narodne pjesme, što se pjevaju u Istri i na kvarnerskih otocih. Triest 1880, S. 38, Nr. XIV.

Nutzen aus diesem Glauben, indem sie den Preis der Waare stark herabdrücken. Dabei geschieht es wohl oft, dass der Kaufmann den Sack leer von Profit behält. Die erste Kundschaft bekommt nicht leicht etwas auf Borg, denn das wäre ein böses Omen für den Geschäftsgang des ganzen Tages.

Die bulgarischen und slovenischen Sprichwörter über Glück und Schicksal decken sich inhaltlich mit den angeführten serbischen und horvatischen vollständig. Ich will nur ein vielleicht speciell bulgariches hier noch mittheilen: Rodi me sô kasmet, tà fôrli me na buništе. (Bring mich mit Glück zur Welt, und du magst mich auf den Misthaufen werfen.)

* * *

Ein Corollar über das Glücksrad.

Die Römer und Griechen stellten ihre Glücksgöttin mit verschiedenen Attributen dar. Das Steuerruder der Göttin weist darauf hin, dass sie vorzugsweise als Beschützerin der Seefahrer verehrt wurde. Welchen Sinn hat aber die Kugel, Walze oder das Rad der Fortuna? Dafür hat noch Niemand eine befriedigende Erklärung zu geben vermocht. Es fragt sich, ob denn die Vorstellung von einer Göttin mit der Kugel altlateinisch oder altgriechisch ist. Sie scheint ursprünglich weder griechisch noch lateinisch zu sein. In mir ist die Ueberzeugung gereift, dass wir es in diesem Falle mittelbar mit einer indischen Vorstellung zu thun haben. Das älteste Denkmal griechischer Literatur, in welchem der Tychē auf einer Kugel, beziehungsweise auf einer Walze gedacht wird, ist das Gemälde des Neuplatonikers Kebes. Dieses höchst eigenartige Schriftchen hat den Gelehrten seit jeher viel zu denken gegeben. Man hat sich das Gemälde nie recht vergegenwärtigen können. Die Gruppirung der Scenen scheint so unsinnig und ist mit den Ansichten, die wir von griechischer Malerei haben, gar nicht zu vereinbaren. Der greise Erklärer des Gemäldes sagt selber zu den Reisenden, dass das Gemälde von einem Fremden herrühre, dem er auch die Deutung der einzelnen Bilder verdanke. Dieser Fremde muss wohl ein indischer Pilger gewesen sein. Weitausgedehnte Reisen der Missionare sind in der Geschichte des Buddhismus keine Seltenheit; denn schon 600 Jahre vor Chr. Geb. hatte Buddha für seine Jünger das Gebot aufgestellt: ‚Gehet hinaus und verbreitet die heilbringende Lehre aus Mitleid für die Welt, zur Freude, zum Wohl, zum Heile für Götter und Menschen!'

Vor nicht langer Zeit las ich in einem englischen Reisewerke über Indien einen Auszug über die buddhistischen Anschauungen vom Himmel. Es werden sieben Abtheilungen genannt und jede einzeln kurz beschrieben. Sieben Quadrate bilden ein Bild in Kreuzesform. Die Eintheilung und Beschreibung stimmen so auffällig mit dem Gemälde des Kebes überein, dass ich an eine Entlehnung unbedingt glauben muss. Ich gedenke dies einmal in einem eigenen Aufsatze genauer zu besprechen. Uns interessirt jetzt nur folgende Stelle aus dem Gemälde:

„— Wer ist jenes Frauenzimmer, das offenbar blind ist und auf einem walzenförmigen Steine steht?

— Sie heisst das Glück. Sie ist aber nicht blos blind, sondern auch wirklich wahnwitzig und taub.

— Was hat die denn für ein Geschäft?

— Sie streift überall herum, erwiderte er, und beschenkt die einen mit Gütern, die sie anderen raubt; im selben Augenblick entreisst sie aber auch wieder ihre Geschenke, um damit Andere grundsatzlos und wetterwendisch zu bedenken; deshalb drückt auch ihr Abzeichen (Symbol) ihren Charakter vortrefflich aus, dass ihre Gabe weder zuverlässig noch beständig ist; denn grosse und bittere Enttäuschungen folgen, wenn man auf sie baut." [382])

Ausnahmsweise ist an dieser Stelle die Rede von einer Walze, sonst gaben die bildende Kunst und die Dichtkunst der alten Welt der Tyche oder Fortuna und der Nemesis als Attribut ein Rad oder eine Kugel bei. „In Bildwerken liegen diese neben den Füssen der Göttin oder ihr unter den Füssen und sie schwebt darauf oder die Kugel ihr auch auf dem Haupte. Dichter und Redner, wie es scheint jedoch erst in später Zeit, fügen dazu noch die andere Vorstellung, dass Fortuna die Menschen auf ihr Rad setze und sie mit dessen Umschwung auf und nieder steigen lasse. Bei Tibull I. 5, 70: versatur celeri fors levis orbe rotae" [383]).

---

[382]) Das Gemälde von Kebes. Deutsch von F. S. Krauss. Der Schluss aus dem Arabischen des Ibni Muskveïh von Friedr. Müller. Wien 1882, S. 8.

[383]) Moriz Haupt: Das Glücksrad und die Kugel des Glücks. In der Zeitschrift des deutschen Alterthums. VI. Leipzig 1848, S. 134—135. — Bei Roscher, S. 1445, sind die Fata scribunda als Mädchen personificirt dargestellt, und zwar mit einem Fuss auf dem Rade. Peter meint: Das Rad wird auch dem Fatum passend beigegeben. Dass nicht etwa die Fortuna gemeint ist, geht aus der Widmungsinschrift: FATIS · CAECILIVS · FEROX · FILIVS unzweideutig hervor." Passend? Das will mir nicht recht einleuchten. — Ueber die auf einer Kugel stehende Fortuna bietet Peter auf S. 1507—1508 und S. 1538 zahlreiche Nachweise.

Die erstere sowie die letztere Vorstellung findet sich in vielfachen Auffassungen nicht selten auf den ältesten buddhistischen Bildwerken. An einer radförmig gewundenen Schlange halten sich Götter und Dämonen fest. Auch Lakšmî, die Göttin der Schönheit und des Glückes, hat zuweilen als Attribut eine Kugel. Der älteren griechischen Literaturperiode ist dieses Bild fremd. Die Griechen befreundeten sich mit diesen Vorstellungen erst allmälig, nachdem sie durch den Eroberungszug Alexanders des Grossen in näheren geistigen Contact mit den arischen Völkern Asiens getreten waren.

„Die Vorstellung von einem Rade des Glückes pflanzte sich aus der antiken Welt in die mittelalterliche fort. Sie gehörte da in Kunst und Dichtung zu den beliebtesten. Mit besonderer Vorliebe aber ergriff man jenes Bild von den auf das Glücksrad gesetzten oder gestiegenen oder mit ihm auf und ab geführten Menschen. Das fiel mehr und abenteuerlicher in die Sinne.“ Um das zu erhärten, bringt Haupt eine Fülle von Beispielen aus deutschen und italienischen Dichtern bei.

Bei den Südslaven hat der Ragusaer Ivan Gundulić (1588—1638), der hervorragendste unter den italianisirenden dalmatinischen Dichtern sein grosses episches Gedicht ‚Osman‘ mit diesem Bilde eingeleitet:

Kolo od srjeće u okoli
vrteći se ne prestaje,
tko bi gori eto e doli
a tko doli, gori ustaje.

Sad vrh sablje kruna visi,
sad vrh krune sablja pada,
sad na carstvo rob se uzvisi
a tko car bi rob je sada[884]).

(‚Nimmer rastet das Glücksrad im kreisenden Schwunge. Der oben noch stand, im Nu liegt er unten, und Der von unten kommt jetzt obenauf.‘

‚Bald schwebt über'm Schwerte die Krone, bald fällt auf die Krone das Schwert, bald schwingt auf den Thron sich ein Sclave, und Sclav' ist nun, der eh'dem Kaiser war.‘)

Eine Parallele für die zweite Strophe finde ich weder bei Haupt noch bei Wander. Es ist eben eine freie dichterische Weiterausführung des alten Bildes, wobei der Dichter wieder altclassische Motive (die Anekdote vom Schwert des Damokles) frei benützt hat.

[884]) Ivana Gundulića Osman u dvadeset pievanjah. Drugo izdanje. U Zagrebu 1854, S. 1 f.

So gerne die zwei Strophen von literarisch gebildeten Hovaten und Serben auch citirt werden mögen, die Menge des Volkes scheint das Bild vom Glücksrade doch nicht begriffen zu haben. Es steht eben gar nicht im Einklang mit den echt volksthümlichen slavischen Vorstellungen von der Sreća.

* * *

Schlusswort.

Bei einer genaueren Ausbeutung der noch unedirten südslavischen Volksüberlieferungen meiner Sammlungen hätte ich diese Abhandlung leicht um die Hälfte umfangreicher gestalten können. Manche nebenhin gemachte Bemerkung wäre vertieft und mehr begründet worden. Ich unterliess es, in Erwägung, dass die Arbeit durch eine Anhäufung zu vieler Nebensächlichkeiten vielleicht nur zu sehr an Uebersichtlichkeit einbüssen würde, dann schienen mir die Hauptsachen auch schon durch die hier beigebrachten Belege für ausreichend klargestellt.

Die Erscheinungsformen des südslavischen Glücks- und Schicksalsglaubens sind nun hinlänglich hervorgehoben und beleuchtet. Dass die Sreća als ein wirklich mythisch empfundenes Wesen aufzufassen ist, geht unzweideutig schon aus ihrem Genius-Charakter hervor. Die animistische Grundlage der Sreća ist offenbar. Hierin liegt nichts Auffälliges. Auf animistischen Vorstellungen beruhen ja fast alle religiösen Anschauungen; selbst der Fetischismus wäre ohne sie undenkbar. Und doch ist die Sreća, als die Glücksgöttin der Südslaven, ungemein merkwürdig; denn ihre Existenz im Volksglauben nöthigt uns, die Südslaven gegenwärtig, vom ethnographischen Standpunkte aus betrachtet, den hochentwickelten westeuropäischen Culturvölkern beizuzählen.

Man missverstehe das Wort „Culturvolk“ nicht. Die Südslaven participiren seit mehr als einem Jahrtausend und noch immer an den Segnungen der westeuropäischen Cultur; sie haben von letzterer unbeschreiblich viel aufgenommen und in ihrer Weise auch verarbeitet. Eine eigene selbstständig-urwüchsige Cultur besitzen aber die Südslaven kaum.

Die Slaven sind durch den Druck des nordischen Völkerandrangs über die Donau südwärts auf die Balkanhalbinsel geschoben worden. Die slavischen Einwanderer waren kaum mehr als ein Halbculturvolk auf Kriegspfaden. Ihre Religion war wesentlich schon im Uebergangsstadium zum fetischistisch-animistischen Polytheismus.

Sie verehrten schon als Fetische Sonne, Mond und Gestirne, Donner und Blitz, kannten einen Bog als den Austheiler aller guten Dinge und waren vorzugsweise Pfleger des Baumcultus. Die vielgenannten Vilen sind ja von Ursprung an nichts anderes als Dryaden.

Die slavischen Ankömmlinge von dazumal hatten in ihrem Volksglauben noch keine Sreća. Sreća bedeutete ihnen weder Genius und noch weniger Týchē. Die nördlichen und westlichen Slaven sowie die sog. Bulgaren weisen in ihrem Volksglauben keine der Sreća gleiche mythische Gestalt auf. Die dolja der Kleinrussen ist ja doch etwas Anderes als die Sreća.

Fast zwölfhundert Jahre lang waren die Südslaven von ihren nördlichen und westlichen Brüdern losgetrennt. Südslavische Missionäre sind wohl nordwärts gezogen, um die Lehren des Christenthums zu verbreiten, dann aber riss seit dem Auftreten der Türken in Europa das Band zwischen Nord und Süd. Vor fünfhundert Jahren hatte der Nordslave dem Südslaven noch nichts zu bieten. Es lag auch keine Nöthigung für einen Verkehr vor. Vor etwa hundert Jahren erfuhren die Nordslaven wieder etwas Genaueres über ihre Sprachverwandten im Süden. Das war förmlich eine Entdeckung. In die südslavischen Sprachen fand sich der Nordslave mit leichter Mühe hinein, doch der Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Südslaven mutheten ihn fast nicht minder fremd und neuartig als germanisches Volksthum an.

Man darf getrost annehmen, dass nicht der dritte Theil der jetzigen Südslaven wirklich von jenen slavischen Einwanderern aus alter Zeit abstammen. Die Südslaven sind Mischlinge. In anthropologischer Hinsicht zeigen die Südslaven die merkwürdigsten Verschiedenheiten, so dass man fast in jeder Gegend einen besonderen, ganz eigenthümlichen Typus herausfinden kann. Sind doch gewisse physische Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung einzelner Gegenden sogar dem Guslar, dem Volksdichter, aufgefallen.

Die Slaven haben auf dem Balkan mehrere kleine verschiedensprachige Völker angetroffen, die überdies durch's Griechen- und Römerthum schon hinlänglich geschwächt waren, so dass sie den in geschlossenen Reihen eindringenden slavischen Massen keinen dauernden Widerstand zu leisten vermochten. So mussten die kleineren Völkerschaften im Slaventhum aufgehen. Die Besiegten nahmen die Sprache der Ankömmlinge an, doch die alten vorslavischen Anschauungen und religiösen Vorstellungen, ein festerer Besitz als die Sprache, vererbten sich auf die jüngeren slavisirten Geschlechter fort. Nur die Einkleidung war neu, der Inhalt der Gedankenwelt blieb zum Mindesten noch lange wenig verändert.

Die Griechen und die in den nördlichen Gegenden gräcisirten Bewohner des Balkans verehrten die Týchē, die Römer und die romanisirten Völker ebenso die Fortuna. Die Slaven stiessen also auf einen ihnen bis dahin ganz unbekannten Cultus. Sie haben ihn nicht verstanden und nicht begriffen, doch wunderbar geahnt. Weder Týchē noch Fortuna kommen ihrer Wortbedeutung nach der Sreća gleich, die Sreća dagegen vereinigt in sich beide Grundvorstellungen, die „Berührung" und die „Entgegenbringung". Nur die unbewusste, göttlich schöpferische Sprachkraft der Volkspsyche konnte eine so feine Verdolmetschung zu Stande bringen. Der Name Sreća bedeutet gegenüber Týchē und Fortuna etwas Vollkommeneres und Vollendeteres. Ich bekenne es, dass mir von diesem Standpunkte aus Sreća für Týchē-Fortuna als eine der genialsten Substitutionen erscheint, die überhaupt denkbar ist.

Dass die Slaven nicht auch den Cultus der Týchē und Fortuna mit in ihren Volksglauben aufgenommen, erklärt sich eben aus ihrer nur zu geringen Vertrautheit mit demselben. Im 6. und 7. Jahrhundert war das Griechen- und Römerthum unter dem zersetzenden Einfluss des Juden-Christenthums schon so abgelebt, dass es nimmermehr die wenngleich tiefer stehenden Slaven derart zu bezwingen vermochte, um ihnen neue Cultgebräuche aufzunöthigen. Die Sreća hat sich aber doch erst in der griechisch-römischen Culturatmosphäre, also auf einer älteren Culturschichte entwickelt, sowie auch das Guslarenlied des serbischen Stammes gleich der Epik Homers ganz und gar ein Gewächs der Balkanhalbinsel ist. Die Entstehung der griechischen Týchē und der römischen Fortuna kann man erst durch Vergleichung mit der Entwicklung der südslavischen Sreća verstehen, die Sreća aber begreift man wieder ganz nur durch eingehende Betrachtung der Týchē und Fortuna. Ein analoges Verhältniss obwaltet auch zwischen südslavischer und altgriechischer Volksepik. Darüber gedenke ich eine Reihe von Studien zu veröffentlichen.

Berichte über Erdställe in Mähren.

Von

Mauriz Trapp[1]).

Die Sandsteinstollen am Grubenacker bei Lechwitz (Znaimer Kreis).

Forschung im Sommer 1858.

Zur Zeit des Brachackerns im heurigen Frühjahre, und zwar im Anfange Mai, sank das Pferd des Borotitzer Ansassen Cyrill Schalk auf seiner an den sonannten „Grub-Aeckern" gelegenen Feldparcelle bis an die Kniescheibe in eine Erdsenkung, die eben durch die Auflockerung des Erdbodens sich zu einer trichterförmigen Oeffnung bildete, und 3′ im Durchmesser vorwies.

Bei näherer Untersuchung sank der lockere Boden in eine Tiefe von circa 2° und zeigte eine Oeffnung zu einem Sandsteinstollen.

Das k. k. Gendarmerie-Posten-Commando zu Lechwitz bekam davon Nachricht und meldete es dem k. k. Bezirksamte zu Znaim, welches commissionell sich an Ort und Stelle im Beisein des Borotitzer Gemeindevorstehers die Ueberzeugung von diesem Einsturze verschaffte und weitere Auskünfte erlangte, die laut Anzeige vom 20. Mai 1858, Z. 5533, an das Znaimer k. k. Kreisamt gelangten. Dieses erstattete wieder an die hohe k. k. Statthalterei des Markgrafthums Mähren einen Bericht, der dem mährischen ständischen Landesausschusse zur weiteren Verfügung eingesandt wurde.

Vom mährischen ständischen Landesausschusse ward nun mir die Aufforderung ertheilt, diese künstlichen Höhlen einer wissenschaftlichen Erforschung zu unterziehen, die auch im Monate September 1858 zur Durchführung kam.

Vorher sei es mir erlaubt zu erwähnen, dass diese Höhlen im Beginne des jetzigen Jahrhunderts, anno 1813, durch den damaligen Lechwitzer Amtmann Zelinka untersucht und wieder verräumt wurden, darüber die Zeitschrift „Der redliche Verkündiger" von Jurende, II. Band, S. 6, Nachricht gibt. [1]) Und ebenfalls im Jahre 1813 durch Baudirector Gernrath, welcher berichtet:

„Brünn, den 2. Juny 1813.

„Vor einigen Wochen ackerte ein Unterthan der Staatsherrschaft Lechwitz auf einem ziemlich ebenen Felde unweit des Lechwitzer Schlosses; plötzlich versank ihm ein Pferd mit den hintern Füssen so tief, dass es sehr mühsam herausgebracht werden konnte, und es entdeckte sich an dieser Stelle ein Loch, welches mit Steinen überlegt war, die durch das langjährige Ackern weggerückt worden seyn mögen. In diesem Loche bemerkte man einen Eingang in eine Höhle, ein Landwehrmann wagte es zuerst hineinzukriechen.

„Die durch den Provincial Baudirector Gernrath vorgenommene Untersuchung entdeckte an diesem Orte 5 unterirdische, aus festem Sand bestehende Gemächer, deren grösstes 8 Fuss breit und ebenso lang war, dann dass die Gewölbung gothisch geartet und nur so hoch sey, dass ein Mann in der Mitte aufrecht, an den Seiten aber nur gebückt stehen konnte. Diese Gemächer sind mit schmalen, nur zu durchkriechenden Gängen mit einander verbunden, jedes derselben hat ein Luftloch, welches vormals bis an die Erdfläche gereicht hat. Uebrigens ist bei diesen Gemächern keine Spur entdeckt worden, welche vermuthen liesse, dass in selben einst Menschen gewohnt hätten. Es scheint daher, dass diese Behältnisse bloss ein Zufluchtsort für die Bewohner des auf diesem Platze bestanden haben sollenden Ortes Baratitz (in den barbarischen Kriegszeiten des Mittelalters) gewesen seyen."

(Handschrift im Franzens-Museum.)

Und Horky erwähnt in seinem Reiseberichte vom Jahre 1819 an die k. k. m.-schl. Ackerbau-Gesellschaft:

„Bekanntlich wurden in der Nähe von Lechwitz 1813 durch einen ackernden Bauer 5 künstliche unterirdische Gemächer entdeckt, die seit jener Zeit ausgefüllt wurden. Sie waren in Lehmschichten ausgehauen, ohne übrigens Spuren zu haben, dass sie bewohnt gewesen sein können. Eine einzige kleine Nische im letzten Gemache ausgenommen, deren oberer Theil angebrannt schien. Wahrscheinlich stand eine Lampe dort, da mir ein Abriss zu Handen kam."

Eine zweite Untersuchung fand eben im heurigen Jahre durch Herrn Karl Fischer, Erzieher bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Lobkowitz, statt, der auf An-

[1]) Obwohl der Haupttheil dieser Berichte bereits in den Jahren 1857 und 1858 geschrieben ist und bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse die vorliegende Detailbeschreibung für den Fachmann nicht mehr geboten erscheint, haben wir diese dem Landesausschusse von Mähren gewidmeten Berichte des jetzt als verdienstvoller Director des mährischen Landesmuseums in Brünn bekannten Autors doch nahezu wörtlich abgedruckt, weil sie nicht nur zur Frage der Erdställe selbst, sondern auch zur Geschichte dieser Specialforschung werthvolle Beiträge enthalten.

Unmittelbar verdanken wir diese Aufsätze der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der historischen und Bau-Denkmale, welche dieselben vor Kurzem zugesendet erhielt und uns zur Veröffentlichung überliess, für welches Zeichen freundlicher Collegialität wir der k. k. Central-Commission unseren herzlichsten Dank aussprechen. D. Red.

[1]) Wolny's Mähren, III. Bd., p. 356, und Herrn K. Fischer's Bericht vom 5. Juni 1858 an das k. k. Bezirksamt in Znaim.

regung Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Leopoldine Lobkowitz den Eigenthümer des Feldes bewog, die Grube nochmals zu öffnen, um die Forschung vornehmen zu können. Es war am 4. Juni 1858, als die hohe Dame mit ihren Töchtern Princessinnen Ludovika und Anna, dann ihrem Sohne Ludwig nebst Herrn Fischer und dem Gemeinderathe Windisch aus Borotitz und Nowatschka aus Lechwitz in die Stollen mittelst einer Leiter einfuhren. [1])

Das Resultat dieser Untersuchung kam in der „Brünner Zeitung" vom 10. August 1858, Nr. 180, zur Oeffentlichkeit.

Referent begab sich zufolge der vornbesagten Aufforderung am 7. September d. J. nach Znaim und unternahm am 8. September die Besichtigung des Lechwitz-Borotitzer Territoriums, wo die Stollen lagern, sowie die unterirdische Einsicht derselben.

Am 9. September begann die Forschung und geometrische Aufnahme der unteren Räume nebst den Grabungen, am 10. September die Aufnahme des oberen

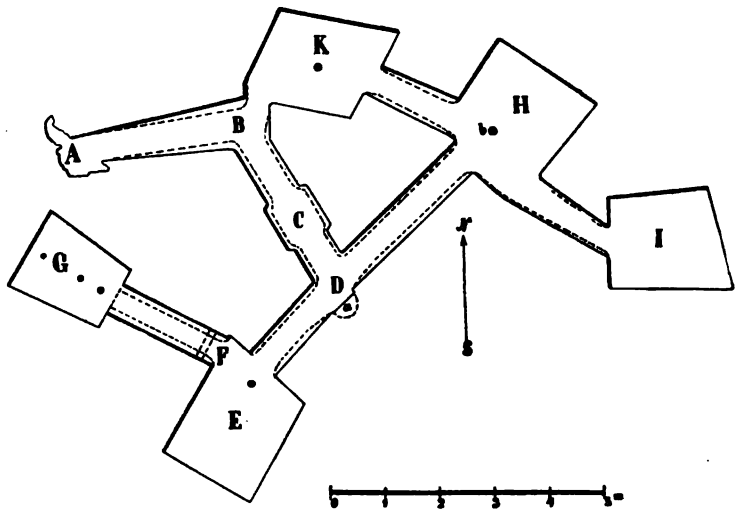


Fig. 46. Grundriss.

Territoriums und die Bohrungen, womit die Durchführung geschlossen ward.

Wenn man vom Schlosse Lechwitz den Fahrweg nach dem Dorfe Borotitz einschlägt, so ersieht das Auge — da, wo die Scheidung der Aecker der Gemeinden Lechwitz und Borotitz beginnt — eine sanft aufsteigende Berglehne, „Hutweide hinterm Posthaus" genannt, deren abschüssiger Theil einen Feldercomplex einnimmt, welcher sich bis zu besagtem Fahrwege hinzieht und im Kataster mit dem Namen „Gruben-Aecker" verzeichnet ist. Hier findet sich sub Nr. Toppo. 1050 jene Parcelle von 775 □Klaftern Ausmass, auf welcher in einer Entfernung von 45 Wiener Klaftern vom Fahrwege der Borotitzer Ansasse Cyrill Schalk Nr. Cons. 21 durch sein Pferd den Eingang in die Sandsteinstollen eruirte.

Die ganze Anlage zeigt einen humusreichen Boden und lohnt dem Oekonomen in reichlichem Masse seine Mühe.

[1]) Laut Bericht des Herrn K. Fischer.

Knapp neben der Parcelle zieht sich von der Berglehne herab ein durch Gussregen gebildeter schmaler Wasserriss, auf dessen Rain wenige Gebüsche von Hagebutten vegetiren und zugeschwemmter Sand anlagert. Der Boden ist weiche Erde und compacter Letten, steinfrei, die in einer Mächtigkeit von 2′ 4″ auf Kieselconglomerat, und ob dem noch eine Schicht Lehm habend, fussen. Unter dem Conglomerat beginnt schon der Sandstein, der sich bis zur Höhe des Berges zieht und hier einen Lauf von 70° ins Innere dieser Anhöhe hat, auch am obern Theile des Wasserrisses stellenweise zu Tage liegt.

Von der Hutweidenparcelle Nr. 1045 angefangen bis zum Plateau der Berglehne wachsen, jedoch zerstreut, einzelne Weiden (Salix alba), ein Beweis, dass der Untergrund genug Feuchte zu ihrer Ernährung besitzt. Die Lage sämmtlicher Parcellen auf dem „Grub-Aecker"-Complex ist eine nordwestliche.

Wie bereits erwähnt, gelangt man vom Borotitzer Fahrwege, 45° aufsteigend, auf der Parcelle Nr. 1050 zu dem Punkte, wo die Einfahrt in die Stollen beginnt.

Obwohl sich hier bei Eruirung des Ganzen der Boden senkte und anfangs einen Trichter von 3′ Durchmesser bildete, so musste doch ein 6′ quadratischer Durchstich gemacht werden, um halbwegs einfahren zu können. Es ist bis zur Sohle eine Tiefe von 9′. Davon entfallen 2′ 4″ auf die Humusanlagerung, 1′ auf das Kieselconglomerat und 5′ 8″ auf den Sandfelsen, der hier seinen Beginn ganz deutlich vorweist, somit auch der eigentliche Eingang zu den Höhlen war, weil die Erdmasse im Fortlaufe des Feldes gegen den Fahrweg zu vom Sandstein nicht mehr unterbrochen wird und auch hier sich mächtig bis zu seiner Sohle angelagert hat; eine Folge der vielen alljährlichen Zuschwemmungen. Auf diese Art wuchs der Humus und überzog das ganze Sandsteinlager, mithin auch den Eingang (Fig. 46, *A* und Fig. 52, S. 166).

Eine sanfte Senkung führt den Besucher durch den ersten, 1° 4′ langen Gang nach Osten (Fig. 46, *A* bis *B*). Seine Breite ist bei $A = 2'$ und erweitert sich bis zu *B* im mittleren Höhendurchmesser auf 3′. Nimmt man nun dessen Höhe von ebenfalls 3′ dazu, so ergibt sich eine vollständige Construction aus dem Quadrate, die nicht ein Werk des geometrischen Verhältnisses, sondern rein Zufall ist (vide Fig. 53. Durchsicht zum Eingang, von innen gesehen).

Von hier aus wendet sich der Gang nach Süden, er hat eine Länge von 1° 3′ 6″ (Fig. 46, *B* und *D*), die Höhe ist 3′ 6″ und die Breite an der Sohle 2′, in der Ausbauchung jedoch 2′ 6″. Bei *C* findet sich im Gange eine quadratische Erweiterung von 3′. Nun erfolgt das Zusammentreffen dreier Gänge bei *D* und da ist die Höhe 4′ 6″. Die Mittelwand vertieft sich etwas und ist 2′ breit, hat auch eine Nische ausgehauen, deren Breite 1′ 8″ und die Höhe 2′ beträgt (Fig. 46 *a* und Fig. 54, Ansicht *D*, von *C* aus gesehen).

Wendet man sich durch den dritten Gang — der eine Sohlenbreite von 1′ 6″ und im Mitteldurchmesser

2′ zählt — zur ersten Cabine *E*, so erblickt man eine unregelmässige Viereckform eines im Spitzbogenstil gehaltenen Gemaches, das 1° 1′ lang, 1° breit und 5′ 8″ hoch ist. Im Spitzenschluss befindet sich ein Luftloch. Aus dieser Cabine (Fig. 46, *E*, Fig. 47 und Fig. 55, Ansicht *F*) zieht sich südwestlich ein vierter Gang von nur anfänglich 3′, später blos 2′ Höhe und mit dem dritten Gange in fast gleicher Breite 1° 1′ längs zur zweiten Cabine hin, der bei 1′ von seinem Eingang eine 9″ hohe Steinstufe hat, die nicht geflissentlich gemacht, sondern als harte Eisensteinader zu dieser Stufe geformt ward, weil die Sprengung mit Mühe bewerkstelligt worden wäre. Die zweite Cabine (vide Fig. 46, *G*, Fig. 48 und Fig. 56, Ansicht *G*) in Form eines länglichen Vierecks und Spitzbogens, deren Längenseiten 1° und beide Breiten 4′ und 5′ Mass geben, hat am obern Schluss drei Luftlöcher. Ihre Höhe ist 5′ 9″. Nun macht man den Weg wieder zurück und geht bis *D*, wo die drei Gänge zusammentreffen, schreitet in der Verlängerung des dritten, 3′ 8″ hohen Stollens 1° 3′ 6″ gegen Norden und befindet sich in der dritten Spitzbogencabine (Fig. 46, *H*, Fig. 49), welche ein Viereck von 1° 1′, in ihrer Höhe jedoch 5′ 3″ vorweist, mit ebenfalls einem Luftloche. In diese Cabine münden drei Verbindungsgänge, alles symmetrische Mass und systematische Verhältniss ausgeführt wurden. Sämmtliche fünf resp. sechs Verbindungsgänge sind von niederer Lage im gedrückten Spitzbogen und bauchiger Mitte in reinen gelben Sand ausgeschaufelt. Deren grösster Durchmesser beträgt an der Sohle eine Breite von 2′, in der Ausbauchung 3′ 6″ und in der Höhe 3′ 9′. Nur die Zusammentretung der drei Gänge bei *D* weist eine Höhe von 4′ 6″ vor. Die fünf meist viereckigen Cabinen sind, mit Ausnahme des letzten, im Rundbogenstil gewölbten Gemaches, im Spitzbogen rein und glatt ausgeführt und weisen deutlich die Spuren der Schaufelhandhabung nach.

Im Durchschnitt geben sie als grösstes Mass eine Höhe von 1° 9″, eine Breite und Länge von 1° 1′.

Davon ist die dritte Cabine die räumlichste, die vierte jedoch die höchste. Die sämmtlichen Luftlöcher bilden äusserst reine ausgebohrte hohle Cylinder von 4″ Durchmesser, die am obersten Schluss des Sandsteinfelsens mit herabgerollten Steinen verrammelt waren. In den Wänden der Verbindungsgänge sowie in den Cabinen sind stellenweise dreikantige 1′ tiefe Löcher ausgemeisselt.

Der Gesammtzug dieser unterirdischen Stollen ist mehr trocken als nass und die Ursache davon die Lettenschichte, welche so wenig als möglich eine Feuchtigkeit

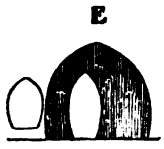


Fig. 47.

Fig. 48.

Fig. 49.

Fig. 50.

Fig. 51.

Verticalrisse.

davon der fünfte Gang von 5′ Länge, 2′ Breite, anfänglich 3′ 6″ und schliesslich 3′ 9″ Höhe uns in die vierte Cabine bringt. Dieselbe hat die Anordnung eines Trapezoids (Fig. 46, *J*, Fig. 50), dessen Längenwände zu 1° und 1° 1′, die Breitenflächen 5′ und 6′ messen, im Spitzbogenschluss aber kein Luftloch hat. Die Höhe ist 1° 9″.

Von da macht man wieder den Weg in die dritte Cabine und gelangt zum letzten, sechsten, eigentlich in die Fortsetzung des fünften Ganges. Derselbe, 1° lang, 2′ breit, 3′ 4″ hoch, führt uns ins letzte, fünfte Gemach, welches die Form eines schiefen Längenvierecks hat, dessen Seiten eine Länge von 1° 1′, 1° und in der Breite 5′ 6″ haben. Die Höhe beträgt 1° 6″. Hier weicht die Form vom Spitzbogen ganz ab und zeigt eine Decke im Rundbogenstil. Knapp in der einen Ecke geht ein äusserst kleiner Ausgang, durch den man blos kriechend durchschlüpfen kann und mündet in den ersten Stollengang ein. Derselbe scheint ursprünglich nicht gewesen zu sein.

Somit hier der Schluss der unterirdischen Erdhöhlen (Fig. 46, *K* und Fig. 51).

Untersuchung.

Betrachtet man den Grundriss, so ergibt sich eine Längenausdehnung von 7° und eine Breitenweite von 5° 2′ der Gesammtstollen, was beweist, dass selbe ohne eindringen liess, sonst wären selbe durch das poröse Oberlager derart erweicht worden, dass ihr Zusammensinken die natürliche Folge gewesen wäre. Nachdem aber doch ein Theil des herabströmenden Regenwassers durch die vielen Luftlöcher in die Gemächer eindrang, auch viel Erde mit Schlamm ins Innere einschwemmte, dass letztere in einer Mächtigkeit von $^1/_2$ bis $1^1/_2$′ den Boden bedecken, so ist es kein Wunder, dass eben diese eingedrungene Feuchte mit der innern warmen Temperatur einen steten Dunst erzeugte, der sich an die Wände lagerte und selbe erweichte. Man kann ohne Anstrengung die Sandsteinwände abschaufeln, ja selbst tiefe Furchen mit dem Finger einritzen. Eine Sinterung findet jedoch nicht statt.

Einzelne Eisensteinadern ziehen sich bald zum obern Wölbungsraum, bald bleiben sie am Sockel der Wand sichtbar. Im obern Kieselconglomerat erblickte ich auch einige Zinkrauten kleiner Dimension. Weder Pflanzen noch gewisse in solchen Höhlen oft vegetirende Thiere fanden sich vor.

Die fünfte Cabine war bis zur Hälfte verschlammt, musste daher ausgeräumt werden, desgleichen musste der Schlamm in jeder Cabine und jedem Gange bis zur Sandsteinsohle in der Fläche von mehreren Quadratzollen beseitigt werden, um das Höhenmass gehörig zu bekommen.

Um nun ein gehöriges Metrum des Niveaus zu erlangen, ward der östlichste Punkt gewählt, und dieser ergab sich in der Cabine *H*.

Die Bohrung geschah nach oben durch das Luftloch *b*. Mit ziemlicher Schwierigkeit kam der Bohrer an die Tageslichte, und es ergab sich eine Höhenlänge von $15^1/_2{}'$. Der Eingang *A* liegt 6′ tief, so bleibt eine Differenz von $9^1/_2{}'$, was als Senkung der ganzen Stollen zu betrachten ist. Denn je höher die Steigung der Erdoberfläche ober den Stollen ist, desto mehr senken sich selbe unterhalb der Oberfläche, somit lagern sie ganz wagrecht an ihrer Sohle. Diese Bohrung brachte auch Theile von Knochen heraus. Man grub daher von oben den Erdboden ab und fand eine Menge Reste eines Pferdeskeletts. Die Beleuchtung mittelst Grubenlichtern und Fackeln machte einen malerischen Effect und gestattete eine vollständige Bildaufnahme einzelner Scenen, die ich auch in den Figuren 52—56 vorlege.

Fig. 53.

Fig. 54.

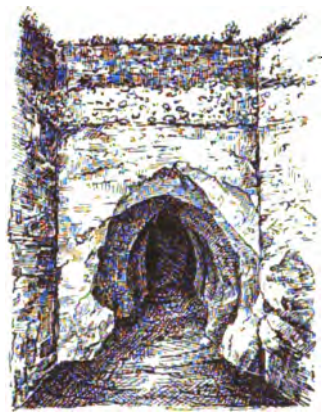


Fig. 52.

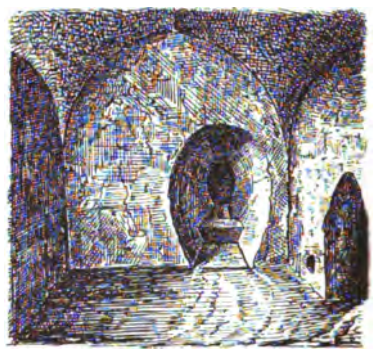


Fig. 55.

Fig. 56.

Resultat.

Der Name des Feldercomplexes „Gruben-Aecker" ergibt den ersten Anhaltspunkt und kommt schon im alten Josefinischen Kataster so verzeichnet vor, daher die Gewissheit, dass auch in viel früherer Zeit die Benennung dieselbe war, die folgends dadurch entstanden sein mag: Wie bekanntlich in früheren Perioden die grossen Grundbesitzer nicht jedes Stückchen Erde verwertheten wie heutzutage, so war diese ganze Strecke eine vollständige Hutweide, bepflanzt mit Bäumen und Gebüsch, wie der gegenwärtig obere Theil der Berglehne „Hutweide hintern Posthaus". Damals lag auch der Sandstein offen zu Tage und gewiss versteckt durch eine ihn umgebende üppige Vegetation. Das Aufstreben der Agricultur-Industrie machte später den Flecken urbar und bildete ihn zu seiner jetzigen Gestalt. Die unruhevolle Zeit der Kriegsereignisse im 17. Jahrhundert, die gegründete Furcht der Landleute um Hab und Gut war Ursache der Anlegung dieser unterirdischen Räume, welche in schnellster Eile das nächstgelegene Versteck suchten, um sicher ihre Habseligkeiten bergen zu können. Daher mögen es die Gemeinden Lechwitz und Borotitz auch gewesen sein, die in jenen Unruhen dieses Werk schafften und schnell vollführten, da ihnen der weiche Sandstein keine Schwierigkeiten zum Ausschaufeln der Gänge und Cabinen machte. Dass sie Alles im rohen Spitzbogen formten, ist eine natürliche Wesenheit der Eile, weil ihnen jede andere Construction mehr Mühe und Zeit gekostet hätte, und auch ein Beweis dafür die niedere Höhe der Gemächer, folglich die Abwölbung sozusagen knapp ober ihren Köpfen entstand. Die gebohrten Luftlöcher wurden zur Verhütung jedes sich etwa erzeugenden Stickstoffs und Schimmels ausgeführt. Bei jedem neuen Eingangsbuge in die Gänge und Cabinen machten sie gegenseitig dreikantige schmale Vertiefungen in die Wände, eine Vorsichtsmassregel, die damals allerorten üblich war und dazu diente, um aus rohen Brettern geformte Thüren mittelst eines Vorlegebalkens unten und oben zu sperren und so gegen annähernde Gefahr sich zu verbarricadiren.

Die grössern dreieckigen Vertiefungen unter der Wölbung in manchem Gemache dienten für die Lampe, desgleichen auch die grosse Nische in der Wand der drei Verbindungsgänge (Fig. 46, *D a*), wo eine Laterne Licht genug verbreitete, um den Weg weiter hinein

verfolgen zu können. Feuer zum Kochen der Victualien hatten sie jedoch nicht gemacht, weil die Wände ganz russlos sind, ein Beweis der Vorsicht, um durch den aus den Luftlöchern emporsteigenden Rauch ihr Versteck dem Feinde nicht zu verrathen.

Die Gänge wurden deshalb so schmal als möglich angelegt und blos für eine einzelne Person berechnet, um den Eindrang der Annähernden zu erschweren, eine Massregel aller Bauten des Mittelalters. Ursprünglich waren blos vier Cabinen, davon das Gemach *H* den Schluss bildete; da sich die Zahl der aufbewahrten Gegenstände aber mehrte, so wurde ein weiterer Gang aus *H* gegraben und die fünfte Cabine *K* gebildet, die durch ihre Rundbogenwölbung von den übrigen im Spitzbogenstil gehaltenen Gemächern auf eine spätere Zeit deutet, wo keine solche Eile die Arbeiter zur Bewerkstelligung drängte. Der Ausgang aus selber zum ersten Einfahrtsgange scheint mehr aus der Zeit herzustammen, wo der Amtmann Zelinka anno 1813 diese Höhlen besichtigte, oder könnte auch nach Abmarsch des Feindes gemacht worden sein, um zur Herausnahme der verwahrten Objecte dienen und Tageslichte in die Cabine spenden zu können.

Die Sage, dass an diesem Hügel (jetzt blos von den Leuten „ödes Dörfel“ bezeichnet) ein Dorf gestanden haben soll, das in den Schwedenkriegen verschwand [1]), sowie die Annahme, dass Alt-Borotitz vor 700 Jahren hier bestand und zu Grunde ging (?), ist nicht stichhältig und könnte sich nur auf das Plateau der Berglehne beziehen, denn die vielfachen Umackerungen der Felder und andere Grabungen zeigten keine Spur von Baumaterial oder alten Mauergründen, die doch da sein müssten, wenn Gebäude hier situirt gewesen wären.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese unterirdischen Erdstollen als Aufbewahrungsorte für die Habnisse der Landleute in den Kriegseinfällen dienten, ja selbst deren Zufluchtsstätte waren. Sie correspondiren ganz mit den unterirdischen Gängen zu Rositschka in Mähren, Trpin, Wachtendorf und Schönbrunn in Böhmen an der Marke des böhmisch-mährischen Grenzgebirgsrückens, die ich in den Jahren 1852, 1853 und 1857 durchforschte, und in welchem ich eine mit den Lechwitzern ähnliche, wenn auch etwas abweichende Anordnung vorfand. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Meinung aufstelle, dass das Jahr 1645 ihnen die Entstehung gab, weil die Schweden unter Torstenson, nachdem sie die Stadt und Burg Znaim einnahmen, ihren Zug über Lechwitz ins Innere des Landes verfolgten und hier die Bewohner vielfach plünderten und drückten.

Ob zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, wo die Preussen unter General von Rottenburg die Gegend fürchterlich brandschatzten, und während der durch die erste französische Revolution hervorgerufenen Kriege zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erdstollen auch benützt wurden, ist nicht nachweisbar. Nach den Aussagen der ältesten Gedenkmänner in Borotitz und der Colonie Philippsdorf waren diese unterirdischen Räume sowohl in den Jahren 1805 wie 1809 durchaus keine Aufbewahrungsorte zum Verbergen von Habseligkeiten vor dem Feinde, weil die besagten Gedenkmänner weder von ihren Eltern noch Grosseltern hievon irgend etwas Näheres in Erfahrung gebracht haben [1]).

Jedenfalls bleiben sie ein interessanter Punkt für die Culturgeschichte des Volkes in Mähren. Zur nähern Vergleichung meiner obbesagten Ansicht lege ich auch den kurzen Auszug der Forschung des unterirdischen Ganges in Rositschka bei. Ueber die Erdräume zu Trpin, Wachtendorf und Schönbrunn in Böhmen vide meinen Aufsatz in den Památky archæologické „Hrad Svojanov“ v Praze 1855, I. B.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass Horky im „Brünner Wochenblatt“ v. J. 1827, p. 54, berichtet, es befinde sich nahe bei Edelspitz (Bezirk Znaim) eine Martersäule, dabei wurde einige Jahre vor 1819, als man den nächsten Weinkeller grub, ein unterirdischer Gang mit ebenso kleinen, engen Gemächern entdeckt, wie man dergleichen, ebenfalls vor nicht gar langer Zeit, auf den Lechwitzer Feldern entdeckte.

Hier will ich meine Angabe — dass diese Höhlen, wie sie die mährischen Landleute mit dem Ausdrucke „Laimgruben oder Lochy“ benennen, wirklich nur Zufluchtsorte in bedrängten Zeiten gewesen waren — in Folgendem begründen:

Wolny besagt in seiner „Chronik der Wiedertäufer in Mähren“ (Archiv österr. Geschichtsquellen, V. B., 1850, 1. Heft, p. 67): „1548 gewaltige Verfolgung in Mähren. Die Grundherren geben die Brüder auf Befehl K. Ferdinand's preis und gebieten ihnen das Land zu verlassen. Also waren die ‚Frommen‘ gezwungen, ‚Rottenweiss‘ bis in das Jahr 1554 in Trübsal vnd in Wäldern ‚auch in Löchern der erden‘ herumzuziehen vnd zu wohnen. Vnd die Diener Gottes waren also geflissen, die Frommen immerdar zu besuchen vnd sie zu vermannen bej Tag vnd nacht, das sie steiff an der erkannten wahrheit halten sollen.“

Ferner besagen die Gemeinde-Gedenkbücher von Trpin und Wachtendorf in Böhmen, hart an der Grenze Mährens, wo auch derartige unterirdische Stollen bestehen, dass sie Zufluchtsstätten der Bewohner während des Einfalles der Sachsen nach dem Jahre 1629 und der Schweden 1642 gewesen sind.

Dass aber auch anderwärts die unterirdischen Gänge schon viel früher Zufluchtsorte für die bedrängten Landleute gewesen waren, ersehen wir aus einer Notiz in den Verhandlungen des historischen Vereins zu Regensburg 1879, 26. Bd., p. 260, wo es heisst:

Der Abt Poppo von Niederaltach († 1229) und sein Kloster hatten 1226 im Kampfe der Ortenburger gegen die Bogner viel zu leiden. Er schildert diese Leiden und Bedrängnisse selbst in einer Schrift, welche jetzt in einer Abschrift in Wien (Codex palat. 413) sich befindet.

[1]) Wolny's Mähren, 3. Bd., p. 358, schreibt von der Oedung „Teutsch-Borotitz“, die anno 1584 in der Nähe des Dorfes Borotitz situirt lag.

[1]) Bericht des k. k. Bezirksamtes zu Znaim ddo. 20. Mai 1858, Z. 5533.

Darin heisst es fol. 184: „Homines nostri (= Altahenses coloni) ubicunque rerum suarum aliquid absconderunt in fossatis vel in silvis vel in ecclesiis, castrenses ..... acceperunt". Also die Bauern hatten Fossata, um ihre besseren und werthvolleren Sachen in Kriegszeiten zu verbergen, wie sie das Vieh in entlegene Wälder trieben. Und weil damals Fehde, Raub, Plünderung und Brand stehende Artikel waren, so gehörten ohne Zweifel die Fossata auch zu den stehenden Einrichtungen der Landleute, wo bei einer Nothlage vorübergehend selbst die Familie eine Zuflucht fand.

In Mähren kommen übrigens noch an anderen Orten solche unterirdische Gänge vor, wie zu Klobauk, die sehr ausgedehnt sind, und in neuester Zeit (am 1. Juni 1883) wurden während des Neubaues eines Hauses Nr. 12 zu Königsfeld bei Brünn, dem Anton Persch gehörig, durch den Baumeister Ferd. Sehnal unterirdische Gänge aufgedeckt, welche jenen von Lechwitz sehr ähnlich waren. („Brünner Zeitung" 1883, Nr. 127.)

Der unterirdische Gang in Rositschka (Brünner Kreis).

Forschung im Jahre 1857.

Das Dorf Rositschka, auf einer Hochebene liegend, deren Zug dem böhmisch-mährischen Gebirgsrücken sich anschliesst, zählt an 50 Häuschen und kommt bereits im Jahre 1374 als Witthum der Frau Jutka (gebornen von Welzburg [?]), Gemahlin des Ritters Erhard von Kunstadt, vor, wurde jedoch im Jahre 1673 am 3. September von dem Kunstädter Herrschaftskörper getrennt und zum sogenannten Drnowitzer Gute einverleibt. Ob dieses Dorf als ehemaliger Rittersitz eine Veste besessen, kann nicht bestimmt werden, möglicherweise wäre es dadurch anzunehmen, dass, nachdem der Meierhof auf einem Hügel, an dessen Fusse ein Teich sich befindet, steht, hier eine sogenannte Twrza war, in deren Grundmauern man im Laufe der Zeit die Wirthschaftsgebäude baute.

Dieselben waren aber so schadhaft, dass im Jahre 1829 der gegenwärtige Besitzer Herr Emanuel Udalrich Graf Dubsky von Třebomislic einen ganz neuen Meierhof im länglichen Viereck erbaute, und um den Bedürfnissen des Uebernachtens während der Jagd in diesem gebirgigen Gaue zu genügen, auch ein Sommerschlösschen resp. Jagdhaus in die Vorderfront der Oekonomiegebäude einfügte.

Da mir erzählt wurde, dass ein unterirdischer Gang sich hier befinde, den die Bewohner des ehemaligen Hofes, namentlich der früher hier wohnende alte Jäger, als Keller benützten und einmal einen dumpfen Knall hörend, einen Theil eingestürzt sahen, davon man auch Spuren beim neuen Baue von 1829 fand, so unternahm ich mit Bewilligung des Herrn Besitzers im Sommer des Jahres 1857 eine Forschung, die nachstehendes Resultat erzielte:

In der Wand des Jagdschlosskellers gegen die Teichseite zu, circa eine Klafter unter der Fläche des obern Erdbodens zeigte sich eine Steinwölbung, die den geringen Spuren nach den muthmasslichen Eingang zum Bereich meiner Forschung vorwies. Nachdem sämmtlicher Schutt und die angehäufte Erde, die das Ganze verbarricadirten, beseitigt waren, fand ich einen kleinen mit Steinen ausgelegten und mit Steinplatten bedeckten Eingang zu einem Stollen, dessen Ausmauerung blos 4′ in die Weite geht. (Siehe Fig. 57.) Neuerdings musste das Weiterschreiten durch Wegräumung der Erdmassen gewonnen werden. Hier ist der Stollen schon in Felsen gehauen, geht bald auf, bald nieder, ist oben gerundet und misst 4′ Höhe, 4′ Breite. So läuft der Schacht in einer Diagonale 5° 2′ fort, wo sich plötzlich drei Ausläufer zeigen. Der in gerader Richtung bringt uns durch eine kleine Oeffnung in ein rein ausgehauenes vierkantiges Gemach, dessen Decke im Halbzirkel fort Wassertropfen herabfallen lässt, die den Boden zu einem Bassin bildeten, denn wenn man eintritt, so sinkt der Fuss bis zu den Knien in Wasser und Erde, welche eine grüngelbliche Färbung haben, sonst aber ohne alles Thier- und Pflanzenleben sind.

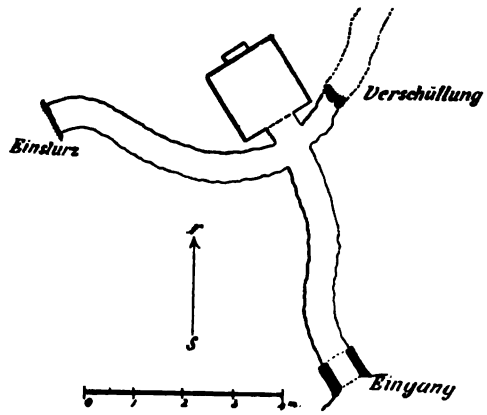


Fig. 57.

In einer Wandseite ist ein kleines viereckiges Räumchen gleich einem Fenster eingehauen, wahrscheinlich zum Behälter für allerhand Gegenstände. Dieses Gemach ist 8′ hoch und 10′ breit.

Der zweite Ausläufer rechts ist ganz verschüttet, erlaubte daher trotz angestrengter Abräumung seines Inhalts kein Weiterschreiten; der dritte linker Hand aber führt aufwärts in gebogener Linie eine Strecke von 5° 1′, wo er auch ganz verschüttet und mit Wasser gefüllt zum Rückzuge mahnt. Hier schienen mir kaum 4′ bis ans Tageslicht durch den Erdboden zu sein.

Dieser gesammte unterirdische Gang, in weissen Glimmerschiefer gehauen, ist von der Feuchtigkeit bedeutend erweicht, so dass der Stein wie Letten sich kneten lässt, ist mit Eisenoxyd ganz inficirt in Folge des eisenhältigen Wassers der Gegend und lässt den Besucher blos auf dem Bauche oder theilweise auf allen Vieren vorwärtskriechen, da die abrollenden Steinmassen — ohnedies poröser Natur — sammt der Erde zu Boden fallen und so den Stollen nach und nach gänzlich verschütten werden. Einige gefundene Stücke morschen Holzes beweisen, dass einst Tramen hie und da eingepasst waren. Sonst war die Luft darin nicht drückend, und das Licht brannte gut. Ausser Topfscherben, einigen

Nägeln und einem Eisenschlüssel fand ich beim Graben nichts weiter.

Der Zug des Ganges beginnt ostwärts, geht nordwestlich bis zu jener Stelle, die mir ein Vordringen nicht mehr gestattete, und soll einer Sage nach circa 800°, also 18 Minuten unterhalb des herrschaftlichen Feldes „za dworem u wubce“ nördlich ausmünden, da, wo die Grenze das Rositschkaer Gebiet von dem Oelsner trennt und ein Brünnlein zwischen Corylushecken aus der Erde entquillt. Dieses Brünnlein kommt aus einem Felsenlager, und das Senkblei zeigte eine Tiefe von 5′ 3″.

Ob dieser unterirdische Gang schon zur Zeit der Veste (?) bestanden und ein Rettungsweg bei drohender Feindesgefahr war, kann nicht bestimmt werden, eher ist anzunehmen, dass zur Zeit der Schwedeneinfälle die bedrängten Bewohner sich ein Versteck hier bildeten, um ihre Habseligkeiten und etwa die eigene Person auch darin zu bergen, welche Muthmassung das Gemach mit dem Fensterchen bestärken dürfte, da in der nächsten Grenznachbarschaft zu Trpin und Wachtendorf in Böhmen derartige unterirdische Stollen auch bestehen und in den Gemeinde-Gedenkbüchern als authentische Zufluchtsstätten der Bewohner vor den raubgierigen Horden verzeichnet sind; denn es ist bekannt, dass nach dem Jahre 1629, wo sich der König von Schweden mit dem Kaiser entzweit hatte, das Land viel Ungemach durch Feindeshand erlitt.

Zuerst waren es die Sachsen, die das Königreich Böhmen überschwemmten und bis an die mährische Grenze streiften. Doch blieb noch Mähren immer unbeschädigt, bis anno 1642 der schwedische General Torstenson einen Theil seines Heeres nach Mähren einrücken liess und im darauffolgenden Jahre selbst über Leitomischl in Mähren einbrach. Die bestürzten Einwohner flohen, wohin sie nur konnten, versteckten sich mit Weib und Kind und Vieh in den dichtesten Wäldern und Höhlen, fiel aber dennoch Jemand in feindliche Hände, so wurde er auf das Grausamste gepeinigt, mit den Füssen auf einen Baum gebunden und durch schmerzliche Schläge auf die Fusssohlen zur Offenbarung der verborgenen Mitangehörigen und Schätze angehalten.

Aus dieser Zeit also mag der unterirdische Gang in Rositschka seinen Ursprung haben.

Der Burgberg bei Jägerndorf in Schlesien.

Von

Richard Kulka, cand. jur.

Die Fundstelle, deren Ausbeute mir vorliegt, befindet sich auf dem 437 m hohen Burgberge, einem Ausläufer der Sudeten, der sich mit seinem streng nach Norden gerichteten Rücken senkrecht auf den Lauf der an seinem Fusse sich hinschlängelnden Oppa stellt. Nach dieser und der Ostseite steil abfallend, senkt sich sein einem sehr spitzen Dreiecke gleiches Plateau nach Süden etwas sanfter, in die sich anschliessenden Hügel übergehend. Nur auf dieser Seite ist der Blick durch die Unmasse gleich Wellen sich erhebender Kuppen behindert; im Südosten dagegen erreicht er noch die Spitzen der Karpathen, kann er die breit sich dazwischen dehnende Ebene durchschweifen, bis er an den im Norden gegenüberliegenden Hügeln vorüber, in dem eng sich zusammenschliessenden Goldoppa-Thale oder an dem über das Schwarzoppa-Thal hervorragenden Altvater ausruhen kann. So erscheint der Berg wie ein von der Natur aufgethürmter Vorposten.

Verfolgen wir den Lauf der Oppa, so begegnen wir auch weiteren Zeugen einer Besiedelung in prähistorischer Zeit. Vier Meilen oberhalb ihrer Mündung in die Oder finden wir Reste einer menschlichen Ansiedelung, eine Meile weiter flussaufwärts wiederum eine und zwei Meilen über dieser befinden wir uns an der unserigen. Den Funden nach besteht ein Zusammenhang zwischen diesen Fundstellen in der Weise, dass die mittlere die bedeutendste ist. Sie erscheint es schon insofern, als sie die meisten Funde aufweist. Es lässt sich aber auch eine innere Begründung dafür aus der Beschaffenheit der anderen finden. Die erste, in Troppau, kann von nur wenigen Bewohnern herrühren, da für die Annahme einer grösseren Bewohnerzahl nicht genug Reste vorhanden sind. Dass sie aber mit der mittleren bei Kreuzendorf im Zusammenhange steht, ergibt sich einestheils aus der Gleichartigkeit der gefundenen Gegenstände, anderntheils daraus, dass dieselben, unter mehr als $2^1/_2$ m hohem Erdreiche liegend, in entsprechenden Niveaux aufgedeckt wurden. Was die dritte, auf dem Burgberge bei Jägerndorf anbelangt, so haben wir allerdings nur wenige Funde als Anhaltspunkte. Diese ergeben aber zur Evidenz, dass hier derselbe Stamm sich niedergelassen hatte, wie an den beiden anderen Stellen. Dieselbe Form der Thongefässe, dieselben Verzierungen, dieselbe Herstellungsweise, vor Allem die ihnen eigenthümlichen zwei Buckel lassen keinen anderen Schluss zu. Einen weiteren Stützpunkt hiefür finde ich in dem, was mir über vor circa 30 Jahren zahlreich hier gefundene Feuersteine gesagt wurde, von denen aber nur noch zwei vorhanden sind.

Die Troppauer Funde gehören, wie von anderer Seite nachgewiesen wurde [1]), einem Volke an, das Feuerstein benutzte. In Kreuzendorf fand ich selbst derlei Arte-

[1]) J. H. Jeittelles, Die prähistorischen Funde von Olmütz, Mittheil. d. Anthrop. Ges. Bd. I, S. 222.

facte; hier sind noch Spuren solcher erhalten. Und doch unterscheidet sich die Jägerndorfer Stelle von den übrigen in zwei Punkten. Um die Jägerndorfer Ansiedlung zieht sich ein Schlackenwall herum. Einige Gegenstände aus Bronze, welche hier auch gefunden worden sein sollen, stehen isolirt da. Ausserdem ist es nicht ganz gewiss, ob sie hier, ob nicht auf einem gegenüberliegenden Berge oder dessen als prähistorische Fundstelle gekennzeichnetem Fusse gefunden wurden.

Der Schlackenwall, innerhalb dessen die prähistorischen Stücke gefunden wurden, gewinnt, wenn nicht schon durch diese, so durch seine Position die rechte Bedeutung. (Siehe Fig. 58.) Er befindet sich nämlich gerade auf der Kreuzendorf zugewendeten Ostseite. Dass er sich auf der steileren Seite hinzieht, ist nur ein den Ansiedlern zu Statten kommender glücklicher Umstand. Jedenfalls sollte er an dieser Seite Schutz und Abwehr bewerkstelligen. Von dieser Richtung drang

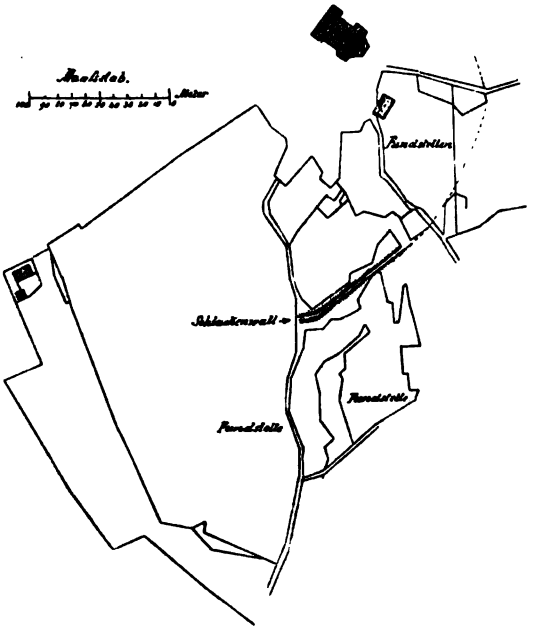


Fig. 58.

der Feind heran, in ihr lag die auf Kreuzendorf gerichtete Fluchtlinie der Besiegten, um beim Walle angelangt ein Letztes zur Rettung ihrer Existenz zu versuchen. Damit hat sich die Situation der drei Fundorte auch geklärt: bei Troppau eine kleine Ansiedlung als Vorhut des Hauptortes bei Kreuzendorf, auf dem Burgberg das ultimum refugium.

Was nun die nähere Beschaffenheit des Walles anbelangt, so ist er ein Langwall, der blos an seinen rechtwinklig umgebogenen Nord- und Südenden, die den Burgberg umfassen, von dieser Gestalt abweicht. Diese seine Richtung wird theils aus den noch vorhandenen wenigen Spuren erkannt, anderntheils sprechen auch die Berichte der älteren Bewohner des Berges davon. Die glasigen, im Korne oft dem feinsten Bimsstein gleichkommenden verschlackten Steine zogen zuweilen von weither Tischler und andere Handwerker herbei, welche sich derselben sowohl zum Schleifen, als auch zur Herstellung von Streichholzfässern bedienten. Am meisten büsste aber der Wall durch die Benützung seines Materiales zur Strassenschotterung und zum Bahnbaue ein. Vergleicht man die Schlacke, besonders weniger gebrannte Stücke, mit der den Berg bildenden Grauwacke, so ist es unverkennbar, dass sie aus derselben hervorging, aber auch dass eine gewaltige Hitze erforderlich war, um diese schwer schmelzbaren Massen in Fluss zu bringen und auf diese Weise zu verkitten. Zur Entwicklung derselben wurde nach den vorhandenen Holzkohlen-Resten Fichte, Föhre und Tanne verwendet, Nadelhölzer, welche noch jetzt in vorzüglicher Weise den Waldreichthum Schlesiens bilden. Eine Ansicht geht dahin, dass zwischen die Steine Holzstücke gelegt worden seien, um schneller die entsprechende Hitze hervorzubringen, und stützt sich auf holzstructurähnliche Eindrücke in der Schlacke, besonders an den zusammenstossenden Seiten. Es ist dies nicht anzunehmen, weil die Eindrücke für Holzfasern zu tief sind, vor Allem aber, weil das Holz niemals so dicht abgeschlossen war, dass nicht die in den Fugen vorhandene Luft lange vor dem eintretenden Schmelzprocesse die Verbrennung herbeigeführt hätte. Ausserdem müssten sich entsprechend grössere Hohlräume vorfinden, während dieselben nicht 4 cm³ übersteigen. Vielleicht darf ich diese Eindrücke dem Umstande zuschreiben, dass die Masse nie so gleichmässig und leicht flüssig wurde, um die Fugen und Hohlräume rasch und vollständig zu schliessen, dass also der geschmolzene Stein Zeit hatte, zu fliessen und bei seiner Zähigkeit, befördert durch Gasbläschen, diese holzähnlichen Streifen zu bilden.

Die Länge des Walles beträgt circa 500 m, seine Breite circa 3 m. Seine Höhe, sowie die Tiefe seiner Sohle konnte ich aber, so wünschenswerth gerade diese Daten gewesen wären, nicht ermitteln und auch nicht erfragen.

Verzeichniss der gefundenen Gegenstände.

Thongefässe[1]). Die Gefässe weisen recht gefällige Formen auf und sind im Allgemeinen mit grosser Präcision ausgeführt. Das Material ist theils reiner Thon, theils solcher mit Graphit vermengt oder mit grob gestossenen Gefässresten durchsetzt. Die aus letzteren gefertigten Gefässe haben dann einen schwarzen Kern, der auf beiden Seiten mit einer feinen gleichmässigen Schichte röthlichen bis röthlichgelben Thones überzogen ist, und sind viel schwächer gebrannt als die durchaus schwarzen. Ein solches ist Fig. 2 abgebildet. Sie fanden sich circa 60 cm unter dem Erdboden, in Entfernungen von circa 0·6—1·2 m, mitunter auch übereinander gestellt, zum Theil in und ausserhalb des Walles, zum Theil am Fusse des Berges beim Lehmgraben am sogenannten Rothen Bau.

Eine grosse Urne aus Thon mit Graphit glänzend schwarz überzogen (Fig. 61). Höhe = 17·3; Durchmesser der Oeffnung = 14·6; Bauchung = 20·0; Basis = 8·6; Wandstärke = 0·5. An der Seite befindet sich ein 11 cm grosser Henkel, welcher

[1]) Mit Benützung von Peter's „Burgen und Schlösser im Herzogthum Schlesien". Teschen 1879.
Maasse der Objecte in Centimetern.

mit einer breiten Rinne versehen ist. Durch diesen Henkel und 6 hervorstehende Vertical-Riefen wird der Umfang in 7 Felder getheilt, welche in der Bauchhöhe durch diagonale Striche wiederum getheilt sind. Die hiedurch entstandenen Felder sind mit Strichen von rechts nach links und umgekehrt verziert. Die Striche selbst wurden mit einem abgerundeten Instrumente erzeugt. Das Gefäss ist zur Hälfte mit grob gebrannten Knochenstücken gefüllt. (Troppauer Museum.)

Eine andere grosse Urne (Fig. 64) von napfförmiger Gestalt aus weichem, grauem Thone scheint mit einer Art Glasur überzogen gewesen zu sein (welche an den meisten Stellen abgebröckelt ist). Sie ist mit groben, gebrannten Knochenstücken zu einem Viertel gefüllt. (Troppauer Museum.)

Eine grosse Urne von schüsselartiger Gestalt aus hartem, aussen rothem, innen schwarzem Thone. Höhe = 11·3; Oeffnung = 24·0; Bauchung = 27·0; Basis = 9·3; Wandstärke = 0·9. An der grössten Erweiterung des Bauches befinden sich in gleicher Entfernung 4 Buckel, über jedem 3 halbkreisförmige Striche, zwischen denen sich 3 kurze senkrechte Riefen erheben. Das Gefäss ist fast ganz mit groben, gebrannten Knochenstücken, Strohresten und Lehm angefüllt. (Peter's Besitz.)

Henkeln befinden sich an der grössten Bauchung 2 schwach hervortretende Buckel. Höhe = 8·0; Oeffnung = 8·0; Bauchung = 11·0. In derselben befand sich der Henkel (Fig. 63) eines wahrscheinlich schalenförmigen Gefässes, der mit einem Grätenornament verziert ist, in dessen Winkelspitzen sich Ringelchen befinden. (Jägerndorfer Volksschule.)

Ein Gefäss von der Form des vorigen in circa zweifacher Dimension desselben. (Troppauer Museum.)

Rest eines aus feinem, gelbem Thon hergestellen Gefässes (Fig. 60). Es weist ein ähnliches Ornament wie Fig. 61 auf, bei ihm fehlen aber die hervorstehenden Riefen. Aus einem dazu gehörigen Scherben ist anzunehmen, dass es einen kleinen Henkel hatte.

Ausserdem sind einige Reste mit Graphit geschwärzter Gefässe, durchaus von Schalen, vorhanden, deren Wandstärke circa 0·3 beträgt. Sie deuten alle auf die in Fig. 62 abgebildete Form, deren Original bei Kreuzendorf, $4^1/_2$ m tief, im angeschwemmten Schotter gefunden wurde. Der Durchmesser dieser Schale beträgt 11·0, Tiefe ca. 5·0. Ihr Henkel ist 2·0 breit und hat eine seine Mitte durchziehende starke Rippe.

Zwei Henkelreste.

Fig. 59.
Fig. 60.

Fig. 61.

Fig. 62.

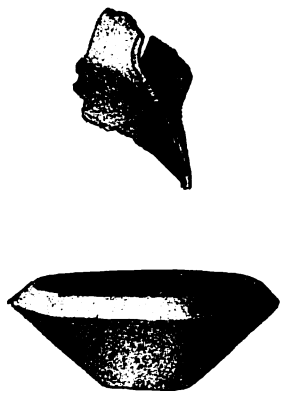


Fig. 63.
Fig. 64.

Eine grosse Urne aus gröberem mit Graphit vermengtem Thone. Die Oeffnung ist rund, der Bauch aber achteckig. Höhe = 9·5; Oeffnung = 6·8; Bauchweite = 10—12; zweihenklig, die Bauchung gekantet. (Brünner Museum.)

Ein sehr zierliches Näpfchen aus feinem Thone mit Graphit vermengt. Höhe = 8·0; Oeffnung mit Ausbug = 6·8; Ausbauchung = 8·0; Basis = 1·8; Wandstärke = ca. 0·1. Der Bauch ist mit schiefen Strichen geziert, welche sich in einem Winkel oben berühren.

Zwei Opferschalen aus lichtem Thone ohne alle Verzierungen.

Eine andere Schale mehr napfförmig, aus Thon, mit Graphit überzogen, unverziert. (Sämmtlich im Brünner Museum.)

Der Thon einer anderen Urne (Fig. 59) enthält Glimmerschüppchen, scheint also mit einem ganz feinen Sande vermengt worden zu sein; sie ist aussen und innen mit Graphit geschwärzt, jedoch zeigt die äussere Bodenseite und der daran schliessende Theil der Bauchung die ursprüngliche, gelbe Farbe des Thones. Die Wand ist in der Peripherie so ziemlich gleich stark circa 0·3, verdickt sich aber in der Bauchung. In gleicher Entfernung von den verhältnissmässig kleinen

Waffen. Die Figuren 65—67 (S. 172) zeigen die Typen der aus Schiefer, Grauwacke, Granit und Serpentin gefertigten Hämmer im Troppauer Museum.

Die Länge der Hämmer des grösseren Typus, Fig. 66, variirt zwischen 11 und 14. Die Breite zwischen 4 und 7, die Dicke zwischen 2·5 und 4·5. Das Loch ist fast durchaus 2·5 weit. Die Seiten sind ein wenig nach aussen gebogen. Vom Typus, Fig. 67, ist ein 11·0 langer Hammer vorhanden. Breite = 4·0, Höhe = 4·6, das Loch = 1·6. Die Seiten sind gerade; Granit. Typus Fig. 65. Flacher 9·0 langer Hammer, 4·2 breit, 2·2 stark, Loch 1·7. Mit gebrauchten Seiten; dunkler Schiefer.

Meissel. Dieselben sind aus Sandstein, einer aus einem grünlichen Thonschiefer. Sie haben die Form, Fig. 69, die blos in der Seitenansicht zwischen Fig. 68 und 70 variirt. Ihre Grösse variirt zwischen 7·5 und 11·5 Länge, in der Breite oben 2·5—3·7 unten 2·5—5, in der Stärke 0·5—2·3.

Rufstein (Fig. 71). Derselbe, ein fast rhomboïdischer Feuerstein, ist kreuzweise durchbohrt. Hält man die schalenförmig ausgeschliffenen Oeffnungen, ausser der kleinsten, mit P bezeichneten zu und bläst in letztere wie in einen hohlen

Schlüssel, nämlich die Luft nach unten, so gibt er einen ausserordentlich starken Pfiff. Die Länge der Diagonalen ist 4·8 und 6·2.

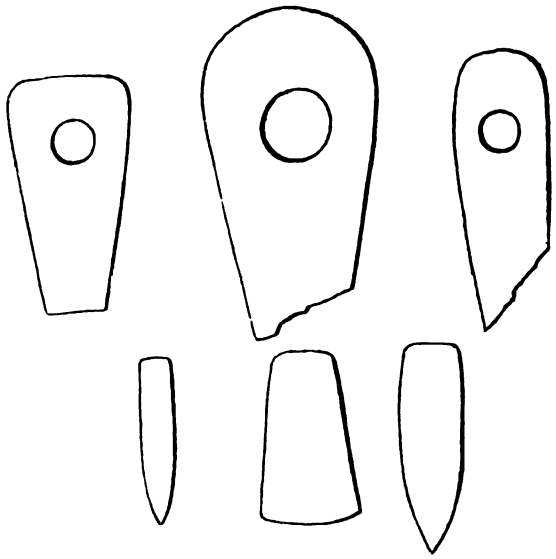


Fig. 65. Fig. 66. Fig. 67.
Fig. 68. Fig. 69. Fig. 70.

dass jene stets im mehr oder minder flachen oder hohen oder aus beiden combinirten Doppelkegeln (Fig. 72—74), diese mit flacher, einer gar mit eingezogener Basis (Fig. 76)

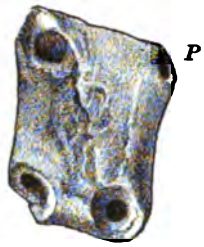


Fig. 71.

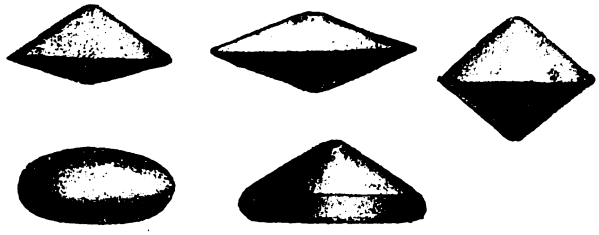


Fig. 72. Fig. 73. Fig. 74.
Fig. 75. Fig. 76.

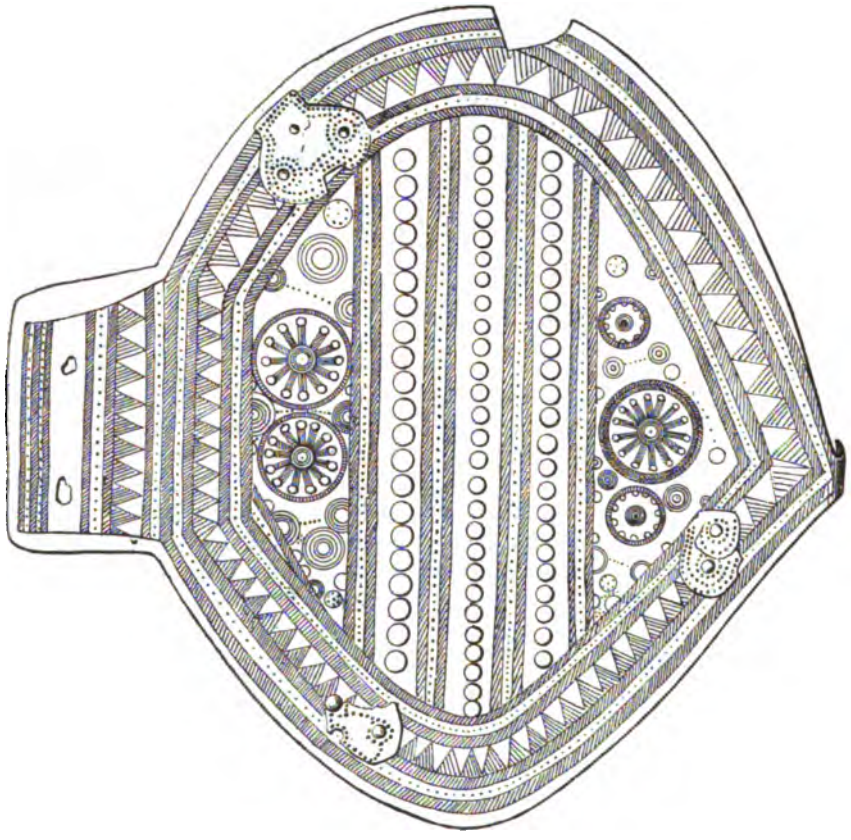


Fig. 77. ca. 1/3 n. Gr.

Thonwirtel. An diesen liessen sich 7 Typen beobachten, von denen 5 stets in geschwärztem, weichem, die 2 übrigen in rothem, hartem Thon vorkommen. Zugleich zeigt es sich, construirt sind, während Typus Fig. 75 durch seine Wulstform überhaupt abweicht. Die wenigsten aber haben Verzierungen: so einer vom Typus 74 auf einer Kegelfläche fünf

radiale gerade Striche, vom Typus 76 fünf um das Loch gestellte Ringelchen, vom Typus 73 vier 2 mm grosse Einkerbungen am Rande. In der Grösse bleiben sie sich ziemlich constant, ca. 4.

Organische Reste. An Thierresten wurden, wie es heisst, grosse Massen von Knochen, Hörnern und Geweihen gefunden, so dass man vor Jahren ganze Wagenladungen wegführte. Interessant ist es zu hören, dass sich auch Reste von Schildkrötenpanzern (?) fanden, von denen sich ein Stückchen im Troppauer Museum erhielt.

Bronzegegenstände. Der Panzer. Die Reihe der nun folgenden Gegenstände zeichnet sich durch gefällige Verzierung aus und dürfte der zu besprechende Panzer (Fig. 77) zu den schönsten Stücken dieser Art gehören. Es ist 32·0 lang, 31·5 breit und wölbt sich circa 15·0 zu einer reich verzierten Fläche empor. Parallel zu dem ein Oval bildenden Rande laufen zunächst zwei Reihen gestrichelter Linien, zwischen denen sich eine Linie vertieft gestanzter Punkte hinzieht. Ich bezeichne dieses Ornament der Kürze wegen mit Punkt-Strichelreihe. Darauf folgt eine Reihe mit der Spitze nach innen gekehrter, mit 5 Strichen ausgefüllter Dreiecke, welche mit der Basis auf der vorgenannten Verzierung ruhen. Auf dieser wiederholt sich der erste Streifen. Auf der linken Seite weicht aber diese gesammte Verzierung von dem reinen Oval ab, indem sie sich auf ihr an einen ca. 6·0 breiten, mit 2 Löchern versehenen viereckigen Lappen, auf der rechten an eine dreieckige, nach innen gebogene, als Haken dienende Spitze anpasst. Der Lappen ist in der Weise verziert, dass sich an die Randverzierung eine Punkt-Strichelreihe anschliesst, an diese Dreiecke, wieder eine Punkt-Strichelreihe, sodann ein leerer, mit den beiden Löchern versehener Raum, endlich drei Strichelreihen, zwischen denen sich Punkte befinden.

Die Hauptfläche des Panzers hat drei schmale in der Mitte, und zwei breite an den Seiten liegende Felder. Die drei inneren Felder werden durch vier Punkt-Strichelreihen hervorgebracht und sind mit 21, resp. 28 und 23 gravirten Kreisen versehen. Das linke Seitenfeld zeigt zunächst zwei in der Mitte nach oben und unten symmetrisch vertheilte Strichelkreise, an deren inneren Rändern ein Mal 13, das andere Mal 12 Ringelchen gestellt sind, von deren jedem 4 Striche zu 4 im Centrum befindlichen concentrischen Kreisen gehen. Zwischen diesen beiden Kreisen an die Punkt-Strichelreihen der Begrenzung schliessen 4 concentrische Halbkreise, die durch Punkte mit einander verbunden sind, zu deren beiden Seiten 2 Halbkreise. In den übrigbleibenden Zwickeln der Felder sind oben 5, unten 4 concentrische Kreise, die ihre Ausläufer in einem innen mit 6 und 7 Punkten gefüllten Kreise finden. Die rechte Seite hat einen aus grätenähnlich gestellten Stricheln gebildeten Kreis, an dessen innerer Peripherie 14 Ringelchen 4 Linien zu 4 concentrischen Kreisen senden. Getrennt durch eine quergestellte Doppelgruppe concentrischer Kreise, ist über und unter diesem grossen Kreise je ein Strichelkreis, an dessen innerer Peripherie 10 Halbkreise, in dessen Centrum 5 concentrische Kreise gezogen sind. Rechts von dem grossen Mittelkreise sind 2 einfache, durch Punkte verbundene Kreise, in dem oberen Zwickel des Feldes eine Reihe theils concentrischer, theils einfacher, an die Randverzierung schliessender Halbkreise, welche einen einfachen, mit 7 Punkten gefüllten Kreis umschliessen, in der unteren 2 concentrische Doppelhalbkreise, zwischen ihnen ein 5 Punkte enthaltender, einfacher Kreis.

Wohl zur Anbringung von Riemen sind auf dem Panzer rechts und links oben zwei unregelmässig vertheilte, mit drei halbrunden Nieten befestigte Bleche angebracht, an deren Rändern und um die Nieten herum eine Doppelreihe mit der Stanze nach oben getriebener Punkte läuft. Ein gleiches Blech befindet sich links unten.

Unzweifelhaft liegt uns hier ein Prunkstück vor, das wohl kaum (seiner geringen Dimension wegen) zum Schutze diente, wie denn auch sein Träger eine nicht zu grosse und starke Persönlichkeit gewesen sein mag. Keinesfalls ist es aber als Schulterstück, welchen Titel es im Schaukasten trägt, zu bezeichnen. Das lässt seine Form und Grösse nicht zu,

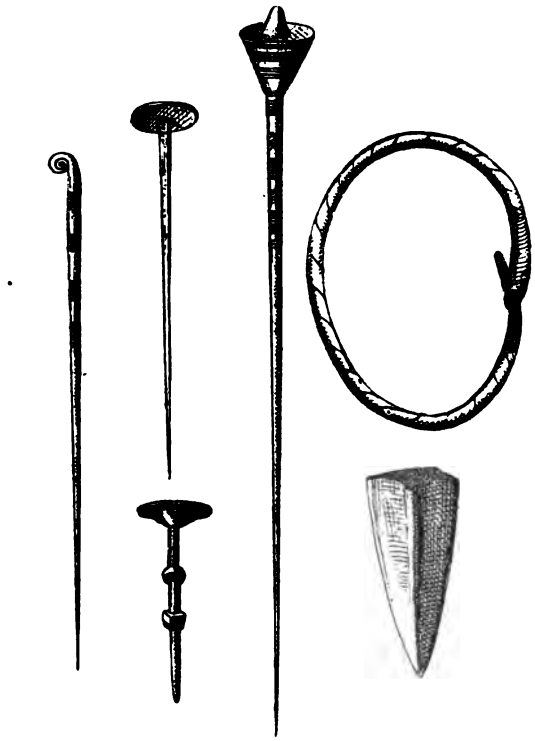


Fig. 78. Fig. 79. Fig. 80. Fig. 81. Fig. 82. Fig. 83.

letztere nicht, da man sich zu ihr nicht mehr eine Hünen-, sondern eine Goliath-Gestalt vorstellen müsste.

Lanzenspitze (Fig. 83), Rest einer solchen, 4·0 lang, 1·8 breit. Mit einer halbrunden Gräte in der Mitte. Die schlank gebaute Waffe war massiv.

Messer. Ebenfalls blos in einem 3·0 langen Bruchstücke erhalten. Der eingezackte Rücken ist 0·4 breit. Auf der einen Fläche sind 2 concentrische, vertieft gepunzte Ringe, die von einer nierenförmig gestellten feinen Punktreihe umgeben werden.

Nadeln. Das in Fig. 81 abgebildete Prachtstück trägt einen 2·0 langen, nach oben mit einem 1·0 langen Zapfen versehenen, 3·0 breiten, kegelförmigen, ein wenig geschweiften Kopf, der in die 28·0 lange eigentliche Nadel übergeht. Um den Kopf läuft dem Rande zunächst eine einfache Strichelreihe, darauf eine Grätenreihe und endlich eine vierfache Liniengruppe. Die Nadel trägt 3 Liniengruppen zu 6, 8 und 9 Ringen, auf deren jede fünf aus 2 Halbkreisen gebildete,

einer Guirlande ähnliche Verzierungen folgen. Die Nadel ist stark, mit Patina bedeckt.

Eine 20·5 lange Nadel (Fig. 78), deren Kopf aus dem schneckenförmig zusammengerollten Ende besteht. Um dieselbe laufen Spirallinien in 10, 11, 12 und 20 Windungen.

Die 15·0 lange, oben hohle Nadel (Fig. 79) hat als Kopf eine einfache, 28·0 breite, runde Platte.

Rest einer Nadel (Fig. 80), 8·0 lang. Der Kopf ist auf der der Nadel zugekehrten Seite eine 2·5 grosse, runde, in

Fig. 84.

einer Hohlrinne geschweifte Platte. Die Nadel selbst ist 1·5 vom Kopfe mit einem kantigen Wulst, ungefähr ebenso weit von diesem von den Seiten eines Würfels umgeben.

Armring (Fig. 82). Derselbe ist aus einem strickähnlich gedrehten, 0·3 starken Metalldraht gefertigt. Der Breitendurchmesser ist 5·8, der Tiefendurchmesser 4·7.

Armspiralen. Dieselben sind aus einem ausserordentlich elastischen, ca. 0·3 breiten, dreieckigen Streifen gedreht. Durchmesser 5·3. Die eine ist 8·5, die andere 2·8 lang; beide sind abgebrochen.

Gussformen (Fig. 84). Fragment. Eine 4·0 breite, 4·75 lange, 0·5 starke Tafel aus Speckstein. Auf der Oberseite hat sie 45 0·25 und 10 0·5 im Durchmesser betragende, halbkugelförmige Vertiefungen, von denen die kleineren in 5, die grösseren in 2 Längsreihen vertheilt sind. Unter diesen befinden sich noch links eine kegelförmige, wahrscheinlich einem Zapfen entsprechende Vertiefung und drei 1·0 weite Höhlungen. Auf der Rückseite bemerken wir 3 Reihen keilförmiger Einritzungen, die dazu gedient haben möchten, den glatten Stein beim Gusse festzuhalten.

Ein Stück zu einer Gussform für Ringe (Fig. 85). Der Stein ist ein feiner Sandstein, der grosse Aehnlichkeit mit der in Oberschlesien vorkommenden Art hat. An einer der schmalen Längsseiten befindet sich eine lanzettförmige Vertiefung, die ebenfalls eine Form abgegeben haben dürfte.

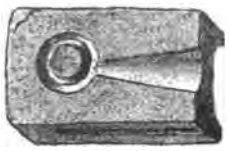


Fig. 85.

Nicht allein diese Formen liefern also den Beweis, dass hier selbst Bronzegegenstände verfertigt wurden, im Troppauer Museum befindet sich auch ein ca. 1·0 starker, ca. 15·0 langer, gerundeter Bronzebarren, der noch keine Spur von Bearbeitung zeigt.

Es ist nicht viel, was gefunden und erhalten wurde. — Ob Hoffnung auf weitere Funde vorhanden ist? Nach meiner kürzlich gemachten Erfahrung ist sie gering, denn der Pflug und Regen scheinen Alles zerstört zu haben und nur eine einzige, jetzt aber auf Jahre unzugängliche Stelle dürfte weitere Ergebnisse liefern. Immerhin genügt wohl das Vorhandene, um die Oertlichkeit mit anderen Gegenden in prähistorischer Beziehung vergleichen zu können.

Durch Schriftentausch eingelangte Druckschriften.

(1. Juli bis 31. December 1886.) [1])

Rad Jugoslavenske Akad. znanosti i umjetnosti. (Sitzungsberichte der südslavischen Akad. der Wissensch. in Agram.) Bd. LXXIX—LXXXI. Philologisch-historische und philosophisch-juridische Abtheilung. XIII. XIV. Agram 1886. 8°. — Knjiga LXXX. U prosl'avu pet deset godišnjice prieporoda hrvatske knjige god 1885. 8°. — S. Ljubića: O napredku arkeologičke znanosti u našoj hrvatskoj zemlji. p. 148—165.

Viestnik hrvatskoga Arkeologičkoga Družtva in Agram. (Vierteljahrsschrift der kroatischen Archäologischen Gesellschaft.) Bd. VIII, Heft 3, 4. Zagreb 1886. 8°.

— Nr. 3. — Kritika. — Sopra le recenti scoperte nell' Istria e nelle Alpi Giulie. — Die Kupfer-Zeit in Ungarn von Franz von Pulszky. — Stazioni umane preistoriche nell' isola di Torcello. — Bemerkungen über die Classificirung prähistorischer Funde in Krain. — Meyer A. B.: Gurina im Obergailthal. p. 82—93.

— Nr. 4. — Vid Vuletić Vukasović: Starobosanski nadpisi u Bosni i Hercegovini (Iscrizioni antiche bossinesi in Bossina e in Hercegovina). p. 115—121.

[1]) Die verehrlichen Institute und Vereine, welche mit uns im Schriftentausch-Verkehre stehen, werden gebeten, die Anführung ihrer Druckschriften an dieser Stelle als Empfangsbestätigung zu betrachten. *Das Secretariat.*

Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam. Tijdschrift. Tweede Serie, deel III. Afdeeling: Meer uitgebreide artikelen. Nr. 1, 2. Amsterdam 1886. 8°. — J. B. Neumann: Het Pane- en Bilastroomgebied op het Eiland Sumatra. (Studiën over Batahs en Batahsche landen). p. 1—315.

— Afdeeling: Verslagen en Aardrijkskundige Medeelingen Tweede Serie, Deel III, Nr. 1—8. Amsterdam 1886. 8°.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde uitgegeven door het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXX. Aflevering 6. Batavia 1885. 8°. — J. Brandes: Transcriptie van 4 oud Javaansche vorkonden op Koper, Gevonden op het Eiland Bali door H. N. van der Tuuk en J. Brandes. p. 603—624. — C. T. H. Campen: Ternataansche Pantoen's. 2e Serie. p. 625—631.

— Deel XXXI. Aflevering 1 en 2. Batavia 1886. 8°.

— Notulen van de Algemeene en Bestuurs-vergaderingen van het Batav. Genootsch. v. Kunst en Wetensch. Deel XXIII, Nr. III und IV. 1885. Batavia 1886. 8°.

— Deel XXIV. — 1886. Aflevering 1. Batavia 1886. 8°.

K. Preussische Akad. d. Wissensch. zu Berlin. — Sitzungsbericht. Jg. 1886. Heft I—XXII. Berlin 1886. 8°.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 18. Jg. Heft II, III, IV, V. Berlin 1886. 8°.

— Nr. 2. — Dr. P. Schellhas: Die Maya-Handschrift der königl. Bibliothek zu Dresden. (Schluss.) p. 49—84. — Dr. L. Netto: Ueber Nephrit und Jadeït. Ein Stück südamerikanischer Vorgeschichte. Aus dem Portugiesischen übersetzt von F. Müller. p. 85. — Besprechungen: L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Lief. 2. (Virchow.) — R. Eisel: Höhlenausgrabung bei Döbritz unfern Oppurg. p. (50)—(52). — Leichenraub in neolitischer Zeit. p. (52)—(55). — Virchow: Neolithische Topfornamente. p. (55)—56). — Höhlencultstätte bei Oelsen. p. (56)—(62). — Geschlagener Feuerstein von der Insel Man. (p. 63). — P. Becker: Die Speckseite vor Aschersleben und Gräber daselbst. p. (63)—(65). — Virchow: Dolichocephale Schädel von da. p. (65)—(67). — Becker: Alterthümer von Königsaue und Wilsleben. p. (67) bis (68). — W. von Schulenburg: Erhaltung germanischer Reste auf der iberischen Halbinsel und auf den Canaren. p. (68)—(69). — Waldeger, Tritsch und Virchow: Hottentottenschürze. p. (70)—(71). — W. Schwartz: Vorgeschichtliche Ethik. p. (73)—(79). — E. v. Tröltsch: Terminologie der Celte und einen Pfriemen von Hohenlöwen. p. (83). — Behla und Virchow: Klapperkugel von Freesdorf. p. (84). — Virchow: Hämatitbeile aus dem Sennaar und aus Griechenland. p. (85)—(86). — O. Schoetensack: Hämatitbeil aus dem Sennaar. p. (86)—(87). — Bartels: Acclimatisation der Europäer in Niederländisch-Indien. p. (88)—(92). — Jagor: Sterblichkeit der Eingeborenen und Europäer in Ostindien. p. (92)—(107). — Virchow: Schädel eines hydrocephalischen Arrowaken-Kindes. p. (108)—(112). — Anthropologie der Bulgaren. p. (112)—(118). — Graphische und plastische Aufnahme des Fusses. p. (118)—(124).

Februar-Sitzung. — J. Müller und Virchow: Elchknochen und knöcherne Harpunen aus einem Moore bei Calbe an der Milde. p. (123)—(128).

— Nr. 3. — A. S. Gatschet: Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen. p. 97—123. — W. v. Schulenburg: Das Spreewaldhaus. p. 123—142. — W. Schwartz: Ausgrabungen an der Insel im See von Jankowo. p. (129)—(131). — Virchow: Schädel von da. p. (131). — Arzruni: Nephrit- und Jadeïtbeile von Venezuela, Hissarlik und Sardes. p. (132) bis (137). — Virchow: Schädel von Ancon mit Exostosen der äusseren Gehörgänge. p. (137). — v. Luschan: Schädel aus Hallstatt. p. (138). — Bartels: Schwanzmenschen von Borneo. p. (138)—(140). — Ossowidzki: Alterthümer von Oranienburg, Kremmen und Liebenwalde. p. (141)—(143). — Kaufmann: Aes rude von Orvieto und das älteste italische Metallgeld. p. (144)—(150).

Ausserordentliche Sitzung. — Dr. J. G. Garson: Internationale Verständigung über die Nomenclatur des Schädelindex. p. (151)—(153). — August Hirsch: Acclimatisation und Colonisation. p. (155)—(166). — v. Luschan: Wandervölker Kleinasiens. p. (167)—(171). — H. Virchow: Schlangenmenschen. p. (172)—(184). — P. Ehrenreich: Die Puris Ostbrasiliens. p. (184)—(188).

März-Sitzung. — Ch. N. Bell: Die Mound-Builders von Canada. p. (192)—(194). — T. H. Lewis: Effigy mounds in Jowa. p. (194)—(195). — Ernst: Malaria und Karneolperlen in Venezuela. p. (195). — H. Jentsch: Rundwall bei Stargardt, Kreis Guben. p. (196)—(199). — E. Friedel: Ein Tollholz. p. (200)—(201). — L. Heimann: Sterblichkeitsverhältnisse in Australien. p. (201)—(202). — Fr. Boas: Sprache der Bella-Coola-Indianer. p. (202)—(206). — Virchow: Die anthropologische Untersuchung der Bella-Coola. p. (206) bis (215). — Fritsch: Difforme Hottentottenschädel. p. (216) bis (217). — Virchow: Polirtes Steinbeil von Japan und von Oranienburg. p. (217)—(219). — R. Hartmann: Beschaffenheit der äusseren Genitalien bei nordostafrikanischen Weibern. p. (219)—(220). — Virchow: Buschmänner. p. (221)—(239). — W. Belck: Photographien eines Herero und mehrerer Namaqua-Hottentottinnen. p. (239)—(240) und 1 Taf. — Olshausen: Ueber chemische Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenständen. p. (240).

— Nr. 4. — Dr. Emin Bey: Sur les Akkas et les Baris. p. 145—166. — Dr. R. Zampa: Vergleichende anthropologische Ethnographie von Apulien. p. 167—193.

Besprechungen. — Johannes Ranke: Der Mensch (Virchow). p. 194. — J. S. F. Riedel: De sluik-en kroesharige Rassentuschen Selebes en Papua (Bastian). p. 195. — H. Strebel: Alt-Mexiko (Rautenberg). p. 196—198. — Olshausen: Ueber chemische Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenständen. p. (242)—(244). — Treichel: Die sogenannte Schwedenschanze bei Garczin. p. (244). — Prähistorische Fundstellen aus dem Kreise Berent. p. (248). — Satorformel. p. (249). — Die Verbreitung des Schulzenstabes und verwandter Geräthe. p. (250)—(262).

April-Sitzung. — Virchow: Neue Funde von Torcello. p. (264). — Becker: Gefässe mit durchlochten Wänden. p. (264) bis (266). — Vorgeschichtliche Funde aus der Gegend von Aschersleben. p. (266)—(268). — W. v. Schulenburg: Alterthümer der Altmark. p. (269)—(270). — Die Ordnung der gebrannten Knochen in den Graburnen. p. (270). — P. Albrecht: Ueber die morphologische Bedeutung von Penischisis, Epi und Hypospadie. p. (271)—(272). — Der morphologische Werth überzähliger Finger und Zehen. p. (272)—(277). — Olshausen: 1. Das Triquetrum. p. (277). — 2. Symbolische Doppelhaken und Hakenpaare. p. (284). — 3. Ueber einige der symbolischen Zeichen des Müncheberger Runenspeeres. p. (288). — 4. Ueber den Runenspeer von Torcello. p. (295) bis (300). — v. Luschan, W. Schwartz: Ueber das Triquetrum. p. (300)—(303). — M. Flesch: Locken von gekräuseltem Haar inmitten des sonst schlichten Kopfhaares. p. (303). — Dr. Müller: Alterthümer der Grafschaft Hoya und des Landes Stade. p. (305)—(308). — Dr. Fischer: Wetterbäume. p. (308). — Hartwich: Alterthümer von Arneburg a. d. Elbe. p. (309)—(312). — Alterthümer von Fischbeck bei Jerichow. p. (312)—(314). — H. Handelmann: Sator-Tormel-Dreiberge und Zweiberge. — Längsrillen. — Georgsthaler. — Amulet-Münzen. — Thorshammer. p. (315) bis (317). — G. A. B. Schierenberg: Funde römischer Hufeisen bei Horn, Detmold. p. (317). — Mondstein aus dem Tempel von Anáradhapura, Ceylon. p. (318). — A. B. Meyer: Maasse von 53 Schädeln aus dem östlichen Theile des Ostindischen Archipels. p. (319)—(321). — Jagor: Die venezuelanische Urbevölkerung. p. (321)—(322). — Dr. Max Uhle: Zwei prähistorische Elephantendarstellungen aus Amerika. p. (322)—(328). — Aug. B. Schierenberg, Virchow: Triquetrum. p. (330)—(331). — Bastian: Matriarchat und Patriarchat. p. (331)—(341). — Karl Jar. Maška, Virchow: Fund des Unterkiefers in der Schipka-Höhle. p. (341) bis (350). — Felix Liebrecht: Tocandyrafest. p. (350)—(352).

— Nr. 5. — Dr. R. Zampa: Vergleichende anthropologische Ethnographie von Apulien. Uebersetzt von Dr. M. Bartels (Schluss). p. 201—233. — Besprechungen: Karl von Steinen: Durch Central-Brasilien. p. 233 (R. Virchow). — Karl J. Maška: Der diluviale Mensch in Mähren. p. 234 (Virchow). — Ph. Paulitschke: Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Hararî. p. 236. — Hans Hildebrand: Zur Geschichte des Dreiperiodensystems. p. (357)—(367). — V. Gross, Virchow: Eine doppelt durchbohrte Knochenscheibe von Concise, Neuenburger See. p. (367) bis (368). — Beyfuss: Maasstabellen von Makassaren und Alfuren. p. (369). — A. B. Meyer: Auriculare Exostosen an Menschenschädeln des Dresdener Museums. p. (370). — A. Ernst: Bilder und Schalensteine von Venezuela. — Sprachproben der Ureinwohner von Venezuela. p. (371)—(373). — Virchow: Photographie eines indischen Heteradelphus. p. (373)—(374). — R. Forrer: Gebogene Bronzenadeln von Wollishofen. p. 374. — Dr. A. Gurlt: Gusseiserner Ring aus der Byciskala-Höhle in Mähren. p. (374). — Schliemann: Ausgrabungen in Orchomenos und Kreta. p. (376)—(377). — Pahlke: Ausgrabungen an der Insel von Jankowo. p. (380)—(381). — Untersuchungen über ostpreussische Gräberfelder im Jahre 1885. p. (381)—(384). — v. Schulenburg: Botenstöcke bei Süd-

slaven. p. (384)—(386). — Jentsch: Alterthümer aus dem Kreise Guben. p. (386)—(389). — Virchow: Versammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte zu Cottbus. p. (389)—(391). — Virchow: Retention, Heterotopie und Ueberzahl von Zähnen. p. (391).

Juli-Sitzung. — Emil Schlagintweit: Indische Schädelsammlung seiner verstorbenen Brüder Hermann, Robert und Otto von Schlagintweit. p. (403)—(404). — Virchow: Photogramme des Degenschluckers. p. (405)—(410). — Dr. L. von Rau: Grosse gebogene Bronzenadel aus dem Züricher See. p. (411)—(413). — H. Jentsch: Lausitzer Alterthümer. p. (413)—(416). — Ed. Seler: Maya-Handschriften und Maya-Götter. p. (416)—(421). — P. Ehrenreich: Brasilianische Alterthümer. p. (421)—(422). — Virchow: Anthropologische Excursion nach Lenzen an der Elbe. p. (422)—(431). — Rob. Hartmann: Weibliche Geschlechtstheile der anthropoiden Affen und die Brunst der Affen im Allgemeinen. p. (431)—(433). — Olshausen: Spiralringe. p. (433)—(448).

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen Bd. XIII, Nr. 6—9. Berlin 1886. 8°.

— Nr. 8. — Literarische Anzeigen: S. G. F. Riedel: De sluik en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua (W. J.). p. 418—420. — von den Steinen: Durch Centralbrasilien. (P. E.) p. 420—422.

— Nr. 9. — Ernst Hartert: Ueber Religion und Lebensweise der Bevölkerung in den von ihm bereisten Gegenden des Nigergebietes, sowie über Handel und Verkehr daselbst. p. 431—440.

Naturforschende Gesellschaft in Bern. Mittheilungen aus dem Jahre 1885. III. Heft. Nr. 1133—1142. Bern 1886. 8°.

— Dr. Thiessing: Neuer Höhlenfund im Jura. p. 128—130.

Schweizerische Naturforschende Gesellschaft in Bern. Verhandlungen in Locle den 11., 12. und 13. August 1885. 68. Jahresversammlung. Jahresbericht 1884/85. Neuenburg 1886. 8°.

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn. Jahrbücher Heft LXXIX, LXXX u. LXXXI. Bonn 1885. Gr. 8°.

— Heft LXXIX. — v. Veith: Die Römerstrasse von Trier nach Köln. p. 1—28. — J. Nacher: Die römischen Bauanlagen in den Zehntlanden badischen Antheiles. p. 28—105 u. 2 Taf. — Ad. Gurlt: Auffindung und Untersuchung von vorgeschichtlichen Metallgewinnungs- oder Hüttenstätten. p. 235—256. — Literatur: Penck: Mensch und Eiszeit, besprochen von Schaaffhausen. p. 273—274. — Miscellen: Bonn, Steinbeil. Von Schaaffhausen. p. 280—281. — Enki.

— Heft LXXX. — v. Veith: Die Römerstrasse von Trier nach Köln. 3. Die römischen Wasserleitungen aus der Eifel zum Rhein. p. 1—23 u. 1 Taf. — E. Hübner: Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland. p. 23—150. — Literatur: Ludw. Beck: Geschichte des Eisens. Besprochen von A. Gurlt. p. 193—209. — Miscellen: Das Grabfeld bei Obrigsheim. Von C. Mehlis. p. 223—230. — Neuss: Vorrömische Funde. Von C. Könen. p. 239—240.

— Heft LXXXI. — J. Schneider: Neue Forschungen über die Römerstrassen auf der linken Rhein- und Moselseite. p. 1—7. — C. Bone: Römische Gläser der Sammlung des Herrn Franz Merkens in Köln. p. 49—78 u. 2 Taf. — H. Schaaffhausen: Eine römische Statuette von Eisen. p. 128—150 mit 1 Taf. — Literatur: A. B. Meyer: Gurina im Obergailthale, Kärnten. Anger. von Schaaffhausen. p. 169—172. — J. Naue: Die prähistorischen Schwerter. Anger. von Schaaffhausen. p. 172—174. — O. Richter: Ueber antike Steinmetzzeichen. Angez. von Schaaffhausen. p. 176—182. — Berichte: Die Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe. Mitgetheilt von Schaaffhausen. p. 187—196. — Miscellen: Biwer, Römische Gräber. p. 196. — Bonn, römische Funde (Schaaffhausen). p. 196. — Coblenz, eine alte Grabstätte unter dem Gebäude des General-Commandos (Schaaffhausen). p. 198. — Deutz, Inschriftfragmente. Stellen ausserhalb des Castrums, wo in römisch-fränkischer Zeit Leichenverbrennungen stattgefunden haben (L. Schwörbel). p. 206. — Der gusseiserne Hohlring aus der Byciskala-Höhle in Mähren (Ad. Gurlt). p. 220. — Fränkische Fibeln mit Runen. p. 232.

American Academy of Arts and Sciences in Boston. Proceedings. New Series. Vol. XIII. Whole Series. Vol. XXI. Part I, from May, 1885 to October, 1885. Boston 1885. 8°.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 62. Bericht des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau. Bd. IV. Nr. 18. Breslau 1886. 8°. — Der Saerauer Alterthumsfund. p. 562—563. — Dr. H. Crampe: Der Rudeldorfer Fund. p. 564—566. — Schläfenringe aus einer Legierung von Blei und Zinn, gefunden in Kl.-Tinz, Kr. Breslau. p. 568.

K. k. Mährisch-Schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Mittheilungen. 65. Jahrg. 1885. Brünn 1885. 4°.

Archaeologiai Értesitö. A M. Tud. Akadémia Arch. Bizottságának az orsz. régészeti s emb. társulatnak közlönye szerkeszti Hampel József. Budapest. Uj Folyam. VI. Kötet. 2., 3. és 4. Szám. Budapest 1886. 8°.

— Nr. 2. — Páur Iván: A soproni „Bécsi domb" temetöje, kilencz képes táblával. p. 97—114.

— Nr. 3. — Römer F. Ferencz: A nagyváradi ezüstlelet. p. 205—207. — Irodalom: Oscar Montelius: Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, übersetzt von Carl Appel. p. 244. — Handbuch der deutschen Alterthumskunde von L. Lindenschmit. In 3 Theilen; erster Theil. Die Merovingische Zeit. p. 250—252 (Pulszky Ferencz). — Archaeologiai Közlemények. p. 253—256. — Különfélék Lipp Vilmos: Vaskori melldisz. p. 282—283.

— Nr. 4. — Emlékek és leletek: Ingvald Undset: Közép-Európában lelt Ö-Etruszk Háromlábak. p. 295—303. — Dr. Sötét Agost: Mosonymegyei ásatások (Harmadik Közlemény). XI.—XVII. számu képes táblákkal. Hét képes táblával. p. 321 bis 335.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta. Journal. Vol. LV, Part II, Nr. I—II. 1885. Edited by the Natural history Secretary. Calcutta 1885. 8°.

— Journal, edidet by the Philological Secretary. New Series. Vol. LV, Part I, Nr. I. 1886. Calcutta 1885. 8°. — Kavi Ráj Shyámal Dás: The Antiquity, anthenticity and genuineness of the Epic called the Prithi Ráj Rásá and commonly erscribed to Chand Bardai. p. 5—66. — F. E. Pargiter: Notes on the Chittagong Dialect. p. 66—80.

— Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. Edited by the Honorary Secretaries. Calcutta 1886. Nr. 1—7.

The American Antiquarian and Oriental Journal in Chicago. Edited by Rev. Stephen D. Peet. Vol. VIII. Nr. 1—6. Chicago 1885. 8°.

— Nr. 1. — Stephen D. Peet: Animal figures in American art. p. 1—22. — Daniel G. Brinton: The study of the Nahuatl language. p. 22—28. — Correspondence: Indian burials (Wm. Lillie). p. 28—30. — Mound explorations in 1885, under the Ethnological bureau. p. 35—37 (Cyrus Thomas). — The indians of Puget Sound, Wash. Ter. Utensils for eating and drinking (James Deans). p. 40—43. — Editorial: Are the Davenport tablets frands? p. 46—56.

— Nr. 2. — Cy. Thomas: Discoveries in the Mexican and Maya Codices. p. 69—76. — Edw. A. Barber: Notes on Native American pottery. p. 76—82. — W. M. Beauchamp: Permanency of Iroquois clans and sachemships. p. 82—92. — W. H. Pratt: The Davenport tablets genuine. p. 92—97. — Correspondence: Fraudulent objects of stone. p. 97—101. — Animal carvings. p. 102—108 (W. H. Henshaw). — Typical pipes in various collections. p. 112—114. — How the montain sheep originated. An historial legend of the Cowichans. p. 115—116. — Editorial: The points involved. p. 117—119.

— Nr. 3. — Stephen D. Peet: Human faces in Aboriginal art. p. 133—156. — W. Mc. Adams: Exploration of apparent recent Mounds in Dacotah. p. 156—158. — John Avery: The beginning of writing in Tibet. p. 158—162. — Correspondence: Mound excavation in Tennessee. p. 162—164 (Cyrus Thomas). — Relics in eastern Oregon. p. 165—166

(M. Eels). — Mound relics of Oregon. p. 166—167 (G. M. Powers). — Ancient fire-places on the Ohio. p. 167—168 (T. H. Lewis). — The sundance among the Blackfeet. p. 169—170 (S. E. Laidlaw). — Editorial: Primary divisions and geographical distribution of mankind. p. 179—183.

— Nr. 4. — Stephen D. Peet: The serpent symbol in America. p. 197—221. — S. V. Proudfit: The lodge dwellers. p. 222 bis 228. — Correspondence: A. F. Berlin: Fraudulent stone objects, and the Gasscorrespondence. p. 228—230. — Earl Tint: Pre-Adamite foot-prints. p. 230—233. — Samuel R. Mc. Caw: Mortuary customs of the Puyallups. p. 233—235. — Editorial: The pictured cave of West Salem a novel interpretation. p. 243—246. — The serpent effigy in Wisconsin. p. 247—248.

— Nr. 5. — W. H. Holmes: The textile art in Prehistoric Archaeology. p. 261—266. — John Avery: The Tibeto Burman-Croup of Languages. p. 266—271. — S. H. Binkley: Ancient enclosures in the Miami Valley. p. 272—275. — Wm. F. Corbusier: The Apache Yumas and Apache Mojaves. p. 276. — Correspondence: J. O. Dorsey, Dhegiha language and myths. p. 385—386. — J. Hawkins: Mother right in South Carolina. p. 286—288. — Extra-limital animals and mound builder's pipe. p. 308—313.

— Nr. 6. — Wm. F. Corbusier: The Apache-Yumas and Apache-Mojaves. p. 325—339. — John Avery: The Tibetu-Burman Group of languages. p. 339—347. — D. G. Brinton: The Graphic system of the Mayas. p. 347—358. — W. M. Beauchamp: Origin and antiquity of the Iroquois. p. 358—366. — J. Owen Dorsey: The Dhegiha language. II. p. 366—368. — The Museum: Mounds on the Red river of the north. p. 369—371 (T. H. Lewis). — Pipes among the Pueblos. p. 372—373. — The Nicaragua foot-prints again. p. 373—374.

Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana in Demerara. „Timehri". Journal. Vol. V. Part I. Demerara 1886. 8°. — Redmen; some of their Thoughts. p. 1—18.

Gelehrte estnische Gesellsch. zu Dorpat. Sitzungsb. 1885. Dorpat 1886. 8°. — C. Grewingk: Ueber J. R. Aspelin's „Antiquités du Nord Finno-Ougrien". p. 98—122. — Beschreibung der in Est-, Liv- und Kurland bekanntgewordenen Stein- und Knochengeräthe. p. 162—171. — Ein neuer archäologischer Fund im Mergel von Kunda. p. 177—180. — A. O. Heikel: Mittheilungen zur Erforschung der finnischen Volksstämme in Russland. p. 161—162. — G. Stein: Ueber alte Gräber, estnische Sagen und Bräuche im Neuhausenschen. p. 181—187. — Mich. Weske: Ueber die Verwandtschaft der magyarischen Sprache mit der estnischen und den finnischen Sprachen. p. 187 bis 203 und 274—285. — Gebete an den Waldgott bei den alten Esten. p. 208—239.

Naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" in Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrgang 1886. Januar-Juni. Dresden 1886. 8°.

Sitzungsberichte. — W. Osborne: Ungarische Bronze- und Kupferwaffen und altitalischer Bronzeschmuck. p. 21—22.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia in Florenz. Organo della Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata. XVI. Volume, 1, 2 Fascicolo. Firenze 1886. 8°.

— Nr. 1. — Dr. P. Riccardi: Statura e intelligenza studiate nei Bolognesi contemporanei. p. 3—19. — Dr. Angelo Nob. Emo: Il Boomerang. p. 19—91. — Dr. P. Orsi: Gaetano Chierici. p. 91—99. — Prof. P. Mantegazza: La trepanazione dei crani nell'antico Perù. p. 99—111. — Stephen Sommier: Osservazioni sui Lapponi e sui Finlandesi setten trionali fatte durante l'inverno 1884—85. p. 111—157. — Stephen Sommier: Recenti studi sui Lapponi. p. 157—171.

— Nr. 2. — Michele di Pietro Belsanti: Studi su alcuni caratteri regressivi del cranio umano. p. 173—223. — Dr. Ridolfo Livi: L'indice cefalico degli italiani. p. 223—305. — Dr. P. Riccardi: Crani e oggetti degli antichi Peruviani, appartenenti al Museo Civico di Modena e al Museo di anatomia umana de la R. Università di Modena. p. 305—407. — Ricerche nella grotta di Bergeggi (Savona). Lettera al prof. P. Mantegazza di Elio Modigliani. d. 407—412.

Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in Haag. — Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 4de Volgreeks- 1 Deel (Deel XXXV der geheele reeks). 3. u. 4. Aflevering. Haag 1886.

— Nr. 3. — Dr. G. A. Wilken: Het tellen bij nachten bij de volken van het Maleisch-Polynesische Ras. p. 378—393 (Met 2 platen). — Jets over de beteekenis van de ithyphallische heelden bij de volken van den Indischen-Archipel. p. 393 bis 401. — C. A. van Ophuyzen:

— Nr. 4. — De poëzie in het Bataksche volksleven. p. 401 bis 433. — Dr. C. Snouck Hurgronje: Menkanische Sprichwörter und Redensarten gesammelt und erklärt. p. 433—577. — J. W. Ijzerman: Het kinara jataka op Boro-Boedoer. p. 577—579.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akad. der Naturforscher in Halle a. S. „Leopoldina", Amtliches Organ. Hft. XXII. Nr. 11—20. Halle a. S. 1886. 4°.

Verein für Erdkunde zu Halle a. d. S. — Mittheil. 1886. 8°.

Geograph. Gesellsch. (für Thüringen) zu Jena. Zugleich Organ des botanischen Vereins für Gesammt-Thüringen. Herausgegeben von G. Kurze und Dr. F. Regel. — Mittheilungen. Bd. V. Heft 1. Jena 1886. 8°.

Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein in Kiel. Schriften. Bd. VI. II. Heft. Kiel 1886. 8°.

Kongelige Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen. Oversigt. 1885. Nr. 3. Kjøbenhavn 1885. 8°.

— Oversigt. 1886. Nr. 1. Kjøbenhavn 1886. 8°.

Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab in Kopenhagen. Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1886. II. Raekke 1 Bind. Hft. 1, 2. Kjøbenhavn 1886. 8°.

— Heft 1. — Dr. Sophus Müller: Mindetale over J. J. A. Worsaae. p. 1—49.

— Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. Nouvelle Série. 1886. Cogenhague. 8°. — Dr. Sophus Müller: Discours commémoratif sur J. J. A. Worsaae. p. 141 bis 193.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. 44. Bericht nebst 38. Lief. d. Beitr. z. Landesk. von Oesterreich ob der Enns. Linz 1886. 8°. — Josef Straberger: Vorläufiger Bericht über die Durchforschung prähistorischer Hügelgräber bei Uttendorf im Mattigthale. p. 1—17.

Institut Archéologique Liégeois in Liège. Bulletin. Tome XIX. — 1e Livraison. Liège 1886. 8°.

Sociedade de Geographia in Lissabon. Boletim. Serie 5. Nr. 9—12. Lisboa 1885. 8°.

— Boletim Serie 6. Nr. 1—6. Lisboa 1886. 8°.

— Nr. 6. — Dr. H. Schuchardt: O creôlo de Cabo Verde. Breves estudos sobre o creôlo das ilhas de Cabo Verde. p. 325 bis 388.

Royal Society in London. Proceedings. Vol. XLI. Nr. 244 bis 247. London 1886. 8°.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland in London. Journal. Vol. XVI. No. 1, 2. London 1885. 8°.

— Nr. 1. — Fr. Galton: On recent designs for anthropometric Instruments. p. 2—9. — Horace Darwin: Exhibition of anthropometric Instruments. p. 9—11. — J. G. Garson: The cephalic index. p. 11—17. — The international agreement on the classification and nomenclature of the cephalic Index. p. 17 bis 21. — Alex. Macalister: Description of a skull from ancient burying place in Kamtchatka. p. 21—23. — A. W. Howitt: On Australian medicine men; or doctors and wizards of some Australian tribes. p. 23—58. — Ad. Mann: Notes on the numeral system of the Yoruba nation. p. 59—65. — Arthur J. Evans: On the flint-knappers art in Albania. p. 65—68 (with Plate I). — Henry Penning: Notes upon

a few stone implements found in South Africa. p. 68—70. — Bruce Foote: Notes on prehistoric finds in India. p. 70—76. — C. R. Conda: The present condition of the native tribes in Bechuanaland. p. 76—92. — Anthropological Miscellanea: J. Billings, on a new craniophore for use in taking composite photographs of skulls. p. 97.

— Nr. 2. — Ling Roth: On the origin of Agriculture. p. 102 bis 136. — Dr. S. J. Hickson: Notes on the Sengirese. p. 136—145. — Fr. Galton: Notes on permanent colour types in Mosaic. p. 145—147. — W. H. Flower: Exhibition of a Nicobarese skull. p. 147—149. — A. Macalister: Notes on some South African skeletons. p. 149—150. — Notes on a skull from New-Ireland. p. 150—152. — R. S. Poole: On the Egyptian classification of the races of Man. p. 152—155. — A. W. Buckland: On American shell-work and its affinities. p. 155—164. — C. W. Rosset: On the Maldive-Islands, more especially treating of Male Atol. p. 164—174. — — Anthropological conferences on the native races of the British possessions, being a series of special meetings of the Anthropological Institute held in the conference hall of the Colonial and Indian Exhibition. — Conference on the races of Africa. — Conference on the native races of America (West-Indies). — Conference on the native races of Australia. — Conference on the native races of New Zealand and the Fiji Islands. — Conference on the native races of the Straits settlements and Borneo. p. 175—236.

Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Rendiconti. Serie II. Vol. VIII. Fasc. 19, 20. Mailand 1885. 8°.

— Vol. XIX. — Fasc. 1—18. Mailand 1886. 8°.

Società Italiana di Scienze naturali in Mailand. Atti. Vol. XXVII. Nr. 1—4. Milano 1885. 8°.

— Vol. XXVIII. Nr. 1—4. Milano 1886. 8°.

Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, der Anthropologie u. Ethnographie in Moskau. Sitzungsprotokoll. Redacteur A. P. Bogdanow. Moskau 1886. II., III. u. IV. Bd. gr. 4°.

— IV. Bd. 1. Theil. — A. P. Bogdanow: Anthropologische Ausstellung von 1879. Enthält 13 Abhandlungen zumeist über prähistorische Funde in Nord- und Südrussland.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau. Bulletin. Année 1886. Nr. 1, 2, 3. Moscou 1886. 8°.

— Nouveaux Mémoires. Tome XV. Livraison 4. Avec 5 planches. Moscou 1886. 4°.

Drevnosti trudi Imperatorskago Moskovskago Archeologitscheskago Občsestva in Moskau. (Arbeiten der kais. Archäologischen Gesellschaft.) Tom. II. Nr. 2. Moskau 1886. 4°. — N. M. Turbin: Ausgrabungen im Jahre 1885. p. 82—83. — V. N. Jastrebov: Die versteinerte Greisin. eine serbische Sage. p. 88—91.

Kgl. Bayer. Akd. der Wissensch. in München. Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Classe. 1886. Hft. I. München 1886. 8°.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. I. Band. Nr. 31—36. Nürnberg 1886. 8°. — Nr. 33 u. 34. — Dr. K. M. Kurtz: Ausgrabungen zu Neunheim bei Ellwangen. p. 241—242.

Società Istriana di Archeologia e Storia Patria in Parenzo. Atti e Memorie. Vol. II. Fascicolo 1 e 2. Parenzo 1886. 8°.

Société d'Anthropologie de Paris. Bulletins. Tome IXme. IIIe serie. 1e, 2e et 3e Fascicule. Paris 1886. 8°.

— Nr. 1. — Mencelon: Métis de Français et de Néo-Calédonien. p. 10—19. — Trucy: Crânes de Howas et de Sakalaves. p. 19—28. — Dr. R. Collignon: Note sur un cas tératologique rare, arrêt de développement en longueur des humérus. p. 28—29. — Avia: Sur l'origine des Bulgares. p. 29. — Dr. Fauvelle: Des doigts sur numéraires développés chez l'adulte leur mode de développement et leur disposition. p. 38 bis 49. — De l'hérédité. p. 54—74. — Chudzinski: Tridactylie de la main et polydactylie du pied. p. 76. — Dr. Fauvelle: De l'atavisme. p. 77—88. — Ch. Letourneau: De la numération primitive. p. 88—91. — Topinard: Du principe général à adopter dans les divisions et nomenclature de caractères et en particulier de la nomenclature quinaire de l'indice céphalique. p. 91—96.

— Nr. 2. — Topinard: Sur l'indice céphalique (suite). p. 97 bis 108. — Suite de la discussion sur l'atavisme. p. 108—110. — M. de Nadaillac: La pierre de Lenape. p. 118—122. — Bonnemère: L'ambre dans le département des Basses-Alpes. p. 122—128. — Crâne de gorille Discussion. p. 126—129. — Chudzinski et Mathias Duval: Description morphologique du cerveau de Gambetta. p. 129—152. — Gaillard: Le tumulus de Kergouret, en Carnac. p. 160—162. — Dr. Fauvelle: De origine de la vie. p. 162—170. — De l'imprègnation. p. 170—176. — Hamy: Coup d'œil d'ensemble sur les résultats des fouilles de D. Charnay dans le massif du Popocatepetl. p. 187—202. — Hyades: Les épidémies chez les Fuégiens. p. 202—205. — Bonnemère: Sépultures préhistoriques dans les Basses-Alpes. p. 211—219. — Hamy: Découverte d'une station préhistorique à Costa-Rica, par Jean Roque. p. 219—220. — Beauregard: Anthropologie et Philologie. p. 220—249. — De Mertillet: Origin de la fabrication du verre. p. 261—263. — Vinson: Religions des tribus sauvages de l'Inde. p. 263—265. — Dally: Sur l'acclimatement. p. 265—272.

— Nr. 3. — Discussion sur l'acclimatement (suite). p. 273—274. — Fauvelle: Des relations entre les organes du toucher et de l'odorat. p. 274—282. — Louis Mélikoff: Sur une femme à queue. p. 282—283. — P. Landowski: Utérus et vagin doubles sur le vivant. p. 285—287. — Maurel: Histoire anthropologique des peuples de l'Indo-Chine. p. 287 bis 290. — Mme Clémence Royer: Sur l'origine du bronze et de l'étain préhistoriques. p. 290—296. — Jacquinot: Les mégalithes de la Nièvre. p. 328—345. — L. Moncelon: Réponse alinéa par alinéa, pour les Nev-Calédoniens, au questionnaire de sociologie et d'ethnographie de la Société. p. 345—385. — Bonnemère: Menhir de Sainte-Tréphine, p. 380—383. — Riu et Manouvrier: Observations craniologiques sur trois aliénés. p. 383—393. — Maurel: Corps étrangers trouvés dans le tissu cellulaire d'un Birman. p. 398—399. — Mathias Duval: Le prids de l'encéphale de Gambetta. p. 399—404. — Maurel: Étude anthropologique du peuple Kimer. p. 416 bis 421. — Manouvrier: Note sur une variété nouvelle d'os wormiens. p. 426—428. — Bonnemère: Silex taillés trouvés en Maine-et-Loire. p. 434—435. — Fauvelle: Un cas de pilosisme chez une jeune Laotienne. p. 439—442.

Revue d'Anthropologie dirigée par P. Topinard. Paris. 15me Année, 3me série. Tome I. 1886. Nr. 3 et 4. Paris 1886. 8°.

— Nr. 3. — P. Topinard: Les caractères simiens de la machoire de la Naulette. p. 385—431. — Dr. Colin: La population du Bambouck, Sénégal-Niger. p. 432—447. — E. Cartailhac: Ossements et squelettes humains dans les cavernes et les stations quaternaires. p. 448—470. — Dr. R. Collignon: L'angle faciale de Cuvier sur le vivant. p. 471. — Revue critique: La Paléoethnologie italienne par Pompéo Castelfranco. p. 499 bis 511. — L'hérédité par de Laponge. p. 512—521. — Revue préhistorique: A. B. Meyer: Fouilles de Gurina. p. 522—527 (de Tornery). — Revue française: L. de Milloué: Catalogue du Musée Guinet. p. 528—532. — R. Hartmann: Les singes anthropoïdes et leur organisation comparée à celle de l'homme. p. 532—535 (R. Blanchard). — A. Cles: Éléments d'anthropologie, notion de l'homme comme organisme vivant et classification des sciences anthropologiques fondamentales. p. 535. — A. Védrènes: De la trépanation du crâne chez les indigènes de l'Aurès (Algérie). p. 556—557 (Duneau). — Revue étrangères: Alphonse de Candolle: Histoire des sciences et des savants depuis deux siécles, précédée et suivie d'autres études sur des sujets scientifiques, en particulier sur l'hérédité et la sélection dans l'espèce humaine. p. 538—544. — W. H. Dall: Masques, botoques et autres

usages aborigènes. p. 544—547. — W. H. Holmes: Fabriques préhistoriques de certains tissus. p. 547—549 (Marquis de Nadaillac). — A. W. Howitt: Le Serail ou cérémonies d'initiation de la tribu des Kurnai-Australie. p. 550—552 (A. P. Mondière). — A. Schadenberg: Les habitants de Mindanâo méridional et l'île de Samal. p. 552—553 (E. Reclus). — J. G. F. Riedel: Les insulaires du Nord de Djailolo Malaisie. p. 553—555 (E. Reclus). — P. Riccardi: La taille suivant la condition sociale. p. 555—558 (L. Manouvrier). — J. Danielli: Hyperostoses de la mandibule et du maxillaire supérieur chez l'homme et spécialement les Ostiaks. p. 558—559 (L. Manouvrier).

— Nr. 4. — P. Topinard: Carte de la répartition de la couleur des yeux et des cheveux en France. p. 577—625. — Dr. R. Zampa: Anthropologie Illyrienne. p. 625—649. — Dr. Védrènes: Note sur la trépanation du crâne dans la principaut du Montenegro. p. 649—658. — Dr. A. Ledouble: Contributions a l'histoire des anomalies musculaires. p. 658 bis 672. — Revue préhistorique: A. B. Meyer: Fouilles de Gurina. p. 676—682 (de Tornery). — P. du Chatellier: Exploration des tumuli de Run-Aour et de la Torche-en Plomeur (Finistère et du Kjokkenmödding de la Torche. p. 682 bis 683. — Exploration de quelques sépultures de l'époque du bronze. p. 683—685. — Paralléle entre les sépultures de l'époque du bronze, découvertes en Bretagne. p. 685—687. — Nouvelles explorations dans le communes de Plozévet et de Plouhinec (Finistère). p. 687—688. — E'Rivière: Le gisement quaternaire du Perreux. p. 688—689 (Ludovic Martinet). p. 688—689. — Revue française: Dr. J. Montano: Les Négritos des Philippines. Rapport à M. le Ministre de l'Instruction publique sur une Mission aux îles Philippines et en Malaisie (1879 bis 1881). p. 690—697 (Dr. F. Delisle). — Revue Allemande: R. Virchow: Gesammtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haut, des Haares etc. (J. Deniker). p. 698—706. — A. Weisbach: Die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer. p. 707—711 (J. Deniker). — Revue Danoise: Sören Hansen: Anthropologie des Groenlandais Orientaux. p. 716—718. — Revue Américaine: J. W. Powell: Troisième rapport annuel du Bureau d'Ethnologie, 1881—1882. p. 718—725 (Marquis de Nadaillac).

Revue d'Ethnographie Paris. Publiée sous les auspices du Ministère de l'Instruction publique et des Beaux-arts par le Dr. Hamy. Tome 5e. Nr. 1—3. Paris 1886. 8°.

— Nr. 1. — P. Sébillot: La langue bretonne, limites et statistique. p. 1—29. — Ad. F. Bandelier: La découverte du Nouveau-Mexique par le moine franciscain frère Marcos de Nice. p. 30—48. — Dr. O. Finsch: Notice sur les vêtements, les parures et les tatouages des Papouas des côtes Sud-Est de la Nouvelle-Guinée. p. 49—80. — Variétés: Nothes Ethnographiques recueillies dans le Haut-Sénégal (Dr. Bellamy). p. 81—84. — Revue et Analyses: J. Engelmann et P. Rodet: La pratique des accouchement chez les peuples primitifs (G. Dumoutier). p. 85—86.

— Nr. 2. — Dr. O. Finsch: Notice sur les vêtements les parures et les tatouages des Papouas des côtes Sud-Est de la Nouvelle-Guinée (suite et fin). p. 97—116. — Ad. F. Bandelier: La découverte du Nouveau-Mexique par le moine franciscain frère Marcos de Nice. p. 117—134. — Léon Guiral: Les Batékés (Afrique orientale). p. 135—166. — E. T. Hamy: Decades Americanae Mémoires d'archéologie et d'ethnographie américaine (suite). p. 165—180. — Revues et Analyses: A. B. Meyer: Album von Philippinen-Typen. p. 182—183. — Correspondance: Fouilles dans les Mounds d'Etowah (Géorgie) Mission scientifique au Yucatan. p. 184—186.

— Nr. 3. — Ad. F. Bandelier: La découverte du Nouveau Mexique par F. Marcos, de Nice en 1539 (suite et fin). p. 193 bis 212. — Alfred Grandidier: Des rites funéraires chez les Malgaches. p. 213—232. — Dr. E. T. Hamy: Decades Americanae. Mémoires d'Archéologie et d'Ethnographie américaine. p. 233—240. — Capt. Bernard: Observations Archéologiques faites dans la Province d'Alger pedant l'hiver 1884—85. — Variétés: Quelques notes sur Sarawak (Bornéo). p. 262—270. — Correspondance: Inscriptions de l'Ile de Fer. — Collection d'armes et d'outils anciens provenant de Cozumel. — Recherches à Uxmal. — Fouilles à Izamal et à Jaïna-Ek-balam et Kuba. — Le Musée de la Plata. p. 280—294.

Matériaux pour l'Histoire primitive et naturelle de l'homme. Revue mensuelle illustrée in Paris. Fondée par G. de Mortillet, dirigée par E. Cartailhac et E. Chantre. Vol. 19, 3me série, Tome III, 1886. Juin—Octobre. Paris 1886. 8°.

Juin. — P. de Lisle du Dreneuc: Fouilles des dolmens du Grand-Carreau-vert. p. 277—285. — Revue des livres: Les ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal par M. E. Cartailhac. p. 286—300 (M. Boule). — Antiquités du Nord Finno-Ongrien par J. R. Aspelin. p. 300—302 (E. Beauvois). — Les habitants de la Finlande au temps du Paganisme essai par J. R. Aspelin. p. 302—304 (E. Beauvois). — La période glaciaire dans les Pyrénées par le Dr. Al. Penck. p. 304—308. (Émile C.). — Le port féminin du Torque chez certaines tribus de l'est de la Gaule, le nouveau cimetière Gaulois de Marson par Auguste Nicaise. p. 308—313 (Émile C.). — Sur une Monographie des Éléphants fossiles de l'Allemagne par M. Pohlig. p. 313—314.

Juillet. — E. Cartailhac: Sépultures adventives et violations diverses des ossuaires mégalithiques de l'âge de la pierre. p. 325—333. — Masfard: Tumulus de la forêt de Rochechouart. p. 333—336. — Pilloy: Le dolinen de Chony. p. 336—339. — Revue des livres: A. B. Meyer: Gurina im Obergailthal (Kärnten) (Émile C.). p. 339—343. — Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. p. 350—360 (Émile C.). — Rapport sur les fouilles des Tumulus de la Nécropole Gauloise de Gevincey (Jura). p. 360—361. — Archéologie préhistorique du Jura, forêt des Moidons. p. 361 bis 363.

Août. — Marquis de Nadaillac: La Guadeloupe préhistorique. p. 373—388. — E. Beauvois: Les colliers de pierre trouvés à Porto-Rico et en Ecosse. p. 388—393. — Revue des livres: Constribution a l'anatomie des races Nègres par le Dr. L. Testut. p. 395—396. — The Chalayo trephined skull (crâne trépané de Chaclacayo Pérou) par M. Otis T. Mason. p. 397.

Septembre. — E. Cartailhac: L'association française en Congrès a Nancy du 12 au 22 août. p. 421—472. — Nouvelles et Correspondance: Informations d'Amérique. Antiquités d'Arizona. p. 473—476.

Octobre: J. de Baye: Un rapport archéologique entre l'ancien et le nouveau continent. p. 477—481. — Philippe Salmon: La série paléoethnologique des ossements primatiens. p. 482—490. — Marquis de Nadaillac: Découvertes dans la grotte de Spy (province de Namur). p. 491—494. — Revue de livres: Les habitations lacustres de l'Irlande par Wood-Martin. p. 495—496. — Revue des Périodiques: Essai d'interprétation d'un des monuments de Copan (Honduras) par M. le Dr. E. Hamy. — Discussion sur les rapports préhistoriques de l'Asie et de l'Amérique. p. 497—509. — Nouvelles et Correspondance: Note sur la période de la pierre polie dans le canton de rochechouart (Alph. Précigou). p. 519—520.

Novembre. — É. Rivière: Faune des oiseaux, des reptiles et des poissons trouves dans les cavernes des Baoussé-Roussé (Italie) dites grotte de Menton. p. 525—535. — Manfras: Le terrier de Moulin de Vent, Moutils. p. 535—539. — Revue des livres: Station néolithique d'Ayer, par l'ablé Cau-Durban. p. 539—544. — L'age du Bronze dans l'Ariège par l'abbé Cau-Durban. p. 544—546. — Montebras, son tumulus, ses mines d'étain par E. de Cessac; le mineur de la première heure, par le Dr. Chaussat. p. 546—549. — Les monuments mégalithiques de joué-du-Bois, par le comte de Contades. p. 549 bis 550 (Émile C.) — Revue des Périodiques: Des rites funéraires chez les Malgaches, par A. Grandidier. p. 550—556. — Variétés: Collection Archéologique de l'école d'Artillerie de Tarbes. p. 557—566 (E. Cartailhac).

Société de Géographie in Paris. Bulletin. Rédigé avec le concours de la section de publication par les secrétaires de la commission centrale. 1er, 2e et 3e trimestre 1886. Paris 1886. 8°.

— Compte-rendu des séances de la commission centrale. Nr. 19, 20. Paris 1885. 8°.

— Nr. 1—19. — Paris 1886. 8°.

Bulletino di Paletnologia Italiana in Parma diretto da G. Chierici, L. Pigorini e P. Strobel. Serie II. — Tomo I. Anno XI. — Nr. 11 e 12. Parma 1885. 8°. — Prof. J. Regazzoni: Di una spada di bronzo di Bernate nella provincia di Como. p. 177—186 u. 1 Taf. — Bibliografia: Adolfo Meyer: Gurina im Obergailthal. Ergebnisse der im Auftrag der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien im Jahre 1884 vorgenommenen Ausgrabungen etc. (P. Orsi). p 186—190.

— Bullettino. Serie II. Tomo II. Anno XII. Nr. 1—10. Parma 1886. 8°. — Nr. 1 e 2. — Parazzi: Terramara e sottostante torbierra con palafitta nel Casale Zaffanella. p. 1—25 u. 3 Taf. Nr. 3 e 4. — Pigorini: Scoperte paletnologiche nella provincia di Bergamo. p. 33—42. — Strobel: L'Ambra padana. p. 42 bis 49. — Parazzi: Terramara e sottostante torbiera con palafitta nel Casale Zaffanella. p. 49—56. — Castelfranco: Tombe della Cattabrega presso Crescenzago provincia di Milano. p. 56—63.

— Nr. 5 e 6. — Pigorini: Sulla mancanza nell' Italia delle antichità del periodo del renne. p. 69—79. — A. B. Meyer: Di alcune accette di pietra, specialmente di Giadaite del R. Museo di Antichità in Parma. p. 80—88. — Bibliografia: Silveri-Gentiloni Aristide: Tomba della prima età del ferro scoperta presso San Ginesio (provincia di Macerata). p. 89 bis 91 (Pigorini). — Dr. Ingv. Undset: Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinländern. p. 91—93. — Dr. E. Wagner: Die grossherzoglich badische Alterthümer-Sammlung in Carlsruhe. p. 93—96 (Orsi).

— Nr. 7 e 8. — Pigorini: Sepolcri dell' età archeolitica negati ed ammessi dal Cartailhac. p. 101—104. — Regazzoni: Ascia litica rinvenuta presso Como. p. 104—109. — Foderaro: L'abitato di Cardinale nell' età della pietra. p. 109—112. — Issel: Scavi recenti nella caverna delle Arene. Candide. p. 112 bis 133. — Strobel: Le conchiglie nei sepolcri di Remedello. p. 134—140. — Canestrini e Castelfranco: Le antichità pseudo-preistoriche scoperte dal Battaglini nell' estuario veneto, Relazione ufficiale. p. 140—152. — Bibliografia: Pauli Dr. Carlo: Die Inschriften nordetruskischen Alphabets. p. 152—155 (Orsi).

— Nr. 9 e 10. — Castelfranco: Le scoperte in Breonio. p. 161—162. — Strobel: Avanzi di vertebrati della valle della Vibrata. p. 162—179. — Santarelli: Ripostiglio di bronzi nel Forlivese. p. 179—194 u. 1 Taf. — Castelfranco: Liguri-Galli e Galli-Romani. p. 194—212 u. 2 Taf.

American Philosophical Society in Philadelphia. Proceedings. Vol. XXIII. Nr. 122. Philadelphia 1886. 8°. — W. J. Hoffmann: Remarks on Indian tribal names. p. 294—303.

Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. Zeitschrift. Redigirt i. V. von Dr. Hermann Ehrenberg. II. Jahrgang, 1. u. 2. Heft. Posen 1886. 8°.

Památky archaeologické a místopisné in Prag. (Archäologische und topographische Denkmale.) Organ des archäologischen Vereines des Museums für das Königreich Böhmen und des historischen Vereines in Prag. Bd. XIII Hft. 4, 5 u. 6. Prag 1885. 4°.

— Nr. 5. — Josef Smolik: Kadluby na slévání bronzových předmětů, nalezené ve Zvoleněvsi. p. 193—207 u. 2 Taf. — Fr. Leger: Mohyly Podtuhošiské. p. 222—225 u. 1 Taf.

— Nr. 6. — E. Leminger: Hradiště nad mlýnem Cimburkem u Kutné Hory. p. 241—255 u. 2 Taf. — Zprávy a drobnosti. — V. Vaněk: Předhistorický hrob u Řehnic. p. 283. — Václ. Hejtmánek: Staré pohřebiště u Radonic. p. 284.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag. Mittheilungen. XXIV. Jahrg. Heft I—IV. Nebst der literarischen Beilage. Prag 1885. 8°.

— Nr. 3. — Theod. Steiner: Der Rubin und seine Umgebung. Ein Beitrag zur Urgeschichte Böhmens. p. 303—325.

R. Accademia dei Lincei in Rom. Atti, Anno 1885—86. Serie quarta. Rendiconti. Vol. II. Nr. 12—14. 1° semestre. Rendiconti. Vol. II. 2° semestre. Nr. 1—9. Roma 1886. 4°.

Società Geografica Italiana in Rom. Bollettino. Serie II. Vol. XI. Anno XX. Fasc. 7—11. Roma 1884. 8°.

— Nr. 10. — Alcuni saggi etnografici degli Indiani del Paranà. p. 808—809. — C. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico ed Etnografico di Roma. p. 810—815.

Académie Impériale des Sciences in St. Petersburg. Bulletin. Tome XXX. Nr. 4. St. Pétersbourg. 4°. — W. Radloff: Matériaux pour l'étude de la langue Kourde, recueillis par M. le prof. Albert Socin. p. 523—525.

— Bulletin. Tome XXXI. Nr. 2. St. Pétersbourg. 4°. — N. Katanoff: Nouvelle transcription des mots de la langue Koïbale notés par Castrén avec une préface de M. Radloff. p. 138—213.

Izviestija Imperatorskago Russkago Geograph. Občsestva (Berichte der kais. russ. geograph. Gesellschaft in St. Petersburg.) Bd. XXII. 1886. Nr. 1, 2, 3. St. Petersburg 1886. 8°.

Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin. Jahrbücher u. Jahresberichte. 51. Jg. Schwerin 1886. 8°. — E. Geinitz: Mittheilung über zwei rohe Feuersteinbeile aus der Ostsee bei Warnemünde. p. 1—4 u. 1 Taf. — Dr. R. Beltz: Das Ende der Bronzezeit in Mecklenburg. p. 4—34 u. 1 Taf. — Dr. G. v. Buchwald: Prähistorische Untersuchungen im Grossherzogthum Mecklenburg-Strelitz. p. 34—49 u. 6 Taf.

Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata in Spalato. Anno IX. Nr. 6—11. Spalato 1886. 8°.

Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi in Stockholm. „Ymer" Tidskrift. 1886. Nr. 1—4. Stockholm 1886. 8°.

— Nr. 1. — Notiser: De polynesiska språkens ursprung. p. 47—48.

Canadian Institute in Toronto. Proceedings. Vol. IV. Nr. 1. Toronto 1886. 8°. — David Boyle: The Archaeological outlook. p. 1—7. — A. S. Johnson: The law of habit. p. 26 bis 56. — R. F. Stupart: The Eskimo of Stupart Bay. p. 95 bis 114. — C. N. Bell: The Mound-Builders in Canada. p. 131—138.

Archivio Trentino pubblicato per cura della direzione della Biblioteca e del Museo comunali di Trento. Anno IV. Fasc. 1, 2. Trento. 1885. 8°.

— Nr. 1. — Paolo Orsi: Saggio di Toponomastica tridentina (cont e fine). p. 3—20. — Luigi Campi: Il sepolcreto di Meclo nella Naunia (cont.). p. 61—113. — Cronaca e Varietà: Stazione litica a Mezzacorona (Prof. Desiderio Reich). p. 143—147. — Rinvenimenti di antichità (L. Campi). p. 147 bis 150.

— Nr. 2. — G. Amennone Oberziner: I Cimbri e i Teutoni contro i Galli e i Romani. p. 157—208. — Luigi Campi: Il sepolcreto di Meclo nella Naunia (cont e fine). p. 209—257 u. 8 Taf. — Bibliografia: Gurina im Obergailthal. Ergebnisse der im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien im Jahre 1884 vorgenommenen Ausgrabungen. Eine Vorstudie zu weiterer Localforschung von A. B. Meyer (L. Campi). p. 279—284.

Der Naturforscher. Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften. Tübingen. XIX. Jahrg. Nr. 24—50. 1886. 4°.

— Nr. 42. — Unser Verhältniss zu den Völkern niederer Cultur. p. 421—422.

United States Geological Survey. Department of the Interior. Bulletin. Nr. 24, 25, 26. Washington. 1885. 8°.

K. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- und historisch. Denkmale in Wien. Mittheilungen. Bd. XII. Hft. 1—4. Neue Folge. Wien 1886. 4°.

— Nr. 1. — Karl Deschmann: Die neuesten römischen Funde von Dernovo (Neviodunum) in Unterkrain. p. 17—32. — Dr. M. Much: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. p. I—VIII. — Notizen: Ein Steinkistengrab bei Zliv. p. XXXVII.

— Nr. 2. — Karl Deschmann: Die neuesten römischen Funde von Dernovo (Neviodunum) in Unterkrain. p. 33—36 u. 1 Taf. — Dr. M. Much: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. III. p. LVII—LXXVII u. 1 Taf. — Notizen: Dr. Wankel: Ueber neueste Funde in Olmütz. p. LXXXV. — Neue römische Funde in Wien. p. LXXXVII.

— Nr. 3. — Dr. M. Much: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. IV. p. XCIII—CXI. — Notizen: L. de Campi: Gräberfunde bei Civezzano. p. CXIX—CXXXI. — Partagirte Römermünzen. p. CXXII. — Simeoner: Die Ausgrabungen bei Salurn. p. CXXXVI. — Bronze- und Münzenfund bei Politz in Mähren. p. CXXXVII.

— Nr. 4. — S. Jenny: Bauliche Ueberreste von Brigantium. p. 72—82. — Dr. M. Much: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. p. CLVI. — Notizen: Der galizische Archäologentag (9.—11. September 1886) in Lemberg. p. CLXXIII—CLXXVIII. — Br. Hauser: Der Römerstein von Glanegg p. CLXXVIII.

K. k. Geographische Gesellschaft in Wien. Mittheilungen. Bd. XXIX. Nr. 7—11. Wien 1886. 8°.

K. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Verhandlungen. 1886. Nr. 8—14. Wien 1886. 8°.

Wissenschaftlicher Club in Wien. Monatsblätter. VII. Jahrg. Nr. 4—8. Wien 1886. 8°.

Antiqua. Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde in Zürich. Nr. 6—12. 1886. 8°.

— Nr. 6. — R. Forrer: Pfahlbaufunde aus der Westschweiz. p. 45—52 u. 6 Taf. — Nr. 8 u. 9. — Pfahlbaufunde aus der Westschweiz (Fortsetzung). p. 53—56. — Gräberfund bei Mangwyl. p. 54—56. — Zur Geschichte des Tauschhandels (antike chinesische Münzen). p. 56—57. — Zur Geschichte der Todtenbestattung. p. 57—63. — Archäologische Mittheilungen, Literatur etc. — Pferdefigur, Fibel etc. von Hallau. p. 63—64. — A. B. Meyer: Gurina im Obergailthal. p. 64—66. — Urnenfund bei Berland. p. 66—67. — Nr. 10, 11. — J. Kollmann: Zwei Schädel aus Pfahlbauten und die Bedeutung desjenigen von Auvernier für die Rassenanatomie. p. 69—75. — R. Forrer: Die römische Glattbrücke bei Rümlang. p. 75—79. — Zwei Pfahlbauten bei Erlenbach. — Steingeräthe von Baden. — Jadeïtbeile aus Italien. — Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen von Dr. M. Much. p. 79—83. — Nr. 12. — R. Forrer: Terrain. und Niveau-Verhältnisse am Neuenburger See. p. 85.

N. Wang.

Literaturberichte.

Ranke, Dr. Johannes. Der Mensch. II. Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 408 Abbild. im Text, 6 Karten und 8 Aquarelltafeln von E. Heyn, G. Klepzig, H. Magnussen, G. Mützel, A. Winther, K. Wolf u. A. Leipzig 1887. Lex.-8. X. u. 613 pp.

Dieser zweite Band ist dem ersten in erstaunlich kurzer Zeit nachgefolgt; doppelt erstaunlich, wenn man die kolossale Menge des in demselben neu verarbeiteten und weit über das des ersten Bandes hinausgehenden Materials in Betracht zieht.

Ueber die allgemeine Ausführung dieses Bandes ist für die Leser unserer ersten Anzeige (siehe p. 50) wenig mehr zu sagen. Alle die ausgezeichneten Eigenschaften, welche den ersten Band sowohl für den Laien und Schüler, als auch für manchen nicht ganz sattelfesten „Fachmann" so ungemein werthvoll machen, allen voran die ernste Höhe des Standpunktes, die ungeschminkte Objectivität und die strenge Zuverlässlichkeit des Autors in allen wissenschaftlichen Details neben der in keinem ernsten wissenschaftlichen Werke unseres Faches, besonders in Deutschland, bisher erreichten Leichtfasslichkeit, kommen hier wieder in vollem Masse zur Entfaltung.

Der Inhalt selbst interessirt uns natürlich noch viel intensiver als der des ersten Bandes, da er uns ja mitten in den engeren Zirkel der speciellen Anthropologie und der Urgeschichte hineinführt. Leider reicht der Raum, welcher dieser Anzeige zugemessen werden kann, nicht im entferntesten dazu aus, eine halbwegs zureichende Uebersicht über den Inhalt (welche ein mehr oder weniger umfänglicher Extract unseres gesammten Fachwissens werden müsste), zu geben. Die Hauptabschnitte, in welche derselbe eingetheilt ist, sind: 1. Die äussere Gestalt des Menschen und der menschenähnlichen Affen. — 2. Die Körperproportionen des Menschen (Cultur-, Natur-, Kümmer-Formen). — 3. Die Körpergrösse und das Körpergewicht. — 4. Die Farbe der Haut und der Augen. — 5. Die Haare. — 6. Schädellehre. — 7. Die Gruppirung der heutigen Menschenrassen. (Einheit des Menschengeschlechtes als Species, ältere und neuere Systeme zur Eintheilung.) — 8. Anthropologische Rassenbilder (mit den Blonden und Brünetten, den Dolichokephalen und Brachykephalen in Mitteleuropa beginnend und mit den Papuas und den Melanesiern schliessend, nebst den Anhangs-Capiteln: Homo ferus L., Cretins und Mikrokephalen). — 9. Diluvium und Urmensch. — 10. Die ältesten menschlichen Wohnstätten in Europa. — 11. Menschliche Knochenreste aus dem Diluvium. (Anerkennung der Unzulänglichkeit der heutigen Belege für die Existenz des tertiären Menschen.) — 12. Die Hauptculturperioden des vorgeschichtlichen Europa und die Pfahlbauten der Schweiz. — 13. Die jüngere Steinzeit in Nord- und Mitteleuropa. — 14. Die Bronze- und erste Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa.

In der weiteren Unterabtheilung der Hauptabschnitte tritt uns ein wahres Meisterwerk in Bezug auf die Gruppirung des ganzen grossen Stoffes und die dem heutigen Stande unserer Wissenschaft genau angepasste Vertheilung desselben im Raume des Buches entgegen. Vielleicht wird der eine oder andere Specialist (besonders unter den Prähistorikern) finden, dass gerade das von ihm besonders bevorzugte Capitelchen und eine ihn vornehmlich interessirende Localität oder Hypo-

these verhältnissmässig stiefmütterlich behandelt sei, aber solchen Wünschen gegenüber muss sich der zielbewusste Autor, welcher die Gesammtheit seiner Disciplin auf einen bestimmten Raum zusammenzudrängen hat (unter vollgiltiger Berufung auf das Wort: „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils") fast ausnahmslos ablehnend verhalten.

Die Anthropologen haben wohl ziemlich lange zuwarten müssen, bis sie eine ordentliche deutsche Professur und ein ordentliches deutsches Lehrbuch für Anthropologie bekommen haben. Nun aber haben wir sie, beide durch Ranke, und wir können wahrlich auf sie stolz sein.

J. Szombathy.

Émile Cartailhac. Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Préface par M. A. de Quatrefages. Avec 450 gravures et 4 planches. Paris, Reinwald, 1886, XXXI und 347 pp.

Dieses sehr würdig ausgestattete Werk, die Frucht einer im Auftrage des französischen Unterrichts-Ministeriums durchgeführten Mission, wendet sich nicht blos an die gelehrte Welt, welcher es übrigens bei dem Reichthum an neuen Mittheilungen, die es enthält, in jeder Form willkommen sein muss, sondern auch an ein grösseres Publicum, namentlich in den Ländern, deren vorgeschichtlichen Denkmälern es gewidmet ist. Daher der Titel und die ganze Oekonomie des Buches nebst manchem Excurse, welchen auch die Vorrede des Herrn Quatrefages beizuzählen ist — lauter Dinge, welche den Rahmen eines gewöhnlichen Reiseberichtes weit überschreiten und einigermassen an die Eigenart der Schliemann'schen Publicationen erinnern. Ein vollkommen ausgearbeitetes Werk über die vorgeschichtlichen Zeitläufte Spaniens und Portugals, eine wahre Urgeschichte dieser Länder, von deren prähistorischen Denkmälern bisher so wenig bekannt geworden, darf wohl erst von der Zukunft erwartet werden; sowie ja auch Schliemann trotz seines Fleisses und trotz aller Anstrengungen seiner Mitarbeiter und — Verleger die Räthsel von Troja, Tiryns und Mykenä nicht im ersten Anlaufe gelöst hat, noch lösen konnte.

Eine Uebersicht des Inhaltes wird indessen zeigen, dass wir dem Autor für eine Menge neuer Nachweisungen dankbar sein müssen. Die in Tertiärschichten gefundenen Quarzite und Silices mit auffallenden Schlagmarken (S. 1—19) genügen auch hier nicht zum Beweise der Anwesenheit des Menschen. Die Manufacte der Quaternärzeit (paläolithische Periode, S. 21—46) zeigen die von den französischen Archäologen den „époques chelléenne, moustiérienne, solutréenne, madeleinienne" zugeschriebenen Typen. Menschliche Ueberreste aus dieser Periode gehören zu den grössten Seltenheiten; ein einziger Fund zeigt in der Schädelform grosse Aehnlichkeit mit der subbrachycephalen Race von Furfooz, und würde demnach die Existenz dieser belgischen Race in Portugal anzunehmen sein. Ein grösserer Theil des Werkes (S. 47—196) ist der neolithischen Periode gewidmet, zunächst den (nach der Ansicht Quatrefages' eine Art Uebergangszeit darstellenden) Ablagerungen von Speiseresten, namentlich Muschelschalen, welche in Portugal eine ähnliche Culturstufe verrathen, wie die Kjökkenmöddings in Dänemark und andere Schichten von Speiseresten in England, Belgien und Frankreich. Diese ist überall roher und wahrscheinlich auch älter als der Culturstand, den uns die rein neolithischen Stationen und Gräber ankündigen. Quatrefages nimmt an, dass jene Küstenstriche zuerst von einer Race bevölkert waren, welche nur geschlagene Steinwerkzeuge kannte. Dieser gesellten sich später Zuwanderer, welche die Kunst des Glättens und Polirens der Steine ausübten und sich mit jenen älteren Anwohnern vermischten.

Thatsächlich findet man in den erwähnten Abfallsschichten in Portugal zwei Typen menschlicher Ueberreste, einen brachycephalen und einen dolichocephalen, welche genau mit denselben Proportionen in den Höhlenwohnungen und Grabstätten der rein-neolithischen Periode wiederkehren. An Spuren prähistorischer Wohnplätze ist die Pyrenäenhalbinsel sehr arm, was sich durch die Milde des Klimas, welche das Hausen unter freiem Himmel begünstigt, hinlänglich erklärt. Ansehnlich ist dagegen die Zahl der Grabdenkmäler (.... natürliche und künstliche Höhlengrüfte, megalithische, nach Dolmenart zusammengesetzte Krypten und einzelne „Menhirs" ....) und Grabfunde verschiedener Art aus neolithischer Zeit. Dieses mit nahezu 200 Abbildungen ausgestattete Capitel ist eines der werthvollsten in dem reichhaltigen Buche und kann auszugsweise auch nicht entfernt erschöpft werden.

Auch auf der iberischen Halbinsel mehren sich die Funde, welche für die Präexistenz eines Kupferzeitalters vor der reinen Bronzeperiode Zeugniss ablegen. Quatrefages will ein solches überhaupt a priori für jedes Land mit natürlichem Kupfervorkommen annehmen und ist geneigt, ihm ein sehr hohes Alter zuzuschreiben (für Griechenland das III. Jahrtausend, d. i. die Zeit vor den Umwälzungen, welche der Insel Thera ihre jetzige Gestalt gegeben). Wo reines Kupfer nicht natürlich vorkommt, dahin sei es auf Handelswegen gedrungen, wie späterhin die Bronze, entweder in bearbeitetem oder unbearbeitetem Zustande. Der Vergleich mit der Art, wie jetzt das Eisen und andere Handelswaare ihre Tour um die ganze Welt macht, erscheint uns für jene fernen Zeiten doch etwas gewagt. Uebrigens gehören Bronzefunde auf der Halbinsel noch immer zu den Seltenheiten, was Cartailhac wohl mit Recht dem zurückgebliebenen Stande der Forschung in jenem Gebiete zuschreibt.

Die grösste Mannigfaltigkeit des Inhalts herrscht in dem die frühgeschichtlichen Zeitläufte umfassenden Schlusscapitel, in welchem auch jene Archäologen ihre Rechnung finden, die alles Prähistorische verschmähen und sich nur mit den Ueberresten einer vielseitig entwickelten Cultur befreunden können. Hier finden sich Dinge nicht nur der verschiedensten Art, sondern auch aus sehr verschiedenen Perioden beisammen, Dinge, von welchen jedes einzelne seinen eigenen Kenner erfordern würde. Zunächst eine Serie eiserner Dolche, Lanzenspitzen und einschneidiger, geflammter Schwerter, die sich durch ihre La-Tène-Formen als keltisch, mit Rücksicht auf das Fundgebiet als keltiberisch zu erkennen geben, bronzene Fibeln, Figürchen und Steininschriften, deren eigenthümliche Gestalt resp. Schriftcharaktere nur im Allgemeinen auf eine vorrömische Periode hinweisen, aber auch ornamentale und figurale Steinsculpturen, welche, so alterthümlich sie aussehen, einer späteren Epoche zugetheilt werden müssen. Hier hat der Verfasser wohl etwas willkürlich die Grenze gezogen, und ist nicht so ganz unmerk-

lich, wie sich die Uebergänge in der Wirklichkeit vollziehen, aus den „protohistorischen" in rein geschichtliche, wenn auch mangelhaft bekannte Zeiträume hineingeglitten.

Den Abschnitt über physische Anthropologie (S. 305—333), welchen ein portugiesischer Gelehrter, Don Francisco de Paula e Oliveira, beigesteuert, müssen wir competenteren Beurtheilern überlassen. Unter den Nachträgen, ganz am Schlusse des Buches, ist eines der merkwürdigsten urgeschichtlichen Denkmäler spanischen Fundortes abgebildet und besprochen, welches aus der Sammlung des Louvre zuerst in der „Gazette archéologique" publicirt wurde und die ganz besondere Beachtung unserer einheimischen, sowie der italienischen Archäologen verdient. Es sind dies 5 Goldblechfragmente mit eingestanzter Repoussé-Arbeit, ziemlich gleichförmige Bruchstücke von einem Gürtelbeschlage oder dergl. Das eine Ende zeigt den ἄμπυξ δίπλαξ, d. h. zwei in entgegengesetzter Richtung um eine Punktreihe geschlungene Wellenlinien, jenes Ornament, welches bekanntlich die figurale Darstellung auf dem vielbesprochenen Gürtelblech von Watsch umschliesst. Dann folgen der Länge nach zwei Figurenreihen, welche ganz in der leblosen, symmetrischen Weise der früher bekannten figuralen Darstellungen auf Hallstätter Bronzeblechen aus speerschwingenden Reitern und Fussgängern, welche grosse Bronzegefässe oder verschiedene Waffen tragen, zusammengesetzt sind; Punktreihen und allerlei Thierfiguren dienen als Füllschmuck. Auf den ersten Blick wird man an unsere interessanten Krainer Funde, aber auch an altgriechische Darstellungen auf den bekannten Dipylon-Vasen und an die figurale Decoration phönikischer Silberschalen erinnert. Auf jeden Fall gibt dieses interessante Fundstück, welches man in Spanien, wo die specifisch-hallstättische Cultur gar nicht vertreten ist, nicht zu einer weiteren Ausdehnung dieses Culturkreises nach Südwesten benützen kann, sondern ganz einfach phönikischem Einfluss zuschreiben wird, denjenigen Prähistorikern zu denken, welche noch immer nicht geneigt sein sollten, das Mittelmeer und die Mittelmeerländer als natürliche Zwischenglieder in der Verbreitung dieser orientalisirenden Kunstformen nach Norden und Westen gelten zu lassen. **Dr. Moriz Hoernes.**

E. Vedel. Bornholms Oldtidsminder og Oldsager. Kjøbenhavn 1886. (XII u. 424 SS. mit einer Tafel in Farbendruck, einer Karte der Insel und zahlreichen Abbildungen im Texte. 4.)

Ein gehaltreiches, stattliches Werk, würdig der ehrenvollen Vergangenheit, welche die nordische Forschung in der Geschichte unserer Wissenschaft immerdar auszeichnen wird. Vedel begann sein Studium der Alterthümer von Bornholm schon 1867 als Präfect der Insel und publicirte die Ergebnisse desselben successive in den „Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie" 1870—1885. Obigem Buche liegen nun sämmtliche von ihm und seinem Nachfolger Jørgensen ausgeführten Arbeiten zugrunde. Dieselben umfassen die Untersuchung von 400 Gräbern der Stein- und Bronzezeit, mehr als 2600 Brandgräbern der ersten Eisenzeit, bei 300 anderer Gräber derselben Periode, ungefähr 200 solcher aus der mittleren und ebensovieler aus der jüngeren Eisenzeit.

Die paläolithische Zeit, sowie die Zwischenstufe der „Kjøkkenmøddings" ist auf der Insel bisher nicht nachgewiesen worden; dagegen ergaben sich zahlreiche Ueberreste der neolithischen Epoche sowohl in Begräbnissplätzen als auch in Einzelfunden. Hieher gehören dolmenartige Leichenkammern bis zu 5·6 m L., 1·6 m Br. und 1·4 m H. mit den unverbrannten (seltener verbrannten) Resten von einer oder mehreren Personen, mit Steinwerkzeugen, Waffen und eigenthümlich gestalteten Schmuckgehänge-Gliedern aus Schiefer und Bernstein. Ferner einige in Flachgräbern aufgedeckte Steinkisten (deren Gebrauch in flacher Erde wie in Tumulis übrigens durch die Bronzeperiode bis in die Eisenzeit hineinreicht) von 1·8 m L., 3·6 m Br., 0·60—0·90 m H. mit fein zugeschlagenen Feuersteinklingen und Hammerbeilen aus Diorit oder Porphyr. Die Einzelfunde unterscheiden sich nicht von den skandinavischen Formen derselben Periode. Die räumliche Erstreckung der Funde zeigt, dass Bornholm im Steinzeitalter an der S.- und W.-Küste bewohnt, aber in seiner ganzen Ausdehnung von Jägern durchstreift war.

Die Hügelgräber des Bronzezeitalters zerfallen in 2 Classen: hohe Tumuli (konisch oder halbkugelig, bis 6·3 m H. bei 30—37 m Dm.) und niedere, flache (sog. røser). Die ersteren, 639 an der Zahl, erstrecken sich, oft in Gruppen von 2—12, über alle Theile der Insel, zumeist jedoch über die flachen und fruchtbaren. Sie sind aus Erde, seltener ganz oder theilweise aus Steinen aufgeführt und enthalten sargförmige Steinkisten mit unverbrannten, oder kleine, quadratische mit verbrannten Knochen, auch wohl blosse, über unverbrannten Leichen gelagerte Steinhaufen, überdies sehr oft Brandurnen, die später an den Rändern der Tumuli beigesetzt wurden. Bei den Skeletten fanden sich Waffen, namentlich lange Bronzeschwerter, Schmucksachen aus Gold und Bronze (Armbänder, Fibeln, Nadeln u. dgl.) und Bronzemesser. Aehnlich aber ärmer ist die Ausstattung der Brandgräber. Eisen fehlt ganz, dagegen finden sich noch hin und wieder Steinwerkzeuge. Die Flachhügelgräber aus niederen Steinhaufen bestehend („røser") gehören auf Bornholm vorwiegend der Bronze- und ersten Eisenzeit an. Sie sind klein, kreisrund (selten oval) und liegen (die grösseren) einzeln oder in verschieden zahlreichen Gruppen (bis zu 50 und 100), zumeist in den minder fruchtbaren Theilen der Insel, höchst selten in der Nähe von grossen Tumulis. Sie enthalten fast ausschliesslich Brandreste, die blos aufgeschüttet, seltener in Urnen oder Steinkisten geborgen sind, höchst selten Skelette mit oder ohne Steinsärge. Die Ausstattung mit Beigaben ist sehr ärmlich und besteht in einzelnen kleineren Schmucksachen oder Werkzeugen. Die letzteren sind in den Steinkisten nie, in der Urnen selten, in den Aschenlagen dagegen vorwiegend von Eisen. Schon hier findet sich sehr häufig die gegen das ausgesprochene Eisenzeitalter hin immer mehr zunehmende Sitte, die Beigaben vor der Bestattung zu zerbrechen. Auch Flachgräber der Bronzeperiode kommen, sowohl einzeln als in Feldern zu 20—100, vor; sie enthalten Steinkisten aus kleinen Platten oder grobgeformte, henkellose Urnen, in letzteren neben den Bronze- manchmal kleine Eisensachen. Die verbrannten Knochen sind sehr oft in sorgfältig gereinigtem Zustande beigesetzt. Brand- und Leichenbestattung sind während der Bronzeperiode ungefähr gleichzeitig geübt worden, nur ist die letztere viel seltener und fast ausschliesslich auf die grossen Tumuli beschränkt. Auch die räumliche Trennung der beiden Denkmälerclassen führt darauf, dass sie verschiedenen Sippschaften und Gemeinwesen

angehört haben. Innerhalb der kleineren (Brand-)Hügel gehören die steinkistenhältigen der reinen Bronzezeit an, während die urnenführenden in die Eisenzeit hinüberreichen. Unter den Bronzen von Bornholm ist typisch nur die 22mal auf der Insel (sonst sehr selten) vorkommende Fibelform Fig. 29 als local vorherrschend bemerkenswerth. Goldschmuck, Glasperlen und Bronzegefässe sind selten und stammen wohl von auswärts; Waffen und Frauenschmuck finden sich ohne Unterscheidung in den Gräbern beider Geschlechter.

Menhirs („Bautastene") finden sich sowohl einzeln auf grossen und kleinen Tumulis, wie in Gruppen bis zu 100 Stück und 2·8 m H. auf flacher Erde; sie gehören der Bronze- und dem Beginn der ersten Eisenzeit an; nach einem Intervall von mehreren Jahrhunderten erscheinen sie wieder im mittleren und — als Runensteine — im jüngeren Eisenzeitalter. „Gerichtstafeln" nennt das Volk 2 : 3 m breite und lange Steinplatten, die auf 3 oder 4 Unterlagsteinen tischartig aufgestellt sind. „Helleristninger" (mit eingehauenen Bildzeichen versehene Felsen) kommen an zahlreichen Stellen vor, die Figuren sind meist rohe Symbole; höher als bis zur Darstellung eines Schiffes oder einer menschlichen Gestalt versteigen sie sich nicht; wo mehrere dergleichen auf einem Stein beisammen sind, verräth die unsymmetrische, willkürliche Anordnung, dass sie zu verschiedenen Zeiten ohne gegenseitige Beziehung eingehauen sind. Vedel hält sie für Votive, um Dank oder Bitte bei den Göttern anzubringen. Aus all' den angeführten Umständen schliesst der Verf., dass die grossen Tumuli den alten aristokratischen Familien angehören, welche die Insel seit der Steinzeit innegehabt, während die ärmeren und kleineren Brandgräber von späteren Zuwanderern herrühren.

Aus der ersten Eisenzeit, die der Verf. bis 450 n. Chr. reichen lässt, stammt zunächst eine Menge von „Brandplettern" (Scheiterhaufenresten in 30 cm tiefen Gruben, oft mit Steinplatten zugedeckt, ohne Behälter und äusseres Grabmerkmal), die anfangs dicht beisammen liegen, später mehr auseinandergehalten werden und oft an die älteren Hügelgräber sich anschliessen. Die in den älteren Gräbern spärlichen, später reichlicheren Beigaben sind ordnungslos deponirt, meist zuerst zerbrochen oder verbogen, dann mitverbrannt und bestehen in Schutz- und Trutzwaffen, Sporen, Messern und Schmucksachen. Die älteren „Brandpletter" enthalten meist eiserne Tène-Fibeln (Fig. 109—125), die späteren provinzialrömische, aus den letzteren abgeleitete Formen, vorwiegend aus Bronze (Fig. 126—138; die Ableitung dieser Typen geschah natürlich nicht im Norden, sondern in Mitteleuropa, wo sie im I. Jahrh. n. Chr. modern sind), die jüngsten Armbrustfibeln mit ausgesprochen römischen Formen (Fig. 141—150). Diesen charakteristischen Vorkommnissen entspricht der übrige, zum Theil sehr reichhaltige Schmuck der Gräber. Unter den Waffen sind, der alpinen Analogien wegen, für uns die einschneidigen, mehr oder minder gekrümmten Schwerter (Fig. 62—68), namentlich hervorzuheben.

Um die Mitte des V. Jahrh. entwickelt sich in der skandinavischen Welt ein ganz neuer Stil, namentlich an den metallenen Schmucksachen. Die einfachen Formen und Verzierungen verschwinden; die Stücke werden grösser und kostbarer, geschwungene und verschlungene Linien, allerlei menschliche und thierische Gestalten in mannigfacher Composition und Combination bilden eine Ornamentik, die sich technisch in tiefen Gravüren oder im Relief sehr kräftig ausspricht; die Vergoldung und Cloisonnerie (namentlich mit Granaten) wird häufiger. Dieser Stil setzt sich während des ganzen christlichen Mittelalters fort und lebt noch heute in der Holzsculptur entlegener Thäler der skandinavischen Halbinsel. Einen Abschnitt in seiner Entwicklung bildet die Vermischung mit irländischen Motiven etwa um die Mitte des VIII. Jahrh. Sein Ende fällt mit dem des Heidenthums im XI. Jahrh. zusammen; für diese letzte Periode sind grosse, ovale, schalenförmige Fibeln die charakteristischen Erscheinungen (Fig 366—368).

Auf Bornholm herrscht während der mittleren Eisenzeit die Skeletbestattung in Steinkisten unter kleinen Hügeln neben der viel selteneren Brandbestattung vor. Die Beigaben zeigen im Wesentlichen die dem Ende der ersten Eisenzeit eigenen Formen, doch veredelt durch jenen seit der Völkerwanderung zur Herrschaft gekommenen Stil. In der jüngeren Eisenzeit (450—1050) werden nur mehr ganze Leichen beerdigt; die Ausstattung ist ärmlich, was mit dem grösseren Kunstwerth der Objecte ganz natürlich zusammenhängt. In den Gräbern aus christlicher Zeit (Holzsärgen) finden sich weder Waffen, noch Schmuckstücke.

Die fremden Einflüsse, welche Bornholm in nachchristlicher Zeit erfahren, spiegeln sich auch in den Münzfunden. Römische Silberdenare aus der Zeit der ungetheilten Weltherrschaft und byzantinische, sowie weströmische Solidi aus Gold erstrecken sich über die Zeit von Nero bis auf Justinus I.; das VIII.—X. Jahrh. ist durch kufische, in Samarkand und Bukhara geprägte, das X. und XI. durch deutsche, holländische, englische u. a. Münzen sehr zahlreich vertreten. Ausserdem finden sich in Edelmetall Bracteaten u. a. barbarische Reliefarbeiten, welche, da sie ausserhalb der Gräber gefunden wurden, schwer zu datiren sind.

Ein Ueberblick der Funde des Eisenzeitalters zeigt, dass die Bevölkerung Bornholms am Beginne desselben arm war, in der Mittelperiode wächst ihr Wohlstand, um gegen das Ende des Heidenthums wieder abzunehmen. Sicherlich war der Feldbau der Hauptzweig, aus dem die Bewohner ihren Unterhalt schöpften; von localer Industrie finden sich nur sehr geringe Spuren, dagegen Anzeichen eines lebhaften Handelsverkehres, der im Bronzezeitalter bereits die Südküsten des baltischen Meeres berührte und später (bis zum X. Jahrh.) eine sehr weite Ausdehnung fand. Hiemit hängt die Vielseitigkeit und Stärke der fremdländischen Einflüsse, welche vom Beginne der Eisenzeit ab notorisch nachweisbar sind, zusammen.

Der Anfang des Bronzezeitalters schliesst die Periode der Einwanderungen auf Bornholm ab; die weitere Entwicklung der localen Cultur verläuft ganz regelmässig und ungestört. Die Gräber mit La Tène-Fundsachen mögen zum Theil noch der Epoche vor Christi Geburt angehören; die provinzialrömische Cultur dürfte ca. 100—150 n. Chr. Bornholm erreicht haben. **Dr. Moriz Hoernes.**

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 1. **Sitzungsberichte.** **Jänner 1886.**

INHALT: Vorbemerkung der Redaction; S. 1. — **Monatsversammlung am 12. Jänner 1886.** 1. Neue Mitglieder; S. 1. — 2. G. Téglás, Archäologen-Congress in Budapest; S. 1. — 3. O. Mailand, Sonnen- und Mondmythos; S. 3. — 4. A. Unterforcher, Iberer in den Tiroler Alpen; S. 4. — 5. Schreiben des neuseeländischen Häuptlings Wahanui; S. 5. — 6. J. Spöttl, Bronzeschwerter; S. 5. — 7. M. Hoernes, Schliemann's Tiryns; S. 5. — 8. Fr. S. Krauss, hercegovinisches Volksepos; S. 9. — 9. Fr. Heger, ethnographische Mittheilungen; S. 16. — 10. Eingelangte Bücher; S. 16.

Vorbemerkung der Redaction.

Die vor zwei Jahren eingeführten besonderen Berichte über die Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaft haben sich als zweckmässig erwiesen. Sie haben eine belebende Wirkung auf unser Vereinsleben ausgeübt und das Interesse an unseren Sitzungen gehoben. Der in dieser Richtung zu erzielende Nutzen wurde aber — namentlich in der letzten Zeit — dadurch beeinträchtigt, dass die den Heften der „Mittheilungen" angeschlossenen Berichte über die einzelnen Sitzungen nicht rechtzeitig in die Hände der Mitglieder gelangten. Um nun dieselben von den Verzögerungen, welche sich in der Herausgabe der ganzen Hefte oft nicht vermeiden lassen, unabhängig zu machen, wurde beschlossen, sie in der vorliegenden Form zu drucken und den Mitgliedern, abgesondert von dem übrigen Theile der „Mittheilungen" zuzusenden. Indem wir den einzelnen Nummern dieser Sitzungsberichte nach Massgabe des Raumes Literaturberichte anfügen, wird es uns auch leichter möglich werden, auf neue Erscheinungen in der Fachliteratur rechtzeitig aufmerksam zu machen.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier noch besonders erwähnt, dass diese „Sitzungsberichte" so wie die bisherigen „Verhandlungen" nur als eine den Mitgliedern besonders zugesendete Partie der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft" anzusehen sind und daher auch nach Vollendung eines jeden Jahrganges dem betreffenden Bande der Mittheilungen beigebunden werden sollen. Den durch den Buchhandel oder im Wege des Schriftentausches versendeten Exemplaren der „Mittheilungen" werden die „Sitzungsberichte" so wie bisher die „Verhandlungen" beigeheftet werden.

Monatsversammlung am 12. Jänner 1886.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

1. Als wirkliche Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Prof. Peter Branić in Vinkovce, Slavonien,
Cav. Luigi de Campi in Cles, Südtirol,
Prof. Franz Divić in Vinkovce,
Prof. Dr. Philipp Paulitschke in Wien,
Kaufmann Eduard Ringer in Wien,
Lehrer Friedrich Strobl in Langenlois und
Banquier Maximilian Wormser in Wien.

2. Herr Oberreal-Schuldirector **Gabriel Téglás** in Déva, Siebenbürgen, übersendet einen

Bericht über den Congress ungarischer Archäologen in Budapest (vom 3.—6. August 1885).

Der folgende Bericht bezweckt die Schilderung der Resultate des Congresses, welchen bei Gelegenheit der Landesausstellung die ungarischen Archäologen in Budapest arrangirten. Nachdem die Mitglieder die im ersten Stock der Centralhalle und in der Kunsthalle ausgestellten anthropologisch-prähistorischen und kunsthistorischen Sammlungen unter Führung der Herren Franz v. Pulszky, Josef Hampel und Béla Crober besichtigt hatten, folgten die Sectionssitzungen, in welchen es nicht an zahlreichen und werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten fehlte.

Am 3. August eröffnete Präsident Franz v. Pulszky den Congress mit einer längeren Rede, in welcher er erwähnte, dass die Archäologie erst vor einem Menschenalter aufblühte. Nach den Bahnbrechern ist in Ungarn eine neue Generation entstanden, deren Repräsentanten jetzt zum ersten Male in grösserer Zahl sich versammeln. Bei dem im Jahre 1876 stattgehabten internationalen prähistorischen Congresse war den vaterländischen Fachkräften nur eine unbedeutende Rolle zugefallen. Seitdem die archäologischen Sammlungen mit Eifer betrieben werden, wurden neben dem Nationalmuseum, dem Siebenbürger (Klausenburg), dem Hermannstädter Bruckenthalmuseum auch in Steinamanger, Pressburg, Kaschau, Temesvár, Déva, Raab, Békés etc. Sammlungen angelegt und in den Comitaten Békés, Eisenburg, Wieselburg, Hunyad, Bihar, Szilágy, Somogy archäologische und historische Gesellschaften gegründet und einige Forscher werden auch im Auslande gewürdigt.

Nicolaus v. Kubenyi jun. (der bekannte Mitarbeiter der »Anthropologischen Mittheilungen«) hielt einen Vortrag über den archäologischen Fund im Arvaer Comitate und legte zugleich die Resultate seiner Ausgrabungen vor. Es sind dies einige im Ober-Kubiner Urnenfriedhof gefundenen Gussmodelle, ein in Krasnahorka entdecktes Bronzediadem, mehrere »Regenbogenschüsselchen«, Stein- und Bronzewerkzeuge.

Theodor Lehoczky referirte über seine Bronzefunde im Bereger Comitat.

Dr. Wilhelm Lipp, Gymnal-Director, legte die Karte von Keazthely und Umgebung, dem Schauplatze seiner

sechsjährigen Forschungen vor. Vor dem Jahre 1879 waren nur zwei Fundorte im Allgemeinen von dieser Gegend bekannt: der prähistorische Tatika und der römische in Fenék. Die prähistorischen Fundorte sind nicht zahlreich und auch nicht besonders reichhaltig, wie Istwand, Kehida, Esztergály, Bors Fenek, Büdöskut, Egregy. Interessanter und reicher repräsentirt sich die römische Epoche und hier der Hauptfundort Fenék, das einstige Mogentiana. Merkwürdigerweise kommen diese römischen Funde an Stellen, welche jetzt zumeist mit Wasser bedeckt sind, mit prähistorischen gemischt, vor. Römische Begräbnissstätten finden sich in Keszthely und in Szanto. Bei Sarmellék fand Lipp die Ueberreste einer langen Brücke (pons longus) durch den Sumpf vom kleinen Plattensee, die ihm als Pfahlbau angegeben wurde.

Die merkwürdigsten Fundstellen fand er in und um Keszthely, in denen er seit Jahren arbeitete. In Keszthely grub er 1700, von Keszthely nach Norden am Dobogohügel 2300, von Dobogo gegen Südwest in Páhok über 1000 und im Süden in Fenék 300 Gräber auf. Die Monographie über diese Ausgrabungen erschien bei der ungarischen Akademie der Wissenschaften und wurde seitdem auch in's Deutsche übersetzt.

Eduard Ivanffy (Piaristen-Professor) behandelte die im Wieselburger Comitat entdeckten Gegenstände aus der Avarenzeit. Er verglich die Edelsthaler, Lebenyer, Szt. Pétrer und Papreter Funde mit den in Kunágota, Szent Endre, Ozor, Sövényháza und Keszthely zu Tage geförderten Gegenständen. Die Schädel zeigen den brachycephalen Mongoloid-Typus. Der Edelsthaler Friedhof stammt allerdings aus der Avarenzeit.

Dr. August Sötér (Advocat) referirt von den Edelsthaler Funden. Die in 54 Gräbern gemachten Funde waren ausgestellt; die in 92 anderen Gräbern entdeckten Gegenstände legte er selbst vor.

Zum Schlusse sprach Moritz Wosinczky (kath. Geistlicher) über einen im Tolnaer Comitate entdeckten Fundort mit Gegenständen aus der neueren Steinzeit.

Die zweite Sitzung eröffnete Dr. Florian Franz Romer, der hochverdiente Domherr von Grosswardein. In seiner Eröffnungsrede lieferte er einige interessante Daten zur Geschichte der ungarischen archäologischen Forschungen. Er wurde durch Arnold Ipolyi ermuntert, sich der Archäologie zu widmen; ihm und seinen Zeitgenossen ward blos eine geringe Unterstützung zu theil, doch die Arbeitslust und Ausdauer war stets grösser als die Sucht nach Lohn.

Dr. Theodor Ortvay, (Akademie-Professor in Pressburg, behandelte die Errichtung der unter dem Namen „Tyrannenmörder« bekannten altgriechischen Statuengruppe im Museum von Neapel, deren Gypsabgüsse sich auch im National-Museum in Budapest befinden. Die Statuengruppe illustrirt bekanntlich die Ermordung des Hipparchus durch Harmodius und Aristogeiton. Ortvay bemängelt die heutige Aufstellung, weil die Statuen von keiner Seite übersichtlich sind. Im Profil gesehen zeigen sie nur halbe Körper, aber in Winkelform links gestellt, könnte dann die Plastik in ihrer ganzen Schönheit hervortreten. Dr. Josef Hampel, Universitäts-Professor, replicirte auf diese Ausführungen, welchen er im Ganzen beistimmt, die er aber in mancher Beziehung rectificirt.

Gabriel Téglás, Director der Realschule zu Déva, las eine längere Abhandlung über den römischen Bergbau in Dacien vor. Auf Grund seiner vier Jahre lang fortgesetzten Forschungen ist er zur Ueberzeugung gelangt, dass die Skepsis bei Feststellung des Zeitalters der Bergwerke keine unbegründete sei. Ohne Inschriften und Artefacten kann man nicht sicher feststellen, wo die Römer und wo die Nachfolger gearbeitet haben. So hat der Vortragende bewiesen, dass Boicza, Trestia, Kajanel Ruda, Kovács, Tekerö, Stanicza, Nagy Almas, Zalatna (Ampelum), Verespatak (Vicus Peresterum oder Albornus major), Offenbánya, Kis Bánya römische Bergwerke sind; ausser den Bergwerken wurde auch das Goldwaschen betrieben.

Dr. Ladislaus Rethy, Custos-Adjunct im National-Museum in Budapest, handelte über die Nationalitätenverhältnisse Daciens in der Römerzeit. Er betont, dass Latinismus und Romanismus verschieden sind. Das römische Reich war lateinisch, der Romanismus habe aber nur dort Wurzel gefasst, wo die lingua rustica sich im Volke verbreitete und sich neue Dialekte bildeten, z. B. die spanische, französische, rhätoromanische u. s. w. In Dacien gab es aber kein italienisches Element, sondern es waren asiatische Semiten, Syrier, Palmyrer, Bythuner, Commaginenses, Assyrer etc. Die in Siebenbürgen jetzt gesprochene Sprache entstand in Illyrien und verbreitete sich erst im XII. und XIII. Jahrhundert nach Siebenbürgen und Rumänien.

Nach den Bemerkungen Dr. Karl Torma's liest Paul Király, Professor in Déva, über das Mithraeum von Sormiregethusa. In der im Jahre 110 v. Chr. von Terentius Scaurianus gegründeten Hauptstadt von Dacien betete man fremde Götter, unter ihnen den mächtigen Mithras, an. Bei den im Auftrage der historisch-archäologischen Gesellschaft zu Déva ausgeführten Grabungen stiess Redner im Vereine mit Gabriel Téglás auf ein Sanctuarium, woselbst das mächtige Cultusbild, der Altar (mit der Inschrift Nabarze Deo), standen. Die daselbst gefundenen vielen Reliefs befinden sich jetzt im Dévaer Museum, wo auch der berühmte Professor Dr. Benndorf im Vereine mit dem Museums-Director Franz v. Pulszky sie besuchten, und von welchen der Vortragende eben jetzt eine ausführliche Monographie der ungarischen Akademie der Wissenschaften sandte.

Am dritten Tage präsidirte Baron Albert Nyáry und Josef Könyöki (Professor in Pressburg). Derselbe las über die mittelalterlichen Grenzfestungen im Westen Ungarns, mit deren Aufnahme der Vortragende von der Landescommission der Baudenkmäler beauftragt wurde.

Dr. Béla Crobor (Custos-Adjunct in Budapest) erläuterte die in der Ausstellung exponirten Geräthschaften der Kirchen lateinischen und griechischen Ritus.

Dr. Johann Szendrei (Ministerial-Concipist) behandelte die Abstammnng und die Familie Albrecht Dürer's (des ungarischen Ajtossi) und würdigte dessen Kunst und Schöpfungen.

Dr. Ludwig Haan (ev. Dechant in Csaba) handelte über die Familie Dürer (Ajtossi). Der Vortragende hat seine Arbeit in einem französischen und drei deutschen

Fachblättern publicirt, und da die letzteren ihrem Zweifel darüber Ausdruck gaben, dass Dürer der ungarischen Familie Ajtós de Ajtósi (im Békéser Comitat) entstammte, ist der Vortragende bestrebt, diese Behauptungen mit neuen Beweisen zu bekräftigen.

Dr. Carl Torma (Universitäts-Professor in Budapest) hielt einen Vortrag über die von ihm aus dem einstigen Aquinäum zu Tage geförderten und im hauptstädtischen Pavillon ausgestellten Antiquitäten.

Zum Schlusse wurden die Interessen der provinzialischen Museen und die Vertheidigung der vaterländischen Antiquitäten besprochen, und die Versammlung äusserte ihren Dank dem verdienten und taktvollen Secretär Dr. Josef Hampel.

3. Herr Oberrealschul-Professor **Oskar Malland** in Déva, Siebenbürgen, übersendet

Beiträge zum Sonnen- und Mondmythos.

Die bis jetzt so wenig beachtete rumänische Volkspoesie hat einen solchen Reichthum an mythischen Zügen, dass der Ethnologe beim Studium der Ethnologie der europäischen Völker nicht umhin kann, auch dies Volk in's Bereich seiner Forschungen zu ziehen. Das die Berge Siebenbürgens bewohnende rumänische Volk ist eine Mischrace von Rumänen und Slaven, doch der Charakter dieser Völker vereinigte sich derart, dass wir in den Rumänen jetzt eine ganz selbstständige Volksindividualität vor Augen haben. Wie dies Volksindividuum die hergebrachten Traditionen umgestaltet, vermischt, seinen culturellen Verhältnissen angepasst hat, wollen wir in seiner Volksdichtung, in Sage und Märchen näher betrachten.

Ich beschäftige mich seit Jahren mit der rumänischen Volkspoesie, habe eine reiche Sammlung von Volksliedern, Sagen, Märchen, deren vergleichendes Studium mich dazu anregte, der sehr geehrten Gesellschaft in Folgendem einzelne Züge dieser Volkspoesie vorzulegen, hoffend, dass auch diese Züge, die ausgebreiteten ethnologischen Forschungen der sehr geehrten Gesellschaft, mit zwar sparsamem aber lehrreichem Material erweitern werden.

Einen Hauptkern der rumänischen Volkspoesie bildet der Sonnen- und Mondmythos, der auf einen uralten Cultus hinweist, welcher in jeder Phase der Entwicklung dieses Volkes eine grosse Rolle spielt und sogar in der neuesten rumänischen Volkspoesie als bleicher Wiederschein des absterbenden Mythossinnes des Volkes fortlebt.

Ich finde diesen Mythos in drei von mir aufgezeichneten Balladen und in einer von G. Moldován aufgezeichneten Ballade.

In Folgendem stehe der Inhalt derselben:

1. An dem Thore von Celigrad steht ein Jüngling im Sonnenscheine und bittet seine Mutter, sie möge ihm gestatten, dass er seine Schwester heiraten soll. Die Schwester erwiedert: „Ich will Dein sein, doch ist es eine Sünde, denn wir sind Sprösslinge eines Blutes.« Die Mutter aber willigt in die Heirat, wenn der Jüngling ihr eine Wachsbrücke über die Welt macht, in die Mitte dieser Brücke eine kalte Quelle setzt, dass Jeder, der aus dieser Quelle trinkt, um die Sühne der Sünde bete.

2. (Vollständigere Variante.) An dem Thore von Celigrad lehnet ein langhaariger Jüngling, mit den Händen gegen den Mond gewendet und bittet seine Mutter, sie möge ihm gestatten, dass er seine Schwester heirate; denn er umkreiste die Welt, fand aber keine schönere als sie. Die Mutter verspricht ihm ihre Tochter, wenn er sich eiserne Riemenschuhe mit stählernen Riemen macht und seine Reise um die Welt mit diesen fortsetzt. Er erfüllt ihren Wunsch, sie aber wünscht noch, dass er eine Kupferbrücke über das Land, und eine silberne Brücke über die Welt mache, sonst bekomme er seine Schwester nicht. Der Jüngling vollbringt auch dies und die Mutter willigt endlich in die Heirat. Er spannt seine Rosse ein und führt seine Braut zur Kirche. Doch als es an die Trauung kommt, bittet die Braut den Brautführer, er solle ihre Hand freilassen, und als dies geschieht, reisst sie den Kranz vom Haupte und springt in die Donau, indem sie ausruft:

Ich sei der Steine Rost
Ich sei der Fische Mahl
Doch werd' ich nie und nimmer
Meines Bruders Gemahl.

3. Eine dritte Ballade, die aber auch als eine Variante der vorigen zu betrachten ist, lautet:

(Interlinear-Version):

Mit achtzehn Rossen
Achtzehn Jahre
Reiste die Sonne
Suchend die Braut.
Zuletzt kam sie
Zu Juana der glänzenden
Seiner Schwester.
„Liebe Schwester!
Wenn Gott will
Sei meine Braut.“
„Schöne Sonne!
Schöner Bruder!
Hörtest Du noch Solches,
Dass Bruder heirate
Die Schwester?
Doch wenn Du mir machst
Eiserne Sprossen zum Himmel
Silberne Brücke über die Erde
Will ich Dein sein.“

4. Der Inhalt der von Moldován aufgezeichneten Ballade lautet:

(Die) Sonne will seine Schwester Hiana Cossinczana heiraten, doch Gott willigt in diese Heirat nicht ein. Am Tage der Hochzeit langt eine Hand nach dem Mädchen und schleudert es in's Meer und von da auf den Himmel hinauf, wo es nun als Mond prangt. Gott spricht zu ihnen:

(Interlinear-Version):

Du Hiana Cossinczana!
Gehet einander sehend
Aber so getrennet ewig
Tag und Nacht voll heisser Sehnsucht,
In dem Herzen brennende Gluth
Schritt auf Schritt einander folgend
Den Himmel umkreisend ewig.

Der Sagenkern ist in allen vier Balladen jenes allgemeine mythische Element, welches wir von Indien bis an die Spitzbergen überall als einen durch die Völkerseele sich schlingenden rothen Faden vorfinden,

und welches das Hauptmotiv jedes naturwüchsigen Cultus bildet. In der Edda, bei den Slaven, Letten, Grönländern, in der Rigveda etc. finden wir nicht nur die Sonne und den Mond als Geschwister dargestellt, sondern auch die Motivirung des Mythos ist dem rumänischen auffallend ähnlich. Sind doch die Rosse der Sonne beigegebene Attribute in jeder Erscheinung des Sonnenmythos. Dass die zwei Himmelskörper einander verfolgen, finden wir als eine Phase jedes Himmelsmythos. Eigenthümliche Momente sind die Brücken, besonders in Ballade 2, wo die Kupferbrücke der silbernen entgegengestellt wird und meiner Ansicht nach die erste den Regenbogen, die letztere die Milchstrasse symbolisirt. Die Wachsbrücke ist auch der Regenbogen, dessen Verschwinden die Auffassung des Schmelzens involvirt. Die Quelle ist der Regen, der der ganzen Welt zu Theil wird, und die ganze Welt betet um die Sühne der Sünde. Die eisernen Sprossen der Variante 3 entsprechen auch dem Regenbogen. Die rumänische Sage spricht sehr oft von der Himmelsleiter, an der die mythischen Helden auf- und absteigen oder reiten. In Ballade 4 schleudert Gott den Mond in's Meer und dann auf den Himmel, in 2 springt der Mond (als Mädchen) in die Donau (Wasser). Dies ist eine eigenthümliche Auffassung, eine interessante mythische Permutation, da wir wissen, dass nach einer uralten Auffassung die Sonne in's Meer sinkt, um erfrischt wieder aufzugehen. Hier tritt an die Stelle der Sonne der Mond, und wir finden auch in anderen Zügen dieses localisirten Sagenstoffes, dass Attribute der Sonne dem Monde übertragen werden.

In 1 und 2 wird Sonne und Mond durch Jüngling und Mädchen personificirt, 3 zeigt uns, dass der Jüngling die Sonne, das Mädchen den Mond vertritt. Die Vermählung der Geschwister ist ein Hauptzug jedes Sonnenmythos. Das einander Jagen, Ausweichen, Misslingen der Heirat bedeutet den ewigen Kreislauf der zwei Hauptgestirne.

Die angeführten Balladen sind meiner Ansicht nach uralt. Der Sagenstoff ist mit andern arischen Völkern gemein, doch wurde er durch das rumänische Volk in ethnisch-idealer Hinsicht weitergebildet und auch durch das Christenthum beeinflusst.

Sonne und Mond erscheinen in der rumänischen Volkspoesie auch als zwei Schwestern, die getrennt im Osten und Westen leben müssen und sich nur dann vereinigen können, wenn: der Berg zum Berge geht, wenn das Joch Pflaumenschlehe trägt, wenn die Pappel Nüsse trägt und die Weide süsse Aepfel um Willen zweier Schwestern, d. h. nie. — Die auf diese Auffassung des Mythenstoffes sich beziehenden Volkslieder werde ich so frei sein, ein andermal vorzulegen.

4. Herr Professor **August Unterforcher** in Leitmeritz übersendet eine Notiz:

Zu den kritischen Bemerkungen des Herrn Prof. Dr. Martin Wilckens über Prof. Kaltenegger's iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen.

Ueber die etymologischen Versuche des Herrn Prof. Dr. Kaltenegger, über welche sich Herr Prof. Wilckens nur vorübergehend ausspricht, möchte ich einige Worte den »kritischen Bemerkungen« anfügen.

1. Die zahlreichen Ortsbenennungen Val, Valle, Vals, Völs und ähnliche haben mit den Valsern gar keinen Zusammenhang; sie sind schon längst als valle (val), valles (plur.) erklärt und finden sich, wie es ja natürlich ist, in allen romanischen Gebieten, wo die Romanen ein Thal so entweder neu zu benennen oder umzutaufen für nothwendig erachteten.

2. Die Verwechslung oder Gleichstellung der Walser (Walliser) und Walchen, welche einer dem schönen Geschlechte angehörigen Schriftstellerin passirte, nennt Dr. L. Steub (Klein. Schrift. III, 156) einen »wahren Engelsturz aus dem Himmel einer allerdings nicht sehr fest gemauerten Gelehrsamkeit in die irdische Ignoranz des unwissendsten Laien«. Die Walser haben ihren Namen dem früheren Wohnorte (Wallis = valles) zu verdanken, während mit Walch (Walach und seinem Adjectiv Wälsch von den Deutschen die Romanen (Nichtdeutschen) bezeichnet werden. Locale Benennungen mit Walchen (Wallen) und Wälsch (Wels) finden sich viele und in weiter Verbreitung und künden uns von einem romanischen Bevölkerungsreste inmitten der siegreichen Einwanderer. Natürlich ist auch die Einwanderung der Walliser in die vom Herrn Kaltenegger bezeichneten Gebiete von Tirol rein aus der Luft gegriffen; nur »einen kleinen Abstecher nach dem winterlichen Galtür« machten sie (Steub, Kl. Schrft. III, 152 f.).

Herr Prof. Kaltenegger führt auch die Erbauung der Kirchen in Vals, Völs auf seine Walser zurück; allein in Vals bei Brixen wären sie gewiss zu früh (1250) erschienen; so rasch ging ihre Wanderung nicht. Uebrigens ist es ja reiner Zufall, wenn die Kirche in Völs bei Innsbruck erst 1494 genannt wird. Auch der Walser Patron Theodul = Jodok beweist Nichts für den Zusammenhang mit den Wallisern, weil er nur in Vals bei Steinach vorkommt. Eher kann der wunderthätige Heilige wandern als ein ganzer Menschenschwarm.

Von anderen Versuchen des Herrn Kaltenegger kann ich nur sagen, dass es doch nicht über allen Zweifel erhaben ist, Welschellen mit dem Ellen, Elch zusammenzustellen. Im 11. Jahrhundert lautet der Name Aelina, im 9. Elina mons; im Ladin. Rinna, Rinnes, aus Aelina entstanden.

Und gar die Seduni von den Sudannegern ableiten zu wollen, verräth doch ebensoviel Phantasie, als wenn Einer Peking mit allen seinen Chinesen und den deutschen P N. Böcking unter ein Dach zu bringen versucht.

Hätte Herr Professor Kaltenegger Steub's Kleinere Schriften III, 149 ff. oder Bergmann's »Untersuchungen über die freien Walliser etc.« zu Rathe gezogen, dann hätte er diese Ansichten wohl nicht veröffentlicht.

5. Der Vorsitzende legt ein von Frau Hofrath Georgiana von Hochstetter ihm freundlichst zur Verfügung gestelltes

Schreiben des neuseeländischen Häuptlings Wahanui

vor. Wahanui hatte unseren unvergesslichen Hofrath von Hochstetter auf dessen Reise in Neu-Seeland (1859) kennen und verehren gelernt. Die Kunde von

dem Tode des berühmten Gelehrten veranlasste ihn, der Witwe in seiner Weise seine Theilnahme auszudrücken. Dem Briefe lagen die in Auckland angefertigten Photographien von ihm und seiner Frau bei. Wir bringen im Nachfolgenden den Wortlaut des Schreibens nebst einer beiläufigen Uebersetzung desselben (nach Herrn A. Reischek) und der Reproduction der beiden Photographien (Fig. 1 und 2, p. 6 u. 7).

Nu tireni Akarana
Hepetema, 25 1885
E Kui
E Mihi Hokiteta
te na koe te kanohi o teku hoa i nga wa i mua ra i te mea e ora ana a kua ngaro atū ia ko koe kei te ora.
E kui te na ra koe me tou iwi nui hoki a ma te Atua koe e tiaki ake ake ake
He oi to mana aroha ko taku hoa ki a koe Hei kona ra koe noho mai ai i tua o te wa moana nei
He oti ano
Ki u Mihi Na Wahanui
Hokiteta
ku Wina
Atiria.

Uebersetzung:

Alexandra, Auckland, Neu-Seeland.
September, 25. 1885.
O Freundin
O Frau Hochstetter

Grüsse an Sie und zur Erinnerung an meinen alten Freund von vergangener Zeit, wenn er lebte, obgleich er in das Jenseits gegangen ist. Sie aber überlebten ihn.

O Frau, meinen Glückwunsch für Sie und Ihre grosse Nation. Gott möge Sie immer beschützen.

Die Begrüssungsworte von mir und meiner Frau an Sie sind zu Ende.

Leben Sie wohl an der anderen Seite des grossen Ocean, der uns trennt.

Das ist alles
An Frau von Wahanui
Hochstetter
in Wien
Austria.

6. Herr Historienmaler **J. Spöttl** legt eine

Sammlung von Bronzeschwertern und Bronzedolchen

vor, welche sich den bisher von ihm vorgelegten Theilen seiner exquisiten Sammlung würdig anreiht [1]).

7. Vortrag des Herrn Dr. **M. Hoernes**

über Schliemann's „Tiryns".

Wenn ich heute in der Lage bin, unter Hinweis auf einige mitgebrachte, allerdings unbedeutende Bruchstücke mykenischer und tirynthischer Keramik Schliemann's jüngste grosse Publication [1]) zu besprechen, so danke ich dies wesentlich dem Umstande, dass es mir vor anderthalb Jahren vergönnt war, das Ausgrabungsfeld während der Arbeiten selbst zu besuchen und die daselbst gefundenen Ueberreste von Bauwerken und Gegenständen der Kleinkunst an Ort und Stelle in den Originalien zu studiren. Aus dieser Autopsie leite ich zunächst die Berechtigung ab, von so crassen Irrthümern, wie sie jüngst über Tiryns und verwandte Stätten uralter Baukunst durch E. Böttticher vorgebracht wurden [2]), vollständig zu schweigen.

Zehn Jahre sind es her, seit Schliemann zum ersten Male auf dem Plateau der tirynthischen Akropolis versuchsweise die, eigentlich für Mykenä geschärfte Spitzhacke einschlagen liess, und es spricht auch ein wenig für die schlichte Grösse dieses Mannes, für die Selbstauffassung seiner providentiellen Mission, dass er sich jetzt im ersten Capitel seines neuesten Werkes durch eine Art von Rechenschaftsbericht gleichsam vor aller Welt entschuldigt, die hier begonnene Arbeit so spät wieder aufgenommen und durchgeführt zu haben.

»Tiryns« schliesst sich den früheren monumentalen Publicationen des berühmten Verfassers, wie nicht anders zu erwarten war, in jeder Weise würdig an. Doch ist es ein entschiedener Vorzug, dass er, ohne seine hinlänglich bekannte Eigenart aufzugeben, diesmal andere Vorredner und Mitarbeiter gewonnen hat, als es früher die Sayce's und Gladstone's gewesen sind. An der Spitze des Buches steht jetzt, gleichsam den Vorhang zu den darin ausgebreiteten Mysterien lüftend, eine der ersten deutschen Autoritäten auf dem Gebiete der geschichtlichen Baukunde, Prof. Adler, und entrollt uns durch eine Zusammenstellung der bautechnischen und baukünstlerischen Ergebnisse aus den Schliemann'schen Entdeckungen vorgeschichtlicher Festungs-, Palast- und Gräberanlagen ein Bild der ältesten Baukunst auf griechischem und kleinasiatischem Boden. Solche Vorreden ersparen Nachreden in jedem Sinne. Wir beschränken das Referat auf die Schlusssätze derselben. In der entscheidend wichtigen Frage, ob und wie weit auf dem Gebiete der monumentalen Baukunst die Phönikier die Lehrmeister der Griechen gewesen seien, erwartet Adler weitere Aufklärung von neuem, methodisch gewonnenem und kritisch gesichtetem Material in Mykenä, wo die Burgwohnung noch verschüttet liegt, dann aber namentlich in Zwischenländern wie Lykien und Kreta. Er leugnet jenen Einfluss nicht, kann ihn aber für die älteste Zeit nur in einem sehr beschränkten Maasse zugeben, weil bisher weder auf der syrisch-phönikischen Küste, noch auf den Inseln irgend welche Bauwerke nachgewiesen worden sind, welche mit dem eigenartig strengen Organismus der Kuppelgräber und mit der meisterhaften Planbildung des Palastes von Tiryns, der alle bisher bekannt gewordenen Grundrisse

[1]) Es sei hier erwähnt, dass Herr Spöttl nunmehr auch den in der Sitzung am 11. November 1884 vom Herrn k. k. Staatsanwalts-Substituten vorgelegten Bronzedolch von Landeck käuflich erworben hat. (D. Red.)

[1]) Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen von Dr. Heinrich Schliemann. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. F. Adler u. Beiträgen von Dr. W. Dörpfeld. Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte u. 4 Plänen. Leipz. F. A. Brockhaus. 1886. LXVIII u. 487 SS. 8°.

[2]) Zuletzt in der seither eingegangenen „Zeitschrift f. Museologie u. Antiquitätenkunde" vom 15. December v. J.

assyrischer Königspaläste an Einfachheit und Klarheit weit überragt, wetteifern können. Vielmehr sieht er in jenen frühen Schöpfungen der Baukunst auf dem Boden von Hellas den bewussten Ausdruck altgriechischen Geistes und ebenso echte wie unvergängliche Urkunden für den uralten nationalen Zusammenhang der Stämme auf beiden Ufern des Aegäischen Meeres. Da wir von der endgiltigen Lösung dieser Frage noch soweit entfernt sind, wie Adler selbst zugeben muss, möchten wir den nationalen Charakter der ältesten Architektur auf griechischem Boden, wie überraschend sie uns auch entgegentritt, nicht so entschieden betonen. Man war bisher gewohnt, die grossartige Erscheinung einer nationalen hellenischen Architektur, das Auftauchen eines dem griechischen Stamme eigenthümlichen, mustergiltigen Baustils an den Beginn einer viel späteren, der specifisch-griechischen Epoche der alten Kunstgeschichte zu setzen, und ob man auch von der, noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts herrschenden Vorstellung, dass mit diesem Phänomen, etwa um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., ein ganz neuer Anfang gegeben sei, unter dem zwingenden Einfluss grosser Entdeckungen in Vorderasien und später in Griechenland selbst, allmälig zurückkam, so entschliesst man sich doch nur schwer, einen Gesichtspunkt aufzugeben, welcher aus dem ganzen Verlauf der culturellen Entwicklung Griechenlands hervorgeht. Die Perioden in der Geschichte der Bau- und Bildkunst liegen durchweg später als die entsprechenden Zeiträume in der Geschichte der Poesie und der Literatur überhaupt; es widerspricht also einem Axiom, wenn wir plötzlich eine so hoch entwickelte Architektur als erste Schöpfung des griechischen Kunsttriebes lange vor der Entstehung des homerischen Epos anerkennen wollten. Daher empfiehlt es sich, vielmehr weitere Entdeckungen abzuwarten, als schon jetzt zu so gewagten Deductionen zu greifen.

Fig. 1.

Schliemann selbst erzählt im I. Capitel (S. 1—12) die Geschichte der Ausgrabung; im II. (S. 13—61) schildert er Topographie und Geschichte von Tiryns; das III. (S. 62—93, mit 17 in den Text gedruckten Abbildungen) widmet er den Funden im Schutt der ältesten, das IV. (S. 94—199, mit 94 Textillustrationen und 14 chromolithogr. Tafeln), denen im Schutt der zweiten Ansiedlung. Im V. (S. 200—352, 13 Textill. u. ebensoviele Tafeln) beschreibt Dr. W. Dörpfeld die Bauwerke von Tiryns; im VI. (S. 353—432, mit 54 Abbild.) gibt derselbe Nachricht von den Ausgrabungen des Jahres 1885 und Ergänzungen zu Cap. V. Dr. E. Fabricius behandelt die Einzelfunde des Jahres 1885, Otto Helm den mykenischen Bernstein. Ein ausführliches Sach- und Namenregister beschliesst den Text. Wie man sieht, halten sich Architektur und Kleinkunst (wenn wir diesen Namen auf die Einzelfunde anwenden dürfen), quantitativ ziemlich genau die Wage, und nur die völlige Neuheit einer Anlage wie des tirynthischen Palastes drängt für unser Interesse die beweglichen Fundobjecte etwas in den Hintergrund. Trotzdem wollen wir aus naheliegenden Gründen von den ausgegrabenen Bauwerken nicht weiter sprechen und lieber die in den beiden Schuttschichten gefundenen Gegenstände aus Thon, Metall, Stein u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf figurale Darstellungen einer kurzen Musterung unterziehen.

Aus der Zeit vor dem Baue der grossen kyklopischen Mauern und des Palastes stammen geringfügige, aber deutliche Spuren einer urältesten ärmlichen Niederlassung, welche nach Schliemann derselben Culturphase angehören, wie die 4 letzten prähistorischen Städte von Troja, dann das Grab des Protesilaos am thrakischen Chersonnes und die Nekropole von Antiparos. Namentlich die gänzliche Verschiedenheit der hier gefundenen Thonwaaren von jener der zweiten Culturschichte, welche gedreht, bemalt und im Ganzen der aus andern Localitäten von Argolis (Mykenä, Asine, Nauplia), Attika (Athen, Eleusis, Menidi, Sparta, Aliki), dann auf Salamis, Aegina, Rhodos, Kreta stammenden Keramik zunächst verwandt ist, soll den sichersten Beleg dafür abgeben, dass sie zwei ganz verschiedenen Völkern angehören, von welchen das ältere durch die Einwanderung einer hochcultivirten asiatischen Nation etwa um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. verdrängt worden sei.

Ausser den charakteristisch geformten, mit der Hand gefertigten Thongefässen, welche anderwärts der neolithischen Steinzeit zugezählt werden, kommt auch Drehscheibenarbeit vor, und Schliemann vermuthet, dass die ältesten Ansiedler Bronze und Kupfer gekannt

hätten, während Eisen in beiden Fundschichten gänzlich fehlt. Dagegen finden sich in beiden Schichten zahlreiche Messer (Abbild. Nr. 104—107) und Pfeilspitzen (Nr. 108—111) aus (wahrscheinlich von der Insel Milo importirtem, aber an Ort und Stelle bearbeitetem) Obsidian, was uns übrigens nach dem gleichen Vorkommen in Mykenä und dem prähistorischen Tumulus von Marathon weniger überrascht. Von Steingeräth fanden sich ferner zwei Arten von Reibwerkzeugen (zum Poliren der Thonwaare?), kegel- oder glockenförmige Kornquetscher, Reibsteinplatten, rohe Steinhämmer, deren Grösse und Schwere vermuthen lässt, dass sie blos mit der Hand gefasst wurden, Spinnwirtel u. dgl. Eine knöcherne Sticknadel und ein Schieber aus blauem Glas lagen bei Skeletten der ältesten Ansiedler, deren Schliemann vier entdeckte. Was hier theils vereinzelt, theils in grösserer Zahl gesammelt wurde, lässt sich durchweg mit analogen Funden aus Troja, Mykenä, Athen, aber auch aus Chaldäa und Mitteleuropa zusammenhalten, ist also, wenn man so sagen darf, von kosmopolitischer Ursprünglichkeit und gewährt keinerlei chronologischen oder culturgeschichtlichen Anhaltspunkt.

Anders verhält es sich mit den Funden im Schutt der zweiten Ansiedlung. Positive und negative Fundthatsachen liefern hier Anhaltspunkte zu einer chronologischen Datirung. Zu den letzteren gehört das Fehlen des Eisens und der schwarzlackirten Thonwaare, deren erstes Auftreten Schliemann schon in das 10. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung setzt. Positive Anhaltspunkte liefert die Keramik, welche mit derjenigen von Mykenä im Ganzen übereinstimmt, ferner die zahllosen Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian.

Aus diesen und anderen Merkmalen schliesst Schliemann, dass der Palast von Tiryns im letzten Jahrhundert des 2. Millenniums v. Chr., ungefähr gleichzeitig mit Mykenä in Folge der dorischen Invasion zerstört worden sei, eine Annahme, welche auch mit der geschichtlichen Tradition, soweit sie uns hierüber belehrt, vortrefflich harmonirt. Man kann also sagen, dass Tiryns gerade da aufhört, wo die beglaubigte Geschichte Griechenlands anfängt, so dass die Bezeichnung »prähistorisch«, für die wir sonst nicht eben schwärmen, hier sehr gut am Platze ist.

Fig. 2.

Den vernichtenden Streichen der »rückkehrenden Herakliden« erlag eine blühende, eigenthümliche Cultur nicht nur im Peloponnes, sondern auch im nordöstlichen Griechenland, wenigstens in Attika und auf den Inseln des saronischen Golfes, wo sie fortan bis auf die letzte Spur getilgt erscheint. Ausser Betracht bleiben hiebei die in Tiryns wie in Mykenä gefundenen, im sogenannten »Dipylonstyle« geometrisch decorirten Gefässe, nach Schliemann Importartikel aus Phönikien, welche schon lange vor der Ankunft der Dorier nach dem Peloponnes gebracht wurden und noch lange nach jener Umwälzung, immer als fremde Handelswaare, in Athen (Dipylonvasen) vorkommen. (Taf. XVI—XXIII, S. 107 f. 112, 114.) Den stilistischen Unterschied dieser Vasengattung von der eigentlichen tirynthischen und mykenischen Gruppe von Thongefässen bezeichnet Schliemann wohl etwas äusserlich damit, dass jene in geraden Linien als Mäander ausdrückt, was diese in Bogenlinien als Spirale wiedergibt, und dass man dergestalt mit einer kleinen Abweichung von dem ursprünglichen Motive eine völlig neue Ornamentik schuf. Von diesen Gefässen sondert sich zunächst (allerdings nicht in der Darstellung Schliemann's, der stellenweise Heterogenes confundirt und Zusammengehöriges trennt) eine Reihe von Bruchstücken, in welchen ein ganz anderes Decorationsprincip herrscht. (Taf. XIV, XV, XVII b, XXI a b, XXII c, Abb. S. 407, Nr. 147—151.) Es sind figurale Darstellungen von Wagenfahrten, Kriegern, Thieren u. dgl., ganz im Geiste der reichstgeschmückten Dipylonvasen; allein wenn dort die menschliche oder thierische Gestalt gleichsam in ihre linearen Elemente aufgelöst und nach dieser Zersetzung in ein homogenes ornamentales Gerüste gebannt ist, erscheint sie hier von solcher Willkür frei, aber dafür einer andern, noch weit naturwidrigeren Manier unterworfen. Theils nur die Contouren, theils die ganzen Körper der schauerlich ungeschickt dargestellten Krieger, Pferde u. s. w. sind ausgefüllt von mit Lasurweiss aufgetragenen Punktreihen, Wellenlinien, Kreuzen, Schachbrettern u. dgl., mit einem Worte: sie sind gemustert — eine barbarische Kunst, der im Leben nur etwa die Sitte der Tätowirung entspricht. Kunstgeschichtlich genommen, steht diese Zeichnung hinter der geometrischen Decoration so weit zurück, wie kaum

die Vasenmalerei mit schwarzen, hinter der mit rothen Figuren. Zur Erklärung dieses Stiles lässt sich vermuthen, dass derselbe an einer Technik entstand, in welcher weder die Silhouettirung der Gestalt, noch eine reine Umrisszeichnung möglich war und wenigstens für die Punktirung der Contouren gibt es ja, um das unserer Anschauung entzogene Gebiet der Textilkunst gar nicht zu berühren, in hochalterthümlichen Metallgravuren allerdings einige Belege. Merkwürdig vorgeschritten ist dagegen die Zeichnung einiger anderer Fragmente (Taf. XXIII a u. XIX a); das Kleid, welches hier ein mit geschulterter Lanze lebhaft ausschreitender Krieger trägt, ist nach Schnitt und Musterung identisch mit den Röcken, welche die in der obersten Reihe der Situla von Bologna dargestellten, mit Kelten bewaffneten Soldaten tragen, und wer da will, mag sich immerhin die Vorlagen, mittelst welcher dieses und verwandte Werke der ältesten Bildkunst in Oberitalien entstanden sind, nach Massgabe jenes uralten tirynthischen Vasenfragmentes reconstruiren. Schliemann behandelt dann, wie bisher in rein parataktisch demonstrirender Weise, die »Vasenmalereien mit Darstellung von Vögeln oder Hirschen«, diejenigen »mit Seethieren« und mit »Spiralornamentik«, hierauf »Thongefässe verschiedener Art«, solche »mit architektonischem Ornamentsystem« und noch einmal »Vasen mit verschiedenartiger Ornamentation«, dann Idole und andere Fundstücke aus Thon, Gegenstände aus Metall, Stein, Elfenbein, Holz und Glas. — Am meisten interessiren uns hier im Vergleiche mit dem auf Taf. IV abgebildeten »Kyanosfriese« der Palastruine die Vasen mit architektonischem Ornament. Dieses letztere befindet sich am Bauche weitmündiger Gefässe und zeigt zwischen Horizontalstreifen einen Wechsel von verticalen (tragenden) und gerundeten (ausfüllenden) Gliedern, der den Triglyphen und Metopen des dorischen Baustiles entspricht (Abb. 41—45. »Mykenä «Taf. XI 53, XII 59, XIV 68 f. etc.). Das Hauptmotiv des Kyanosfrieses, ein gekerbter Pfosten mit zwei angelehnten Halbrosetten, kehrt auch auf einem gegossenen Glasplättchen aus Menidi wieder. Bezüglich des Hauptmotivs und einiger Details der Löwenthorreliefs von Mykenä sind ähnliche Wahrnehmungen bereits früher gemacht worden, und mit Recht bemerkt Adler hiezu (S. XLIX), dass niemals in der Baugeschichte auf Grund von Geräthen oder Schmuckgegenständen, die der Handel in's Land gebracht hat, eine neue Phase in der architektonischen Entwicklung eingetreten sei, dass vielmehr umgekehrt, wenn eine solche sehr weit vorgeschritten oder abgeschlossen war, die gewerbliche Kleinkunst oder Hausindustrie sich der bei den grossen Ausführungen allmälig gewonnenen Formensprache bemächtigt und sie, für ihre Zwecke entsprechend umgewandelt, weiter verwendet habe. Man kann dies auch an anderen in der tirynthischen Keramik vorkommenden Motiven sehen (vgl. z. B. S. 337 Nr. 123 einen Stirnziegel aus Thon mit dem Vasenornament Taf. XXII d).

Oefters empfängt man den Eindruck, als ob Motive, welche von der ausgebildeten Metalltechnik gewonnen wurden, in das so aufnahmsfähige Gebiet der Keramik übertragen worden seien. Hieher gehört nebst mancher Verwendung der Volute auch ein in den Gefäss- und Wandmalereien vorkommendes drahtgitterartiges Ornament, dessen einzelne Felder wir mangels einer schlagenden Bezeichnung »Wellendreiecke« oder »flache Kleeblattbögen« nennen können (Taf. XI a—c, XXII c, XXVII a S. 139 Nr. 36; 396 Nr. 142). Zeugnisse des Fleisses und der Geschicklichkeit, mit welchen die tirynthischen Wand- und Vasenmaler das Wellenband oder den laufenden Hund variirten, sind zahlreiche verbundene Volutenreihen, ferner die Ornamente, welche wie Reihen ineinandergesteckter liegender Krüge oder Herzen aussehen (Taf. IX a b, X g—i), und manches Andere, dessen detaillirte Aufzählung hier zu weit führen würde. Nur das sei noch erwähnt, dass die reiche Pfeilerkrönung des von E. Fabricius (S. 405, Abb. 145 a b) kurz besprochenen Ornamentes (vgl. Taf. XXII a) wohl auch mit dem Ornament der Decke von Orchomenos und mit der auf Taf. V abgebildeten Wandmalerei hinsichtlich der Motive verglichen werden muss, obwohl in letzterer das Volutenpaar anders gestellt ist und sich mit dem von langen Zacken durchschnittenen Blätterpaar kreuzt. Versuchsweise möchten wir auch den auf S. 424 Nr. 178 abgebildeten »Teller in Gestalt einer Blume« zur Betrachtung heranziehen. Diese Stücke zusammengenommen, ergeben wenigstens Anhaltspunkte zu der Vermuthung, dass ein Blättercapitäl, dessen untere Ansicht uns jener Teller zeigt, auf ein Volutenpaar gestellt und von einer cannelirten Säule getragen, vielleicht der gemeinsame Ausgangspunkt dieser Gruppe von Ornamenten gewesen sei.

Zu den Plastiken übergehend, interessirt uns zunächst, dass man auch in Tiryns thönerne Thierköpfe mit weit abstehenden, gewundenen Hörnern als Vasenhenkel verwendete, nachdem wir diese gebrechlichen und unzweckmässigen Ansätze jüngst wieder aus unserem engsten Heimatlande als beliebten Vasenschmuck kennen gelernt haben (Fig. 22 u. 75). Auch hier liegt die Annahme, dass man bronzene Gefässe, an welchen dieser Schmuck viel statthafter war, in Terracotta nachgeahmt, überaus nahe.

Von den uralten Thonfigürchen (»Idolen«), welche sich im Palaste von Tiryns wieder zahlreich vorgefunden haben, sagt Schliemann, sie seien so roh, dass wir uns kaum denken können, dass der Urmensch in seinen ersten Versuchen, die menschliche Figur plastisch darzustellen, etwas Unvollkommneres hätte fertigen können. Allein »der Urmensch« dachte eben gar nicht daran, die menschliche Gestalt auch nur in dieser Weise plastisch zu formen; und hier ist Gelegenheit, wieder einmal auf den gründlichen, von namhaften Prähistorikern so oft übersehenen Unterschied zwischen primitiv-naturalistischer, manchmal durch scheinbare Formgewandtheit überraschender Aeusserung des menschlichen Nachahmungstriebes und wirklich fruchtbarer, cum grano salis »idealistisch» zu nennender Kunstthätigkeit, welche sich entweder eines Stiles schon erfreut oder nach dem Besitz eines solchen ringt, aufmerksam zu machen. So fratzenhaft abstossend diese mykenischen und tirynthischen Idole heute auf uns wirken mögen — für den Urmenschen waren sie doch etwas unerreichbar Hohes, und in den Individuen, welche den Schluss dieser Typen-

reihe bezeichnen, ist die Aufgabe: die menschliche Gestalt in einer für die Hand leicht ausführbaren, für das Auge erkennbaren und in gewissem Grade sogar wohlgefälligen Form plastisch darzustellen, gelöst. Man darf sich da freilich nicht auf die Betrachtung einzelner Exemplare beschränken. In den untersten Schuttschichten der Akropolis von Athen, wo ja nach neuesten, allerdings noch unverbürgten Nachrichten ein dem tirynthischen Palast ähnlicher Wohnbau gestanden hat, sind 89 höchst ähnliche, womöglich noch rohere Figürchen gefunden worden. Den schroffen Gegensatz dieser Versuche zu dem Kunstsinn und der Geschicklichkeit, welche die Decoration der Wände und Vasen zeigen, erklärt SCHLIEMANN damit, dass die alten Tirynthier mit religiösem Eifer an einer primitiven, durch jahrhundertelangen Gebrauch geheiligten Darstellung der Gottheit hingen. Das mag ja zum Theile richtig sein. An diesen kleinen Plastiken sehen wir aber auch, welch ein weiter Weg zwischen der geschicktesten Ornamentation von Gefässen und Wandflächen und der Herstellung halbwegs menschenähnlicher Rundfiguren liegt. Das archaistische Princip, welches die spätere Kunstentwicklung fast ununterbrochen begleitet, müssen wir auch für jene graue Urzeit gelten lassen, allein man verkenne nicht den gewaltigen Unterschied zwischen bewusster Unvollkommenheit, in welcher etwas der Zeit Entschwundenes, etwas vom Seelengehalt der Vorväter zurückgerufen wird, und dem fabelhaften, mit bewusster Absicht kaum erreichbaren Ungeschick jener sogenannten »Idole«. Die Köpfe derselben sind formlose oder stempelartige Klumpen, Augen, Nase, Mund, wenn überhaupt, in der denkbar rohesten Weise durch Zusammendrücken mit den Fingern oder aufgesetzte Thonklümpchen ausgedrückt. Merkwürdig ist dabei die ziemlich gewissenhafte Darstellung des Halsschmuckes und der Haube, Stücke der Frauentracht, welche HELBIG in seinem jüngsten Werke als dem homerischen Zeitalter angehörig nachweist. (Bronzener Halsschmuck, nicht Körner und Früchte, sind auch bei dem S. 176 Nr. 86 abgebildeten Bruchstück gemeint, und dem homerischen Ausdruck für Ohrringe (τρίγληνα μορόεντα) entspricht ganz wörtlich ein in Tiryns gefundener bronzener Ohrring, an welchem unten drei kleine Kugeln angebracht sind.) Mitten unter diesen, theilweise geradezu haarsträubenden Figuren fand sich nun ein Köpfchen (S. 180, Nr. 95) von überraschender Ausführung, ferner ein Torso (Tafel XXV c), dessen Arbeit sich den ältesten echtgriechischen Plastiken nahe anschliesst. Weit besser als die Masse der anderen Plastiken ist auch das Bronzefigürchen eines gehelmten, zum Lanzenstoss ausholenden Kriegers, dessen zum Einlassen in einen Untersatz bestimmte Fusszapfen SCHLIEMANN irrig für unabgefeilte Gussreste hält. Diese Statuette soll nach SCHLIEMANN mit einer in Tortosa gefundenen phönikischen Bronze des Louvre auffallend übereinstimmen.

Mit Uebergehung vieler anderen, minder wichtigen oder die eigentliche Blüthezeit von Tiryns nicht berührenden Einzelheiten, gelangen wir zum Schlusse des gehaltreichen Buches und finden da noch eine sehr wichtige Entdeckung. Die von OTTO HELM in Danzig vorgenommenen chemischen Analysen des mykenischen Bernsteins ergaben das interessante Resultat, dass dieser, sowie der in den Nekropolen der ersten Eisenzeit (Mittel- und Oberitalien, Hallstatt) gefundene Bernstein aus der Ostsee stammt. Es muss daher schon im 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, welchem die Königsgräber von Mykenä angehören, zwischen Griechenland und den Anwohnern der baltischen Küste ein Handelsverkehr stattgefunden haben, welchen nur die Phönikier vermitteln konnten. SCHLIEMANN vermuthet, dass derselbe wie späterhin, namentlich im Mittelalter, seinen Weg durch Russland nach der Balkanhalbinsel (möglicherweise auch nach Kolchis und von da mit phönikischen Schiffen nach Griechenland) genommen habe. Wie dem aber auch sei und wenn auch Alles, was wir über Tiryns (und Mykenä) wissen oder zu wissen glauben, schwankend und unsicher wäre — Eines steht doch über allem Zweifel fest: dass wir uns hier am Ende einer langen, erfolgreichen Entwicklung befinden und, wenn vielleicht nicht im localen Mittelpunkte dieser Cultur, so doch an einem Orte, der von den Strahlen derselben hell beleuchtet wird und dessen Reflex auch auf andere noch viel dunklere Gebiete der europäischen Culturgeschichte einen schwachen Schimmer wirft.

8. Vortrag des Herrn **Dr. Friedrich S. Krauss** über ein

hercegovinisches Volksepos.

Herr Dr. KRAUSS legt seine neueste folkloristische Publication vor: Pandžić Huso i Pavečić Luka pobra. Pjesan naših Muhamedovaca. (Die Wahlbrüder Husein Pandžić und Lukas Pavečić. Ein Epos unserer[1]) Mohamedaner. Mostar 1885.) Das vorliegende Epos sei seinem Inhalte nach ethnographisch in hohem Grade beachtenswerth, zudem gehöre es zu den an Umfang bedeutenderen unter den südslavischen Volksepen, da es 931 Verse zähle. Dieses Epos sei stofflich früher ganz unbekannt gewesen, da sich in keiner der älteren Sammlungen auch nur eine kleine Variante dieses Liedes fände. KRAUSS habe dieses Epos im Monate März 1885 in Jasenica in der Hercegovina, vom linken Neretvaufer drei ein halb Stunden im Gebirge nach der Recitation des guslar Marko, der früher glavar (Schulze) von Jasenica gewesen, aufgezeichnet. Der guslar Marko sei zwar ein Katholik, könne aber nur Epen seiner mahomedanischen Stammesgenossen recitiren. Dieses auffällige Moment finde darin seine Erklärung, dass Marko's Haus vielleicht das einzige katholische in dem mahomedanischen Dorfe sei, dass sich Marko seit seiner Kindheit fast ausschliesslich nur unter Mahomedanern bewegt und nach eigener Aussage nur von mahomedanischen Sängern Lieder empfangen (primio) habe.

[1]) „Unser" vom Standpunkte des Südslaven. Der Südslave nennt seine Sprache, seine Sitten und Gebräuche im Gegensatze zu allem Fremdländischen gewöhnlich „unser"; so sagt er z. B. für: ‚Er spricht gut serbisch oder kroatisch' „umije dobro naški". Für die bekannte deutsche Wendung: ‚Mit dem muss man deutsch reden', kann der Serbe als gleichwerthig einsetzen: ‚Valja mu, da po naški kažeš'. Hüben wie drüben pflegt der Mann aus dem Volke in solchem Falle seiner Rede gern einen handgreiflichen Nachdruck zu geben.

Auf dem Lande, unter dem Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke sei das Verhältniss zwischen Mahomedanern, Altgläubigen und Katholiken zum grössten Theil ein durchaus freundschaftliches, da Alle insgesammt dieselbe Sprache sprechen und an althergebrachten slavischen Sitten, Rechtsgebräuchen, namentlich an einem und demselben mythischen Vorstellungskreis ziemlich gleichmässig festhalten. Die religiösen Gegensätze zwischen Christenthum und Mahomedanismus spielen im eigentlichen Volksleben eine secundäre Rolle; die bestehenden Feindschaften zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionssecten werden hauptsächlich durch eine intolerante Priesterschaft hervorgerufen und durch verschiedene politische und unpolitische Umtriebe immer mehr geschürt. Als indirecter Beweis dafür könne auch das vorliegende Epos gelten, in welchem die Abenteuer zweier durch Wahlbruderschaft eng verbundener Helden, eines Mohamedaners, des Pandžić Husein, und eines Christen, des Lukas Pavečić, verherrlicht werden.

Die Handlung des Epos könne man mit grosser Wahrscheinlichkeit in's erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts verlegen. In dem vom Vortragenden herausgegebenen Epos »Smailagić-Meho«[1]), werde des Helden Pandžić Husein als eines der ersten Beisassen im Rathe der Edlen von Kanisza gedacht. Nach Čifra Hasanaga und Pločić Orućaga drückt Pandžić, »der gute Genosse« (dobar drug), der dritte sein Siegel auf eine wichtige Urkunde. Das letztgenannte Epos wäre aber um das Jahr 1680 entstanden[2]).

Hierauf bespricht Dr. Krauss den Inhalt des Epos von den Wahlbrüdern. »Auf der Grenzfeste Gradnić[3]) (G. na ćenaru) haust ganz einsam Pandžić Huseine. Gemeint ist unzweifelhaft die österreichisch-türkische Grenze längs der Kotari in Dalmatien. Die Lage der Burg lässt sich nicht genauer bestimmen[1]), der Name Gradnić (die kleine Burg, grad die [grosse] Burg) ist eben zu allgemein und findet sich sehr oft in südslavischen Ländern. (Ortsnamen: Grad, Gradac, Gradić, Gračanica, Gradište, Gradina, Gradnik, Gradnić, Gradačac, Gradović, Šarengrad, Beograd, Velikgrad, Carigrad u. s. w.) Eines Morgens früh bringt ein Bote dem Huso einen Brief. Der Bote war unmittelbar aus Ofen (Budim) gekommen, der Brief aber war von Jung-Fatime (mlada Fatija), der einzigen Tochter des Učtugli-Vezir von Ofen. Husein schenkte dem Boten einen Dukaten, den eigentlichen Botenlohn hatte der Bote aber von der Absenderin erhalten. Zu jener Zeit gab es unter türkischer Herrschaft ebensowenig als ehedem eine besondere Briefpost. Adelige hielten sich wohl eigene Briefboten zu Ross und zu Fuss. Die ständigen Beinamen des Briefträgers (knjigonoša) sind mlad (jung), brz oder hitar (schnell) oder tanak (schlank, tenuis, ein wohlbeleibter Mann taugte natürlich zu diesem Dienste nicht). In aussergewöhnlichen Fällen nahm man sich einen besonderen Boten auf und bezahlte ihn unvergleichlich hoch. Der Briefträger war immun in Feindesland wie daheim.

---

[1]) Smailagić Meho. Pjesan naših Muhamedovaca. Zabilježio Dr. Friedrich S. Krauss. U Dubrovniku 1886. Vrgl. Vers 133—134, Seite 5.

[2]) Vergl. l. c. Seite X. — Damit stimmt beiläufig auch das Lied ‚Senjanin Ivan i Pandža Gračanin' überein (in den Hrvatske narodne pjesme što se pjevaju u gornjoj hrvatskoj krajini i u turskoj hrvatskoj, sabrao Luka Marjanović. Svezak I. U Zagrebu 1864. S. 42—46, Nr. VII). Pandža (d. Kralle, der Beiname des Vaters statt des Adjectiv's Pandžić als Patronymikon des Sohnes Huso) der von der Burg (Gračanin = Gradnićan oder Gradnićanin) erschlug Tadija, den Schwesterssohn des Senjanin Ivo (Zengger Ivo). Ivo fängt im Hinterhalte den Pandža und liefert ihn an Tadija's Mutter aus. Neun Jahre sitzt Pandža im Kerker:

pa govori Tadijinoj majci:
— Bora tebi Tadijina majko!
Jali meni ti odsici glavu,
cini mene u kolko ti drago!
Milostna se majka dogodila
ne ćila mu kindisati glavi,
za džemiju već ga prikovala,
da on tegli na moru džemiju
brez promine, dokle je krajine.

Also endete Huso angeblich als Galeerensklave. Senjanin Ivo fiel um das Jahr 1685 im Kampfe mit den mahomedanischen Grenzvertheidigern. Das Bruchstück einer nahe verwandten Variante dieses letzteren Liedes (47 V.) findet sich in Bogoljub Petranović's Sammlung bosnischer Lieder, Srpske narodne pjesme iz Bosne (ženske), I. Sarajevo 1867. Nr. 349, S. 310 f. Gedacht wird noch des Pandža Gračanine als Oheims Arnaut Osman's in einem längeren bosnischen Epos: ‚Kako mali Marijanin izsječe Turke no Otoki kod mora', im Bošnjak oli Koledar katolički za Bosnu.' Essek 1874 (eigentl. 1875). S. 28—35.

[3]) A. a. O. bei L. M., S. 74, Gračac genannt (im Liede: Krčmarić Luka oženi Vladukića Mihajla, Vers 199).

[1]) Ebd., S. 43, V, 50 ff.:

znaš li puška da mi je nevirna;
otići će jeka Velebitom.
To će čuti Pandža Gračanine.

Demnach mochte Gradnić an einem der südwestlichen Abhänge des Velebit gelegen gewesen sein. Ein besonderes Gewicht darf man freilich auf solche Angaben nicht legen; denn der spätere Recitator verwechselt gewöhnlich aus Unkenntniss der geographischen Verhältnisse die Oertlichkeiten der Handlung. Beileibe darf man aber nicht annehmen, dass ein derartiger Irrthum ursprünglich vom Volksdichter selbst begangen worden wäre, denn der Dichter, der ja zugleich mit im Kampfe gewesen, konnte ja füglich seinen Kampfgenossen keine offenbaren Unrichtigkeiten dieser Art vortragen. Urkomisch klingen bisweilen die Entstellungen von dieser Gattung im Volksliede; so sang ein Recitator unsinnigerweise z. B. im XVII. Liede der genannten Sammlung Marjanović's, S. 110, V, 3 und 6:

jal pucaju nazad na lubarde —
Nit pucaju nazad na lubarde.

„Oder schiessen von rückwärts die Bomben", und „Weder schiessen von rückwärts die Bomben", während der Dichter, wie es sonst regelmässig in den Epen dalmatinischen Ursprunges lautet: na Zadru = auf Zara, der Burg von Zara nämlich, gesagt haben muss.

In derselben Sammlung heisst es an mehreren Stellen u Prorok planini (im Prophet Hochgebirge) statt Prolog (vorgelegtes Gebirge), das Grenzgebirge, welches Dalmatien bei Sinj von Bosnien (Livnoer Mulde) scheidet. Die mahomedanischen Sänger in der Hercegovina, welche mir die Heldenthaten ihrer Vorfahren aus der ungarischen Tiefebene sangen, gebrauchten regelmässig den Ausdruck polje Pozdravlje (die Ebene „Grüssen") statt polje Podravlje (die längs der Drau sich hinziehende Ebene).

Eine Zusammenstellung solcher Veränderungen der alten Namen würde nicht geringe Aufschlüsse über Volksetymologie darbieten, denn gewöhnlich sucht der recente Sänger für das ihm ganz Fremde etwas zum mindesten als Wort für sich Verständliches einzusetzen; die völlige Ausgleichung mit dem übrigen Texte erfolgt erst nach und nach durch spätere Sänger.

Fatime erinnert Husein im Briefe an sein Versprechen, welches er ihr gegeben, als er, ein Flüchtling, in ihres Vaters Heim Schutz gefunden.

Ist dir jene Zeit noch in Erinn'rung
als ein Steckbrief gegen dich erlassen
aus Istambol, aus des Reiches Hauptstadt,
von Padišah's eig'ner Hand gefertigt,
solltest ihm dein Haupt zu Füssen legen.
Damals bist du unstät fortgezogen
Zuflucht suchend in der Freunde Burgen,
um dein Haupt vom Tode zu erretten.
Nirgends hast du sich'ren Schutz gefunden,
bis du nicht nach Ofen warst gekommen.
Ja, mein Vater hat dir's Haupt gerettet,
Er, der Grossvezir von Ofen selber.
Hast bei uns vier Jahr' dich aufgehalten,
wohl bei meinem Vater hier in Ofen.
Mir, dem Mädchen hast du Treu' geschworen,
dass, beim Leben, du von mir nicht lassest.
Wo ist Treue? Tödte dich die Treue!
Wo die Seele? Schmerzte dich die Seele!
Jetzt bewerben sich um mich so Viele.
Einem Andren schenkt mich weg mein Vater
und dir bleibt für immer 's leere Nachseh'n.

Pandžić entschliesst sich kurzwegs, nach Ofen zu reisen, um seine Braut abzuholen. Zuerst rüstet er seinen Braunen zur Brautfahrt. Die Schilderung des Sattelzeuges und die darauf folgende ausführliche Beschreibung der Kleidung, welche Huso anlegt, bietet ein sehr anschauliches Bild von der äusseren Erscheinung eines slavischen Ritters jener Zeit dar. Die etwas abenteuerliche Tracht ist entstanden aus einer geschmackvollen Vereinigung altserbisch-kroatischer Ritterkleidung, von welcher die bekannte magyarische Rittertracht eine blosse Copie ist, und der türkisch-arabischen grellfarbigen Oberkleidung. Die Panzer sind wohl wie sonst gewöhnlich deutsches, die Waffen zum Theil englisches, zum Theil venezianisches Fabrikat, vielleicht mit Ausnahme des Krummschwertes, welches aus Damaskus stammen mochte (sablja demeškinja). Das wird hier nicht ausdrücklich gesagt, kommt aber sonst im Volksliede sehr häufig vor. Die Stelle lautet:

Da erhob sich auf die Füsse Pandžić,
las die Schlüssel auf zur Kellerthüre
und eröffnete die Kellerthüre.
Von der Krippe reisst er los den Braunen
führt ihn in den Marmorhof in's Freie,
bindet an die Marmorwand den Braunen.
Und er setzt den Striegel an das Rösslein,
seine Hand ist weiss, doch braun der Striegel,
und er flicht des Rosses wirre Mähnen.
Gibt den Sattel dann hinauf auf's Rösslein,
über'n Sattel eine Haut vom Bären
und darüber die gestickte Decke.
Fein gestickt und kostbar ist die Decke!
In dem Mittelfelde Mond und Sonne,
um die Ränder lauter Morgensterne;
nächst der Mitte eingestickt 'ne Natter.
Auf dem Apfel ruht das Haupt der Natter.
Ein Demant erblitzt ihr in den Zähnen.
Dieser Diamant, ein Stein so köstlich,
leuchtet auch zu Mitternacht dem Helden,
dass er's Ziel der Reise kann verfolgen
so um Mitternacht als wär's um Mittag.
Und er spannt die Gurten auf die Schnallen,
alle viere, einen über'n and'ren
und dazu den langen Seidengürtel,
der das Pferd vom Druck der Gurte hütet.
Nimmt den Futtersack dem Pferd vom Kopf ab,
steckt ihm das Gebisse in den Rachen,
und den Zaum, den wirft er über'n Apfel.
Gibt ihm einen Faustschlag in die Nüstern
und das Ross, es fängt sich an zu bäumen
denn der Bursch, der hat's so abgerichtet.
Wer kein Weib hat, hat auch keinen Diener.
Wieder eilt der Held die Stiege aufwärts,
nähert sich dem Braunsaffian-Schranke,
nimmt heraus die Kleider, die ihm passen.
Und der Bursche wechselte die Kleider,
erst die Unterhosen, dann das Hemde,
auf die Unterhosen tuch'ne Hosen,
die mit Haften wohl versehen waren.
Ueber's Hemde eine dunkle Weste.
Auf der Weste glänzen hell drei Platten,
zwei geschmiedet, wohl aus reinem Golde
doch die dritte rein aus Silbergusse
Keine Kugel dringt durch diese Platten.
Drüber zieht er eine Seidenweste.
Alle Nähte sind aus gold'nen Fäden.
Auf das Haupt setzt er sich auf die Mütze
rund herum mit einer Stambolborte.
Oberhalb sind Fittiche und Federn.
An dem Leib vier Panzerflügel wallen
bis zum Schosse wallen ihm die Flügel.
So ist ihm geschützt der Hals und Busen
vor den Hieben heidnisch kalten Eisens.
Um sich schnallt er an die Waffenschärpe,
schmückt sich aus mit kleinen Handgewehren
zwei Engländern und zwei Venezianern;
und dazwischen einen Handžar stählern.
Steckt den Handžar ein und nimmt vier Ketten,
gürtet sie sich um den Leib drei, viermal;
bis zu Knieen fielen ihm die Enden.
Vier Dukaten je am End befestigt.
Mit einander plaudern die Dukaten,
wie ein Bursch und Mädchen unerfahren.
An die Füsse legt er an die Stiefel
und das scharfe Krummschwert an die Hüfte,
füllt sich an die Taschen mit Dukaten,
trabt die Stufen abwärts von dem Thurme
bis zum Braunen, seinem Schlachtenrosse,
führt den Braunen hin zum Aufsitzsteine,
und vom Stein aus springt er auf den Braunen.

Unweit der Burg in der Lichtung auf dem Plan begegnet ihm ein zweiter Bote wieder mit einem Brief Fatime's:

Pandžić Huso, sollst den Kopf verlieren,
mich hat schon der Vater ausgegeben
da so einem Zvornikaer Paša,
wohl an seinen Sohn Mohamedaga.
Bald entführen mich die Hochzeitsleute
und du wirst mich nimmermehr erschauen.

Giftig wirft Huso den Brief zu Boden und reitet weiter. Im Hochgebirge bei der Cisterne macht er Halt:

Nimmt die Branntweinflasche aus dem Quersack,
setzt zur Rast sich auf die Erde nieder,
labt sich an dem Branntwein aus der Flasche.

Wein und Branntwein in grossen Mengen vertragen können, gilt bei den Slaven, so wie es bei den Griechen in homerischer Zeit gegolten, als das sichere Kennzeichen einer ritterlich grossangelegten Natur. Nur der Säufer, der sich einen Rausch antrinkt, fällt dem Spott und der Verachtung anheim.

Zufällig kommt Lukas Pavečić, Husein's Wahlfreund, auf einem Rothfuchs dahergeritten. Lukas' Stammsitz ist Burg Bunić, die wahrscheinlich in Kroatien gelegen war. In einem anderen grossen Epos [1])

[1]) Noch ungedruckt. Von mir in der Hercegovina aufgezeichnet.

von Sil-Osmanbeg von der Festung Essek (Osik) spielt dieser Lukas (Pavišić und Pavešić genannt) eine bedeutende Rolle als türkischer Spion [1]). Er stellte sich Sil-Osmanbeg als ein Bote des kaiserlichen (österreichischen) Generals (čahaja kajsar gjenerana) aus Šeher Duza (Düz, türk. eben) vor und gab ihm Kunde über den Verbleib der dem Osmanbeg vor sieben Jahren geraubten Töchter. Für die geleisteten Kundschafterdienste bekam Lukas nach vollendetem Feldzuge Jela Vuković zur Frau:

Beže s Lukom bijelu Osiku
a oženi Pavešića Luku
kopilnicom Jelom Vukovića.
Bio begu uz koljena sluga;
bio sluga za života svoga
a slušo ga ka i bábe svoga.

(Der Beg [Sil Osmanbeg] zog mit Lukas nach dem weissen Essek | und beweibte Lukas Pavečić | mit dem Bastard Jela Vuković. | Er [Lukas] war dem Beg zu Knieen ein Diener, | war Diener so lang er lebte | und war ihm folgsam als wäre er [der Beg] ihm der leibliche Vater.)

Unser vorliegendes Epos ist gewiss jüngeren Datums, denn Lukas erscheint als unabhängiger Ritter, der in Niemandes Diensten steht und auf eigene Faust auf Abenteuer auszieht. In dem ersteren Liede erzählt er Sil-Osmanbeg, dessen Töchter lebten bei ihm schon sieben Jahre. Dies hat stillschweigend zur Voraussetzung, dass Lukas verheiratet sei. Nachdem sich aber später Lukas von den Kaiserlichen losgesagt und türkische Dienste genommen, durfte er füglich eine zweite Ehe eingehen. Er brauchte seine Religion nicht zu wechseln. Die Volksepen gedenken vieler Fälle, so z. B. gleich im vorliegenden des Mile harambaša, wo Nichtmohamedaner in türkischen Diensten standen. Diese Ausnahme fand freilich nur unter den mahomedanischen Slaven statt, denn das Gefühl der ethnographischen Zusammengehörigkeit, man darf es sagen, war damals unter den Slaven schon bewusst mächtiger als der trennende Einfluss der Religionsangehörigkeit.

Die Wahlgebrüder begrüssen einander:

In die Arme fallen sich die Freunde;
in die Augen küssen sich die Freunde,
in die Brauen zwischen beide Augen
wo sich ja nach Brauch schon Helden küssen.

Nicht ohne Absicht hebt der Sänger hervor, wie sich die Helden küssen; das Küssen bei verschiedenen Anlässen ist stets ein verschiedenes. Die Südslaven kennen eben ein sehr entwickeltes Kuss-Ceremoniell. Darüber habe ich des Ausführlicheren in einer Anmerkung zu Smailagić Meho gesprochen. Bemerken möchte ich hier zur Ergänzung jener Notiz, dass dem Südslaven dass Küssezuwerfen mit der Hand nicht bekannt ist und dass man das Küssen der Erde für die tiefste Demüthigung hält. Es wettet oder schwört z. B. Einer so: ‚Hab ich gelogen, so will ich einmal (oder dreimal) die Erde küssen.' Freilich kommt dabei in Betracht, dass ‚zemljicu crnu poljubiti' (die schwarze Erde küssen) bildlich auch ‚todt zu Boden fallen' bedeutet.

Husein erzählt dem Wahlfreunde Lukas den Zweck der Reise und fordert ihn auf mitzuziehen. Lukas weigert sich anfänglich und will auch den Freund von dem tollkühnen Wagniss abbringen, denn im Hochgebirge Prevala, wo im Engpass die hohe Warte steht, hause Mile der harambaša (Räuberhauptmann), den der Ofner Vezir eingesetzt.

An der Thüre hängt daselbst ein Säbel.
Wen noch Mile durch's Gebirg gelassen,
jeder musst den scharfen Säbel küssen,
that er's nicht, so zahlt' er's mit dem Kopfe.
Na, ob ich das Schwert ihm küssen möchte,
lieber wollt' ich meinen Kopf verlieren
lieber noch den Kerl selbst enthaupten.

Analoge symbolische Unterwürfigkeitsbezeugungen sind auch aus dem Alterthume bekannt. Der Besiegte musste bei den Römern ein Lanzenjoch passiren. Durch Schiller's Wilhelm Tell ist jener Zug wohl bekannt geworden, wie Gessler seinen Hut auf eine Stange hat stellen lassen, damit die Leute dem Hute ihre Reverenz bezeugen. Aehnlich wie Lukas sagt bei Schiller Leuthold: III. 3:

Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken
Eh sie den Rücken beugen vor dem Hut.

Zur Zeit, als ich noch zu Požega in Slavonien die Elementarschule besuchte, war es Brauch, dass die bis auf's Blut geschmitzten Schüler die Ruthen küssen mussten. So lange die Gutsherren in Slavonien die Gerichtsbarkeit inne hatten (bis zum J. 1848), hielten auch sie den Unterthanen gegenüber solchen Brauch aufrecht, wohl nach althergebrachter Gepflogenheit.

Lukas sagt ferner:

Nein, du sollst es auch nicht, mächt'ger Wahlfreund,
Lassen wir uns ein mit ihm zu kämpfen.
Du, ich fürcht', der haut uns ab die Köpfe.
Schliesslich scheert um uns sich keine Seele.
Lass du lieber fahr'n die Vezirs-Tochter.
Noch gibt's Mädchen auch auf uns'rer Seite.
Dich beweiben wir ja leicht, o Wahlfreund!

Huso verhöhnt den altklugen Freund:

Wagst du dich nicht hin nach Ofen, Lukas,
So besteig du ruhig deinen Fuchsen,
jag ihn schleunigst heim zur Bunić-Warte
und dann steig sogleich hinab zu Markte.
Kauf dir eine Spindel sammt dem Rocken
und ein Büschel Dreschlein aus Egypten;
spinn ein Hemd und eine Unterhose,
ganz wie sonst ein and'res Frauenzimmer.
Kehrt dein Wahlfreund dann zurück von Ofen
Mit der Braut Fatim, des Vezirs Tochter,
bring dem Freund dein Brautgeschenk entgegen.

Entrüstet über den Vorwurf der Feigheit, entschliesst sich sofort Lukas mitzuziehen. Auf der Prevala tödten die zwei Wahlgebrüder den Miloš harambaša und seine sechzig Gefährten. Lukas zerbricht den Säbel und steckt die Warte in Brand. Sodann reiten sie nach Ofen.

[1]) Er dürfte mit dem zuvor in der Anmerkung erwähnten Krčmarić Luka identisch sein. Demnach hat sein Vater Pavao (Paul) ein Wirthshaus (Krčma) gehalten. Der Sohn erhielt das Patronymikon entweder nach dem Vornamen oder nach dem Gewerbe des Vaters. Vrgl. Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 46—50.

Husein trifft beim Vezir zahlreiche Werber an. Der Vezir empfängt ihn sehr ungnädig; kaum erwidert er seinen Gruss:

Na, was hast dich herbemüht, du Aermster,
um Fatim, des Edelfräuleins willen.
Einen Dreck wirst du bei uns dir holen
bei so vielen Pašen und Veziren
und den and'ren Agen und Spahijen.
Ihm entgegnet Pandžić Huseine:
— Ofner Vezir, Oberhaupt des Landes,
nichts geschieht, es wäre denn beschieden!

‚Sve će biti što bude sugjeno' wörtlich: ‚Alles wird geschehen, wie es beschieden sein wird.' Das ist echt slavische fatalistische Anschauung. Bei den semitischen Völkerschaften des Orients ist das Schicksal ein unvermeidliches, unentrinnbares und unwiderrufliches Verhängnis, während die südslavische Vorstellung vom Schicksal mit der indogermanischen vom Glück und Unglück sich deckt. Das Schicksal (Usud, Usuda, Sugjenica, als Geburtsgottheit: Rogjenica) waltet nicht unumschränkt, denn es ist von Gottes Willen abhängig, und auch der Mensch selbst kann vermöge seiner eigenen Entschliessungsfreiheit den Gang seines Schicksals zum Guten oder Bösen wenden. Husein fügt sich demnach nur für den Augenblick in's Unvermeidliche, um den weiteren Verlauf seiner Angelegenheit abzuwarten.

Bald darauf bringt der Vezir ein grosses goldnes Becken vor die Gäste und Freier und spricht:

Werft darauf die schweren Liebespfänder.
Wessen Liebespfand Fatime annimmt,
dessen rechtlich Liebchen soll sie werden.
Niemand hat dann weiter Grund zu klagen.

Amanet (vom Griech. ἀνάθημα) das anvertraute Gut übersetze ich nach dem slavischen Wortsinn mit Liebespfand. ‚Rechtlich Liebchen' entspricht sinngemäss dem slavischen vjerenica ljuba des Textes (das verlobte Liebchen, die angetraute Ehefrau, anders als vjerna ljuba, das treue Liebchen.)

Ringe, Spangen wirft darauf ein Jeder
und noch mehr nach Können und Vermögen.
Huso warf auch Spangen drauf und Ringe
und dazu noch einen gold'nen Apfel
und noch tausend gelber Golddukaten.

Es liegt hier ein Fall von Eheschliessung durch Kauf vor, und zwar in der Variante, dass die Braut das Geld in die Hand bekommt. So einfach die Sache liegt, so scheint sie mir doch noch nicht genügend klar besprochen worden zu sein. Dr. H. Ploss, mein verstorbener Freund, der so ziemlich alle bedeutenderen Arbeiten über diesen Gegenstand berücksichtigt und zusammengefasst hat, sagt in seinem Werke ‚Das Weib' [1]: ‚Die Ehe durch Kauf gehört einer späteren Entwicklungsstufe an, als die Ehe durch Raub. Es gilt jedoch noch bei ihr die alte geschlechtsgenossenschaftliche Anschauung, dass alle Weiber, wie das Vieh und sonstiges Gut. Eigenthum der Blutsfreunde sind. Die Braut wird vom Familienhaupte dem Bräutigam verkauft, ob sie einwilligt oder nicht, ist gleichgiltig.' Und etwas weiter: ‚In der Periode der Staatenbildung wird aus dem früheren wirklichen Kauf ein Scheinkauf. Diese alte Form geht dann langsam, nachdem ihr Inhalt weggefallen, zu Grunde, und führt damit den vollen Untergang des alten Brautkaufes herbei.'

Die Behauptung, dass die Ehe durch Kauf einer späteren Entwicklungsstufe angehöre als die Ehe durch Raub, vermag einer Prüfung auf die Thatsache keinen Stand halten. Man wird sagen müssen, dass Raub parallel neben Kauf seit jeher vorgekommen. Der Raub ist ein Gewaltact, bei welchem es selten ohne Mord und Todschlag abgeht. Ein Beispiel bietet uns im Folgenden unser Epos, wie sich Lukas sein Mädchen geraubt. Die nächste Folge des Raubes mit Todschlag war Blutrache bis in's fünfte Glied, wofern keine Sühne geleistet wurde. Wäre thatsächlich die Ehe durch Raub das Normale je gewesen, ganze Völkerschaften hätten einander im eigenen Inneren zerfleischt haben müssen. Nun ist es ja für den Ethnographen unzweifelhaft, dass in den urältesten Zeiten die Erweiterung der Familie durch Inzucht am gewöhnlichsten stattfand, so dass von einem Raube keine Rede sein kann.

Die allgemeine Erscheinung, namentlich bei slavischen Völkern, dass bei Eheschliessungen noch ein Scheinraub, zum Theil auch nur symbolisch angedeutet, vorkommt, ist aber verhältnissmässig jüngeren Ursprungs. Der Raub hat zur Voraussetzung Kühnheit und Ritterlichkeit der Räuber. Durch den Scheinraub will daher der Bräutigam eben nur zeigen, dass es ihm an diesen hervorragenden männlichen Eigenschaften nicht gebreche.

Es unterliegt keinem weiteren Zweifel, dass die Ehe durch Kauf die ältere Entwicklungsstufe, doch nicht die älteste, darstelle. Der Vater in seiner unumschränkten Hausgewalt lässt sich seine Tochter wie sonst einen Werthgegenstand bezahlen. Es kann auch der Fall sein, dass die ganze Sippe auf dem Standpunkte des Communismus befindlich, für das aus ihrer Mitte ausscheidende Mitglied Ersatz heischt. Man hat eben dabei die verschiedenen Formen der Familie und Sippe und das Rechtsverhältniss des Einzelnen der grösseren Vereinigung Blutsverwandter gegenüber genau in Betracht zu ziehen.

Wenn in deutschen Landen bei der Verlobung der Bräutigam der Braut einen Thaler in die Hand drückt, so ist dies ein Scheinkauf. bei den Südslaven dagegen muss der Bräutigam die Braut wirklich ihren Angehörigen abkaufen, freilich sagt man euphemistisch statt Kaufgeld blos ‚Geschenk' [1] (dar). Ueber das Ausmass der Geschenke wird zum Ueberfluss viel gefeilscht, bis man handelseinig wird.

In den Kreisen der Adeligen, wo den Frauen und Töchtern von selbst mit der Zeit bei zunehmendem Wohl-

[1] Dr. H. Ploss: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien II, S. 491. — Leipzig 1885.

[1] Die Worte dar und Geschenk entsprechen einander nur beiläufig im gegenwärtigen Sprachgebrauch. In einer älteren Sprachperiode hat darĭ bestimmt die Bedeutung von Gabe als Bezahlung gehabt. (St. da, aced. dă, gr. dō, lat. dă.) Vrgl. dažda, lat. datio, dača tributum. Für Geschenk sagt der Südslave genau: poklon (Verbeugung), oder milost, Liebe(-sgabe) oder türk. pekšeš. Das deutsche Wort Kaufgeld kann der Südslave nur durch Umschreibung, bezw. durch Substituirung eines verwandten Ausdruckes, slavisch wiedergeben.

stande grössere Freiheiten gesellschaftlich erwuchsen, hat der Brauch des Brautkaufs unbedingt gewisse Wandlungen erfahren müssen. Wenngleich der Kauf seinem Wesen nach noch weiter zu Recht bestehen blieb, so fiel das Kaufgeld als Morgengabe der Braut zu, und in der Hand der Braut war es gelegen, wessen Kaufgeld, beziehungsweise Geschenke sie annehmen wolle.

Weigerte sich der Vater, die Tochter auszugeben, und waren die Verhältnisse einem Brautraub nicht günstig, so durfte der zurückgesetzte Freier den Vater des Mädchens zum Zweikampf fordern. Ersatzmänner im Zweikampfe waren beiderseits zulässig. Eigenthümlich war die Art des Zweikampfes in solchen Fällen. Es entschied nicht die persönliche Kraft und Tapferkeit, sondern die Schnelligkeit der Rosse gab den Ausschlag.

Es wurde weder gerungen noch gekämpft. Man steckte sich ein Ziel zum Wettrennen. Gelang es dem Verfolger, den Fliehenden zu ereilen, so durfte er ihn ohneweiters tödten. Hatte aber der Fliehende glücklich das Ziel erreicht, so musste der Verfolger bis zum Ausgangspunkte vor seinem Partner fliehen und gewärtig sein, den Kopf zu verlieren, wenn sein Ross eingeholt wird.

Man erkennt darinnen leicht den Ueberrest eines älteren slavischen Brauches, wonach der Vater seine vielumworbene Tochter auf einem Wagen als Preis beim Wettrennen aussetzte. Im Volksliede heisst es curu metnut na košije (das Mädchen auf die Kutsche setzen). Zuweilen traf es sich wohl, dass zwei zugleich als Erste ans Ziel gelangten. Dann entschied gewöhnlich das Schwert, wem das Mädchen zufallen sollte. Schliesslich wird man bei der Beurtheilung dieses Brauches auf die analogen Verhältnisse bei den mittelalterlichen deutschen Ritterturnieren hinweisen können. Das Ritterthum hatte einen entschieden kosmopolitischen Charakter in gewisser Beziehung. Es war ein grosser gemeinsamer Zug, der das gesammte abendländische Ritterthum seinem Wesen nach zu einem internationalen Bund vereinigte.

Der Vezir trägt das Becken mit den Gaben zu Fatim in's obere Stockwerk, versteckt aber vorher Husein's Geschenke. Fatime merkt den Betrug, eilt zum Fenster und ruft Lukas zu:

He, du Wahlverwandter Pandžić Huso's,
Du, der dort im Hof die Rosse ausführst,
tumml' dich und ruf mir deinen Wahlfreund.
Er soll keine Ring' und Spangen werfen,
soll die gelben Golddukaten sparen,
denn von Alledem sieht nichts Fatime.

Entrüstet über den betrügerischen Vorgang des Vezirs, schlagen die zwei Wahlgebrüder ihr Lager auf dem freien Felde vor der Burg auf und fordern den Vezir zum Zweikampf heraus. Als erster Ersatzmann für den Vezir tritt ein Araber aus Indien auf. Ueber die Nennung eines Arabers darf man sich nicht verwundern. Mit den türkischen Heeren ware viele arabische Truppen mitgezogen. Dem Südslaven waren die dunkelgefärbten Araber ein Gräuel. Fatime ruft bei seinem Anblick aus:

Den Araber möcht' ja Niemand küssen.
Krähen selbst empfänden vor ihm Ekel,
und den sollte Jung-Fatime herzen!

Durch die Bogomilen-Sagen ward dem Volke Indien als ein verfluchtes Land (Indija zemlja prokleta) geschildert, wo Unzucht und Gottvergessenheit herrschen. Die gräulichen Araber konnten nach der Vorstellung des Südslaven wohl nur aus Indien stammen.

Huso will mit dem Araber den Wettkampf austragen, doch Lukas hält ihn davon ab:

Setz dich, Wahlfreund, Pandžić Huseine.
Wir sind eben d'ran dich zu beweiben
doch du könntest heut ums Leben kommen;
drum werd' ich für dich den Zweikampf wagen.
Huso sagte d'rauf kein Sterbenswörtlein.

Lukas rennt zu Rosse bis zum Gebirge. Der Araber kann ihn nicht einholen. Dann wendet der Araber sein Ross um und flieht zur Burg zurück. Schon inmitten der Aue holt ihn Lukas ein, doch er tödtet ihn erst am Ziele, indem er ihn mit der Lanze ans Burgthor heftet und schlägt ihm gleich den Kopf ab.

Als zweiter Ersatzmann für den Vezir meldet sich Mlad Vezirević (Jung-Vezirs-Sohn), auch ein Freier Fatime's. Wer dieser Jüngling gewesen, kann man nicht bestimmen. Fingirte Persönlichkeiten lässt das epische Volkslied eigentlich nie, ausser in Epen mythischen Stoffes, auftreten. Der Guslar nennt gewöhnlich Helden, die auch sonst seinem Zuhörerkreise bekannt sind. Dabei erspart er die anders nothwendige Charakteristik des Helden. Die blosse Nennung des Namens genügt, um die Gestalt des Helden in der Erinnerung der Zuhörer zu vergegenwärtigen. Man denke sich, wir hätten die Aeschyleischen Tragödien, weiter nichts, aus dem griechischen Alterthume überliefert erhalten. Wären sie uns in dem Masse verständlich, wie jetzt, wo wir doch durch die Kenntniss der griechischen Welt Homer's einigermassen mit griechischem Volksthume vertraut gemacht werden? Aeschylos, wie alle übrigen Dichter, sind in gewissem Sinne Ausläufer jener gewaltigen Volksepik. Die Ersteren kann man ohne Letztere nicht fassen, so wenig als ein deutscher oder englischer classischer Philolog sich von selbst zu einer annähernd richtigen Beurtheilung der Entwicklung altgriechischer Epik aufschwingen kann, ohne die ganz analoge Erscheinung, die südslavische Epik, wenigstens theilweise begriffen zu haben. Sagt der serbische Sänger Mlad-Vezirević, so erweckt er gleich die Vorstellung von einem wohlerzogenen, tapferen, schmucken, reich begüterten Jüngling, der von Haus aus grosse Carrière machen kann. Der ist nächst dem fabelhaftem Araber ein würdiger Freier Jung Fatime's, ein ebenbürtiger Rivale Pandžić Husein's.

In der Au erhielt die Botschaft Huso,
dass schon wieder ihm ein Kämpfer nahe.
Und er zog dem Braunen an die Gurten.
Doch es sprach zu ihm Pavečić Lukas:
— Setz dich, Wahlfreund Pandžić Huseine
für dich will ich gern mein Leben lassen.
Drauf entgegnete ihm Pandžić also:
— Nich doch, Lukas, mir bei Gott verbrüdert.
Nach der Reihe ist es Recht zu kämpfen
d'rum, was Gott uns und das Glück bescheiden!
Lukas sprach darauf kein Sterbenswörtchen.

Wie Lukas den Araber, so besiegte Husein den Mlad-Vezirević. Die angeführte Stelle zeigt deutlich die Anschauung des Volkes über die gegenseitigen

Pflichten der Wahlbrüder. Die Wahlbrüder haften für einander in solidum, wie man im modernen Wechselrechte sagen würde.

.Redom ćemo mejdan dijeliti.'

‚Der Reihe nach werden wir den Kampf austragen.' Einer tritt für den Anderen ein, doch unbillig wäre es, wenn sich Einer fortwährend aufopferte. Lukas begreift dies vollkommen, darum schweigt er, ganz so wie Pylades in der griechischen Sage bei Euripides (Iphigenie in Tauris, Vers 687—715) die ähnliche Rechtsbelehrung von seinem Freunde Orestes endlich annimmt. So beweist sich auf verständliche Art der natürliche Selbsterhaltungstrieb des Menschen. Das Volkssprichwort hat das Naturgesetz einfach ausgedrückt in den Worten: ‚Jeder ist sich selbst der Nächste'. Die moderne oder richtiger in Mode gewesene Romantik erscheint in dieser Hinsicht mit ihren grenzenlosen Aufopferungen und Hingebungen von Freundesseite, als Ausgeburt krankhafter Gehirnnervenerregungen.

Da sich kein Ersatzmann mehr meldet, der Vezir selbst aber auf den Plan hinab nicht steigen mag, bleibt Huso als Sieger auch Eigenthümer der Braut. Da sagte Lukas:

He, mein Wahlfreund, Pandžić Huseine,
da sich Niemand mehr zum Zweikampf meldet,
ist ja dein Fatim, das Edelfräulein.
Alsdann wirst du dich jetzund beweiben,
aber ich, ich bin noch immer ledig.
Freilich hab' ich ein geliebtes Mädchen,
aber ferne in Rosnica doljnja
auf dem Thurm des Rosnicer Vojvoden,
Angjelija, des Vojvoden Tochter.

Nun trägt Husein gleiche Bedenken wie früher Lukas gegen den Zug nach Ofen, vor, lässt sich aber ganz so bekehren, wie er seinen Freund früher gewonnen. Das ist charakteristisch für das Volksepos, dass sich unter gleichen Verhältnissen die Darstellung nach dem gegebenen Vorbilde genau wiederholt, während ein Kunstdichter in seiner Darstellung, aus Furcht, den Leser zu ermüden, die Scene mit wesentlicher Aenderung vorbringen würde.

Statt also sogleich seine Braut Fatime heimzuführen, macht sich denn Huso auf den Weg, um für Lukas Angjelija zu rauben. Ungefährdet passiren sie die sieben Gränzwarten der Christen und gelangen nach Rosnica. Zufälligerweise weilt das Mädchen allein auf der Burg. Die Wahlgebrüder brechen das Thor ein, erschlagen vier Pferdeknechte, rauben Angjelija und den vortrefflichen vierjährigen Renner des Vojvoden. Auf dem Rückwege im Hochgebirge, als sie sich schon in Sicherheit befanden,

da besann sich Lukas einer Sache,
liess das Schlachtross stille steh'n und sagte:
— O mein Wahlfreund, Pandžić Huseine,
sag, hast du den Thurm zuletzt verlassen?
ist das Thor noch aufgesperrt geblieben?
sag, hast du das Thor vielleicht geschlossen?
— Ja, bei Gott, ich hab's geschlossen, Lukas.
Alsdann sagte Lukas kurz entschlossen:
— Hüt' mir Huso, 's Mädchen und den Fuchsen,
ich geh' aber wieder nach Rosnica;
denn sonst sagt der Rosnicer Vojvoda,
Flucht mir gleich den Vater und die Mutter,
hätt' mich weibisch in die Burg geschlichen,
ihm das Mädchen und den Fuchs gestohlen,
aber nicht den Heldenmuth besessen,
auch zugleich die Burg in Brand zu stecken,
Denn wenn ich den Heldenmuth besessen,
hätt' ich wohl auch angelegt ein Feuer
jetzt will ich die Burg in Asche legen.
Doch es spricht zu ihm Schön-Angjelija:
— Setz dich, Lukas, sollst den Kopf verlieren.
Auf dem Thurm sind immer drei Kanonen.
Wenn du des Vojvoden Thurm anzündest,
wenn die drei Kanonen dann erdröhnen,
wird man in der Au die Schüsse hören,
hören wird's mein Vater, der Vojvoda
und's Gefolge, sieben Harambašen.
Vorbereitet wird man dich empfangen
und du wirst dich nimmermehr befreien.
Wärst du eine Vila und beflügelt,
könntest du dein Haupt doch nicht erretten
und am wenigsten mich auch entführen.
Lukas sprach darauf zu ihr vom Fuchsen:
— Dächt' ich keinen Streit nicht anzuzetteln,
thät' ich dir zu Lieb' mich gar nicht mucksen.

Aus der Antwort Lukas geht deutlich hervor, warum er auf Brautraub ausgegangen. Eine Nöthigung dazu lag eigentlich nicht vor, denn Lukas als Christ und Angehöriger desselben Staatswesens hätte wahrscheinlich auch auf geradem Wege seine Braut heimführen können, doch ihm war es nur darum zu thun, von sich als von einem äusserst verwegenem Helden reden zu machen. Damit man den Raub nicht Diebstahl nennen soll, macht er nochmals den Weg nach Rosnica und steckt die Burg in Brand. In älteren Zeitläuften mag der Brautraub aus viel primitiveren Motiven vorgenommen worden sein, wenn sich z. B. die zwei Stämme befehdeten, oder weil man sich mit dem betreffenden Freier aus sonst irgend einem Grunde nicht verschwägern mochte, oder auch der Freier war nicht in der Lage, den geforderten Kaufschilling zu entrichten, und sah sich darum gezwungen, die Braut zu rauben. Letzteres Motiv liegt auch dem bei den Südslaven modernen Brauch zu Grunde, wonach die Braut nächtlicher Weile, angeblich ohne Vorwissen ihrer Aeltern, in's Haus ihres Auserwählten flüchtet. Ueber die samodošla uskočica oder ubjeglica (pribjeglica) habe ich schon anderweitig gesprochen, und gedenke diesen merkwürdigen Brauch gelegentlich auf Grund eines zahlreichen, noch nicht publicirten Materials auf's Eingehendste zu beleuchten.

Lukas zündet die Burg richtig an und kämpft sich mit Husein glücklich durch sechs Grenzwachen durch. Die Hauptmacht hat sich aber bei der siebenten Warte angesammelt. Hier wird die Hauptschlacht geschlagen. Auch der Rosnicer Vojvoda harrt ihrer dort. Die Freunde hatten im Angriff abgewechselt. Bei der siebenten Warte war die Reihe an Lukas anzugreifen. Da sagte er zu Husein:

Du, ich fürcht', da wird man uns besiegen;
denn hier ist der Rosnicer Vojvoda.
An mir ist die Reihe anzugreifen,
und wie leicht kann's mich das Leben kosten,
während du mit heiler Haut davon kommst
und entführst die schöne Angjelija.
Sollst mir Angjelija Keinem geben,
sondern heirat sie für dich als Liebchen,
um der Ruhe und des Friedens willen,
wenn dein Wahlfreund jetzt sein Leben endet.
Schön umhalsten sich die Wahlgebrüder,
küssten sich und nahmen ew'gen Abschied.

Lukas zieht nun beruhigten Herzens in den entscheidenden Kampf, denn er hat für die Zukunft seiner Braut ausgesorgt. Neben Fatime konnte der Mahomedaner Huso nach orientalischem Brauche, wonach ein Mann vier Frauen ehelichen darf, auch Angjelija heimführen. Lukas als Christ wäre in Huseins Situation verpflichtet gewesen, die Braut seines Wahlbruders, wenn dieser im Kampfe den Tod gefunden hätte, wohlversorgt an den Mann zu bringen, d. h. nicht blos für sie einen Mann ausfindig zu machen, sondern auch die Hochzeitsspesen zu tragen.

Ir. ähnlicher Weise wie Lukas dem Wahlfreund Husein die Braut, vermacht in der erwähnten griechischen Sage Orestes seinem Wahlbruder Pylades die Schwester: (A. a. O. V. 673—710.)

Σὺ δ' ὄλβιός τ' εἶ καθαρά τ' οὐ νουσοῦντ' ἔχεις
μέλαθρ', ἐγὼ δὲ δυσσεβὴ καὶ δυστυχῆ.
σωθεὶς δὲ παῖδας ἐξ ἐμῆς ὁμοσπόρου
κτησάμενος, ἣν ἔδωκά σοι δάμαρτ' ἔχειν,
ὄνομά τ' ἐμοῦ γένοιτ'ἄν, ὀυδ' ἄπαις δόμος
πατρῷος οὑμὸς ἐξαλειφθείη ποτ' ἄν.
'Αλλ' ἕρπε καὶ ζῆ καὶ δόμους οἶκει πατρός.
ὅταν δ'ἐς 'Ελλάδ' ἵππιόν τ' "Αργος μόλῃς,
πρὸς δεξιᾶς σε τῆσδ' ἐπισκήπτω τά δε.
τύμβον τε λῶσον κἀπίθες μνημεῖά μοι,
καὶ δάκρυ' ἀδελφῇ καὶ κόμας δότω τάφῳ.
"Αγγελλε δ'ὡς ὄλωλ' ὑπ' 'Αργείας τινὸς
γυναικός, ἀμφὶ βωμὸν ἀγνισθεὶς φόνῳ.
καί μὴ προδῷς μου τὴν κασιγνήτην ποτέ,
ἔρημα κήδη καί δόμους ὁρῶν πατρός.
καὶ χαῖρ' ἐμῶν γὰρ φίλτατον σ' εὗρον φίλων,
ὦ συγκυναγὲ καὶ συνεκτράφεὶς ἐμοί,
ὦ πόλλ' ἐνεγκὼν τῶν ἐμῶν ἄχθη κακῶν.

Ueber die Wahlbruderschaft und Wahlschwesterschaft bei den Südslaven verweise ich des Weiteren auf mein Werk »Sitte und Brauch der Südslaven« Cap. XXIX, S. 619—643.

Husein erschlägt den Vojvoden, und die Freunde kämpfen sich dann auch durch die siebente Grenzwacht glücklich durch. Im Gebirge hielten die Wahlgebrüder Rast und beriethen, wie sie nach Ofen ziehen werden, um Fatime abzuholen,

da erscholl's durch's Jadika-Gebirge,
durch's Gebirge flattern Seidenfahnen,
und es knallen feine Venezianer,
und man hört von Zwei und Zwei ein Singen
g'rad als wären's schmucke Hochzeitsleute.
So ist's Brauch, wenn man ein Mädchen heimführt.
Da bemerkte Pandžić Huseine:
— Das ist ja der Zvornikaer Paša,
der entführt Fatim, die Vezirstochter.
Helf mir Gott, ich zettle einen Streit an,
sollt's mich heute meinen Kopf noch kosten.

Lukas hält den Wahlfreund vor dem unüberlegten Schritte ab. Er will bis zur Kutsche reiten, in welcher Fatime sitzt und die Maid fragen:

— Bist du's Liebchen meines Wahlfreunds Huso
oder's Liebchen von Jung Mehmedaga?
Sagt sie: ‚Ja, vom jungen Mehmedaga!'
lass sie laufen, holen sie die Teixel![1])
Na, wir wollen dich schon sonst beweiben,
hier bei uns gibt's auch noch welche Mädchen.
Sagt sie aber: ‚Deines Wahlfreunds Huso!'
Zieh' ich sie an mich bei meinem Leben,
werfe dir sie in den Schooss, mein Wahlfreund.
Fangen einen Streit dann an die Leute.
Hau drauf los mit allen Kräften Lukas.
Was dann Gott uns und das Glück bescheiden.

Inzwischen nahte der Zvornikaer Paša. Fatime entscheidet sich für Husein. Lukas wirft sie dem Wahlfreunde zu.

Stille hält der Zug der Hochzeitsleute
und man überlegt sich, was zu thun sei.
‚Soll man ein in einen Kampf sich lassen
oder weibisch heim nach Zvornik ziehen?'
‚Besser weibisch heim zur Warte ziehen
als um's Mädchen hier den Kopf verlieren.'
Und sie rollten ein die Seidenfahnen,
steckten ein die feinen Venezianer;
zogen also weibisch heim nach Zvornik.
‚Fremde Rosse, fremde Hochzeitskleider,
liess man's Leben, liess man's in der Fremde.
Wär es nur um irgend etwas Rechtes,
thät es einem gar nicht so gereuen
doch um eines Mädchens Willen nimmer,
um des Mädchens und des Hundsdrecks willen!'

So schätzen die Hochzeitsleute den Werth des Mädchens ab. Sie neiden dem Husein nicht zu sehr den Fang. Ein Mädchen scheint ihnen so viel werth als das andere. Ein Thor, der sein Leben eines Mädchens halber auf's Spiel setzt. Die Wahlgebrüder als die Obsiegenden denken freilich anders.

Jeder setzte sich auf seinen Renner,
jeder hob zu sich hinauf sein Mädchen.
Und sie brachen auf mit ihren Rossen,
jeder zog nun heim zu seiner Warte.
Da beweibten sich die Wahlgebrüder.

So schliesst dieses in ethnographischer Hinsicht vielfach beachtenswerthe Volksepos Als ein Stück der überaus reichhaltigen südslavischen Volksepik, zeigt es schon an und für sich, dass sich aus der Betrachtung dieser Volksüberlieferungen für die Ethnographie immer Neues zu Tage fördern lässt. Dies wieder einmal an einem Beispiel darzulegen, war der Zweck meines Vortrages.

9. Vortrag des Herrn Custos **Franz Heger** über

ein Chlormelanitbeil aus Chile und
eine Klangplatte aus Jadeit von Venezuela.

10. Als Geschenke für die Bibliothek sind folgende Werke eingelangt:

Schaaffhausen H.: Anthropologische Studien. Bonn 1885. 677 pp. 8°. (ded. Aut.)

Lissauer, Dr., u. Conwentz, Dr.: Das Weichsel-Nogat-Delta. I. Mittheilungen aus der Anthropolog. Abtheilung des Westpreuss. Provinzial-Museums. Sep.-Abd. aus den Schriften der Naturforsch. Gesellschaft zu Danzig. N. F. Bd. VI. H. 3. 394 pp. u. Taf. II—V. 8°. (ded. Aut.)

Otis T. Mason: The chaclacayo the phined skull. Sep. aus d. Proceedings of United States National Museum. 410 to 412 pp. 8°. (ded. Aut.)

Gozzadini Giovanni: Di due stele Etrusche. Memoria. Sep. a. Reale Accademia dei Lincei. Anno CCLXXXII. 1884—1885. Roma 1885. 8 pp. u. 2 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Der Vorsitzende spricht den Einsendern den verbindlichsten Dank der Gesellschaft aus.

[1]) Im Text: nosili je gjadri statt gjavli (diaboli, latein.). Der Südslave vermeidet es, das Wort richtig auszusprechen, weil, nach dem Volksglauben, der Teufel gerade anwesend sein könnte und durch den Mund dem Menschen in den Leib fahren würde, der ihn gerufen. Wahrscheinlich sagt aus demselben Grunde der deutsche Bauer statt Teufel „Teixel", wenngleich gegenwärtig in deutschen Landen der Glaube an das Besessensein durch den Teufel bei weitem nicht so allgemein ist, wie noch jetzt unter den Südslaven.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 2. **Sitzungsberichte.** **Februar 1886.**

INHALT: **Jahresversammlung am 9. Februar 1886.** 1, 2. Jahresbericht; S. 17. — 3. Rechnungsabschlüsse; S. 19. — 4. Neuwahlen für den Ausschuss; S. 20. — 5. Wahl von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern; S. 20. — 6. Geschäftliche Mittheilungen; S. 20. — 7. Wieser, Reihengräber von Igels; S. 20. — 8. Spöttl, Bronzeringe; S. 21. — 9. Toldt, Cribra orbitalia; S. 21. — 10. Haberlandt, Schrifttafeln von der Osterinsel; S. 21. — 11. Polak, Goldfiligranperlen aus Persien; S. 21. — 12. Einläufe für die Bibliothek; S. 21. — **Mitgliederverzeichniss**; S. 21. — **Literaturberichte**; S. 27.

Jahresversammlung am 9. Februar 1886.

Vorsitzender: Hofrath Professor Dr. Karl Langer Ritter von Edenberg.

Schriftführer: J. Szombathy.

1. Der Vorsitzende constatirt die Beschlussfähigkeit der Versammlung.

2. Der Vorsitzende theilt mit, dass der Präsident, Freiherr von Andrian-Werburg, durch eine Reise verhindert ist, an der Versammlung Theil zu nehmen, dass er jedoch den von ihm vorbereiteten

Jahresbericht

über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Vorlage eingesendet habe. Derselbe lautet:

Verehrte Versammlung! Ein Rückblick auf unsere Thätigkeit während des verflossenen Jahres zeigt uns ein erfreuliches Bild von wachsender Theilnahme an unseren Bestrebungen seitens unserer Mitglieder und Fachgenossen. Die meisten von Ihnen haben wahrgenommen, dass der Besuch unserer sieben Sitzungen äusserst befriedigend war. Sie haben an den anregenden Discussionen über die verschiedensten die Wissenschaft des Menschen berührenden Fragen lebhaften Antheil genommen. In gleichem Masse erfreuen wir uns auch einer stets zunehmenden Zahl von freiwilligen Mitarbeitern aller Berufsclassen, unter welchen Angehörige aus den meisten Kronländern vertreten sind. Es wird wohl Niemand die in dieser Richtung gemachten Fortschritte verkennen.

Uebergehend zu den wichtigsten Momenten unserer Thätigkeit, muss ich vorerst der in jeder Beziehung erfolgreichen Durchführung der Forschungsreise des Dr. F. S. Krauss in Bosnien-Herzegowina gedenken. Eine allgemeine Uebersicht über die wichtigsten Resultate derselben hat Dr. Krauss in Klagenfurt bereits gegeben. Die von ihm inzwischen begonnenen Publicationen, sowie seine Vorträge in unserer Gesellschaft gestatten uns einigen Einblick in die Reichhaltigkeit und die Vielseitigkeit des nun über Bosnien vorliegenden folkloristischen Materials. Durch die vergleichende Verarbeitung desselben wird wohl bald eine der empfindlichsten Lücken der österreichischen und europäischen Völkerkunde ausgefüllt sein. Auch dürfen wir hoffen, dass unser Beispiel die südslavischen berufenen Kräfte anregen wird, mit streng wissenschaftlicher Methode bei der Erforschung ihres Volksthums sowohl der Gegenwart als der Vergangenheit nach, mitzuarbeiten. Welch fruchtbarer Boden für derlei Studien in diesen Ländern vorhanden ist, beweisen die zahlreichen, meist brauchbaren Antworten, welche auf unseren südslavischen Fragebogen einlaufen; letzterer wurde in's Russische und in's Italienische übersetzt.

Auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreitend, hat unsere ethnographische Commission die Ausarbeitung eines für die Deutschen in Oesterreich berechneten ethnographischen Fragebogens veranlasst. Angesichts der Thatsache, dass in den letzten Jahrzehnten selbst in den deutschen Kronländern verhältnissmässig wenig gesammelt wurde, wie ja überhaupt die Ethnographie und Völkerpsychologie trotz des überreichen vorhandenen Stoffs bei uns in neuerer Zeit weniger Fortschritte gemacht hat, als bei unsern Nachbarn, scheint es uns dringend nöthig, das hier noch vorhandene Material vor dem Untergange zu retten, so lange es überhaupt noch Zeit dazu ist. Wir sprechen die zuversichtliche Erwartung aus, dass uns hiebei die Unterstützung weiter Kreise und aller Kenner des Volkes zu Theil werden wird.

Bei dem steigenden Bedürfnisse der heutigen Ethnographie, in die psychologischen Details der einzelnen Volksgruppen nach Möglichkeit einzudringen, muss es selbstverständlich unsere Aufgabe sein, diese Aufsammlung von Material auf alle Nationalitäten und Kronländer wenigstens Cisleithaniens auszudehnen und dem glänzenden Beispiele, welche uns neuerdings der Begründer der österreichischen Ethnographie, Freiherr v. Czörnig, gegeben hat, nach Kräften nachzustreben.

Für diese Arbeiten ward uns im verflossenen Jahre eine Anregung, wie sie wohl selten einer jungen Wissenschaft zu Theil wird. Durch die Initiative Sr. k. und k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf wurde das Werk »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« in's Leben gerufen, dessen erste Lieferung am 1. December 1885 erschien. Der hohe Autor bezeichnet in der Einleitung den ethnographischen Gesichtspunkt als den bei dieser grossartigen Unternehmung massgebenden. Diese Anerkennung der Bedeutsamkeit unserer Wissenschaft von Seiten des erlauchten und hochsinnigen Förderers jeglichen geistigen Fortschritts wird ohne jeden Zweifel mächtig dazu beitragen,

um der Ethnographie jene Pflege und jene allgemeine Theilnahme zu verschaffen, welche sie verdient.

Eine Frucht dieser hochherzigen Initiative vermögen wir bereits heute zu registriren. Prof. Dr. Robert Weissenhofer in Seitenstetten, welcher die Schilderung des Volksthums in Niederösterreich für das genannte Werk übernahm, hat das von ihm zu diesem Zwecke aufgesammelte, sehr interessante, grossentheils ungedruckte Material, soweit dasselbe wegen Mangels an Raum keine Verwendung fand, unserer Gesellschaft zur Publicirung überlassen.

Nicht minder erfolgreich sind unsere Bestrebungen auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung. Ausgrabungen wurden von uns veranstaltet: auf der Gurina im Gailthale, in St. Michael bei Adelsberg und in Willendorf.

Die Grabungen auf der Gurina wurden durch eine aus den Herren Hofrath v. Hauer, Baron Hauser, J. Szombathy und Dr. Fr. Portheim bestehende Commission eingeleitet, welche Ende August die von Hofrath Meyer im Vorjahre gemachten Grabungen besichtigte und im Anschlusse hieran den Plan für eine systematische Durchforschung der Gurina entwarf. Nach demselben wurde von den Herren Szombathy und Dr. Portheim durch 5 Wochen mit sehr gutem Erfolge gearbeitet. Nebst jenen Grabungen, welche zur Erforschung der zwischen den vorjährigen Schürfungen zurückgelassenen und mit der Verschüttung bedrohten Lücken nothwendig waren, wurden die nördlichen Randtheile der Ansiedlung (darunter die Grundmauern eines mit zwei quadratischen Thürmchen versehenen Thorabschlusses), ein Theil der südlichen Böschungsmauern sammt der daran anschliessenden, durch Mauern gestützten alten Zufahrtsstrasse und eine an diesem Wege weiter thalabwärts gelegene Gruppe von Tumulis aufgedeckt.

St. Michael bei Adelsberg in Krain gleicht in der Anlage seiner prähistorischen Ansiedlung und Gräberstätte dem berühmten Fundorte Watsch: Ein kleines umwalltes Plateau, hier »Hrad« genannt, auf welchem die alte Ansiedlung stand, und an dessen Abhängen zahlreiche Flachgräber. Die von Herrn Szombathy vorgenommenen Ausgrabungen ergaben an mehreren Punkten Brandgräber mit einem interessanten, eigenthümlichen Inventar von Bronzen (sehr grossen Certosa-Fibeln), Lanzen und Eisenbeilen. Da diese Localität bekanntlich für ein näheres Studium der La Tène-Periode von grosser Wichtigkeit ist, beabsichtigen wir heuer diese Grabungen daselbst in etwas verstärktem Maasse fortzusetzen.

Die Ausbeutung der Lösslagerstätte bei Willendorf nächst Spitz in Niederösterreich wurde durch Herrn Ingenieur F. Brun mit immer neuem Erfolg fortgesetzt.

In der Ueberzeugung, dass das Gräberfeld von Hallstadt in einigen Theilen bei systematischer Ausbeutung noch immer Erfolge verspricht, haben wir vom k. k. Ackerbau-Ministerium die Erlaubniss hiezu erworben, und beabsichtigen in diesem Jahre nach Massgabe unserer Mittel dieselbe zu benutzen.

Gleichzeitig sei auch noch der für unsere Zwecke wichtigen Arbeiten der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften gedacht. Dieselbe veranstaltete im Jahre 1885 folgende Ausgrabungen:

1. Fortsetzung der seit einer Reihe von Jahren auf Kosten des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein betriebenen Durchforschung der Höhlen bei Adamsthal in Mähren unter der Leitung der Herren J. Szombathy, A. Žitny und G. A. Heintz.

2. Fortsetzung der Untersuchung der Höhlen des niederösterreichischen Kremsthales durch Herrn Ingenieur Ferdinand Brun.

3. Ausgrabung der Tumuli bei Kilb in Niederösterreich durch P. Adalbert Dungel.

4. Ausgrabung dreier Tumuli bei Gemeinlebarn in Niederösterreich durch P. Adalbert Dungel.

5. Versuchsgrabungen auf dem prähistorischen Grabfelde bei Gemeinlebarn durch P. Adalbert Dungel.

6. Versuchsgrabungen in der Höhle bei Duino durch Prof. Dr. Moser in Triest.

Herr Prof. Dr. Woldřich setzte seine Untersuchungen im südlichen Böhmen zum Theil auf Kosten des Fürsten Schwarzenberg, zum Theil auf eigene Kosten fort. Es wurden mehrere neue Gruppen von Grabhügeln sichergestellt und die Grabungen in bereits bekannten fortgesetzt. Bei Steinkirchen wurde ein neuer Depotfund mit höchst interessanten Bronzewerkzeugen aufgedeckt.

Unsere craniologischen Arbeiten mussten heuer wegen Mangels an Mitteln sistirt werden. Einem von uns an das k. k. gemeinsame Ministerium (in Angelegenheiten von Bosnien-Herzegowina) wegen Ausführung von somatologischen und craniologischen Erhebungen im Occupationsgebiete gestellten Ansuchen konnte mit Rücksicht auf die Budgetverhältnisse dieser Länder für dieses Jahr keine Folge gegeben werden. Doch wurde die Berücksichtigung unserer Anregung bei gegebener Möglichkeit in Aussicht gestellt.

Unser Ausschuss hielt es für geboten, im verflossenen Jahre eine Versammlung in Klagenfurt abzuhalten. Er ging dabei von dem Wunsche aus, den in der Landeshauptstadt Kärntens bestehenden rühmenswerthen wissenschaftlichen Bestrebungen, deren Centrum der Kärntner Geschichtsverein bildet, näher zu treten. Unser bei der Wichtigkeit dieses Kronlandes für die Prähistorie in jeder Beziehung gerechtfertigte Wunsch wurde bei der am 19. bis 22. August abgehaltenen Wanderversammlung vollständig erfüllt.

Dieselbe ist zwar in Bezug auf die Zahl der Theilnehmer bedeutend hinter jenen von Laibach und Salzburg zurückgeblieben, doch waren die zur Ausstellung gelangten Funde aus Südtirol, Kärnten und Krain, sowie die Vorträge von grosser wissenschaftlicher Bedeutung, und es fehlte sowohl bei den Vorträgen als auch bei der für die Theilnehmer veranstalteten Ausgrabung mehrerer Tumuli bei Rosegg und den übrigen Veranstaltungen nicht an mannigfacher Anregung. Wir haben daher alle Ursache, dem Klagenfurter Local-Comité, welches aus den Herren Freiherr von Schmidt-Zabierow, k. k. Landespräsident von Kärnten, Carl Freiherr von Czörnig, k. k. Hofrath und Finanzdirector, Gabriel Ritter von Jessernig, Bürgermeister von Klagenfurt, Dr. Ernst Ritter von Edelmann als Vertreter der Landes-Ausstellung, Max Ritter von Moro, Director des Kärntner Geschichtsvereines, Carl Freiherr von Hauser, Secretär des Kärntner Geschichtsvereines,

k. k. Bergrath Ferdinand Seeland, Director des naturhistorischen Landesmuseums, und Dr. Franz Rabitsch, Obmann des Vereines der Aerzte von Klagenfurt, zusammengesetzt war, auch an dieser Stelle für seine erspriessliche Mühewaltung den besten Dank auszusprechen.

Die Mittel für unsere praktischen Arbeiten erhielten wir in erster Linie durch die Munificenz Sr. Majestät des Kaisers, welcher seit einer Reihe von Jahren unserm Ausgrabungsfond namhafte Beträge zu bewilligen geruht. Wir sind hiefür Sr. Majestät zu ehrfurchtsvollstem Danke verpflichtet. Grössere Spenden für Ausgrabungszwecke flossen uns ausserdem von unserm Mitgliede Herrn Felix Zwicklitz zu, dessen grosse Verdienste um unsere Gesellschaft die wärmste Anerkennung verdienen. Vom k. k. Unterrichts-Ministerium wurde uns wiederum eine Subvention zu Theil. Wir sprechen hiemit unsern wärmsten Dank für diese Förderung unserer Zwecke aus.

Leider müssen wir constatiren, dass der niederösterreichische Landtag die uns seit einer Reihe von Jahren zugewendete Subvention im Vorjahre auf 50 Gulden herabgesetzt, im Jahre 1885 gänzlich eingestellt hat.

Dieser Umstand ist umso bedauerlicher, als auch unsere Mitgliederzahl nach dem im Vorjahre constatirten Steigen eine kleine Abnahme aufweist. Die Gesellschaft zählt jetzt 259 wirkliche und unterstützende Mitglieder, darunter 5 lebenslängliche.

Wenn wir auch hoffen dürfen, an der Hand der neuen Bestimmungen unserer Statuten eine kleine Erhöhung unserer Einnahmen herbeizuführen, können wir uns nicht verhehlen, dass die Disproportion zwischen Wollen und Können immer grösser zu werden droht, wenn nicht unsere Mitgliederzahl sich erheblich erhöhen oder uns sonst namhaftere regelmässige Unterstützung werden sollte. Wir erlauben uns daher an alle hier Anwesenden die bereits im vorigen Jahre gestellte dringende Bitte zu wiederholen, für die Zwecke unserer Gesellschaft nach Aussen hin einzutreten und unter Hinweis auf die von uns rastlos angestrebte Förderung aller Zweige der Anthropologie und Ethnographie eine erweiterte Theilnahme Ihrer Freunde uns zu vermitteln.

Die Herausgabe der Mittheilungen hat sich in diesem Jahre leider mehr als gewöhnlich verzögert. Ausser verschiedenen anderen Umständen trägt eine momentane Anhäufung von Geschäften im Secretariate die Schuld daran, doch sind bereits die Anstalten getroffen, um diesen Nachtheil wieder auszugleichen.

Wenn es unter schwierigen Verhältnissen, bei einer äusserst geringen Unterstützung der von uns vertretenen wissenschaftlichen Bestrebungen von Seite des Staates, bisher möglich war, wenigstens einigermassen den Anforderungen zu entsprechen, so verdanken wir dies gewiss in nicht geringem Grade unserer erspriesslichen Cooperation mit dem k. k. naturhistorischem Hofmuseum. Durch Hochstetter's energische Thätigkeit wurde eine feste Basis für das Studium der Anthropologie und Ethnographie geschaffen. In dem jetzigen Intendanten Herrn Hofrath Fr. v. Hauer verehren wir einen der Gründer der Gesellschaft und einen stets sorgsamen Förderer unserer Bestrebungen. Den Herren Custoden F. Heger und J. Szombathy, welche seit Jahren neben ihren zahlreichen Berufsgeschäften ihre freie Zeit zum grossen Theile unseren Angelegenheiten widmen, sind wir zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

Durch die nunmehrige Uebersiedlung der anthropologisch-ethnographischen Sammlung in die definitiven Arbeitszimmer im Hochparterre sind für unsere Mitglieder schöne und geeignete Räume zur Benützung der Bibliothek und zu wissenschaftlichen Arbeiten gewonnen.

Indem ich hiemit diesen Bericht schliesse, spreche ich den aufrichtigen Wunsch aus, es möge uns auch in diesem Jahre gelingen, in einträchtiger Verfolgung unserer Ziele und mit immer engerem Zusammenschlusse der verwandten Richtungen, den Fortschritt unserer Wissenschaft anzubahnen.

3. Die Herren Cassier Prof. Dr. J. N. Woldřich und Secretär J. Szombathy erhalten das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse:

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1885.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1884	fl.	364.65
Jahresbeiträge von 254 Mitgliedern à 5 fl.	„	1270.—
Besonderer Beitrag	„	5.—
Von Herrn Bachofen von Echt als lebenslängliches Mitglied	„	60.—
Von Herrn Erzbischof Kosanović Nachtragszahlung	„	10.—
Subvention des hohen k. k. Unterr.-Ministeriums	„	300.—
Vom Herrn Gund. Grafen Wurmbrand Druckkostenbeitrag	„	50.—
„ Herrn Ig. Spöttl als Druckkostenbeitrag	„	32.—
„ k. k. Hofmuseum für Tauschexemplare	„	368.33
„ Herrn H. Richly für „Mittheilungen“	„	25.—
Für verkaufte Druckschriften	„	50.10
detto von der Buchhandlung C. Gerold's Sohn	„	72.—
detto von der Buchhandlung Alfred Hölder	„	396.93
Zinsencoupon und Zinsen	„	18.53
Summe der Einnahmen	fl.	3022.54

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler	fl.	1017.50
„ „ photochemische Anstalt Angerer & Göschl	„	172.35
„ „ photographische Anstalt Löwy	„	47.68
Für Zeichnungen	„	115.20
Literaturhonorare	„	55.50
An die Buchdruckerei E. Singer für Circulare, Jahreskarten etc.	„	16.60
Deficit der Klagenfurter Versammlung	„	157.26
An Herrn Nic. Wang für Versendung etc.	„	162.50
„ Diener Bräutigam	„	65.—
„ „ Eckert für Eincassirung und Schriftenverkauf	„	41.45
Fürtrag	fl.	1851.04

Uebertrag .	fl.	1851.04
Auslagen des Secretariats	„	329.51
„ „ Cassiers	„	35.98
Summe der Ausgaben .	fl.	2216.53
Dazu der Cassarest pro 1886	„	806.01
Die Summe der Ausgaben gleich der Einnahme .	fl.	3022.54

Wien, am 31. Jänner 1886.

Prof. Dr. Joh. N. Woldřich, d. Z. Cassier.

Conform dem geprüften Hauptbuch gefunden:
am 1. Februar 1886. Dr. J. E. Polak.

Conform dem geprüften Hauptbuch gefunden:
Wien, 3. Februar 1886. Dr. S. R. v. Bernstein.

Geprüft und richtig befunden:
4. Februar 1886. Dr. Tomowitz.

Das Hauptcassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

1. Februar 1886. Dr. J. E. Polak m. p.
3 „ 1886 Dr. S. v. Bernstein m. p.
4. „ 1886. Dr. Tomowitz m. p.

Fond für praktische Arbeiten 1885.

Einnahmen:

Saldo vom Vorjahre	fl.	50.—
Subvention Allerhöchst Sr. Majestät	„	1000.—
Herr Baron Andrian	„	50.—
Fürst Ernst zu Windischgrätz (für 13 von Dr. Krauss eingesendete Münzen)	„	40.—
Herr F. Zwiklitz	„	300.—
Zinsen	„	3.78
Summe .	fl.	1443.78

Ausgaben:

Subventionen an Herrn Dr. Fr. S. Krauss zur Beendigung seiner Reise in Bosnien	fl.	256.—
Herrn Szombathy zu einer Recognoscirungsreise nach St. Michael in Krain	„	35.20
Den Herren J. Szombathy und Dr. Portheim zu Ausgrabungen auf der Gurina im Gailthale .	„	718.13
Den Herren J. Szombathy und A. Burger für Ausgrabungen bei St. Michael	„	220.50
Cassarest (in der Credit-Anstalt)	„	213.95
Summe .	fl.	1443.78

Wien, 30. Jänner 1886.

J. Szombathy, Secretär.

Den Beilagen entsprechend:
4. Februar 1886. Dr. J. E. Pokak.

Den Rechnungslegern wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende legt Vorschläge für die Neuwahlen in den Ausschuss vor.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus:

die Herren Dr. R. v. Arneth,
Dr. R. v. Hauer,
Dr. Wahrmann,
Graf Wilczek und
Graf Wurmbrand.

Durch Uebersiedelung ist ausgeschieden: Herr Dr. R. v. Luschan.

Der Ausschuss schlägt zur Wiederwahl vor:

die Herren Dr. R. v. Arneth,
Dr. R. v. Hauer,
Dr. Wahrmann,
Graf Wilczek und
Graf Wurmbramd;

zur Neuwahl die Herren J. Spöttl und
Dr. C. Toldt.

Die Versammlung ertheilt diesem Vorschlage einhellig ihre Zustimmung.

Für das Amt der Rechnungsrevisoren schlägt der Ausschuss vor die Herren Dr. R. v. Bernstein und Dr. Morawitz.

Dieser Antrag wird ebenfalls angenommen.

5. Der Vorsitzende beantragt im Namen des Ausschusses die Wahl

des Herrn Geheimrathes Prof. Dr. Schaaffhausen in Bonn zum Ehrenmitgliede

und der Herren Prof. Dr. Ratzel in München und Prof. Dr. Strobel in Parma

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Diese Anträge werden einstimmig angenommen.

6. Mittheilungen aus der Ausschussitzung:

Als neue Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

P. Leopold Hacker, Pfarrverweser in Gurck, Niederösterreich,

Eugen St. André Baron d'Albon, Schriftsteller in Wien.

Die Redaction des Bulletino di Paletnologia italiana zeigt den Tod ihres Mitredacteurs, des um die Anthropologie hochverdienten Professors Chierici in Reggio d'Emilia an.

Vom Obersthofmeisteramte Sr. Majestät des Kaisers ist ein Dankschreiben für die aus unseren vorjährigen Ausgrabungen resultirenden, der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergebenen Fundgegenstände eingelangt.

Die in der letzten a. o. Generalversammlung beschlossene Statutenänderung hat die Genehmigung der k. k. Statthalterei erlangt.

Unser Mitglied, Fräulein Anna Grohmann in Prag, hat unserem Ausgrabungsfond neuerlich den Betrag von 50 Gulden gewidmet, wofür wir der freundlichen Spenderin den wärmsten Dank aussprechen.

7. Herr Prof. Dr. **Wieser** in Innsbruck übersendet einen Fundbericht über

Die Reihengräber von Igels in Tirol,

welchem die kraniologische Untersuchung der in den Gräbern gefundenen Schädel, von H. Merlin, angefügt ist. Dieser Bericht wird als besondere Abhandlung zum Abdruck gelangen.

8. Herr Historienmaler **Ignaz Spöttl** bringt

prähistorische Schmuckringe aus Oesterreich-Ungarn

zur Ausstellung. Es ist in dieser Collection in erster Linie die Hallstätter Periode durch sehr gute Stücke repräsentirt, aber auch die Bronze- und La Tène-Periode sind schön vertreten.

9. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **Karl Toldt**

Ueber Welcker's Cribra orbitalia.

Dieser Vortrag wird unter den Abhandlungen zum Abdruck gelangen.

10. Vortrag des Herrn Dr. **Michael Haberlandt**

Ueber Schrifttafeln von der Oster-Insel.

Dieser Vortrag wird ebenfalls unter den Abhandlungen zum Abdruck gelangen.

11. Herr Dr. **J. E. Polak** zeigt eine grosse Anzahl sehr schön gearbeiteter alter

Goldfiligran-Perlen aus Persien.

12. Als Geschenke für die Bibliothek sind folgende Werke eingelangt:

Observatoire Impérial de Rio de Janeiro: Bulletin Astronomique et Météorologique. 1882. Nr. 2. 4°. (ded. Observatoire Impérial.)

Conwentz: Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen. archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1885. Danzig 1885. 14 pp. 4°. (ded. Aut.)

Krauss Dr. Friedr. S.: Pandžić Huso i Pavečić Luka pobra. Pjesan naših Muhamedovaca. Mostar 1885. 36 pp. 8°. (ded. Aut.)

Engelmann Dr. G. J.: Die Geburt bei den Urvölkern. Aus dem Englischen übertragen von Dr. C. Hennig. Wien 1884. 8°. (ded. W. Braumüller.)

Pigorini Luigi: Gli antichi oggetti messicani incrostati di Mosaico esistenti nel Museo preistorico ed etnografico di Roma. — Sep. aus „Reale Accademia dei Lincei" Anno CCLXXXII. Roma 1885. 9 pp. u. 1 Taf. 8°. ded. Aut.

Verein der Geographen an der Universität in Wien: Bericht über das XI. Vereinsjahr. Wien 1886. 8 pp. 8°. (ded. Verein d. Geographen.)

Gross Victor: La Tène un Oppidum Helvète. Avec 13 planches en Phototypie figurant 260 objets. — Supplément aux Protohelvètes. Paris 1886. 62 pp. XIII. Taf. 8°. (ded. F. Fetscherin & Chuit.)

Roland Bonaparte Prince: Les récents voyages des Néerlandais à la Nouvelle-Guinée. Versailles 1885. 16 pp. u. 1 Kart. 8°. (ded. Pr. Roland Bonaparte.)

Roland Bonaparte Prince: Note sur les récents voyages du Dr. H. Ten Kate dans l'Amérique du Sud. 11 pp. 8°. (ded. Pr. Roland Bonaparte.)

Fugger E. und Kastner C.: Naturwissenschaftliche Studien und Beobachtungen aus und über Salzburg. 1885. 131 pp. u. 1 Karte. (ded. Verlagsbuchh. Kerber.)

Museum des Königreiches Böhmen: Geschäftsbericht 1886. Prag 1886. 52 pp. 8°. (ded. Museum d. Königreichs Böhmen.)

Topinard P.: Mensuration des Crânes des Grottes de Baye (Époque Néolithique) d'après les registres de Broca. Ext. Revue d'Anthropologie. 3me Serie T. I. 1886. Fasc. 1. Paris 1886. 10 pp. 8°. (ded. P. Topinard.)

Der Vorsitzende spricht den Einsendern im Namen der Gesellschaft den verbindlichsten Dank aus.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahresversammlung am 9. Februar 1886.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Langer R. v. Edenberg.**
Dr. Friedrich **Müller.**

Secretäre:

Josef Szombathy.
Felix Karrer.

Cassier:

Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Franz Heger.
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
F. **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Ignaz **Spöttl.**
Dr. Carl **Toldt.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Graf Gundaker **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Dr. Sigmund Ritter von **Bernstein.**
Dr. Alois **Morawitz.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
A. de **Quatrefages** in Paris.

J. W. **Powell** in Washington.
H. **Schaaffhausen** in Bonn.
J. J. S. **Stenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
Friedrich **Bayern** in Tiflis.
A. **Bertillon** in Paris.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Alexander **Ecker** in Freiburg i. B.
Ernst **Eitel** in Honkong.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Graf **Gozzadini** in Bologna.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Ernest **Hamy** in Paris.
Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
Julie **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Obst in Leipzig.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Ratzel in München.
Charles **Rau** in Washington.
K. von **Renard** in Moskau.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. **Riedel** in Gorontalo (Celebes).
L. **Rütimeyer** in Basel.
E. **Schmeltz** in Leyden.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Dorpat.
P. **Strobel** in Parma.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Julien **Vinson** in Paris.

III. Wirkliche Mitglieder.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Bäckerstrasse 8.
Alterthumsverein in Worms.
Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von, k. k. Ministerialrath etc. etc. Wien, I. Lothringerstrasse 15.
Arneth, Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. geh. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
Arneth, Dr. Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
Bachofen von Echt, Brauereibesitzer, Bürgermeister von Nussdorf etc. Färbergasse 11. (Lebenslängliches Mitglied.)
Batz, Friedrich Freiherr von, k. k. Rittmeister a. D. in Teesdorf-Tattendorf, Niederösterreich.
Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
Benedikt, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Franziskanerplatz 5.
Benndorf, Dr. Otto, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
Benoni, Dr. Eduard, Landesadvocat in Ischl.
Berchthold, Sigmund Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Wien, I. Kärntnerring 10.
Bernstein, Dr. Sigmund Ritter von, Generalstabsarzt. Wien, VII. Kollergerngasse 1.
Biesiadecki, Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
Blumentritt, Dr. Ferdinand, Professor an der Realschule in Leitmeritz, Böhmen.
Bogišić, Dr. Valtazar, Conseiller d'Etat actuel, professeur de droit, à l'université d'Odessa. Paris (d. Z.), Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
Bogosavljević, Alexander, Volkslehrer in Prnjavor, Bosnien.
Brašnić, Peter, Gymnas.-Professor in Vinkovce, Slavonien.
Braun, Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath. Wien, VIII. Laudongasse 12.
Brief, Sigmund, Philologe. Wien, II. Obere Donaustrasse 63.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Währingerstrasse 11.
Brun, Ferdinand, Leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
Brunner von Wattenwyl, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Vice-Präsident des Wissenschaftlichen Club. Wien, IV. Theresianumgasse 25.
Bühler, Dr. Georg, k. k. Univ.-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.
Byland-Rheidt, Arthur Graf, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.
Campi, Cav. Luigi, in Cles, Tirol.
Christomano, Theodor. Wien, I. Sonnenfelsgasse 19.
Chroback, Dr. Rudolf, Priv.-Docent an der Universität in Wien, I. Bräunerstrasse 9.
Clary und Aldringen, Edmund Fürst, k. k. wirkl. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
Conrad von Eybesfeld, Sigmund Freiherr, k. k. wirkl. geh. Rath, kais. öst. Minister a. D. in Wien.

Czoernig, K. Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath, Sectionschef etc. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 5.

Czoernig, Carl Freiherr von, k. k. Finanz-Director. Klagenfurt.

Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I. Doblhoffgasse 7.

Daublebsky von Sterneck, Richard Freiherr von, k. k. Reserve-Lieutenant. Wien, IV. Wienstrasse 21.

Delhaes, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2.

Deutsch, J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Rudolfgasse 22.

Dillinger, Andreas, Disponent. Wien, V. Wehrgasse 6.

Dittel, Dr. Leopold, k. k. Univ.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Divić, Dr. Franz, Professor in Vinkovce, Slavonien.

Dlauhy, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Spitalgasse 5.

Doblhoff, Josef Freiherr von. Salzburg, Auerspergstrasse 18.

Döll, Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I. Ballgasse (Blumenstock).

Dumba, Nikolaus, Fabriksbesitzer, Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. Wien, I. Parkring 4.

Dungl, P. Adalbert, Stiftsarchivar in Göttweig, Niederösterreich.

Duška, Josef. Josefstadt, Böhmen.

Dworschak, Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.

Dzieduszycki, Adalbert Graf, Reichsraths-Abgeordneter, Gutsbesitzer. Jezupol, Galizien.

Dzieduszycki, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer, Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.

Egger, Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresian. Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.

Ehrenfeld, Dr. Adolf. Wien, I. Schellinggasse 7.

Faber, Dr. Carl. Wien, I. Bauernmarkt 3.

Familienfonds- und Privat-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers. Wien, k. k. Hofburg.

Fellner, Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad. (Wien, I. Grünangergasse 2.)

Fidler, Carl von, k. k. Sectionschef im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, I. Singerstrasse 18.

Figdor, Gustav. Wien, II. Praterstrasse 8.

Fischnaler, Conrad, k. k. Lehrer am Pädagogium in Innsbruck.

Fröschels, Dr. Paul. Wien, VII. Burggasse 7.

Frueth, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Oberstabsarzt in Mauer bei Wien.

Gauster, Dr. Moriz, Primararzt der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.

Geyer, Dr. Rudolf, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien, I., Franz Josefs-Quai 39.

Gigl, Johann, Inspector der Südbahn. Wien, X. Bahnhofplatz 5.

Gomperz, Dr. Theodor, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.

Gröber, Carl, k. k. Hauptmann im Reichskriegsministerium. Wien, III. Reisnerstrasse 9a.

Grohmann, Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.

Grotrian, Hermann, Geheimer Kammerrath in Braunschweig.

Gruber, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Freiung 7.

Grün, Dion. R. von. Wien, VII. Burggasse 102.

Gussenbauer, Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.

Haardt von Hartenthurn, Vincenz, Leiter des geograph. Institutes Ed. Hölzel. Wien, IV. Weyringergasse 19.

Haberlandt, Dr. Michael. Wien, VIII. Stolzenthalergasse 9.

Hauer, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring.

Hauser, Carl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, Rudolfinum.

Hausner, Otto, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer in Lemberg.

Heger, Franz, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II. Taborstrasse 75.

Heintz, Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.

Herrnfeld, Heinrich, Redacteur der „Wiener Allg. Zeit". Wien, II. Obere Donaustrasse 45.

Herzog, Jakob, Schriftsteller. Wien, I. Lothringerstrasse 15.

Hinterstoisser, Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 18.

Hirsch, Alexander, Banquier. Wien, I. Schillergasse 3.

Hochstetter, Arthur Ritter von, Stud. med. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.

Hoelder, Dr. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.

Hoernes, Dr. Moriz, Archäologe. Wien, II. Aloisgasse 3.

Hoernes, Dr. Rudolf, k. k. Univ.-Professor, Graz.

Hoffmann, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath, Director des allgem. Krankenhauses. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Holl, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck.

Hölzel, Hugo, Gesellsch. d. geograph.-artistischen Anstalt Ed. Hölzel. Wien, IV. Louisengasse 5.

Hörmann, Kosta, k. k. Regierungs-Secretär in Sarajevo.

Houdek, Victor, k. k. Statthalterei-Concipist. Wien, I. Schillerplatz 4.

Jireček, Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV. Schlüsselgasse 2.

Inama-Sternegg, Dr. Carl Theo. von, k. k. Hofrath. Wien, I. Freiung 6.

Jelinek, Břetislav, Custos des städt. Museums. Smichow bei Prag, Hieronymusgasse 13.

Jettel, Dr. Emil, k. k. Sectionsrath im Ministerium des Aeussern. Wien, I. Landhausgasse 4.

Jurié, Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Tuchlauben 8.

Jungić, Vaso, Religionsverweser in Dervent, Bosnien.

Kaiser, Franz, k. k. Kanzlei-Official im Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.

Kaltenegger, Dr. Ferdinand, kaiserl. Rath. Brixen, Südtirol.

Kammel, Dr., Ed. von Hardeger, Gutsbesitzer zu Grussbach, Mähren.

Kanitz, F. Wien, I. Eschenbachgasse 9.

Kaposi, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.

Karabaček, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Seidelgasse 17.

Karner, P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.

Karrer, Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club und der Anthropologischen Gesellschaft etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.

Komers, August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.

Königswarter, Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses, Grosshändler etc. Wien, I. Kärntnerring 4.

Kosanović, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Sarajevo. (Lebenslängliches Mitglied.)

Kosmač, Johann, Bergverwalter in Berszaska, per Bazias, Banat.

Koudelka, Florian, Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule und städtischer Thierarzt. Eibenschitz, Mähren.

Kraus, Franz. Wien, I. Strobelgasse 2.

Krauss, Dr. Friedrich. Wien, VII. Hofstallstrasse 5.

Krek, Dr. Gregor, k. k. Professor an der Universität in Graz, Villefortgasse 11.

Kříž, Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.

Krumhaar, Jos. Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, IX. Hörlgasse 3.

Kübeck, Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.

Kubenik, Dr. Carl. Wien, IX. Währingerstrasse 16.

Kubinyi, Nicolaus von. Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.

Kučera, Frl. Clothilde Konstanze, Volkslehrerin in Vinkovce, Slavonien.

Kundrat, Dr. H., k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 10.

Kutschera, Hugo Freiherr von, k. u. k. Legationsrath der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.

Lanckoroński, Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX. Wasagasse 6.

Langer, Ritter von Edenberg, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Währingerstrasse 11.

Leidesdorf, Dr. Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.

Lepkowsky, Dr. J., k. k. Univ.-Professor in Krakau.

Lorinser, Dr. Friedrich Wilhelm, k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstrasse 30.

Lorschy, Wilhelm, Buchhändler in Brod a. S., Slavonien.

Löw, Dr. Philipp, Advocaturs-Concipient. Wien, VII. Neustiftgasse 3.

Lukas, Dr. Fr. Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.

Luschan, Dr. Felix Ritter von, Assistent am k. ethnologischen Museum in Berlin.

Luschka, Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII. Auerspergstrasse 17.

Makanec, Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post" in Sarajevo.

Marenzeller, Dr. Adolf Edler von, prakt. Arzt. Wien, I. Donnergasse 1.

Maška, Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.

Meyer, Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.

Meyer, Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.

Meynert, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 12.

Michel, Anton, fürstl. Kinsky'scher Zuckerfabriks-Verwalter in Hospryn bei Wellwarn.

Miklosich, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 11.

Miličević, Dr. Franjo, in Mostar.

Millič evics, Dr. Michael. Wien, I. Schottenring 2.

Mittler, Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.

Montecuccoli-Laderchi, Maximilian Graf, Mitglied d. Herrenhauses, Gutsbesitzer. Schloss Mitterau, Niederösterreich.

Montecuccoli, Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.

Morawitz, Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I. Elisabethstrasse 3.

Moser, Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest via Cecilia 10.

Much, Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse, Hôtel Victoria.

Much, Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.

Much, Rudolf, stud. arch. Wien, VIII. Josefsgasse 6.

Müller, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Marxergasse 24a.

Müller, Dr. David Heinrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Herrngasse 4.

Müller, Hugo, Privatier. Wien, I. Grünangergasse 1.

Müllner, Alphons, k. k. Professor in Linz.

Neudörfer, Dr. Ignaz, k. k. Stabsarzt in Josefstadt, Böhmen.

Neumann, Dr. Wilhelm O. S. B., k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Garnisonsgasse 4.

Nitzelberger, Alfred O. S. B., k. k. Professor. Wien, I. Freiung 6.

Obersteiner, Dr. Heinrich jun., k. k. Univ.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirschengasse 71.

Oikonomides, Philippos, Dr., Professor in Athen.

Osborne, Wilhelm, Gutsbesitzer. Dresden, Eliasstrasse 5 g.

Oser, Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I. Neuthorgasse 20.

Ossowski, Gottfried. Krakau, Slawkowskastrasse 16.

Paulitschke, Dr. Filipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor in Wien, Ottakring, Hauptstrasse 17.

Pavić, Mato, Professor am Lyceum in Djakovar, Slavonien.

Pavlović, Dr. Stevan, Advocat in Neusatz.

Peez, Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 3.

Penka, Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.

Pfeiffer, Max von. Wien, I. Kärntnerring 8.

Pfeiffer, Rudolf, k. k. Bergrath in Brünn.

Pfungen, Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Melzerhof 3.

Pick, Gustav, Privatier. Wien, I. Hegelgasse 7.

Pissling, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.

Polak, Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 1.

Politzer, Dr. Adam, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.

Politzer, Dr. Leopold Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Tuchlauben 7.

Pošepný, Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.

Preen, Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.

Prochaska, Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.

Püchler, Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.

Pudil, Jan, fürstl. Lobkowitzischer Bauverwalter in Bilin, Böhmen.
Rabl, Dr., Univ.-Professor in Prag.
Radić, Fran, in Korčula, Dalmatien.
Radimsky, Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
Ransonnet, Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, III. Ungargasse 12.
Reinisch, Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 30.
Richly, Heinr., in Neuhaus, Böhmen.
Riedel, Josef, Ingenieur. Wien, IV. Mostgasse 7.
Riese-Stallburg, Werner Freiherr von, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer etc. Wien, Penzing, Pfarrgasse 1 b.
Rigler, Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidelgasse 4.
Ringer, Eduard. Kaufmann. Wien, III. Hauptstrasse 3.
Rokitansky, Dr. Hans Freiherr von. Wien, IV. Hauptstrasse 51.
Rollet, Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Giselastrasse 2.
Romer, Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.
Ronsburger, Dr., prakt. Arzt. Wien, I. Wallnerstrasse 1.
Rosenberg, Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I. Canovagasse 7.
Salzer, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 4.
Sarg, Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Wien, IV. Schwindgasse 7.
Schadenberg, Dr. A., k. Hof-Apotheker in Gross-Glogau, Schlesien.
Scheiner, Dr. Josef, Beamter. Wien, IX. Türkenstrasse 25.
Scheinpflug, Dr. Carl. Prag, Altstadt, Schmekgasse 15.
Schmarda, Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
Schmidel, Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII. Schmidgasse 8.
Schmidl, K. Hietzing, Alleegasse 25.
Schmidt, Josef, Pfarrer in Winklarn bei Amstetten.
Schott, Dr., k. k. Professor in Innsbruck.
Schram, k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
Schröer, Dr. Carl Jul., k. k. Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Salesianergasse 5.
Schroff, Dr. Carl Ritter von, k. k. Hofrath, Univ.-Professor in Graz, Burggasse 17.
Schwab, Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Mariahilferstrasse 73.
Schwarzenberg, Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath, Major a. D., Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. etc. Wien, Palais Schwarzenberg, III. Rennweg 3.
Schwegel, Josef Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, IX. Thurmgasse 3.
Sederl, J. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
Specht, Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
Spitzer, Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren. Wien, I. Kärntnerring 12.
Spöttl, Ignaz, Historienmaler. Wien, VII. Westbahnstrasse 6.
Srbska-Zora, Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Schlösselgasse 15.
Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Strohgasse 21.
Strassern, Hugo von, Fabriksbesitzer in Rusin bei Prag.
Stricker, Dr. Salomon, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Höfergasse 1.
Strobel, Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
Strobl, Friedrich, Lehrer in Langenlois.
Strohmayer, Dr. August. Wien, VII. Burggasse 2.
Suchardt, Dr. Hugo, Professor an der Universität in Graz, Elisabethstrasse 6.
Suchomel, Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
Suess, Dr. Eduard, k. k. Univ.-Professor. Wien, II. Novarag. 49.
Svetlin, Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt. Wien, III. Leonhardtgasse.
Széchenyi, Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
Szombathy, Josef, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Bernardgasse 3.
Tandler, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
Tappeiner, Dr., praktischer Arzt in Meran.
Teglás, Gabriel, Oberrealschul-Director in Déva, Siebenbürgen.
Teplonchoff, A. E., Forstmeister in Ilynsk, Russland.
Theer, Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
Tilgner, Robert, k. k. Professor und Bildhauer. Wien, IV. Wohllebengasse 3.
Toldt, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Petrarcagasse.
Tomaschek, Dr. Wilhelm, k. k. Professor an der Universität in Wien, VIII. Albertplatz 1.
Tomovitz, Dr. Johann, k. k. Oberstabsarzt. Wien, III. Schulgasse 12.
Tordinac, Nikola, Djakovo (Diakovar).
Toula, Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII. Kirchengasse 19.
Universitäts-Bibliothek, königl. in Göttingen.
Valjavec, Matthia, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
Vukasović, Vid Vuletič, Professor in Curzola, Dalmatien.
Wahrmann, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
Wahrmund, Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Orientalischen Akademie in Wien, IV. Schmöllerlgasse 5.
Wang, Nikolaus, Assistent am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, I. Krugerstrasse 17.
Wankel, Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
Wattmann, Baronin Henriette. Wien, I. Wollzeile 6.
Wedl, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Wasagasse 27.
Weinberger, Isidor, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahn. Wien, III. Oetzeltgasse 4.
Weiser, Dr. M. E., k. k. Regiments- und Bezirksarzt in Lesina.
Weiss, Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
Wieser, Dr. Franz, k. k. Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
Wilckens, Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 48.
Wilczek, Hans Graf, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 5.
Windischgrätz, Ernst Fürst zu, k. k. Oberst a. D., Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III. Strohgasse 11.
Winternitz, Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
Witlačil, Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.

Wittmann, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I. Weihburggasse 32.
Woldřich, Dr. Joh. Nep., k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien. III. Barichgasse 32.
Wormser, Maximilian, Banquier. Wien, I. Kärntnerstrasse 31.
Wrann, C. A., Bergingenieur in Ujbanya bei Plavisevica, Banat.
Wurmbrand, Graf Gundaker, k. k. Landeshauptmann für Steiermark etc. etc. Graz, Elisabethstrasse 31.
Zichy von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer etc. etc. Wien, I. Weihburggasse 32.
Žitný, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
Zuckerkandl, Dr. Emil, k. k. Univ.-Professor in Graz.
Zwiklitz, Felix von, öffentlicher Gesellschafter der Firma Lindheim & Co. Wien, I. Lothringerstrasse 1.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Basel: Evangelische Missionsgesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Anthropologische Gesellschaft.
— : Gesellschaft für Erdkunde.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: American Academy of Arts and Sciences.
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
Chicago: American Antiquarian Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. d. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Genf: Société de Géographie.
Genua: Società di letture e conversazioni scientifiche.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
— : Verein für Erdkunde.
Helsingfors: Finnische Akademie der Wissenschaften.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Jena: Geographische Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Kärntnerischer Geschichtsverein.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongl. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongl. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Leyden: Maatschappij der nederlandsche Letterkunde.
Liège: Institut archéologique Liègeois.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
Lissabon: Société de Geographie.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
Lyon: Société d'Anthropologie.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Mexico: Museu nacional.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie etc.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Nizza: Société des lettres, sciences et arts des Alpes maritimes.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Revue internationale des sciences biologiques.
— : Société de Géographie.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a místopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Reggio: Bulletino di Paletnologia italiana.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
St. Louis: Academy of science.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Geographische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.

Sophia: Fürstlich bulgarische Gesellschaft.
Spalato: Museo di Antichità.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
— : Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
Triest: Museo civico di storia naturale.
Tübingen: Der Naturforscher.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
Washington: United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Naturwissenschaftlicher Verein an der technischen Hochschule.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Worms: Alterthumsverein.
Yokohama: Asitiac Society of Japan.
Zürich: Antiqua. Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde.
— : Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Literaturberichte.

Mestorf, J. Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Hamburg. O. Meissner, 1886.

Der Name J. Mestorf erscheint über den Schriftwerken, welche die vaterländische Urzeit behandeln, als einer der häufigsten; so oft wir ihm aber auch begegnen, sei es als Vermittler nordischer Alterthumskunde, sei es über den Ergebnissen eigener Forschung, immer ist es etwas Tüchtiges und Ganzes, was uns unter diesem Namen geboten wird, so zwar, dass Viele heute noch nicht ahnen, dass die Hand, aus deren Feder diese Werke hervorgingen, einem Träger des weiblichen Geschlechtes angehört. Und in der That ist auch das vorliegende, oben näher bezeichnete Buch, sowohl was den Text, als was die bildlichen Darstellungen betrifft, so kurz und bestimmt, aber auch so zutreffend gehalten, wie es nur eine stramme Männerhand zu thun im Stande ist.

Dies vorausgeschickt, sei nun bemerkt, dass das zum Gedächtniss des 50jährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel herausgegebene Buch ein Sammelwerk ist, welches auf 62 Tafeln 765 bildliche Darstellungen urgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Funde aus Schleswig-Holstein enthält, welche in den verschiedenen Sammlungen des Landes, zu allermeist aber im königlichen Museum in Kiel sich befinden. Diese Darstellungen sind vorwiegend in schlichten, aber äusserst bestimmten Umrissen, und vor Allem mit vollster Gewissenhaftigkeit ausgeführt; nur wo es unumgänglich nöthig war, ist auch das Detail der Ornamente u. a. wiedergegeben. Ebenso einfach und bestimmt ist der Ausdruck im beigegebenen Texte, der sich auf eine kurze Einleitung in jede der drei grossen Perioden und auf eine prägnante Bezeichnung der einzelnen Gegenstände beschränkt. Mit Verzichtleistung auf überflüssigen und oftmals geradezu nachtheiligen Prunk und auf einen weitschweifigen Text konnte hier ein Werk geschaffen werden, welches dem gebildeten Laien ein mit gewissenhafter Treue ausgeführtes Bild der Urzeit von Schleswig-Holstein zeigt, welches aber auch der strenge Fachmann, dem es geradezu unentbehrlich werden wird, mit Freude und Befriedigung begrüssen muss. Wir wünschen nichts aufrichtiger, als dass Mestorf's Buch, welches geradezu mustergiltig ist, bald ähnlich eingerichtete Nachfolger finde. Die verschiedenen Gesellschaften und Museal-Anstalten könnten ihre Gedenkfeier nicht besser begehen, als dass sie ein gleiches Andenken an dieselben uns bieten.

Dr. M. Much.

Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr von. Grönland. Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküsten. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition, ausgeführt im Jahre 1883. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8°. XIII. 505 S.

Das neueste Werk Nordenskiöld's über die Expedition nach Grönland im Jahre 1883, welche die einzig dastehende Munificenz des Gothenburger Kaufherrn Dr. Oscar Dickson ausgerüstet hatte, berührt zwar hauptsächlich das Gebiet der physikalischen Geographie, wo es, soweit wir über die Sache zu urtheilen vermögen, epochal wirken dürfte, doch bringt es auch ein reichhaltiges, kritisch gesichtetes, ethnologisches Material über die Eskimostämme, welches dadurch einen besonderen Werth erhält, dass es von einem Manne vorgelegt wird, der sein Auge an den Polarvölkern Europa-Asiens bereits geschärft hat. — Nordenskiöld hat die Polarvölker Europas und Asiens, nämlich die Lappen, Samojeden und Tschuktschen genau studirt; wer kann daher über das Polarvolk Amerikas, die Eskimos, besser urtheilen als er?

Im Ganzen stimmt Nordenskiöld's Urtheil über die Eskimo mit jenem der grönländischen Missionäre und Verwaltungsbeamten (Cranz, Rink u. A.) überein, und er stellt diese Rasse sowohl in allgemein cultureller als auch in intellectueller Beziehung ziemlich hoch. Wir finden da noch Manches, wovon uns die älteren Schriftsteller berichten, wenn auch wiederum Anderes den europäischen Culturein-

flüssen nicht zu widerstehen vermocht hat und daher ganz verschwunden ist. So wird in Süd-Grönland das Fell von den europäischen Tuch- und Baumwollstoffen verdrängt, der Kaffee und Tabak werden zu unentbehrlichen Genussmitteln, das originelle alte Feuerzeug hat beinahe überall den Zündhölzchen Platz gemacht. Die auf den zu S. 74 und 427 gehörenden Bildern vorkommenden Gruppen von Grönländern kommen uns gar nicht so fremdartig vor, und vollends die Porträts auf S. 425 (Mann und Weib von der gronländischen Mischrasse, d. h. Abkömmlinge von Europäern und Eskimo-Frauen) machen beinahe den Eindruck civilisirter Europäer. Man sieht, wie ätzend die europäische Cultur überall eindringt und dass sie selbst vor so unwirthlichen Eiswüsten, wie es durchwegs die von den Eskimos bewohnten Gegenden sind, nicht Halt macht.

Ein eingehendes Studium hat Nordenskiöld jener Periode der Geschichte Grönlands (sofern man dieses Wort hier anwenden kann) gewidmet, welche mit der Besetzung des Landes durch die isländischen Normannen zusammenhängt. Er hat die hier vorkommenden Steinbau-Ruinen, welche von den Gronländern den Kablunät (den Fremden) zugeschrieben werden, untersucht, worunter sich auch das vermeintliche Brattahlidh (dessen Abbildung auf der Tafel zu S. 352 zu sehen ist) befindet. Freilich ist seine scharfe Erörterung, sowie seine auf S. 347 ff. geführte höchst scharfsinnige Untersuchung des „Glockenmetalls" kaum geeignet, von den nordischen Alterthumsforschern zur Stütze ihrer Lieblings-Hypothesen verwendet zu werden.

Nordenskiöld hat auch für die Sprache und die geistigen Bestrebungen des armen Polarvolkes ein offenes Auge und seine auf S. 490 niedergelegte Bemerkung: „Nichts spiegelt die Gemüthsart und den Charakter eines Volkes mit so scharfen und wahren Zügen ab, als eine gedruckte oder ungedruckte Volksliteratur", beweist, dass er, obwohl seines Faches Naturforscher, von der Sache mehr versteht als mancher in der Lectüre alter vergilbter Scharteken grau gewordene Philolog. Und die Eskimo haben nicht nur eine Volksliteratur, sondern sie können sich auch rühmen, ein illustrirtes Journal zu besitzen, betitelt: Atuagagliutit, „Lectüre". Dasselbe wird von einem eingeborenen Journalisten (einem Halbblut-Eskimo), der zugleich Buchdrucker, Zeichner und Xylograph ist, Namens C. Möller, herausgegeben. Auf S. 100 befindet sich das Porträt dieses intelligenten Mannes; ohne specielle Erklärung, dass es ein Eskimo ist, würde man ihn der Tracht und Physiognomie nach für einen Russen oder für einen Slaven überhaupt halten.

Die grosse Menge der Abbildungen, unter denen sich auch interessante Porträts befinden, trägt wesentlich zur Klarheit und Belebung der Darstellung bei.

Ein schönes Denkmal hat Nordenskiöld seinem Charakter und Herzen gesetzt durch die Mittheilung der kurzen biographischen Skizze Oswald Heer's auf S. 272 und 273 (das schöne Porträt dazu steht auf S. 271); es ist wohlthuend, so warme, tiefempfundene, wohlwollende Worte zu lesen in einer Zeit, wo es zu den nothwendigen Erfordernissen eines berühmten Forschers oder Gelehrten gehört, über die Leistungen Anderer höchstens die Brauen zu verziehen und mit den Achseln zu zucken.

Friedrich Müller.

Dr. Wilhelm Lauser. Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. Herausgegeben von der Section „Wien" des siebenbürgischen Karpathen-Vereines. Mit 28 Abbildungen. Wien. Verlag von Carl Graeser, 1886. IV. 68 pp.

Ein reizend geschriebenes Büchlein, das zuerst in Form eines Vortrags an die Oeffentlichkeit gelangte und nun zurecht gearbeitet und inhaltlich bereichert auf's Neue darin erscheint. Der Name des Reisenden allein bürgt für die Lesenswürdigkeit seiner Eindrücke in einem historisch und ethnographisch so interessanten Lande wie Siebenbürgen, dessen Naturschönheiten und landschaftliche Reize für den Beobachter nicht minder lohnend sind, als seine volksthümlichen Verhältnisse. In zwanglosen Plaudereien und Reiseberichten weiss uns der Verfasser die ethnologische Gliederung des bereisten Landes, seine Eigenthümlichkeiten in Sitte und Leben so anschaulich zu machen, wie die Gegenden mit ihren Bauten ans alter und neuer Zeit. Man merkt darin den wohlgeschulten Archäologen und Kunstverständigen in jeder Zeile bei aller Leichtigkeit und Anmuth des Vortrags. Gewiss wird jeder Leser, der das Büchlein zur Hand nimmt, am Ende seiner angenehmen Lectüre erstaunt sein, wie bekannt und sympathisch ein sonst leider blos in politischer Hinsicht — in seinen Kämpfen um alte Freiheiten und eigenes Volksthum — häufiger genanntes Land, die östlichste deutsche Mark, ihm geworden ist. In der Reihe der in letzter Zeit so rege und ehrenvoll aufblühenden transsylvanischen Literatur nimmt das vorliegende Schriftchen keinesfalls den letzten Platz ein.

Wien. **Dr. M. Haberlandt.**

Woldřich, Prof. Dr. Johann N. Die ältesten Spuren der Cultur in Mitteleuropa, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs. Vortrag, gehalten im Vereine „Mittelschule" zu Wien, 1885. Wien, Hölder, 1886, 8.

In diesem Vortrage gibt der Autor eine sehr übersichtliche Zusammenstellung seiner zum Theile neuen Ansichten über die Faunenverschiebungen zur Zeit des Diluviums und eine Besprechung der wichtigeren paläolithischen Funde in Oesterreich. Unter letzteren unterscheidet er drei Stufen: a) zwischen „Solutréen" und „Magdalénien": Höhlen von Zuzlawitz in Böhmen und Stramberg in Mähren; b) „Magdalénien", jedoch vorgeschrittener: Prerau in Mähren, Lössfunde von Joslowitz, Zeiselberg, Stillfried, Stettenhof und Willendorf, Šarka bei Prag, Höhlen bei Krakau; und c) den „hiatus" zwischen dem „Magdalénien" und dem „Robenhausien" entsprechend: Gudenushöhle in Niederösterreich, Mascycahöhle bei Krakau. Details über einzelne Artefacte und Schnitzereien schliessen den sehr anregenden, durchwegs von dem reinen Enthusiasmus des gelehrten Autors getragenen Vortrag.

J. Szombathy.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 3 und **4.** **Sitzungsberichte.** **März** und **April 1886.**

INHALT: **Monatsversammlung am 9. März 1886.** 1. M. Uhle, Federarbeiten von Californien; S. 29. — 2. F. Pichler, Beinschnitzereien von Goldes; S. 29. — 3. K. J. Maška, Zweites Jadeitbeil in Mähren; S. 29. — 4. Baron K. Hauser, Thongefässe aus Frögg; S. 31. — 5. E. Frankl, Nachgrabungen in Kärnten; S. 32. — 6. M. Wilckens, Geschlechtsbildung bei Hausthieren; S. 32. — 7. Schweizer Thongefässscherben von R. Forrer; S. 33. — 8. N. v. Kubinyi, Photographien der Funde von Felső-Kubin; S. 33. — Geschenke für die Bibliothek; S. 33. — 10. Ausschusssitzung; S. 33. — **Monatsversammlung am 13. April 1886.** 1. B. Jelinek, Vorgeschichtliche Objecte aus Böhmen; S. 34. — 2. R. Forrer, Die Horn- resp. Knochenzeit; S. 37. — 3. M. Haberlandt, Indogermanica; S. 38. — J. N. Woldřich, Depôtfund bei Steinkirchen, Böhmen; S. 38. — F. S. Krauss, Ueber Sreća; S. 39. — 6. R. Hofmann, Quecksilberbergbau „Avala", Serbien; S. 39. — 7. J. Szombathy, Internationale, craniometrische Verständigung; S. 41. — 8. Ausschusssitzung; S. 41. — 9. Eingelangte Bücher: S. 41. — Referate; S. 42.

Monatsversammlung am 9. März 1886.

Vorsitzender: Hofrath Prof. Dr. Karl Langer Ritter von Edenberg.

1. Herr Dr. **Max Uhle** in Dresden übersendet eine Abhandlung

Ueber einige seltene Federarbeiten von Californien.

2. Herr Prof. Dr. **Fritz Pichler** in Graz übersendet eine Arbeit

Ueber die Beinschnitzereien von Goldes in Südsteiermark.

Beide Arbeiten werden unter den Abhandlungen zum Abdruck gelangen.

3. Herr Prof. Dr. **Karl J. Maška** in Neutitschein berichtet über

Ein zweites Jadeitbeil in Mähren.

Als ich vor Kurzem bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Fundes eines Nephritoidobjectes in Mähren [1]) die Vermuthung aussprach, dass in diesem Lande, aus welchem bereits an tausend geschliffene Steinwerkzeuge aus verschiedenen heimatlichen Materialien bekannt sind, auch prähistorische Werkzeuge von Nephrit, Jadeit oder Chloromelanit sich in entsprechender Anzahl vorfinden dürften, da dachte ich nicht, dass ich schon so bald in der Lage sein werde, die Vermuthung durch einen neuen Beleg zu bekräftigen. Es liegt ein zweiter, ähnlicher Fund, diesmal aus dem südlichen Theile des Landes, vor und ich erlaube mir über denselben Folgendes zu berichten.

Seit Jahren war ich bemüht, diesen Theil Mährens, speciell die Gegend um Znaim herum, in prähistorischer Hinsicht zu erforschen und habe thatsächlich eine ganze Reihe vorgeschichtlicher Ansiedlungen entdeckt, die eine stattliche Zahl verschiedener Fundobjecte lieferten. Zu den neuesten dieser Entdeckungen gehört das circa 14 Kilometer (Luftlinie) nördlich von Znaim gelegene Hradisko in der Nähe des Dorfes Křipic (ehemals Chřipice genannt), in dessen Nähe auf einem Felde in vorigem Jahre mit andern Steinwerkzeugen auch ein vollkommen unversehrtes, schönes Jadeitbeil gefunden und Herrn Jar. Palliardi, Notariatsconcipienten in Znaim, übergeben wurde.

Dieser eifrige Forscher nach vorgeschichtlichen Alterthümern und Besitzer einer nicht unbedeutenden Sammlung prähistorischer Gegenstände aus Znaim und Umgebung, welche näher und speciell mit Rücksicht auf etwaige Nephritoidobjecte zu besichtigen ich in den letzten Ferien Gelegenheit hatte, schrieb mir kurz vor Weihnachten v. J. von dem neu erworbenen, auffallenden Beile, dessen Substanz sich wesentlich von der der andern Werkzeuge seiner Sammlung unterscheide und welches mit dem im „Časopis muzcjního spolku olomuckeho" (Zeitschrift des Musealvereines in Olmütz) Nr. 7, 1885, von mir beschriebenen Jadeitbeilchen aus Freiberg in mehrfacher Hinsicht übereinstimme. Um hierüber Klarheit zu erlangen, übersandte mir Herr Palliardi später das fragliche Beil zum Zwecke genauer Feststellung des Materials und ich konnte auf Grund vorgenommener makroskopischer Untersuchung und nochmaliger Bestimmung des specifischen Gewichtes — eine solche Bestimmung wurde bereits früher durch die Herren Gymnasialprofessor Ryšánek und Palliardi in Znaim ausgeführt — mit voller Sicherheit den bestimmten Ausspruch thun, dass die Substanz echter Jadeit ist. Da an eine chemische Untersuchung wegen der hiebei nothwendigen Beschädigung des werthvollen Objectes nicht zu denken war, so holte ich noch das Gutachten des Herrn Prof. Arzruni in Aachen bezüglich des mikroskopischen Verhaltens der Substanz ein. Herr Prof. Arzruni hatte die Güte, einen Dünnschliff herzustellen und das Ergebniss seiner Untersuchung unverzüglich mir mitzutheilen. Sein Gutachten, das die Richtigkeit meiner Diagnose bestätigte, ist weiter unten vollinhaltlich angeführt.

Das Jadeitbeil von Křipic (Fig. 3, p. 30) ist ein schmales, undurchbohrtes Flachbeil; es ist 71 mm lang, an der Schneide 38 mm breit und ungefähr in der Mitte 15·5 mm dick; sein absolutes Gewicht beträgt 69·112 gr, das specifische Gewicht bestimmte ich in Gemeinschaft mit meinem Collegen Herrn Prof. Pulitzer in Neu-

[1]) Ein Jadeitbeil in Mähren. Diese Mittheilungen XV. Bd., 4. Heft. p. [113].

titschein zu 3·342 (die in Znaim vorgenommene Bestimmung ergab 3·347).

Begrenzt ist das Beil von zwei in ungleichem Grade convex gekrümmten Breitflächen, die durch schmale, abgerundete Seitenränder verbunden sind und sich nach rückwärts stark verjüngen, so dass das hintere, gleichfalls abgerundete Ende nur eine Breite von 10 mm besitzt, während die mässig und zwar elliptisch gebogene, scharfe Schneide, in der sich die Breitflächen vorn begegnen, nahezu viermal so breit ist. Die Schneide ist ein wenig schief und geht allmälig in die runden seitlichen Randflächen über. Die schwächer gekrümmte Breitfläche erscheint beiderseits gegen die aufsteigende Schneide zu noch besonders seitwärts zugeschliffen.

Die Oberfläche ist auf den Flachseiten fein polirt, die Randflächen sind jedoch rauh. An mehreren Stellen, namentlich am rückwärtigen schmalen Ende kommen kleine, seichte Vertiefungen, die von der Politur nicht

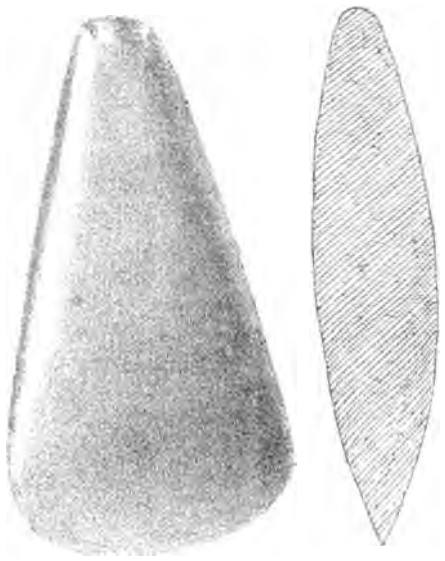


Fig. 3.

erreicht wurden und die die körnige Structur der Substanz schon mit der Lupe erkennen lassen, vor. Die Farbe dieser an der Schneide schwach durchscheinenden Substanz ist nicht homogen. Im Allgemeinen ist sie grüngrau mit klein gelblichen Fleckchen, die in parallelen Reihen angeordnet und zumeist länglichrund sind; doch treten ausserdem auf der ganzen Oberfläche zahlreiche braune Stellen auf und sind insbesondere die rauhen Seitenränder fast ganz braun. Ich war im ersten Augenblicke versucht, diese braunen Flecke für Reste eines Harzüberzuges, des Kitts, womit das Beil im Griff befestigt gewesen sein mochte, zu halten: eine darauf bezügliche Untersuchung erwies aber sofort die Unrichtigkeit einer solchen Annahme und führte zu dem Ergebniss, dass die braune Färbung jedenfalls von Eisen herrühre, und durch Verwitterung oder weitere Oxydation des in der Masse enthaltenen Eisens hervorgerufen wurde. Fremde Einschlüsse sind, einige schwarze Pünktchen (Magnetit?) ausgenommen, oberflächlich nicht zu erkennen.

Ich hebe noch hervor, dass die äussere Vergleichung dieses Jadeitbeiles mit dem andern mährischen aus Freiberg (?) völlige Uebereinstimmung der Structur ergab, jedoch ist die Farbe des ersteren bedeutend lichter und die Substanz gröber; auch ist die Oberfläche desselben nicht so fein polirt und besitzt in Folge dessen nur schwachen Glanz an den Flachseiten. Die Diagnose des Herrn Prof. Arzruni lautet: „Die Farbe des Beiles von Křipic liegt zwischen ‚Grasgrün zweiter Uebergang nach Blaugrün' und ‚Blaugrüngrau' der Radde'schen Scala und speciell zwischen 15q und 38o; wobei übrigens zu bemerken ist, dass die Farbe nicht einheitlich ist, sondern von einer Stelle zur andern variirt und eine Reihe von Uebergängen zeigt, manchmal aber fleckig auftritt.

„Unter dem Mikroskop ergibt sich die Substanz als grobkörniger Jadeit, bestehend aus unregelmässig begrenzten, seltener zerlappten als abgerundeten und aneinandergedrängten Körnern. Viele dieser Körner zeigen deutliche longitudinale Spaltbarkeit, während in dem einzigen angefertigten Präparat zufällig keine Basalschnitte zu beobachten waren, weshalb auch die charakteristischen, unter nahezu rechtem Winkel sich kreuzenden Spaltrisse der Pyroxenminerale nicht gesehen wurden. Die Auslöschungsschiefe bei den Longitudinalschnitten wurde gegen die Spaltrisse zu 35° gemessen. Die einzelnen Körner erreichen eine Grösse von circa 0·25 mm, sind aber meistens kleiner. — In ihrem centralen Theile sind sie etwas parallel zerfasert, vielleicht uratilisirt und enthalten häufig staubartige, parallel den Spaltrissen gelagerte Einschlüsse einer bräunlichschwarz gefärbten Substanz, deren Natur, selbst bei starken Vergrösserungen, nicht zu ermitteln war. An den peripherischen Theilen sind die Jadeitkörner von jeglichen Einschlüssen frei. Zahlreich, aber stets nur an gewissen Stellen treten längliche, an den Endigungen gerundete, wie abgerollte, stark lichtbrechende Zirkonkrystalle auf. Sie schieben sich zwischen die Jadeitkörner hinein, heben sich aber in Folge ihres im Vergleich zum Jadeit viel stärkeren Lichtbrechungsvermögens von der Masse der Substanz deutlich ab, indem sich ihre Umrisse scharf markiren. Bei gekreuzten Nicols zeigen die Zirkonkörner lebhafte Interferenzfarben, wodurch sie sich auf den ersten Blick von dem an den Rändern fahl gefärbten Jadeit unterscheiden. Die grössten Körner des Zirkons erreichen in ihrer Längenausdehnung 0·023 mm.

„Wie schon bemerkt, concentriren sich die Zirkonkrystalle anscheinend nur an bestimmten Stellen, da sie an anderen Theilen des Präparates gänzlich fehlen.

„Im Vergleich mit dem früher untersuchten mährischen (Freiberger?) Jadeitbeil ist das Křipicer viel grobkörniger, seiner Mikrostructur nach aber von jenem nicht verschieden, so dass beide zu dem von mir unterschiedenen mitteleuropäischen Jadeittypus (Deutschland-Schweiz-Italien) zu stellen, ja ihrer Substanz nach wohl als identisch anzusehen sein würden.

„Der Jadeit des Křipicer Beiles schmilzt in dünnen Splittern in der Flamme des Bunsen'schen Brenners mit Leichtigkeit an den Rändern an und wird dabei stark durchscheinend, fast durchsichtig."

Die eben constatirte Uebereinstimmung der Substanzen der beiden in Mähren gefundenen Jadeitbeile ist auffallend. Mit Rücksicht auf unsere dürftigen Kenntnisse über das Vorkommen von rohem Jadeit in Europa — von anderen Erdtheilen sehe ich vollständig ab — ist es zwar vorläufig nicht möglich, über den Ursprung des Materials dieser beiden Beile eine bestimmte Aussage zu machen; die Annahme einer gemeinschaftlichen Heimat derselben erscheint mir jedoch keineswegs unwahrscheinlich. Dann ist es aber natürlich, nicht nach der fernen Schweiz als ihrem Heimatlande zu blicken, sondern zunächst in unmittelbarer Nähe Umschau zu halten und ebenso wie bei allen andern im Lande gefundenen Steinwerkzeugen auch bei diesen Jadeitbeilen in erster Linie an den heimischen Ursprung zu denken und dann erst andere Gebiete, zunächst jedoch wieder nur die Nachbarländer, in Betracht zu ziehen. Dass man zu einer solchen logischen Folgerung gerade in vorliegendem Falle bezüglich Mährens, wo für das Rohvorkommen des Nephrits und Jadeits mehrfache, sehr gewichtige Gründe sprechen, berechtigt ist, habe ich bereits in meinem Artikel über den ersten Jadeitfund in Mähren hervorgehoben. Seit der Zeit hatte ich Gelegenheit, zwei der wichtigsten mineralogischen Sammlungen des Landes, nämlich jene der technischen Hochschule und des naturforschenden Vereins in Brünn, speciell mit Rücksicht auf etwaige Nephritoide näher zu besehen, allerdings diesmal ohne directen Erfolg. Erstere Sammlung enthält mehrere Nephritbeile Schweizer Provenienz (wenn ich nicht irre von der Pfahlbaustation Lattrigen am Bieler See), die bisher näher nicht untersucht wurden, ferner schöne Handstücke des rohen Nephrits von Neuseeland und von der Jordansmühl in Preussisch-Schlesien. Unter den vorhandenen Belegstücken verschiedener mährischer Mineralien, welche vermöge ihrer Zusammensetzung und Structur dem Nephrit, beziehungsweise Jadeit, nahe stehen, fand sich kein nephrit- oder jadeitverdächtiges Exemplar vor. Der Vorstand dieser Sammlung, Herr Prof. Alex. Makowsky, welcher in bereitwilligster Weise mit mir die betreffenden Gesteinserien einer genauen Revision unterzog, machte mich auf einen neuen, seiner Meinung nach für die Nephritbildung besonders günstigen Fundplatz des Serpentins bei Letovic aufmerksam. In der Sammlung des Naturforschenden Vereins in Brünn fand ich nur ein dunkelgrünes Serpentinstück mit Chrysotil von Mohelno, das auf einer Seite einen 5 mm starken, striemigen und kantendurchscheinenden Ueberzug besass, vor. Die geringe Härte desselben (4) schloss jedoch im Voraus jede Verwandtschaft mit Nephrit aus. Der Ueberzug ist allem Anscheine nach Pikrolith.

Dieses negative Resultat darf Niemanden befremden; es beweist eben nur, dass auch in Mähren der Nephritfrage bisher geringe Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In Anbetracht dessen und der günstigen Verhältnisse für die Wahrscheinlichkeit, in Mähren anstehenden Nephrit oder Jadeit zu finden, erscheint es dringend wünschenswerth, wenigstens die zunächst wichtigsten verschiedenen Serpentinlager im westlichen und dann im nördlichen Theile des Landes näher zu durchforschen. Zwar wird das natürliche Vorkommen des Nephrits in Mähren bereits von Kolenaty bei Rešic (?) und Biskupsko (?) angeführt, doch sind die Belege hiefür nicht bekannt. Vielleicht wird es manchem Leser willkommen sein, wenn ich zum Schluss die in Mähren bekannten Fundorte des Serpentins, soweit ich sie ermitteln konnte, anführe. Diese sind: Biskupsko, Bratruš, Bystřic, Černín, Dreibrunn, Frain, Gross-Bileš, Hrotovic, Hrubšic, Letovic, Lysic, Mohelno, Náměšt, Neudorf bei Oslavan, Pirnic, Radkovic, Rešic, Rožna, Smrček (Schlucht bei Ternstein), Strážkov, Taikovic, Tempelstein, Trebič, Ujezd, Věchnov, Vratislavka; sämmtlich im westlichen Mähren, in welchem Gebiete auch der Fundort Křipic des Jadeitbeiles liegt und Böhmisch-Eisenberg in nördlichem Mähren. Hervorzuheben ist noch, dass an mehreren dieser Orte gleichzeitig auch Grammatit (Tremolit) und Aktinolith (Strahlstein), die dem Nephrit sehr nahe stehen, gefunden werden, und dass das Serpentinvorkommen meistens mit jenem der Hornblendegesteine innig zusammenhängt, weshalb auch diese nähere Beachtung verdienen.

4. Herr **Karl Freiherr von Hauser,** Secretär des Kärntner Geschichtsvereines in Klagenfurt, berichtet über

Zwei Thongefässe aus Frögg.

Bei Gelegenheit des 3. Anthropologentages in Klagenfurt wurde am 21. August 1885 eine Probeausgrabung in Frögg bei Rosegg vorgenommen, bei welcher sich nebst anderen nicht uninteressanten Vorkommnissen auch röthliche, mit dunkelbraunen Zickzackornamenten versehene thönerne Gefässscherben vorfanden, deren Zusammengehörigkeit anfangs nicht möglich schien zu ermitteln. Erst nach längeren Versuchen gelang es dem Vereinsdiener Kaiser, die Stücke in ihre ursprüngliche

Fig. 4.

Fig. 5.

Lage zusammenzubringen. Daraus ergab sich nun ein sonderbares Gefäss, welches, obzwar unvollständig, doch deutlich genug einem Füllhorn gleicht und nur auf einer ringartigen Unterlage stehen kann. Die Mündung des Gefässes, welche durch eine schwarz gefärbte Einfassung markirt ist, ist nicht rund, sondern oval, und zwar in der Weise, dass ihre Längenaxe den Längendurchschnitt des Gefässes kreuzt. Eine Zeichnung dieses Gefässes siehe in Fig. 4.

Ein zweites, noch sonderbareres Gefäss, welches ebenfalls aus Scherben jenes Fundes zusammengesetzt wurde, zeigt die zweite Zeichnung (Fig. 5). Doch scheint diese Form allzu unregelmässig und abenteuerlich, so dass fast anzunehmen, es sei bei der Zusammenfügung der Scherben irgend ein Versehen unterlaufen, was bei dem ersteren Gefässe durchaus nicht anzunehmen ist.

5. Herr P. **Ernest Frankl,** Gymnasialprofessor in St. Paul, übersendet durch gütige Vermittelung des Herrn Baron Hauser eine Notiz über

Kleine Nachgrabungen in Kärnten.

1. Die „Frauenlucken" am Martinerberg.

Auf dem sehr steilen St. Martinerkogel (Konciberg der Generalstabskarte) im Granitzthal befindet sich auf der nördlichen Abdachung unweit der Spitze, also etwa 800 m hoch, eine Höhle im Kalksteinfelsen, von der die Sage geht, dass sie einst von „heidnischen Frauen" bewohnt gewesen sei. Am 16. Juli 1884 begab ich mich mit einem Arbeiter dahin, um dieselbe zu untersuchen. Die Höhle ist gegen Norden offen. Die Oeffnung 1·5 m hoch, 0·5 m breit, mit 2 Nebenlöchern, welche wohl als Kamine hätten dienen können. Der Arbeiter entfernte binnen 9 Stunden die zugewachsene Erde, und obwohl bei einer Tiefe von über 1·5 m noch immer Kohlen und Knochenreste gefunden wurden, ergab sich kein Anhaltspunkt dafür, dass die Höhle einmal ständig bewohnt gewesen wäre. Es ist auch nirgends Wasser in der Nähe. Die Knochenreste gehören durchaus Hausthieren an. Die Höhle ist in ihrem jetzigen Zustande 4 m tief, 2·5 m hoch und nirgends über 1 m breit.

2. Das sogenannte Heidengrab in Lavamünd.

Zwischen Lavant und Drau, etwa 150 Schritte von der Mündung der ersteren, befindet sich ein Hügel, der von vielen Leuten als Hunnengrab betrachtet wurde. Derselbe ist von Osten nach Westen gerichtet, 8 m lang, 4 m hoch und 5 m an der Sohle breit, und gewährt den Anblick eines von Menschenhänden aufgeschütteten Hügels. Letzteres ist auch wirklich der Fall, denn bei der Durchgrabung desselben in der Mitte seiner Länge fanden wir bei 3 m Tiefe noch immer Topfscherben, Knochenstücke (meist Menschenknochen nach Dr. J. Tambor's Erklärung), Ziegelfragmente, Eisenbestandtheile, ausserdem Mörtelstücke, Bausteine. Der Erdhügel wurde in seiner ganzen Länge 4 m tief bis zum ursprünglichen, leicht erkennbaren Boden durchgraben, ohne eine Spur eines Grabes oder etwas Aehnliches zu entdecken. Der Hügel ist somit zwar von Menschenhänden, aber zu einem vorderhand nicht eruirbaren Zwecke aufgeführt. Neben diesem grösseren befindet sich noch ein kleinerer, diesem ganz ähnlicher, dessen Durchgrabung ebenfalls das gleiche Resultat ergeben hat.

3. Nachgrabungen am Lubinkogel.

Der Lubinkogel stellt sich als eine niedrige, abgestutzte, vierkantige Pyramide dar und liegt in der Nähe des vulgo Birkhofer, Gemeinde Winkling im Lavantthale, östlich von der Reichsstrasse, in gleicher Höhe derselben. Man geniesst von diesem Hügel aus eine wunderschöne Aussicht auf Wolfsberg, St. Andrä, St. Paul und auf die ganze Kor- und Saualpe. Auf dieser Bodenerhebung sah ich bei Gelegenheit einer Jagd verschiedene Stücke Mörtel, mit Mörtel bekleidete kleinere Bruchsteine und Ziegelstücke umherliegen. Auf Erkundigungen hin, die ich den Winter über einzog, erzählte man mir, dass dort einmal eine Kirche, und zwar eine Wallfahrtskirche, gestanden sei, zu welcher die Leute von Weitem herbeigekommen seien; ja der Besitzer des Grundes wusste sogar den Namen der Kirche zu nennen: „Elissabona". Diese scheinbar so genaue Auskunft aus dem Volksmunde über eine Kirche, von der die Urkunden nichts zu erzählen wissen, musste sehr überraschen und konnte weniger Glaubwürdigkeit beanspruchen als die andere Nachricht, dass die Lavant (die jetzt 600—700 Schritte entfernt ist) einst am Hügel hingeflossen und einmal einen Theil des Hügels mitgerissen habe. (Der Absturz und das alte Lavantbett sind noch erkennbar.) Nachdem ich die Erlaubniss zum Nachgraben erhalten und einen Partner betreff Tragung der noch ganz unbekannten Kosten gefunden hatte, wurde mit der Arbeit begonnen. Ich liess zwei senkrecht zu einander laufende Gräben auswerfen und nach Verlauf von 10 Stunden konnte die Arbeit als beendet erklärt werden. Das Resultat war allerdings sehr unbedeutend. Es wurden nämlich nur sehr spärliche Ueberreste von 3, in der Richtung und Tiefe sehr leicht nachweisbaren Mauern gefunden, welche ein gleichseitiges Dreieck von 4 m Seitenlänge bildeten. Der Sicherheit wegen wurde noch an dem Punkte, welcher den dritten Winkel bilden musste, nachgegraben und derselbe auch wirklich gefunden. Es zeigte sich, dass die Mauern nur 30 cm dick und nur $^3/_4$ m tief gewesen waren. Die Mauer als solche war aber nicht mehr vorhanden, denn Bausteine und Ziegel waren sämmtlich entfernt und der Raum, wo sie gestanden, wieder verschüttet worden. Der Grund dieser Erscheinung ist klar: Als man dortselbst einen Acker anlegte, musste das Mauerwerk entfernt werden und das geschah um so gründlicher, als gerade dort in der Nähe Bausteine nicht zu haben sind und die dortigen daher beim Baue eines naheliegenden Hauses gute Verwendung fanden. — Auffallend aber war der Umstand, dass unter den spärlichen Ueberresten sich Basaltstücke fanden, welche nur in Kollnitz vorkommen, die also in eine Entfernung von $^1/_2$ Stunde dorthin verführt worden sein müssen. Meine unmassgebliche Meinung geht nun dahin, dass die ausgegrabenen Reste die Substructionsmauer eines Galgens gebildet haben und weil Basaltsteine dabei Verwendung gefunden haben, dass man es hier vielleicht mit der Richtstätte der Grafen von Kollnitz zu thun habe.

Um den geneigten Leser zu ähnlichen, vielleicht glücklicheren Nachgrabungen zu animiren, sei bemerkt, dass die Kosten aller dieser Grabungen durchaus nicht gross sind und namentlich im letzten Falle genau 1 fl. 60 kr. betragen.

6. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **M. Wilckens:**

Ueber die Geschlechtsverhältnisse und die Geschlechtsbildung bei Hausthieren.

Der Vortragende berichtet über seine, die Geschlechtsverhältnisse und die Ursachen der Geschlechtsbildung betreffenden Untersuchungen an etwa 30.000 Hausthieren (Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen).

Das Geschlecht der Hausthiere entscheidet sich erst gegen das erste Drittel der Tragezeit. Bis dahin vermögen äussere Einflüsse auf die Entstehung des Geschlechtes einzuwirken. Als solche Einflüsse kommen in Betracht: 1. diejenigen, die sich schon bei der Paarung geltend machen können, wie das absolute und relative Alter der Eltern, die Jahreszeit u. a.; 2. diejenigen, die sich während der Entwicklung der Frucht im Mutterleibe geltend machen, wie die Ernährung der Frucht seitens der Mutter. Den Einfluss des Alters der Eltern hat der Vortragende hauptsächlich an Pferden festgestellt; junge Stuten bringen vorwiegend weibliche, alte Stuten verhältnissmässig mehr männliche Fohlen, junge Hengste zeugen vorhältnissmässig mehr männliche, alte Hengste mehr weibliche Fohlen. Der Einfluss des Alters ist nur zu erklären durch den Einfluss der kräftigeren Ernährung im jugendlichen Alter der Mutter und der schwächeren Ernährung im höheren Alter derselben. Der Vater hat auf die Ernährung der Frucht gar keinen Einfluss, deshalb kommt sein Alter für die Geschlechtsbildung der Frucht nicht in Frage. Die Thatsache, das jüngere Mutterthiere und insbesondere auch erstgebärende verhältnissmässig mehr weibliche Junge erzeugen als ältere Mutterthiere, spricht dafür, dass die bessere oder kräftigere Ernährung die weibliche Geschlechtsbildung begünstigt. Für diesen Einfluss spricht ferner die Thatsache, dass die besseren Milchkühe mehr männliche Kälber gebären als die Schlechteren. Dies erklärt sich daraus, dass eine Kuh, welche reichlich Milch gibt, sich selbst und ihre Frucht schlechter nährt als eine an Milch ärmere Kuh, welche vorwiegend weibliche Kälber erzeugt. Im ersten Falle begünstigt die spärliche Ernährung der Frucht seitens der besseren Milchkuh die männliche Geschlechtsbildung, im andern Falle die reichliche Ernährung der Frucht seitens der schlechteren Milchkuh die weibliche Geschlechtsbildung. Für den Einfluss der Ernährung auf die Geschlechtsbildung spricht endlich die Thatsache, dass im Allgemeinen in warmer Jahreszeit mehr männliche als weibliche Früchte erzeugt werden; dies erklärt sich dadurch, dass die Fresslust der Thiere, bezw. das Bedürfniss nach Nahrung, in warmer Jahreszeit geringer ist, was zur Folge hat, dass die Mutterthiere auch ihre Frucht spärlicher ernähren, wodurch die männliche Geschlechtsbildung begünstigt wird. Trotzdem man aber mehrere geschlechtsbildende Ursachen kennt, lässt sich das Geschlecht der Thiere doch nicht willkürlich bestimmen.

7. Der Secretär legt eine Sammlung von

ornamentirten Thongefässscherben aus Schweizer Pfahlbauten,

welche Herr **R. Forrer** jun. in Hottingen, Zürich, der Gesellschaft zum Geschenke gemacht hat, vor. Dieselben stammen aus verschiedenen Pfahlbauten in der Nähe von Zürich und illustriren sehr schön das Verhältniss, in welchem die Töpferei der neolithischen Pfahlbauten zu jener der Kupfer- und Bronzezeit-Pfahlbauten stand.

8. Herr **Nikolaus von Kubinyi** jun. in Arva Varalja übersendet für die Bibliothek vier Tafeln mit

Photographien der Funde aus dem Urnenfelde von Felsö-Kubin.

In dem Begleitschreiben erwähnt Herr von Kubinyi, dass die Ausgrabungen des Vorjahres das Urnenfeld in einem langen Streifen bachaufwärts blossgelegt und darin bereits sieben grosse Steinkreise nachgewiesen haben. Jedoch sei das in unseren Mittheilungen Bd. XIII und XIV entworfene allgemeine Bild der Funde durch die neue Ausbeute nicht wesentlich verändert worden.

9. Als Geschenke für die Bibliothek sind ferner eingelaufen:

Kollmann: Ueber Furchung an dem Selachier Ei.
— Die Geschichte des Primitivstreifens bei den Meroblastiern.
— Rassenanatomie der europäischen Menschenschädel. Sep.-Abdruck aus den Verhandlungen der Naturforscher-Gesellschaft in Basel. VIII. Theil, Heft I. Basel 1886. 24 pp. 8°. (ded. Aut.)

Moose Edward S.: Japanese homes and their surroundings. Boston 1886, 372 pp. 8°. (Recens.-Expl.)

Studnička, Dr. F. J.: Bericht über die mathematischen und naturwissenschaftlichen Publicationen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften während ihres 100jährigen Bestandes. Prag 1885. 351 pp. 8°. (ded. k. böhm. Akad. d. Wissensch.)

Kalousek Joseph: Geschichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften sammt einer kritischen Uebersicht ihrer Publicationen aus dem Berichte der Philosophie, Geschichte und Philologie. Aus Anlass des 100jährigen Jubelfestes der Gesellschaft. Prag 1884, 1885. 303 pp. 8°. (ded. k. böhm. Akad. d. Wissensch.)

Commission Géologique et d'histoire naturelle et Musée du Canada: Rapport des Opérations 1882—1883—1884 (Traduction.) Publié par Autorité.
— Mappes etc. accompagnat le Rapport des Opérations pour 1882—1883—1884. Nr. 1—6. Gr. Fol. (ded. Commission géologique et d'histoire naturelle et Musée du Canada.)

K. k. naturhistorisches Hofmuseum: Annalen. Redigirt von Dr. Ritter von Hauer. Bd. I. Heft 1. Jahresbericht für 1885. Wien 1886. 46 pp. 8°. (ded. Hofrath Dr. R. v. Hauer.)

Verein für Naturkunde in Zwickau: Jahresbericht für 1885. Zwickau 1886. 33 pp. mit 2 Tafeln. 8°. (ded. Verein für Naturkunde.)

Schneider Ludwig: Verbreitung des blonden und brünetten Typus in Böhmen. Sep. aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Berlin 1885. p. (339)—(353) und 12 Tafeln. 8°. (ded. Aut.)

Lauser, Dr. Wilhelm: Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. Herausgegeben von der Section „Wien" des Siebenbürgischen Karpathen-Vereines. Wien 1886. 68 pp. 8°. (ded. Aut.)

Armus Juan Ignacio de: Les crânes dits déformes. Memoire lu en Espagnol à la Societé Anthropologique de la Havane, le 1er November 1885. Havane 1885. 16 pp. 8°. (ded. Aut.)

Die Versammlung votirt den Herren Einsendern für ihre bemerkenswerthen Geschenke an Fundobjecten, Photographien und Druckschriften ihren Dank.

10. Mittheilungen aus der Ausschusssitzung:

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen:

Herr Carl Freiherr von Hauser, Secretär des Kärntner Geschichtsvereines, Conservator der k. k. Central-Commission, in Klagenfurt,

Herr Florian Koudelka, städtischer Thierarzt und Lehrer der Landwirthschaftlichen Schule in Eibenschitz.

In Folge des Ansuchens der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der historischen und Bau-Denkmale wird beschlossen, derselben die zu dem geplanten Atlas österreichischer archäologischer Funde erwünschten Clichés der in unseren Mittheilungen erschienenen Abbildungen leihweise zu überlassen.

Monatsversammlung am 13. April 1886.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Herr Dr. **Břetislav Jelínek**, Custos des städtischen Museums in Prag, übersendet.

Notizen über vorgeschichtliche Objecte aus dem Flussgebiete des Litava-Baches in Böhmen.

Es dürfte in Böhmen kaum einen an prähistorischen Denkmalen so reichen Gau geben, als den des Litava-Baches sammt seinen Zuflüssen, denn an die 575 Myriar (10 Quadratmeilen), welche er in der Länge von beiläufig 30 Km und in einer Breite von durchschnittlich 19 Km einnimmt, findet man — so weit ich bis jetzt habe feststellen können — nicht weniger als 6 Wallburgen (von welchen 2 mit Stein- und 4 mit Erdwällen umgeben sind), 7 kleinere Festungsplätze, 19 Grabfelder (davon 14 mit Brandgräbern, 3 mit Hügelgräbern und 2 mit Skeletgräbern und 2 untergegangene Ansiedelungen. Da dieser Gau, namentlich was das Tiefland und die Thäler betrifft, schon seit der vorhistorischen Zeit — wie aus den daselbst gemachten Funden erhellt — ununterbrochen bewohnt wird, wurde unzweifelhaft Vieles, was für die Anthropologie von besonderem Interesse gewesen wäre, zerstört, insbesondere in den von Alters her bewohnten Dörfern und ihrer Umgebung, und nur in den zu späteren Zeiten untergegangenen Ansiedelungen oder depopulirten Fluren und Landstrichen haben sich noch heutzutage bedeutendere Denkmale — nunmehr zumeist in dichten Waldungen — erhalten. Deshalb kann es niemand Wunder nehmen, wenn man hie und da nur auf blosse Fragmente, selten aber auf noch ganz erhaltene Gräber stösst. Unter solchen Umständen muss man allerdings damit vorlieb nehmen, was sich eben noch bietet, denn weder Fleiss noch Anstrengung vermögen hier zur Befriedigung zu führen, da lediglich nur ein, sozusagen, glücklicher Zufall eine Nachforschung ermöglicht.

Ich habe bereits in den „Památky archaeologické“ (Bd. X u. XI) und in der illustrirten Zeitschrift „Ruch“ (1882) mehrere dieser Denkmale besprochen, andere habe ich auf dem zweiten Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag 1882 (vergl. Mittheil. d. Anth. Gesellsch. in Wien Bd. XII) behandelt; diesmal will ich blos jener Fundstätten erwähnen, die kein besonderes Material zu einer umfassenderen Abhandlung bieten. Es sind zumeist nur Einzelnfunde, die ein besonderes Glück begünstigt und vielleicht von Hunderten ihres Gleichen, deren Untergang die dahinschwindenden Jahrhunderte herbeigeführt haben, vor dem Verderben bewahrt hatte, um uns einen helleren Blick in die weite Vergangenheit dieser Stätten zu ermöglichen.

1. Aus den Gräberstätten von Lochovic.

Als ich im Jahre 1876 die Wallburg von Lochovic (Bz. Hořovic) beschrieben [1]), habe ich auch die Aufmerksamkeit auf die sogenannte Feldflur „na hrobech“ (d. i. in den Gräbern) gelenkt. Dieselbe liegt unmittelbar an dem Städtchen, und zwar gleich unter dem Walde „Koncipudy“. Diesem Felde gegenüber (über dem Netolicer Feldweg) steht die Dechantei und ein grosser Complex von Bauernhöfen und Hütten. Auf diesem Complex stiess man oft bei Wirthschaftsarbeiten auf Aschengruben, in welchen ausser Scherben auch ganze Gefässe vorgefunden wurden, allein Niemand beachtete dies und der Inhalt wurde als Dünger auf Felder verführt. Im Jahre 1879, als man in dem Bauernhofe Nr. 31 neue Wirthschaftsgebäude aufführte, wurden abermals zwei solche Aschengruben entdeckt. Dieselben waren kesselförmig, rund und glichen in Form einem Kugelabschnitte. Etliche 40 cm tief unter der Bodenfläche angelegt, hatten sie eine Tiefe von beiläufig 80 cm und an der Mündung 1 m im Durchmesser. — Dem Gerüchte zufolge sollen andere, die früher schon geöffnet wurden, mitunter auch bedeutend grösser gewesen sein. Ihr Inhalt bestand aus Asche mit etwas Holzkohle vermischt, aus Scherben von irdenen Gefässen und hie und da kamen auch Knochensplitter zum Vorschein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass es Kesselgräber sind.

In einem von diesen Kesselgräbern wurde ein ganzes, beim Herausheben aber in zwei Stücke gebrochenes Graphitgefäss gefunden, ward jedoch in Stücke zerbrochen und diese zu Griffeln verwendet. In dem andern Grabe wurde nebst Scherben, die von einem groben Gefässe herrührten, ein sehr interessantes Gefäss gefunden, welches mir Herr Alois Hudlička, damals Lehrer in Lochovic, zum Geschenke machte. Es ist das sub Fig. 7 (in $^1/_3$ nat. Grösse) abgebildete hydriaartige Gefäss. Dasselbe ist von gut geschlemmtem Thon, stark ausgebrannt, von röthlicher und grauer Farbe, auf der Drehscheibe verfertigt, sonst aber ohne vieler Sorgfalt verarbeitet. Das Halsstück scheint dem fertigen Gefäss vor dem Brennen angesetzt zu sein. Dasselbe hat eine Höhe von 16·5 cm, in der Ausbauchung 11·8, der Boden 7·3 und die Mündung 2·6 (sammt dem Wulst aber 5) cm im Durchmesser.

Aus einem andern Grabe rührt das Bruchstück eines sub Fig. 6 ($^1/_3$ nat. Gr.) abgebildeten Gefässes her. Dasselbe ist von lichtgelber Farbe, am Halse und auf der Ausbauchung mit je zwei Ringstreifen verziert und auf der Ausbauchung noch mit einem ursprünglichen absichtlich angebrachten 5 mm breiten Loche versehen. In der Masse ist selbes 3·5—4 mm dick.

Schliesslich muss noch bemerkt werden, dass im Dechants-Garten beim Aussetzen von Bäumen ein irdenes, weissgelb von Farbe und mit braunrothem

[1]) Pam. Arch. XI. p. 112.

Schlangengewinde bemaltes Schlosskügelchen, Fig. 8 (nat. Gr.) gefunden wurde. Aehnliche Kügelchen kommen in Böhmen auf den jüngeren Grabfeldern öfters vor, allein von bemalten ist mir derzeit nur dieses bekannt.

2. Die Funde vom Hrádek bei Libomyšl.

Eine kleine halbe Stunde von Lochovic, hinab längs des Litava-Baches, erhebt sich bei Libomyšl der Hügel „Hrádek" (d. i. Bürglein), ein Wallbau von kleinem Umfange [1]), dessen Alter durch die daselbst gemachten Funde zum Theil bestimmt werden kann, nämlich: dass seine einstige Existenz schon in die Periode des Burgwall-Typus fällt. Sämmtliche hier gefundene Scherben (sechs an der Zahl), welche entschieden älteren Zeiten angehören, rühren von verschiedenen Gefässen her, die bereits auf der Töpferscheibe gearbeitet waren; vier

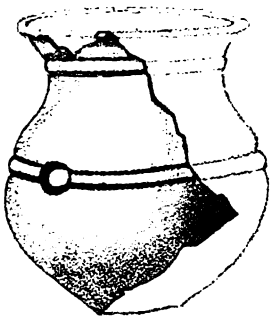


Fig. 6 (1/2 nat. Gr.).

Fig. 7 (1/3 nat. Gr.).

Fig. 8 (nat. Gr.).

Fig. 9.

Fig. 11. (1/2 nat. Grösse).

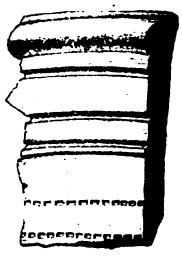


Fig. 10.

von denselben gleichen vollkommen jenen von Vyšehrad bei Prag und beziehungsweise auch den jüngeren von Tetin; deshalb will ich blos der Variante erwähnen.

Vor Allem verdient ein mit einer einfachen Wellenlinie verzierter Scherben Fig. 9 erwähnt zu werden. Derselbe ist 9—10 mm dick, von lichtbrauner Farbe, gut gebrannt und sehr fest. So viel mir bekannt, ist dies das einzige mit Wellenornament gezeichnete Exemplar, welches in diesem Gaue eruirt wurde; sonst ist hier das Wellenornament, das Hradiště am Kotýs bei Tmau (Bz. Beraun) ausgeschlossen, nicht bekannt.

Ein anderer Scherben von einem Gefässe herrührend (Fig. 10), von lichtgelblicher Farbe und 6 mm dick, weist bereits eine Ornamentik auf, die in diesem Gaue schon bekannter ist.

Ausser diesen Stücken verdienen noch angeführt zu werden: Eine eiserne Pfeilspitze (Fig. 11) und ein Klumpen von gebranntem Lehm, deren ähnliche des Oeftern auf den böhmischen Wallburgen vorgefunden werden.

[1]) Vergl. dessen Beschreibung i. d. Pam. Arch. X. 697. — Gelegentlich muss ich die Annahme, dass dieser Hügel durch Händearbeit aufgetragen wäre, dahin corrigiren, dass nur eine theilweise Ergänzung desselben durch Aufschüttung stattgefunden haben mag, da man hier beim Aussetzen der Bäume auf einen Felsen stiess.

Durch die hier gemachten Funde dürfte es keinem Zweifel mehr unterliegen, dass diese Burgstätte nicht das VI. Jahrhundert übersteigt und sonach schon in die historische Zeit zu verlegen ist.

3. Ein Skeletgrab von Želkovic.

Bei dem eine Wegstunde von Lochovic gelegenen Dorfe Želkovic stiess man im Jahre 1881 auf ein Skelet, welches in gestreckter Lage am Rücken mit dem Kopfe nach West und den Füssen nach Ost gewendet ruhte. Bei demselben wurden drei ganze Gefässe, die jedoch von den Arbeitern muthwillig zerschlagen wurden, eine Glasperle und ein Steinmeissel, der auf der Brust des Skeletes mehr der rechten Schulter zugewendet lag, vorgefunden [1]). Ausser dem wurden hier noch vom Feuer stark angegriffene Steine, von welchen ein grösserer förmlich glasirt erscheint, und Holzasche entdeckt; ein Beweis, dass zur Stelle eine Todtenfeier stattfand.

Scherben, welche mir aus den daselbst gefundenen Gefässen vorliegen, tragen den Burgwall-Typus; folglich gehört dieses Grab schon der jüngsten Periode der Vorgeschichte oder bereits der historischen Zeit an; nichtsdestoweniger gewinnt der ganze Fund durch den beigelegten Steinmeissel um so mehr an Interesse, da dadurch der Gebrauch der Steinwerkzeuge zur Zeit der jüngern Keramik constatirt wird.

Sämmtliche hier gefundene Gefässe waren — wie aus ihren Scherben ersichtlich ist — auf der Drehscheibe gearbeitet, stark gebrannt und von verschiedenen Formen.

Der Scherben Fig. 12 rührt von einem grösseren Gefässe her, ist von gelbbrauner Farbe und durchschnittlich 6 mm dick. Seine feine Streifung scheint zufällig durch das Streifholz bewerkstelligt zu sein.

Der Scherben Fig. 13 rührt von einem 4 mm dicken Gefässe her. Auf den Aussenwänden ist der-

[1]) So weit berichtete mir Herr Wenzel Schulz, Grossgrundbesitzer in Želkovic, gleich nach dem gemachten Funde, als ich die Fundstätte besichtigte. Leider waren ausser einigen nichtssagenden, einem erwachsenen Menschen angehörenden Knochen alle anderen bereits sammt dem zerschlagenen Schädel auf dem Friedhofe verscharrt.

selbe mit einem schwarzen, mattglänzenden Anstrich versehen. Die Färbung von Gefässen scheint in diesem Gaue einst ziemlich verbreitet gewesen zu sein, da sie häufig auch an Gefässen von anderen Orten (z. B. am Plešivec, im Komorsko-Walde u. s. w.) zum Vorschein kommt.

Der Scherben Fig. 14 rührt von einem 5 mm dicken Gefässe her und ist von aschgrauer Farbe.

Die Perle, Fig. 15 a und b, ist von dunkelblauem Glas, hohl und auf der Stirnseite mit einer Rosette verziert.

Der Steinmeissel, Fig. 16 ($^1/_4$ nat. Gr.), ist von braunem Diorit verfertigt und hat eine Länge von 17 cm.

4. *Das Grabfeld von Kotopek.*

Eine kleine Wegstunde von Lochovic nach Nordwest (abseits von Hořovic) im Dorfe Kotopek, stiess man bei dem Umbaue des Bauernhofes Nr. 6 auf Kesselgräber. Beim Abführen des Lehmbodens wurden nämlich 9 kleinere und 1 grosses Kesselgrab entdeckt. Selbe haben eine mit den in Böhmen nicht selten vorkommenden Kesselgräbern ähnliche Form und Anlage (z. B. wie jene von Lochovic, Bechlín, beziehungsweise von Vokovic u. s. w.): etwa 20—40 cm tief unter der Bodenfläche befinden sich circa 80 cm tiefe und in der Form eines Kugelabschnittes 1 m im Durchmesser haltende Gruben, die mit Asche, Holzkohlenbrocken und kleinen, von irdenen Gefässen herrührenden Scherben gefüllt sind; ausserdem machen sich hie und da auch angebrannte Knochensplitter bemerkbar. Diese Gräber scheinen neben einander reihenweise in den Boden versenkt zu sein; so fand ich wenigstens selbe je zu drei in einer Entfernung von 1·5—3 m von einander der Länge nach angelegt, die zweite Reihe war jedoch von der ersten über 8 m entfernt. Ob diese Reihenlage der Gräber absichtlich oder blos zufällig bewerkstelligt wurde, weiss ich derzeit nicht zu beurtheilen, doch scheint das letztere mehr Glauben zu verdienen, denn die übrigen drei Gräber waren zerstreut angelegt; übrigens werden uns hoffentlich weitere Nachforschungen auf diesem Grabfelde richtiger orientiren können. Eine grosse Aschengrube, die ich für ein Gesammt- oder Familiengrab halte, war mit gleichem Inhalte gefüllt, viereckig und mochte in der Länge 6 und in der Breite 2—2·5 m gemessen haben; auch ihre Tiefe war den Einzelngräbern gegenüber bedeutender, denn sie mochte — so weit sich ermitteln liess — über 1·5 m betragen haben.

Sämmtliche hier gefundene Scherben weisen eine sehr rohe Arbeit auf und rühren theils von Gefässen und theils von Schüsseln her; einer derselben mahnt jedoch auffallend an den Burgwall-Typus. Von Erz- und Beinwerkzeugen wurde daselbst gar nichts vorgefunden; überhaupt sind diese Gräber an Inhalt sehr arm, denn selbst die Scherben kommen hier sporadisch zum Vorschein.

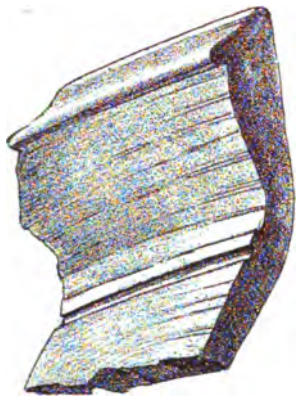


Fig. 12.

Fig. 13.

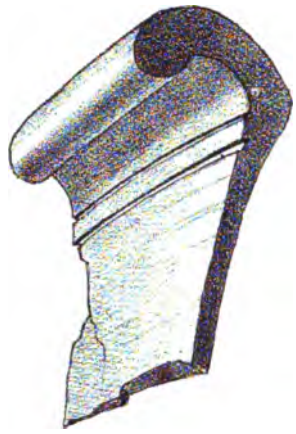


Fig. 14.

Fig. 15 ($^1/_2$ nat. Gr.).

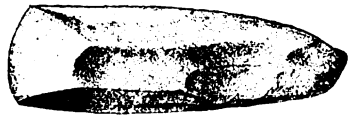


Fig. 16 ($^1/_4$ nat. Gr.).

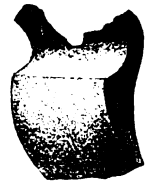


Fig. 17.

Von den Gefässen, deren Scherben sich einige durch eine scharfkantige Theilung des Halsstückes vom unteren Gefässtheile beachtenswerth machen, füge ich unter Fig. 17 ($^1/_2$ nat. Gr.) ein Musterbild bei. Dieser Scherben ist von grauem Thon und 5—8 mm dick. Andere Scherben sind schwärzlich und einige weisen auch Spuren von einfacher Streifung auf.

5. *Aus der Gräberstätte von Žebrák.*

In der Ziegelei nächst dem Städtchen Žebrák, zur rechten Seite der Strasse nach Točnik, stiess man in den sechziger Jahren auf mehrere kesselförmige Gruben

die voll von Asche und mitunter auch mit Scherben von irdenen Gefässen gefüllt waren; Niemand widmete jedoch diesem Gegenstande die gehörige Aufmerksamkeit und so geschah es denn, dass Alles unberücksichtigt zu Ziegeln verarbeitet wurde; blos Gerüchte haben sich noch über anderen Inhalt dieser Aschengruben erhalten, denen zufolge daselbst auch messingene (bronzene?) Gegenstände mit aufgefunden worden sein sollen. Das kostbarste darunter jedoch sollen die Glaskorallen gewesen sein, deren vier Stücke mir durch die Güte des Herrn Josef Knösel (damals Fabriksverwalter in Lochovic) zugekommen waren. Es sind dies die hier abgebildeten:

Fig. 18 (1/2 nat. Gr.). Eine wirtelartige Koralle von dunkelblauem Glas, 15 mm dick und von einem Durchmesser von 3 cm.

Fig. 19 (1/2 nat. Gr.). Eine ähnliche Koralle, jedoch ungleich geformt und von hellgrünem Glas, ist 12 mm dick und hat 21 mm im Durchmesser.

Zwei Ringel von ungefärbtem matten Glas und stark incrustirt, von welchen eines Fig. 20 (1/2 nat. Gr.) grösser

Fig. 20. Fig. 18. Fig. 19.

(16 mm im Durchmesser haltend und etwas über 4 mm dick), das andere aber etwas kleiner ist. Vor Zeiten sollen auf diesem Orte mehrere Brandgräber entdeckt worden sein.

6. Aus den Grabhügeln von Kočvar.

Bei dem ehemaligen Meierhofe Kočvar (1/2 Stunde nördlich von Lochovic) wurden im Jahre 1803 mehrere Grabhügel geöffnet [1]). Aus den hier gemachten Funden, welche der Beschreibung nach höchst interessant erscheinen, hat sich leider auf unsere Tage fast gar Nichts erhalten. Blos ein Bruchstück einer emaillirten Koralle, welche im böhmischen Nationalmuseum zu Prag aufbewahrt ist, dürfte vielleicht als das einzig sichergestellte Object von dem ganzen Funde übrig geblieben sein. Dieselbe, Fig. 21 (nat. Gr.) ist von gelber Farbe mit

Fig. 21.

blauweissen Augen gezeichnet und mit unregelmässigen, stark hervortretenden Sprossen verziert. Derartige Korallen und Perlen haben sich — wie bekannt — in ägyptischen, griechischen, etruskischen und römischen Gräbern gefunden. Sonst sind sie uns auch aus den Funden von la Tène, aus dem Starnberger und aus dem Ammer-See, aus den hannoveranischen Grabhügeln, sowie auch aus anderen diversen Funden, wie z. B. von Pfeffertshofen, aus dem Rheinlande, von Podmokly, Pátek, Vinoř in Böhmen u. s. w. bekannt.

[1]) Vergl. deren Beschreibung in d. Abhandlg. der königl. Böhm. Gesellschaft d. Wissensch." Prag 1803.

2. Herr **R. Forrer** jun. in Hottingen, Zürich, bespricht in einem an das Secretariat gerichteten Schreiben

Die Frage nach einer Horn- resp. Knochenzeit, insbesonders in Bezug auf die Schweiz.

Sie brachten in Ihren „Mittheilungen" pag. 87 u. ff., Jahrg. 1885, einen Bericht auszüglich zum Abdruck, der die Frage nach der vielorts angezweifelten Echtheit der Krakauer spec. Mnikower Höhlenfundstücke behandelt. Es hat mich gefreut, das zur Entscheidung einberufene Comité für die Echtheit eintreten zu sehen, und es war der Fall für mich von ganz besonderem Interesse, weil in der Schweiz momentan eine ganz analoge Frage schwebend ist. — Auch hier hat man in neuerer Zeit in einzelnen Stationen eine grosse Zahl von Horn- und Knochengeräthen gefunden, die durch ihre ausgezeichnete Arbeit, ihre Politur, endlich ihre ganz ungewohnten Ornamente und Formen Auffallen erregen mussten. Es sind also genau dieselben Merkmale, wie sie bekanntlich auch jene Krakauer spec. Mnikower Funde zeigen. Wie bei diesen, so kam man auch beim ersten Anblick jener schweizerischen Horn- und Knochenobjecte unwillkürlich auf den Gedanken, dass man es hier mit einer Fälschung zu thun habe. Eine derartige Deutung wurde noch unterstützt durch das beinahe plötzliche Erscheinen einer grossen Menge solcher Objecte, und ich selbst, als ich die ersten Abbildungen zur Publication erhielt, beeilte mich, dem Besitzer gegenüber meine Zweifel betreffs der Authenticität der Stücke auszudrücken. Auf den Wunsch und die Verantwortlichkeit meines Freundes H. Messikommer, der die Originale selbst gesehen, kamen dann aber die Abbildungen in einzelnen Serien allmälig zur Veröffentlichung [1]). Seither hat sich die Zahl dieser eigenartigen Horn- und Knochenobjecte ungemein gemehrt. Die bedeutendsten Fundorte sind die Pfahlbaustationen von Forel, Cortaillod und Font am Neuenburgersee, doch sind die Namen dieser verschiedenen Fundorte erst später bekannt geworden, indem „von wegen der Concurrenz" dieselben von den Findern (zugleich Händlern) anfangs verheimlicht wurden; dies ein Umstand, der mit dem bereits Angeführten nicht gerade zu einer energischen Vertheidigung der Echtheit aufmunterte. Ein Hauptargument aber, auf das die Zweifler sich stützten, war dasjenige, dass — wie man sagte — dies eine in den Pfahlbauten ganz neue Ornamentik und Bearbeitung, und dass es auffallend sei, wie wäh-

[1]) „Antiqua", Unterhaltungsbl. f. F. d. Alterthumskunde 1883, II, Fig. 79—84, 108—116, 144—152, 262—273 (Fig. 261 habe ich persönlich gesehen, detto Fig. 264, 269), 274—281. Jahr 1884, Fig. 1—6, 22, 160 (persönl. gesehen). Jahr 1885, Taf. XXVI. Jahr 1886 Taf. I, Fig. 1 u. 2. „Anz. f. schweiz. Alterthumskunde" 1884, Taf. I, Fig. 3, 4, 5.

rend den 25 Jahren der Pfahlbauforschung und bei der grossen Zahl der in der Schweiz bereits durchforschten Pfahlbauten gar nichts gefunden worden, das man mit dieser neuen Erscheinung zusammenstellen könnte. Dieses Argument nun habe ich in meiner Publication: „Zur Echtheitsfrage der punktirten Horn- und Knochenobjecte" („Antiqua" 1885, Nr. 7) zu widerlegen gesucht, indem ich nachwies, dass Analoges auch in früheren Jahren einzeln schon gefunden worden, bisher aber nicht genug beachtet und gewürdigt worden sei. Es ergab sich: Die Frage, „sind die punktirten Horn- und Knochenobjecte echt oder falsch?" ist darauf zu reduciren: „Welche derselben sind echt und welche derselben sind falsch?" Wir kommen damit also auf auf eine Frage zurück, die eben bei jedem Gegenstande in Betracht kommen kann, bei Stein-, wie bei Knochen-, Horn-, Bronzegeräthen u. s. w. Das passt nun allerdings nicht Denjenigen, die da sagen: „Entweder ist Alles echt, oder Alles falsch", und indem wir zu jenem Resultate gelangen, wird die Frage nur noch eine complicirtere, denn jedes einzelne Object muss nun erst einer Prüfung unterzogen werden.

Man hat aber diese Frage nicht nur auf dem theoretischen, sondern auch auf dem praktischen Wege zu lösen gesucht und Mr. E. Vouga hat bei Cortaillod im Auftrage der Neuenburger historischen Gesellschaft Ausgrabungen veranstaltet. Das Resultat war indessen ein negatives: Mr. Vouga grub auf einem Terrain, das vorher bereits angebrochen worden war, und fand daselbst eine bedeutende Anzahl von Steinbeilen u. dgl., also den gewöhnlichen Apparat der Steinzeit, aber — keine gravirten Hornobjecte![1]) Nur wenig glücklicher war ich, als ich hierauf im Monat Mai vorigen Jahres auf den Stationen von Estavayer und Font (Neuenburgersee) Ausgrabungen vornehmen liess. Von Font erhielt ich (neben einem gespaltenen, weiter aber unverarbeiteten Stück Nephrit u. A.) ein zerbrochenes (halbes) Armband aus Knochen mit Bohrloch und Punktornamenten, sowie ein Anhängsel und eine Haarnadel aus Hirschhorn[2]). Die Echtheit dieser Objecte steht nun aber ganz unzweifelhaft fest, was parallel mit dem Obengesagten geht.

Nun aber zur Frage nach dem sogenannten „Hornzeitalter". Ein solches, resp. eine Knochenperiode scheint Kopernicki für die Mnikower Funde anzunehmen, wobei noch unbestimmt bleibt, wo diese neue Epoche einzuschieben sein wird. (?) Diese polnischen Knochen- und Horngeräthe sind allerdings von so sehr fortgeschrittenen Formen, dass es gefährlich erscheint, dieselben vor die neolithische Zeit zu setzen. Ebenso aber fehlen neben Funden aus dieser letztern Epoche beinahe stets jene eigenartigen Knochengeräthe und es bleibt also die Frage: Sind diese Objecte, respective ist diese sogenannte „Knochenperiode" vor oder hinter die neolithische Steinzeit zu setzen? — Ganz ähnlich verhält es sich mit den bairischen neolithischen Höhlenfunden von Muggendorf[1]) und ebenso nun auch mit den qu. Horn- und Knochenfunden der erwähnten Schweizer Pfahlbauten.

Die hier in Frage kommenden Objecte schweizerischer Provenienz zeigen Verzierungen, die man in Hinsicht auf den allmäligen und stufenweisen Gang der Ornamentik zwischen diejenige der Stein- und diejenige der Bronzezeit einreihen müsste. In der That stimmen auch diese „Hornornamente" (wie ich hier Kürze halber sagen will) mit der Zierweise überein, wie ich sie — als zur Kupferzeit üblich — in meiner „Kupferstatistik" definirt habe. Jene theoretische Einordnung lässt sich indessen nicht mit der Praxis vereinen, indem den Stationen, die solche qu. Hornobjecte in ansehnlicher Zahl geliefert haben, gerade die Funde fehlen, welche wir in Uebergangsstationen zu finden gewohnt sind. In der Regel aber sind es die ältern Steinstationen, wie Moosseedorf, Wangen, St. Aubien, Font (unt.) etc., die gravirte spec. punktirte Horn- und Knochengegenstände gestellt haben, während wiederum den Stationen der Blüthezeit der Steincultur die gravirten Stücke beinahe gänzlich fehlen. Sollte es nun mit den angezweifelten, in grosser Menge gefundenen gravirten und polirten Horn- und Knochengeräthen seine Richtigkeit haben, so ist man dazu gezwungen, dieselben vor unsere gewöhnliche neolithische Steinzeit zu setzen, und bei dem Umstande, dass mit denselben eigentliche Steingeräthe nur selten gefunden werden, sowie bei der grossen Menge der Knochen- und Hornwerkzeuge wird man nicht umhin können, der Culturepoche, welcher die qu. Objecte angehören, den Namen eines Hornzeitalters zu geben. Dieses hätte die neolithische Zeit der Pfahlbauten präcedirt und ist vielleicht geeignet, die Lücke zwischen unserer (paläolithischen) Höhlenzeit und unserer (neolithischen) Pfahlbauzeit, wo nicht auszufüllen, so doch zu verengern!

Ich behalte mir vor, auf diese noch nicht abgeschlossene Frage zurückzukommen, und hoffe ich schon im Laufe dieses Jahres Ihnen mit näheren Angaben dienen zu können.

3. Herr Museal-Assistent Dr. Michael Haberlandt überreicht einen von ihm bearbeiteten Aufsatz:

Indogermanica.

Kleine Beiträge zur indogermanischen Sagen- und Culturgeschichte, nach zurückgelassenen Notizen Julius Freiherr von Fierlingers.

Derselbe wird unter den Abhandlungen zum Abdruck gelangen.

4. Herr Prof. Dr. **J. N. Woldřich** hält einen Vortrag

Ueber einen Depôtfund von Bronzen auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Domäne Steinkirchen

und legt die betreffenden Fundobjecte vor. Der Fundort liegt auf einem, am linken Ufer der Maltsch sich

[1]) Vgl. Musée Neuchâtelois „Les fouilles de Cortaillod à propos de l'âge dit de la corne".

[2]) Vgl. „Antiqua" 1885, Fig. 1, 2 und 3, Taf. XXVI (pag. 100) und pag. 161 „Nephrite von Font und Ausgrabungen daselbst".

[1]) Sammlung Limmer.

erhebenden Bergrücken bei der Meierei Plavnic südlich von Steinkirchen im sogenannten Hammerwalde im südlichen Böhmen. Arbeiter fanden beim Fällen eines Baumes nicht tief unter den Wurzeln desselben Bronzeobjecte. Der Vortragende untersuchte hierauf die Stelle, wobei noch zwei Stücke mit äusserst schöner blaugrüner Patina gefunden wurden. Es zeigte sich, dass hier ein Depôtfund vorliegt, der sowohl durch seinen Inhalt als durch die Gleichzeitigkeit der Objecte höchst interessant und lehrreich ist. Es befinden sich darunter vier Flachcelte von dreierlei Formen, ein ungewöhnlich schöner und seltener Meissel, eine einfache Spirale (Haarspirale) und vier Nadeln mit umgebogenen spitzen Enden, von denen der Vortragende zwei als Häkelnadeln und zwei einander gleiche, schön geformte, als Stricknadeln deutet. Dieselben erregten sehr das Interesse der Versammlung. In der Nähe fand der Vortragende fünf Grabhügel, deren Untersuchung nur Leichenbrand lieferte. Ein ausführlicher Bericht über diesen Depôtfund wird von Prof. Woldřich vorbereitet.

Schliesslich legte der Vortragende einen zierlich geformten, polirten Steinhammer aus einem grünlichen Gestein vor, den Se. Durchlaucht Prinz Johann Schwarzenberg gelegentlich einer Jagd bei Vršovic in der Launer Gegend gefunden und den der Vortragende nach Analogie anderer Funde dieser Gegend der vorgeschrittenen neolithischen Zeit zuschreibt.

5. Vortrag des Herrn Dr. **Friedrich S. Krauss**

über Sreća (Frô Saelde) im Volksglauben der Südslaven.

In der Einleitung bespricht Dr. Krauss die Vorstellungen vom Glück bei verschiedenen Völkergruppen, um die indogermanische Auffassung genauer zu präcisiren. Dr. Krauss führt den Glauben an ein personificirtes Glück zum Theil auf reine Abstraction, zum Theil auf den ursprünglicheren vom Genius zurück; er sucht seine Ansicht durch Vergleiche zu begründen und geht dann über auf den südslavischen Volksglauben im Speciellen. Vor Allem gibt er Rechenschaft über die Beschaffenheit seiner Quellen, dann gedenkt er der verschiedenen Gestalten des Schutzgeistes (Schlange, Kröte) und erörtert die mannigfachen Bezeichnungen für ‚Glück'. Die Begriffe ‚Glück' und ‚Begegnung' decken sich ursprünglich bei den Slaven. Der gegenwärtige Sprachgebrauch halte zum Theil noch daran fest. Die sreća erscheine als Schutzengel im guten und bösen Sinne. Die plastischen Vorstellungen des Volkes trügen einen modern dichterischen Zug an sich. Dr. Krauss erläutert dies im Einzelnen an einer grossen Zahl von Belegen aus der Volksdichtung. Ferner bespricht er die sreća als dichterische Fiction, dann in Grüssen und Segenssprüchen, die Art ihres Auftretens, ihre Abstammung von Gott und wieder ihre selbständige Stellung. Hieran schliesst sich der Glaube an das Schicksal und die Geburtsgöttinnen. Zum Schluss gedenkt der Vortragende des Glaubens von der ‚guten' und ‚bösen Stunde', der sreća im Sprichwort und des niederen Volksglaubens (glückliche und unglückliche Vorzeichen.)

Der umfangreiche Vortrag wird unter den Abhandlungen vollständig erscheinen.

Dr. Krauss legt noch vor seine neueste folkloristische Publication: Smailagić Meho. Pjesan naših muhamedovacâ. Zabilježio Dr. F. S. K. Nalogom antropološkoga društva u Beču. U Dubrovniku 1886. XVI + 192. 8°. (S. M. Ein Epos unserer Mahomedaner. Aufgezeichnet von Dr. F. S. K. Im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Ragusa 1886.)

„Hier findet sich zum erstenmale einem südslavischen Volksepos ein wissenschaftlicher (philologisch-ethnographischer) Commentar sammt grammatischem Register beigegeben. In der Einleitung bespreche ich die historische Grundlage des Epos und die ethnographische Bedeutung der mahomedanisch-slavischen Volksepik in Bosnien und der Hercegovina. Für den Sprachforscher ist der nach wissenschaftlichen Anforderungen genau fixirte Text (2160 Verse) besonders werthvoll, denn derselbe bietet ohne Rücksicht auf die Schriftsprache der Serben und Kroaten eine vollkommen getreue Reproduction der Worte des Sängers, unter Berücksichtigung der geringfügigsten dialektischen Eigenthümlichkeiten. Auch Accente sind angebracht, soweit sie von den Accenten der serbischen Mundart, welche zur Grundlage der Schriftsprache dient, verschieden sind. Die Darstellung zeichnet sich durch eine merkwürdige Knappheit bei einer Fülle von Situationen aus. Der Text war bisher vollkommen unbekannt. Man kann nicht umhin, dieses Stück als die technisch vollendetste Schöpfung der südslavischen Volksepik zu bezeichnen. Der Commentar (Razgovaranja S. 69—163) enthält mehrere grössere Excurse (über Einleitungs- und Schlussformeln der Epen, über Sitten und Gebräuche,) und an fünfhundert sprachlicher Erörterungen, Alles auf Grund ganz neuer, von mir auf meiner Reise angestellter Sammlungen und Beobachtungen. Auf S. 163—165 theile ich zur weiteren Charakteristik des Sängers, dem ich das Epos verdanke, im Wortlaut das Gespräch mit, welches er beim Abschied mit mir geführt. Das Register weist an sechshundert Fremdwörter auf, deren sich der Sänger an nahezu 1800 Stellen in diesem einen Liede abwechselnd bedient. Es sind Lehnworte aus der arabischen, türkischen, persischen, deutschen, italienischen und rumänischen Sprache. Eine sorgfältige Ausbeute meines Materials in dieser Hinsicht dürfte uns gewichtige Anhaltspunkte zur endgiltigen Beantwortung gewisser ethnographisch bedeutsamer Fragen an die Hand geben."

6. Herr Bergdirector **Rafael Hofmann** übersendet zur Ansicht

prähistorische Funde aus dem Quecksilberbergbau „Avala" in Serbien

mit folgendem Bericht:

Bis zum Jahre 1882 waren Quecksilbererze in Serbien nicht bekannt; beim Baue der ersten serbischen Eisenbahn wurde ein aus Quarz bestehendes, Zinnober enthaltendes Rollstück im Bette des Ripanj-Baches, südlich von Belgrad, gefunden. Herr Prof. Kleritz in Belgrad verfolgte die Rollstücke und fand an der Mala stena (kleiner Fels) und Schuplya stena (hohler Fels)

grosse anstehende Quarzfelsen, die Zinnober enthalten. Bei näherer Untersuchung der Schuplya stena zeigte es sich, dass diese Felsmassen von unregelmässigen, höhlenartig gestalteten, durch Feuersetzen hergestellten alten Bauen durchwühlt sind.

Wenn ich bemerke, dass die Länge dieses frei hervorragenden Felsens ca. 65 m, die Breite etwa 30 m, die Höhe 16 m ist, so werden Sie mit mir staunen, dass diese durch Form und Grösse ganz auffallenden vererzten Steinmassen, obwohl sie nur 24 Km von Belgrad und nur einige Schritte von der frequentesten Hauptstrasse Belgrad-Nisch entfernt liegen, bisher von keinem Touristen oder Bergmanne bemerkt wurden, was um so auffallender ist, als ja die Bezeichnung „Mala" und „Schuplya" stena darauf hinweist, dass das Volk sie gekannt hat, und als in geringer Entfernung vielfache Spuren intensiver bergmännischer Thätigkeit auf andere Metalle nachweisbar sind.

Ueber die Zeit, in welcher hier Bergbau getrieben wurde, haben wir ziemlich stichhältige Anhaltspunkte. Es liegt sehr nahe, auch diesen Bergbaubetrieb zeitlich mit dem Bergbaubetriebe in Bosnien in Verbindung zu bringen. Durch die interessanten Mittheilungen des Herrn Centraldirectors Rücker ist auf Grundlage zahlreicher Funde von Münzen mehrerer römischer Kaiser, und mit gut erhaltenen Inschriften versehenen Denksteine, dann römischer Bauwerke mit Gewissheit constatirt, dass die bosnischen alten Baue der Römerzeit angehören und dass daselbst der Metallbergbau im späteren Mittelalter im 13. Jahrhundert erneuerten Aufschwung nahm und nach Eroberung Bosniens durch die Türken unter Mohammed II. (1436) zum vollständigen Erliegen kam.

Fig. 22.

Fig. 23 und 24.

Fig. 25 und 26.

Auch in Serbien haben wir parallel mit dem bosnischen Blei- und Silberbergbaue historische Kunde von Blei- und Silberbergbauen aus der Römerzeit, aus dem Mittelalter, dann von einem Betriebe unter den ungarischen Königen aus dem Hause Anjou, unter Mathias Corvinus, sowie auch aus dem vorigen Jahrhundert unter österreichischer Occupation 1719—1738 (Schmidt's Berggesetzsammlung 6. Bd. 1709—1740), nirgend ist jedoch von einem Quecksilber-Bergbau oder Hüttenbetriebe die Rede.

Ueber das Historische der Verwendung des Quecksilbers sagt Zippe (Geschichte der Metalle, S. 206), dass darüber im alten Testamente nichts vorkäme, ebenso nicht in den Gesängen Homer's. Aristoteles, Dioskicides, Teophrast, Vetruvius, Plinius geben Nachricht von Quecksilber und als Gewinnungsorte werden Armenien, Kappadocien, Karamanien, Aethiopien, besonders aber Spanien, angegeben.

Die „Avalaer" alten Baue scheinen älter zu sein. In den nicht schwer zugänglichen Hohlräumen fand man bisher nur rohe Thongefässe und harte Sandsteinplatten, die geritzt und abgenützt, gewiss nur als Schleifsteine für Werkzeuge benützt wurden. Gezähe-Einkerbungen sind an einigen Stellen des alten Mannes bemerkt worden, aber nirgends eine Spur von Schlägel- und Eisenarbeit.

Ausser den ganz ausgedehnten, offenbar zum grössten Theile durch Feuersetzarbeit entstandenen, heute noch zugänglichen Hohlräumen hat man in neuester Zeit einige hundert Kubikmeter alten Mann entleert und fand keine Spur irgend eines Gezähes oder Metalles, häufig die vorerwähnten Sandsteinplatten; dann fand man grosse Anhäufungen von Kohle und Asche. Selbst in den bis 37 m unter die Oberfläche reichenden alten Bauen fand man keine Grubenlampen bekannter Form und keine Talgscherben.

Am Mundloche des neuen Tiefbaues fand man auf einer kleinen Terrasse des Gebirgsabhanges in nächster Nähe des Baches nebst zinnoberhältigen Quarzstücken viele Thonscherben, dann Pfeile und Lanzenspitzen aus Quarz. Von Münzen, Denksteinen etc. wurde bisher nichts gefunden.

Se. Hochwürden Herr Prof. Neumann, dem ich die Frage vorlegte, wie weit die historischen Kenntnisse über Quecksilber zurückreichen, gab mir an, dass unsere Kenntnisse über die Phönizier auf keine Spur von Quecksilber hinweisen. Im Buche Sapientia, XIII. Cap., 14. Vers, ist die Anwendung von Zinnoberfarbe bei den Aegyptern beim Bemalen der Götzenbilder erwähnt — das wäre also 3—400 Jahre vor Christi Geburt.

David Chimchi erklärt das hebräische Schaschar (Jeremias 22, 14 und Hesekiel 23, 24) als Sendschafer (Zinnober), womit die Wände, die Götterbilder, die Züge der Assyrier in Jerusalem gemalt sind; — das wäre 600 Jahre vor Christi Geburt, bei den Assyriern wahrscheinlich noch früher.

Es ist möglich, dass an dem Donau- und Save-Delta die Skythen mit Zinnober Handel getrieben haben.

Die Arbeiten in „Avala" sind also allem Anscheine nach sehr alt; es sind die bergmännischen Arbeiten auf Quecksilber im Avalagebirge jedenfalls viel älter als jene auf Silber und Blei in Bosnien und Serbien und müssen historisch von letzteren ganz getrennt werden. Das ist sehr wichtig, weil man hierdurch auf das nicht allzu tiefe Eindringen der Alten zu schliessen berechtigt ist.

Herr **Szombathy**, welcher diesen vorstehenden Bericht zur Verlesung bringt, weist auf die ebenfalls ausgestellten, von Herrn E. Fink nach Angaben und Zeichnungen des Herrn R. Hofmann in Aquarell ausgeführten 2 Ansichten der Schuplja stena mit ihren vielen Durchhöhlungen hin.

Die von Herrn Hofmann vorgelegten, zerbrochenen Thongefässe sind sehr primitiv aus freier Hand gemacht und schwach gebrannt, ganz nach Art der uns geläufigen neolithischen Thongefässe aus unseren Gegenden. Als Hauptformen lassen sich erkennen: grosse, bauchige oder konische, dickwandige Töpfe aus grobsteinigem Thon mit massiven, an der grössten Breite angebrachten Fortsätzen oder Henkeln (Fig. 22), kleine bauchige Henkeltöpfchen, bei welchen die Ausbauchung zum Theil in der Mitte, zum Theil tief unten, unter einem hohen und weiten Halstheil liegt (Fig. 23 und 24), tiefe Schüsseln mit einem Nabel an der Unterseite des Bodens (Fig. 26) und Schalen mit konischem Seitentheil (Fig. 25). Dies passt Alles sehr gut zu den grossen, für das Schleifen von Steinwerkzeugen geeigneten und zum Theil abgenützten Sandsteinplatten und zu den — leider nicht zur Vorlage erlangten — Pfeil- und Lanzenspitzen aus Quarz und bestätigt auf's Beste Herrn Hofmann's Ansicht von dem hohen Alter der Avalaer Quecksilbergruben.

Der Mangel von Grubenlampen und Talgscherben erscheint dem Prähistoriker nicht im Geringsten befremdlich. Die alten Bergleute haben sich eben mit dem noch heute nicht ganz ausser Cours gekommenen Kienspanlichte beholfen, wie wir dies u. a. ja auch durch viele Funde aus dem alten Mann im Hallstätter Salzberge belegt finden. Die Kienspanreste sind wohl bisher unter der übrigen Menge der Brandspuren nicht beachtet worden.

7. Herr **J. Szombathy** theilt mit, dass auf Grund der bekannten „Frankfurter craniometrischen Verständigung", welcher sich hauptsächlich die deutschen und österreichisch-ungarischen Anthropologen angeschlossen haben, nunmehr eine

internationale craniometrische Verständigung

zu Stande gekommen ist.

In Folge einer Anregung des Anthropologischen Institutes von Grossbritannien und Irland wurden durch die Herren Garson in London und Topinard in Paris zwischen den englischen und französischen Anthropologen Verhandlungen gepflogen, welche zur Annahme des metrischen Maasses für die englischen Craniologen und zur Aufstellung eines mit der Frankfurter Verständigung nur in 2 Punkten abweichenden Messungssystems führten.

Diese Abweichungen bestehen darin, dass 1. zur Berechnung des Längenbreiten-Index nicht die „gerade Länge", L_1, sondern die „grösste Länge", L_2, angewendet werden soll, wie dies bereits früher bei den allermeisten Messungen geschah, und dass 2. für den Längenbreiten-Index des Schädels folgende neue Gruppeneintheilung festgesetzt wurde:

Dolichocephale Hauptgruppe:

1. Gruppe:	Index	55·0—59·9	
2. „	„	60·0—64·9	Ultra-Dolichocephalie,
3. „	„	65·0—69·9	Hyper-Dolichocephalie,
4. „	„	70·0—74·9	Dolichocephalie,

Mesocephale Hauptgruppe:

5. Gruppe:	Index	75·0—79·9	Mesocephalie, Mesaticephalie,

Brachycephale Hauptgruppe:

6. Gruppe:	Index	80·0—84·9	Brachycephalie,
7. „	„	85·0—89·9	Hyper-Brachycephalie,
8. „	„	90·0—94·9	Ultra-Brachycephalie,
9. „	„	95·0—99·9.	

Diesen Aenderungen haben sich fast sämmtliche Unterzeichner der Frankfurter Verständigung, sowie auch namhafte italienische und russische Gelehrte durch neuerliche Unterschrift angeschlossen und es ist somit das lang ersehnte Ziel einer ersten allgemeinen Verständigung über eine Schädelmessmethode erreicht.

8. Nachrichten aus der Ausschusssitzung vom 9. April 1886.

Als neues Mitglied wurde aufgenommen: Herr Ludwig Hans Fischer, akademischer Maler in Wien.

Auf Antrag des Secretärs Szombathy wird beschlossen, die nunmehr getrennt zur Versendung gelangenden Sitzungsberichte auch den correspondirenden und den Ehrenmitgliedern der Gesellschaft regelmässig zuzusenden.

9. Für die Bibliothek sind folgende Geschenke eingelangt:

Peabody Museum: 14th—17th Annual Reports of the trusteas of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Vol. III. 1—4. Cambridge 1881—1884. 41+148 +348 pp. 8°. (ded. Peabody Museum.)

Putnam E. W.: Archaeological explorations in Tennessee. Sep. from the 11th Annual Report of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Cambridge, 1878. 305—360 pp. 8°. (ded. Aut.)

— The first notice of the pine grove or forest river shellheap. From the Bulletin of the Essex Institute. Vol. XV. 7 pp. 8°. (ded. Aut.)

—Description of a stone knife found at Kingston. From the Bulletin of the Essex Institute. Vol. V. 1873. 1 pp. 8°. (ded. Aut.)

— The Indians of Californien. From the Bulletin of the Essex Institute. Vol. XII. 6 pp. 8°. (ded. Aut.)

— Descriptions of a few stone knives found in Essex county, Massachusetts. From the Bulletin of the Essex Institute. Vol. V. 80—86 pp. 8°. (ded. Aut.)

— The manufacture of Soapstone pots by the Indians of New-England. From the 11 Annual Report of Peabody Museum. Cambridge. 1878. 273—276 pp. 8°. (ded. Aut.)

Abstract of an account of recent Archaeological Excursions in Wisconsin and Ohio. From the Proceedings of the Society of the American Antiquarian. 1883. 16 pp. 8°. (ded. Aut.)

— Notes on copper implements from Mexico. From Proceedings of the Society of the American Antiquarious. Vol. II. 12 pp. 8°. (ded. Aut.)

Putnam F. W.: Remarks upon chipped stone implements. From the Bulletin of the Essex Institute. Vol. XV. Salem 1885. 8 pp. und 9 Tafeln. 8°. (ded. Aut.)

Fletcher Alice Miss: Lands in severalty to Indians. Illustraded by experiances with the Omaha tribe. From the Proceedings of the American Association for the Advancement of Science. Vol. XXXIII. 1884. Salem 1885. 14 pp. 8°. (ded. Aut.)

Rau Charles: Prehistoric fishing in Europe and North-America. Smithsonian Contribution to Knowledge. Washington City. 1884. 341 pp. 4°. (ded. Aut.)

Andree Richard: Ethnographische Karte. Mit 2 Tafeln. Sep. aus den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1886. 66 pp. und 2 Tafeln. 8°. (ded. Aut.)

Strobel Pellegrino: Materiali di Paletnologia comparata raccolti in Südamerica. Terro fascicolo. Due fogli ed un quarto di testo, con cinque tavole litogr. Parma 1885. 62 pp. und 5 Tafeln. (ded. Aut.)

Der Vorsitzende spricht den Herren Einsendern den verbindlichsten Dank der Gesellschaft aus.

Literaturberichte.

Stoll, Otto. Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883. Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus, 1886. 8°. XII, 518 S.

Wir haben im vorigen Jahrgange S. 222 ein kleines Werk desselben Verfassers angezeigt, zu dem die vorliegende Publication eine Art Ergänzung bildet. Während dort blos die linguistisch-ethnographischen Resultate der Forschungsreise mitgetheilt wurden, bekommen wir hier eine ausführliche Schilderung der Reise, aus der wir ein anschauliches Bild des Landes und seiner Bewohner uns zusammenstellen können. Da der Verfasser ein Arzt ist, so sind vor allem Anderen seine anthropologischen Beobachtungen von grossem Werthe.

Wenn auch derselbe keine grösseren anthropologischen Messungen angestellt hat, da er die Gewinnung eines ausreichenden linguistischen Materials für dringlicher hielt (S. 297. Es ist zu beachten, dass Dr. Stoll bemerkt: „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen."), so sind seine Schilderungen dennoch sehr exact, wie z. B. die Schilderung des Indianer-Typus auf S. 295, mit der man S. 215 vergleichen möge. Diese Schilderung wird durch die beiden Bilder des Cakchiquel-Indianers und der Pokoman-Indianerin sehr unterstützt. Schwerwiegend ist das Urtheil über die behauptete Verwandtschaft der amerikanischen Rasse mit der mongolischen (Peschel). Stoll hatte Gelegenheit, gewisse mongoloide Indianer mit Chinesen unmittelbar zu vergleichen, und er bemerkt, dass „die Aehnlichkeit verschwindet, sobald man beide neben einander sieht, und dass der indianische Habitus durchaus als etwas sui generis zu betrachten ist" (S. 215). Interessant sind des Verfassers Bemerkungen über das Haar als Rassenmerkmal (S. 309); er bemerkt: „Die Haare erben sich in ihrem ursprüglichen Typus weit zäher fort als die Farbe der Haut."

Nirgends findet sich so leicht Gelegenheit, die Entstehung und Entwicklung der Mischtypen zu studiren, als in den Republiken Central-Amerikas. Der Verfasser hat diese Frage in ihrem weitesten Umfange verfolgt, wie seine feinen Bemerkungen, namentlich auf S. 309—311 darthun.

Ausserdem, dass das vorliegende Werk eine reiche Fundgrube für die anthropologisch-ethnologische Forschung genannt werden kann, muss es jeden Historiker, National-Oekonomen und Politiker im höchsten Grade interessiren. — Des Verfassers Mittheilungen stammen überall aus den zuverlässigsten Quellen und werden mit der grössten Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe geboten.

Wahrhaft classisch ist die Schilderung der neuesten Geschichte unter der Regierung des Präsidenten Barrios, aus welcher man den gewaltigen Unterschied entnehmen kann, der zwischen einer von germanischen und einer von romanischen Völkern gegründeten Republik der neuen Welt besteht. Republikanische Regierungen à la Barrios und seiner Collegen sind ganz geeignet, das republikanische Regierungssystem in Misscredit zu bringen. Das Werk enthält zu Seite 482 ein nach einer Photographie gefertigtes Bild des merkwürdigen Mannes, dessen Charakter solche Scenen wie die S. 320 mitgetheilte, anschaulich schildern. Eine innige Schadenfreude empfindet man, wenn man auf S. 428 liest, wie der schlaue Tyrann von einem Collegen (dem Präsidenten von Honduras) betrogen wird. wobei man doch nicht umhin kann, mit den armen Ländern Mitleid zu fühlen, zu deren Regierung solche elende Wichte berufen wurden.

Von den dem Werke beigegebenen Karten ist die erste eine geographische, die zweite eine ethnographische Karte der Republik Guatemala. Die letztere ist mit einigen Verbesserungen aus dem früher erschienenen kleineren Werke herübergenommen. Leider sind beide Karten nicht nach einem einheitlichen Massstabe ausgeführt, was auch der Verfasser in der Vorrede zu entschuldigen bittet.

Friedrich Müller.

Schaaffhausen Hermann. Anthropologische Studien. Bonn 1885. 8°, VI und 677 S.

Dieses Werk besteht aus einer chronologisch geordneten Sammlung von 28 Vorträgen und Abhandlungen, die in einem Zeitraum von mehr als 40 Jahren (1839—1881) entstanden und bisher nur zum Theil veröffentlicht worden sind. Es sind nur wenige Fragen der Anthropologie, die hier nicht entweder ihre eingehende Behandlung finden, oder doch wenigstens kurz berührt sind. So mannigfaltig auch die Gegenstände der einzelnen Untersuchungen sind, so sind es doch zwei Grundanschauungen, die dieselben beherrschen und zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen: die eine, dass die ganze Natur ein zusammenhängendes, sich gegenseitig bedingendes Ganze bildet, in dem der Mensch keine Ausnahmestellung einnimmt, sondern geradeso von einem tiefer stehenden thierischen Organismus seinen Ausgangspunkt genommen hat, wie alle andern Organismen der Thier- und Pflanzenwelt im Wege der Entwicklung aus einander hervorgegangen sind; die andere, dass die Seelenthätigkeiten wie beim Thier so auch beim Menschen auf's innigste mit materiellen Vorgängen verknüpft sind, so dass die Entwicklung der Seelenvermögen bis zum menschlichen Geiste immer mit der Stufe der Organisation in nothwendiger Uebereinstimmung steht. Ueberall tritt uns in diesen Vorträgen und Abhandlungen ein umfassend gebildeter, weit ausschauender, von echter Humanität erfüllter Geist entgegen, der die unendliche Fülle der Erscheinnngen stets in ihrem inneren Zusammenhange zu erfassen bestrebt ist. Dieser

Umstand, sowie die geschmackvolle Darstellung machen die Lectüre des Buches, das der um die Pflege der Anthropologie in Deutschland hochverdiente Verfasser der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmet hat, nicht nur zu einer Quelle reicher Belehrung und vielseitiger Anregung, sondern auch zu einer Quelle edlen Genusses.

Besondere Beachtung verdienen von den 28 Vorträgen und Abhandlungen Nr. IV (Die Natur und die Gesittung der Völker), Nr. VI (Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten, aus dem J. 1853), in welcher Abhandlung Schaaffhausen nicht im Wege philosophischer Speculation wie Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und Oken, sondern ähnlich wie später Darwin auf Grund zahlreicher Thatsachen die Unhaltbarkeit der damals allgemein herrschenden Lehre von der Beständigkeit der Arten nachwies; Nr. VII (Die Hautfarbe des Negers und die Annäherungen der menschlichen Gestalt an die Thierform), Nr. X (Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen), Nr. XI (Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen), Nr. XIV (Die Gesetze der organischen Bildung), eine Abhandlung, deren Inhalt sich vielfach mit dem Inhalte von Nr. VI berührt, Nr. XVI (Ueber den Zustand wilder Völker), Nr. XVIII (Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart), Nr. XX (Die Lehre Darwin's und die Anthropologie), Nr. XXI (Ueber das geistige Wesen des Menschen), Nr. XXIII (Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer), Nr. XXV (Die menschliche Sprache), Nr. XXVI (Die Einheit des Menschengeschlechtes) und Nr. XXVII (Ueber den Zusammenhang der Anthropologie mit der Ethnologie und Urgeschichte). Dagegen kann Nr. I (Ueber die Lebenskraft, aus dem Jahre 1839) nur mehr historisches Interesse beanspruchen.

Im Einzelnen ist zu bemerken, dass es nicht angeht, die Cultur der alten Hellenen aus der natürlichen Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes zu erklären, wie dies S. 67 geschieht; die dieser Erklärung als Stütze dienende Annahme der Identität der Pelasger und Hellenen haben neuere Untersuchungen als unhaltbar erwiesen. Ebensowenig kann die S. 86 ausgesprochene Ansicht, dass für das Entstehen der Rasseformen nicht allein die Natureinflüsse bestimmend seien, sondern dass auch der Bildungszustand der Völker selbstthätig die Menschengestalt bilden helfe, gebilligt werden. Der Unterschied zwischen den gebildeten, vornehmen Classen in irgend einem Volke und den niederen Ständen, der Unterschied zwischen den Bewohnern der Stadt und denen des Landes, auf den zum Beweise dieser Ansicht hingewiesen wird, erklärt sich leicht aus der ursprünglichen Rassenverschiedenheit der später zu einem ethnischen Ganzen verbundenen, in social-politischer Hinsicht jedoch meist ihre Sonderstellung bewahrenden Elemente. Es geht ferner nicht an, wenn S. 167 das so zahlreich im Süden und Westen Deutschlands auftretende schwarze Haar und die dunklen Augen ausschliesslich auf die römischen Niederlassungen zurückgeführt werden; die letzteren waren nicht so zahlreich und anderseits kommt die dunkle Complexion auch in solchen Gegenden Deutschlands vor, wo keine römischen Niederlassungen nachweisbar sind, ganz abgesehen davon, dass die dunklen Deutschen auch in sonstiger Hinsicht sich stark von den dunklen Italienern unterscheiden. Die S. 227 und 358 geäusserte Ansicht, dass bei aller Verschiedenheit der Bildungsstufe die gleiche Anlage und Natur allen Menschenstämmen innewohne, dass die höhere Bildung, deren die kaukasische Rasse theilhaftig geworden ist, ihr nicht wegen einer besseren Anlage oder einer ursprünglich angebornen Vortrefflichkeit zukomme, sondern nur die Folge sei einer Menge für ihre Entwicklung günstiger Lebensumstände, als deren wichtigste Fruchtbarkeit und glückliche Lage des Landes, früher Verkehr, grosse geschichtliche Ereignisse bezeichnet werden können, findet sowohl in den Thatsachen der Geschichte, als auch in den von der Anatomie und Physiologie bei der Untersuchung des Baues und des Gewichtes des Gehirns der verschiedenen Menschenrassen ermittelten Thatsachen ihre directe Widerlegung. Es ist ferner eine willkürliche Annahme, wenn auf S. 612 der Unterschied der Sprache gewisser Gebirgsbewohner, wie z. B. des Schweizerdeutschen mit seiner harten Aussprache und grösserem Vocalreichthum von den niederdeutschen Dialekten auf klimatische Einwirkung zurückgeführt wird. Es lässt sich leicht zeigen, dass dieser Unterschied in der anthropologischen Verschiedenheit der Niederdeutschen von den Schweizern seine Ursache hat; zeigen ja auch die Sprachen der meist Ebenen bewohnenden, jedoch anthropologisch mit den Schweizern nahe verwandten Slaven dieselbe Härte der Aussprache. Zum Schlusse muss noch bemerkt werden, dass die von der älteren Sprachwissenschaft aufgestellte, von Schaaffhausen S. 615 wiederholte Behauptung, dass es zwar Mischvölker, aber keine Mischsprachen gebe, von der neueren Sprachwissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten wird.

K. Penka.

Heierle, J. Der Pfahlbau Wollishofen. Mitth. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich, 1886, 4 Taf.

Man war bisher gewohnt, die ostschweizerischen Pfahlbauten lediglich der Steinzeit zuzuweisen und nur wenigen sprach man eine längere Dauer resp. eine ausgebildete Metallcultur, wie sie in der Westschweiz in reichem Maasse zu Tage tritt, zu. Die Jahre 1882—85 haben indessen dies Bild wesentlich verändert, und wenn auch die Westschweiz in ihrem Reichthum an Bronze kaum je übertroffen werden kann, so haben die Grabungen in den ostschweizerischen Seen doch die östlichen Seeansiedlungen den westlichen in mancher Beziehung näher gebracht. Im Bodensee hat man Stationen constatirt, die in ihren Funden mit denjenigen der Bronzepfahlbauten des Zürichsee und der westschweizerischen Gewässer übereinstimmen. Ganz besonders wichtige Ergebnisse haben aber die Quaibau-Baggerungen im Zürichsee ergeben. Hier wurden eine Reihe von Stationen blossgelegt und unter diesen befinden sich nun solche, die nicht nur Stein- und erste Metallzeit durchgemacht, sondern noch bis in die Zeit der höchsten Blüthe der Bronzecultur fortbestanden haben. Hieher gehören die Stationen vom Grossen Hafner und von Wollishofen bei Zürich. Beide Punkte haben zahlreiche Artefacte aus der Stein- und Kupferzeit[1]) geliefert, was sie aber besonders interessant macht, sind ihre der Bronzezeit angehörenden Funde. Die Station von Wollishofen ist nun Gegenstand oben citirter Publication, und

[1]) Eine solche Culturstufe haben wir als unbestreitbar für die Schweiz nachgewiesen; vgl. R. Forrer: Statistik der in der Schweiz gefundenen Kupferobjecte. „Antiqua" 1885. — Ueber diese beiden Pfahlbauten haben wir im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" und in der „Antiqua" berichtet. Wir beschränken uns hier also lediglich auf den Literaturbericht über Wollishofen.

wer deren Tafeln durchblättert oder wohl gar die nach Hunderten (mehr als 2000 Stück) zählenden Funde durchgeht, wird nicht minder erstaunt sein über die Zahl, als über den Formenreichthum der Objecte. Die Schwerter (nur eines vollständig) gehören dem Möriger Typus an; darunter befindet sich auch ein Kurzschwert (ohne Griff); die Messer zeigen die verschiedensten Formen und Ornamente. ebenso die massenhaft hier zu Tage geförderten Schmucksachen. Besonders bemerkenswerth ist es, dass sich in dieser Station mehrere Reste von Kesseln aus Bronzeblech gefunden haben, die man vielleicht als fremdes Product aufzufassen hat. Gold fand sich in Gestalt eines kleinen Ringes, Zinn in Form einiger Rädchen und als Füllung, Blei als Klumpen, anscheinend eine Barre, Bernstein und Glas sind zu Perlen verwendet worden, das Kupfer ist repräsentirt durch zwei primitiv geformte Beile u. a. — Gussformen, Mondbilder, grosse Bronzemeissel, eine Bogenfibel, Bronzehämmer und -Ambos u. s. w. nennen wir aus dem reichen Inventar dieser Pfahlbaute. Ihr Ende fällt anscheinend mit dem der Bronzecultur zusammen, nur scheint es ein sehr plötzliches, unvorhergesehenes gewesen zu sein, worauf die zahlreichen Spuren eines grossen Brandes hindeuten. Ein hier gefundener menschlicher Schädel wurde von Prof. Kollmann („Antiqua" 1885) als mesocephal bestimmt.

R. Forrer.

Památky archaeologické a místopisné. XIII. Bd. Jahrg. 1885.
Heft 2 und 3.

Wenzel Schulz, Ein Grab bei Zliv, mit 2 Taf.

Bei Zliv (nächst Libaň in Böhmen) stiess man bei Feldarbeiten auf ein Grab, welches der Aussage von Augenzeugen nach ein Doppelgrab gewesen zu sein scheint, aus Tufsteinplatten im Viereck gebaut und durch eine Scheidewand getheilt war. Dasselbe enthielt angebrannte Menschenknochen, Scherben von Thongefässen und Metallgegenstände, von welch letzteren besonders hervorgehoben zu werden verdienen: vier Bronzegefässe, von welchen das eine, mit einer Handhabe versehen, einer Cista gleicht. Ein anderes prochosartiges Gefäss ist oben am Henkel mit einer halben menschlichen Figur und unten mit einem Menschengesicht verziert. Die zwei anderen sind: ein schüsselartiges und ein topfartiges Gefäss. Von anderen Gefässen wurden blos Scherben vorgefunden, unter welchen sich auch diverse Handhaben und Henkel befinden. Von diesen sind ein Henkel, der mit der Fabriksmarke PAPIRI(i) FELIC(is) versehen ist, und ein reich verziertes Bodenstück (vermuthlich von einer Schüssel) hervorzuheben. Vier Fibeln, von welchen zwei aus Silber und zwei aus Bronze verfertigt sind, gehören den Wendenfibeln an. Nicht minder interessant erweisen sich zwei Bronzebeschläge von Trinkhörnern, zwei längliche Schnallen, zwei Messer, ein Sporn, ein Ring und andere kleinere Gegenstände und Bruchstücke, durchgehends von Bronze. Indem sich der Verfasser auf Hostmann's (Darzau) und Hildebrand's Ansichten über das Alter der Wendenfibel stützt, verlegt er das Alter dieses Grabes in die erste Hälfte des II. Jahrh. n. Chr.

Heinrich Rychlý, Massenfund von Křtěnov, mit 1 Tafel. Siehe desselben Bericht „Ueber einen Massenfund bei Křtěnov" in unseren Mittheilungen, Bd. XV, pag. [61].

Kleinere Mittheilungen. Bei Dobřichovic wurden 14 Hockergräber entdeckt. Dieselben befanden sich mit Steinplatten umlegt in gleicher Lage wie jene von Braník (vergl. unsere Mitth. Bd. XIV, pag. 175), nur mit dem Unterschiede, dass der Kopf einiger von denselben auf einer Steinplatte ruhte. Von dem ganzen Funde, der fast gänzlich zerstört wurde, haben sich blos Scherben von groben Thongefässen, ein Steinmeissel und ein Wetzstein, von Bronze eine Nadel, Bruchstücke von einem Dolch und ein Paalstab erhalten. In der Nähe dieser Gräber wurden auch Brandgräber constatirt. — In Nymburg wurde ein viereckiger, 2·5 m tiefer brunnenartiger Schacht, versehen mit einer Holzverkleidung, entdeckt, in welchem sich nebst Asche und vielen Scherben Thongefässe übereinander schichtenweise aufgestellt befanden. Dieselben sollen dem XIII. Jahrh. angehören. Ausserdem wurden daselbst zwei Schleifschuhe von Bein und eine 8·5 cm hohe Figur eines aus Lehm gebrannten bartlosen Männchens, das sitzend auf einem zitherartigen Instrument spielt, aufgefunden.

Brt. Jelínek.

Vesmír. XIV. Jahrg. 1885. Nr. 17.

Dr. A. Frič, Ueber den zweiten menschlichen Schädel, gefunden in diluvialer Lehmschichte in Böhmen, mit Abbild.

In der Ziegelei bei Střebichovic wurde in der Tiefe von 2 m ein menschlicher Schädel zugleich mit einem Bein vom Rhinoceros gefunden. Prof. Dr. Schaaffhausen findet diesen Schädel möglicher Weise für jünger als jenen von Podbaba, hält aber beide für einer und derselben Rasse angehörend. — Ausführlicheres über denselben siehe Schaaffhausen's Abhandlung in den „Verhandlungen des naturhistorischen Vereines in Bonn" 1885, pag. 365.

Brt. Jelínek.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 5. **Sitzungsberichte.** **Mai 1886.**

INHALT: **Monatsversammlung am 11. Mai 1886.** 1. L. H. Fischer, Schalensteine auf Corfu; S. 45. — 2. J. N. Woldřich, Ansiedlung bei Řepin; S. 46. — 3. M. Winternitz, Indische Hochzeitsgebräuche, S. 46. — 4. M. Hoernes, Gerippte Cisten; S. 47. — 5. M. Hoernes, Ein merkwürdiges Fundstück aus Nussdorf bei Wien; S. 49. — **Ausserordentliche Sitzung am 18. Mai 1886.** 1. Th. Meynert, Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung; S. 49. — 2. M. Hoernes, Die vorjährigen Funde in Gurina; S. 49. — 3. Eingelangte Schriften; S. 50. — **Referate**; S. 51.

Monatsversammlung am 11. Mai 1886.

Vorsitzender: Der Präsident Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Herr **Ludwig Hans Fischer,** akademischer Maler, übersendet eine Notiz über eigenthümliche

Schalensteine auf Corfu.

Wenn man auf Corfu die Strasse von Casturi nach Benize hinabsteigt, so begegnet man nach der Villa Braila nur mehr einer Villa, dann zieht sich die Strasse durch einen Oelwald weiter abwärts, bis sie hart an einer steilen Felswand eine jähe Wendung nach links macht, um in Serpentinen weiter zum Meere abwärts zu führen.

Dort, wo Strasse und Felswand aneinanderstossen, führt ein schmaler Pfad längs dem Felsen zwischen Myrtenbüschen durch in einen Oelwald. Nach kaum 10 Schritten ist der Weg genöthigt, einem grossen Felsblock auszuweichen. Derselbe ist wahrscheinlich ein Stück, welches sich einst von der Felswand abgelöst hat und herabgefallen ist. An diesem etwa 2—3 m hohen und 8—10 m breiten Fels bemerkte ich eigenthümliche, offenbar sehr alte schalenförmige Vertiefungen, welche meine Aufmerksamkeit erweckten. Diese Vertiefungen sind theils kreisrund, oft aber auch ist aus dem Fels nur ein Segment eines solchen Kreises wie herausgeschnitten; wenigstens ist es nicht weiter zu verfolgen, da der Fels ziemlich tief im Erdreich zu stecken scheint. Es ist daher ein vollkommenes Bild des Felsens ohne Ausgrabung und ohne Beseitigung der Gesträuche und dichten Brombeerstauden nicht möglich; was ich in nebenstehender Zeichnung (Fig. 27) aufgenommen, ist das, was jetzt zu Tage liegt. An den Wänden dieser schalenförmigen Vertiefungen bemerkte ich senkrechte Löcher in ziemlich gleichmässiger Entfernung, circa 30—40 cm von einander. Diese Löcher sind den Bohrlöchern, wie sie bei modernen Sprengungen üblich, ganz ähnlich, vollkommen glatt cylindrisch, während die Innenflächen der Schalen ziemlich roh gemeisselt zu sein scheinen, soweit dies die Verwitterung zu beurtheilen zulässt. An einzelnen Stellen erkennt man aber noch deutlich die Spuren der Meisselführung. Bei einzelnen Stellen sind solche Bohrlöcher breit, durchwegs aber senkrecht, nur zwischen den beiden Schalen *A B* befinden sich zwei solche Bohrlöcher in horizontaler Lage. Diese schalenförmigen Vertiefungen haben einen Durchmesser von 2½—5 m. Die grosse Vertiefung *H* (Fig. 28 und 29) habe ich aus geringen Kreissegmenten reconstruirt. Sie wäre eine auffallend grosse bassinartige Vertiefung, wenn meine Vermuthung, welche ich aus den schwer erkenntlichen Resten der Wände schöpfte, eine richtige ist.

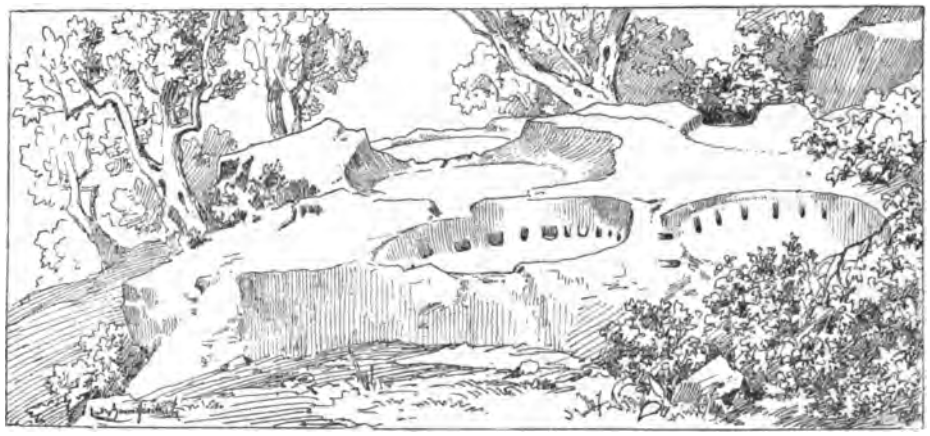


Fig. 27.

Die Schalen liegen nicht in gleicher Höhe, wenn auch die Höhendifferenz keine starke ist; sie scheinen zur Aufnahme einer Flüssigkeit gedient zu haben, welche von einer Schale in die andere abzuleiten war, was eine ganz deutlich tief eingehauene Rinne zwischen den Schalen *F* und *E* beweist. Andere Verbindungscanäle wie zwischen *E* und *D* sowie zwischen *E* und *C* sind undeutlich, möglicherweise durch Zufall entstanden.

In der Nähe dieses Felsens habe ich noch einzeln liegende kleine Felsblöcke liegen gesehen, an denen Theile solcher Schalen mit Bohrlöchern zu erkennen waren, diese oft nicht in horizontaler Lage; ich vermuthe, dass diese Steine von einem andern solchen Complex abgebröckelt und den Abhang herabgekollert waren.

In der Nähe des grossen Felsens fand ich roh gearbeitete Steine, circa $1^1/_2$ m im Durchmesser, welche Säulentrommeln nicht unähnlich sind; einer davon liegt gleich unterhalb des Felsens, zu einer Mauer als Baustein verwendet.

Diese säulentrommelartigen Steine brachten mich einen Moment auf die Vermuthung, dass die Schalen

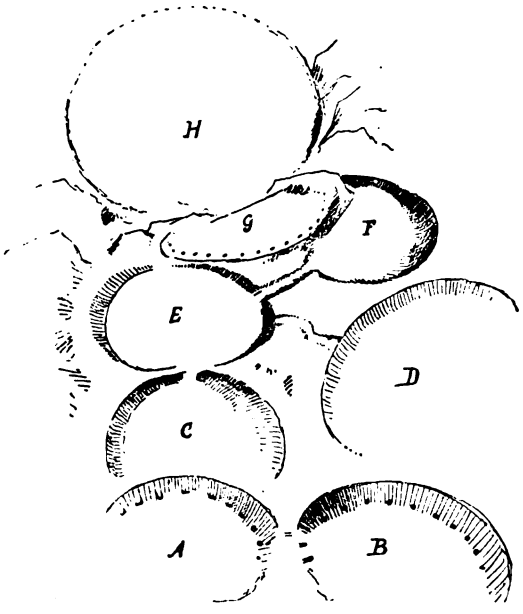


Fig. 28. Grundriss.

daher rühren, dass man die Säulentrommeln auf diese Weise aus dem Felsen gesprengt hat. Diese Vermuthung schien mir aber später aus verschiedenen Gründen nicht stichhaltig.

Die in der Nähe ansässigen Landleute konnten mir keinerlei Auskunft über die Entstehung geben, scheinen den Felsen überhaupt bis dahin noch nicht bemerkt zu haben.

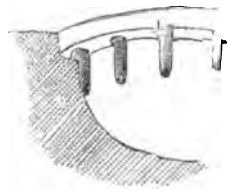


Fig. 29. Durchschnitt.

Die Felswand, welche in der Nähe dieses Steines steil abfällt, weist zahlreiche kleinere oder grössere Höhlen auf. Ich habe an drei Stellen bis auf den Felsen gegraben und keinerlei prähistorische Objecte gefunden, so sehr die Situation zu dem Glauben an solche Funde berechtigt; überhaupt sind prähistorische Funde nach meinen eingezogenen Erkundigungen auf Corfu noch nicht gemacht worden.

2. Herr Prof. Dr. **Joh. N. Woldřich** hält einen Vortrag

Ueber eine Ansiedlung aus neolithischer Zeit bei Řepín in Böhmen.

Im verflossenen Herbste wurden auf dem der Theresianischen Akademie in Wien gehörigen Gute Řepín, und zwar auf einem Felde der Maierei Krp verschiedene Knochen, Scherben und eine Steinaxt ausgeackert und an die Güterdirection in Wien eingesendet. Ueber Einladung des Herrn Regierungsrathes Dr. A. Egger, R. v. Möllwald untersuchte der Vortragende die Fundobjecte. Auf eine Reihe von Detailfragen, die näheren Fundverhältnisse betreffend, antwortete die Gutsverwaltung (Herr Pleniger in Hustoles) im laufenden Frühjahre in sehr eingehender Weise. Auf dem betreffenden Felde befinden sich auf gelbem Boden bei 31 theils grössere, theils kleinere dunkle Flecken von runder und von viereckiger Form. In einem dieser Flecken wurde eine grosse Steinaxt aus Amphibolschiefer, in einem andern Gefässscherben, in einem dritten gebrannte Lehmstücke, in einem vierten zerschlagene Knochen gefunden; Gefässscherben sind überdies über die ganze Fläche zerstreut. Der Vortragende erörtert diese Flecken näher und bezeichnet dieselben zumeist als Grubenreste einstiger Wohnstätten und alle zusammen als eine Art Dorfansiedlung aus neolithischer Zeit, wofür nicht nur ähnliche Vorkommnisse in anderen Gegenden Böhmens, sondern auch ein verzierter Thonscherben, die Steinaxt und mit Steinwerkzeugen bearbeitete Knochen sprechen. Interessant und wichtig ist die Erscheinung, dass neben zerschlagenen Thierknochen (Rind und Schwein) auch zerschlagene Menschenknochen von drei Individuen vorkamen und dass Extremitätenfragmente eines jungen Menschen deutlich mit dem Steinmesser bearbeitet und zugeschnitten waren. Die genauere Beschreibung und nähere Auseinandersetzung dieses Fundplatzes, die eine geschlossene Ansiedlung aus neolithischer Zeit darstellt, wird der Vortragende folgen lassen.

3. Vortrag des Herrn Dr. **Moriz Winternitz**:

Ueber indische und indogermanische Hochzeitsgebräuche.

Ueber altindische Sitte erhalten wir durch die Inder selbst Aufschluss aus den Grihyasûtras derselben. Um über indogermanische Sitte sprechen zu können, müssen wir die Methode der vergleichenden Sprachforschung befolgen. Wie der Sprachforscher, vom Sanskrit ausgehend, durch Vergleichung der übrigen indogermanischen Sprachen über die indogermanische Ursprache Aufschluss gewinnt, so können wir über indogermanisches Volksthum überhaupt durch Vergleichung des Indischen mit den übrigen indogermanischen Sprachen sichere Thatsachen erschliessen. Der Vortragende weist nach, dass die ältesten Formen der Eheschliessung bei den Indogermanen Raub und Kauf waren. Das Nichtbetreten der Schwelle bei Indern, Römern und Griechen, das Aufhalten der Braut („fare il serraglio") bei Germanen, Romanen und Slaven, endlich das Weinen der Braut, welches bei den Indern eine so wichtige Ceremonie ist, dass ein besonderer vedischer Spruch dafür vorgeschrieben ist, sind deutliche Ueberlebsel des ehemaligen Frauenraubes. Der Kauf ist durch das römische und germanische Recht deutlich genug bezeugt. Im Rigveda schon wird das Aussenden von Werbern erwähnt. In den Grihyasûtren wird die Werbung ausführlich beschrieben. Ueber die Zeit, welche für die Hochzeit günstig ist, geben die Grihyasûtren Aufschluss. Indogermanisch ist: dass die Zeit des zunehmenden

Mondes günstig, der Frühling ungünstig für die Hochzeit ist. Von den eigentlichen Hochzeitsgebräuchen wies der Vortragende als indogermanisch nach: das Bad der Braut vor der Hochzeit, das Ergreifen der Hand, das Opfer, das Umwandeln des Feuers, das Setzen eines männlichen Kindes auf den Schooss der Braut, um sie zum Knabengebären fähig zu machen, das Bestreuen der Braut mit Getreidekörnern, was Fruchtbarkeit bewirken soll. Den eigentlichen Abschluss der Hochzeit bildet das Heimführen der Braut, worauf im Rigveda alles Gewicht gelegt wird. Der Vortragende schloss mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit des Beilagers und der dabei vorkommenden Ceremonien, die sich jedoch der öffentlichen Besprechung entziehen.

4. Dr. **Moriz Hoernes** spricht

Ueber die Herkunft der gerippten Cisten im „Hallstätter Culturkreis“[1]).

Die Probleme, welche uns durch das Vorhandensein zahlloser, mit keiner anderen kunst- oder culturgeschichtlichen Ueberlieferung verknüpften Denkmäler hohen Alters gestellt werden, sind unendlich verschiedener Art, und es bedarf schon einer gewissen, durch reichliche Fundthatsachen vermittelten Einsicht in das Material, um auch nur die Fragen, auf deren Beantwortung es überhaupt ankommt, richtig zu formuliren. So ist man ehedem mit mehr Zuversicht als Glück zur Abgrenzung weiter Culturkreise geschritten, so erkennt man jetzt im engeren Rahmen hie und da die Spuren vollkommen einheitlicher Culturverhältnisse einer und derselben, durch ihre Hinterlassenschaft hinlänglich charakterisirten Völkerschaft, und wenn nicht die gesammte Paläoethnologie ein leerer Wahn ist, braucht es da nur noch eines Schrittes, der uns einer vollständig geklärten historischen Thatsache gegenüberstellt. Allein hiezu ist es unumgänglich nothwendig, auch jenen Repräsentanten einer fremden, auf Handelswegen eingedrungenen Cultur, welche sich ebensosehr der Vorliebe unserer modernen Urgeschichtsforscher erfreuen, wie sie einst unseren prähistorischen Vorgängern in die Augen stachen, ihre richtige Stelle anzuweisen. Die cylindrischen, horizontalgerippten Bronzeeimer, welche die italienischen Archäologen ciste a cordoni nennen und deren sich unsere mitteleuropäischen Sammlungen früher als eines ausschliesslichen Besitzes rühmten, sind in dieser Hinsicht eine sehr lehrreiche Denkmälerclasse. An dem Wechsel der Ansichten, welcher bezüglich dieser Gefässe in dem letzten Decennium geherrscht hat, kann man den Weg verfolgen, welchen die Betrachtung sehr vieler, nördlich von den Alpen gefundener Denkmäler theils schon eingeschlagen hat, theils noch einschlagen muss, wenn sie zunächst unterscheiden will, was überhaupt vorgeschichtlich und was, wenn auch indirect, doch auf irgend einem andern Wege historisch bezeugt ist. Nachdem die in älterer Zeit herrschende unklare Anschauung vom etruskischen Ursprung der nordischen Bronzefunde verlassen worden war, galten die gerippten Cisten für einen der charakteristischen Typen der Hallstatt-Cultur. Die Betrachtung dieser Bronzegefässe „als ureigenstes Product der in jenen alpinen und subalpinen Gegenden, wo die Funde gemacht wurden, einst ansässig gewesenen Völker“, wich nur wenig von Bertrand's Ansicht ab, welcher die Anfertigung jener Cisten den Galliern zuschrieb und sie auf den Wanderzügen der letzteren nach Deutschland und Italien gelangen liess. Seit den Aufschlüssen, welche sich nordische Archäologen auf dem Congress zu Bologna holten, vindicirte man den fraglichen Typus und seine Verbreitung wieder ziemlich allgemein den Etruskern; allein Undset wollte denselben, da er im eigentlichen Etrurien bis dahin nicht vorgekommen war, einer nordetruskischen, dem Hallstätter Kreise verwandten Fundgruppe als charakteristisches Element zuweisen. Auch diese, von Gozzadini getheilte Auffassung erhielt den Todesstoss, als seit dem Auftauchen gerippter Cisten in Cumä die Pfleger der classischen Archäologie, voran Helbig (Annali dell' inst. 1880 p. 240—245), sich mit dem interessanten Problem zu befassen anfingen. Durch Helbig wurde es zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, dass diese Cisten griechisches, speciell chalkidisches Fabrikat und mit den bemalten Vasen zugleich nach Italien eingeführt seien. Dagegen wussten die nordischen Archäologen nichts Wesentliches einzuwenden, und auch Undset's nachträgliche Bemerkung, dass, wenn die Sache sich so verhielte, man doch immerhin annehmen müsse, die im mittleren und nördlichen Europa zu Tage geförderten Exemplare seien über Nord-Italien dahin gelangt, erscheint uns nach den neuesten Fundthatsachen wenigstens nicht unbedingt zutreffend. Milchhöfer (Anf. d. C. in Griechenl., S. 211) rechnet die ciste a cordoni zu den specifisch italischen Typen und findet es namentlich bemerkenswerth, dass der Verbreitungskreis derselben in Italien genau mit der Ausdehnung des etruskischen Volkes zusammenfällt. Helbig gegenüber concedirt er, dass dieser beliebte Typus höchstwahrscheinlich in den chalkidischen Städten Campaniens (vielleicht in Concurrenz mit den Etruskern) producirt wurde, nicht aber dass er von hier seinen Ausgang genommen habe oder gar aus dem griechischen Mutterlande importirt worden sei. Mit Argumenten gegen die, durch das Vorkommen solcher Cisten in griechischen Gräbern sehr stark fundirte Hypothese Helbig's ist Milchhöfer ebenso sparsam wie Helbig. Er wendet eigentlich nur ein, dass solche Artikel, welche Objecte des Tauschhandels über die Alpen hinaus gebildet haben, wohl nicht erst auf dem Wege der Einfuhr nach Italien gekommen sein werden, was man bezüglich des etruskischen Antheils am transalpinen Handel zugeben kann, bemerkt aber selbst, dass daneben die Betheiligung der griechischen Colonien Italiens allerdings mit in Betracht gezogen werden müsse, und ignorirt völlig einen dritten Factor, der uns gerade durch den letzten und grössten Cistenfund wieder sehr nahegerückt ist. Wir meinen den culturellen Zusammenhang Griechenlands mit dem Donaugebiet und Mitteleuropa überhaupt auf dem Wege des Binnenverkehrs

[1]) Anlässlich des Fundes von Kurd, besprochen von Moriz Wosinszky. („Etruskische Bronzegefässe in Kurd“, mit 17 Illustrationen.) Ungar. Revue, herausgeg. von P. Hunfalvy u. G. Heinrich. 1886. S. 309—322.

durch die illyrischen Zwischenländer. Die Untersuchung dieses noch kaum beachteten Factors, dieses sicherlich — aber wieweit? und in welchem Grade von Intensität? — bestandenen Zusammenhanges, ist eine der wichtigsten Vorfragen, welche gelöst werden muss, ehe man daran denken kann, eine Typengeschichte vorgeschichtlicher Kunst- und Culturformen im Mittelkörper und im Norden unseres Erdtheils festzustellen. Schon durch die jüngst in Bosnien (Glasinac) und der Hercegovina (Kreïn-Gradac) gemachten Bronzefunde erlitt der Hallstätter Culturkreis eine für die nordische Chalkeuten- wie für die exclusive Handels-Etrusker-Theorie bedenkliche Verschiebung nach Südosten [1]). Nun ist aber, während Oberitalien und die Alpenländer rastlos durchforscht werden, um den Einfluss etruskischer und altitalischer Verbindungen auf die nördlich vom Appennin und den Alpen gelegenen Landstriche zu bestimmen, in jener anderen Richtung, wo es sich um die directe Einwirkung hellenischer Cultur ohne Vermittlung einer zweiten Culturnation handelt, noch so gut wie nichts geschehen, und war auch bei dem gegenwärtigen Zustand Nordgriechenlands und der Zwischenländer von keiner zufälligen Entdeckung Aufschluss zu erwarten. Zieht man dies Alles in Betracht, so kann man es wohl nur als einen Ausweg der Verlegenheit betrachten, wenn uns die in dem obcitirten Berichte abgebildeten und besprochenen Bronzegefässe von Kurd wieder als „etruskische Handelswaare" vorgeführt werden. Dieser Fund steht, wie der Berichterstatter mit Recht hervorhebt, sowohl in wie ausser Ungarn in seiner Art ganz vereinzelt da. Vierzehn gerippte Bronzecisten von zweierlei Grösse und der dieselben enthaltende grosse konische Bronzeeimer wurden im Sommer 1884 am Ufer des Kaposcanales (Comitat Tolna) von badenden Kindern gefunden; aus den näheren Umständen, der Lage etc., schliesst der Berichterstatter, welcher die Localität selbst besucht und einen Theil des Fundes gehoben hat, dass dieser wahrscheinlich in Folge eines Schifffahrtsunfalles in das Bett des alten Flusses gestürzt sei. Der ganze Fund lag in einer 8′ hohen Schicht Torferde, welche sich grösstentheils nach dem Sturze des Kessels gebildet haben muss; denn kaum eine Spanne tief über dem letzteren folgt sandiger Boden, das Bett des alten Flusses. Wir haben es also hier mit einer jener Einbussen zu thun, welche die Importeure der Vorzeit, wie sich ebensowohl nachweisen, als leicht vermuthen lässt, nicht selten erlitten haben mögen.

Allein woher stammte die Waare, welche hier so funkelneu im Bodenschlamm des ungarischen Flüsschens versank? Welcher Nation gehörte der Verlustträger an? Etrusker war er wohl kaum, und schwerlich stand die Fabrik, in der jene Cisten gehämmert und genietet worden sind, auf der italischen Halbinsel. Der Fundort Kurd liegt zu weit östlich, um mit den italisch-baltischen Bernsteinhandelswegen, auf welchen nach Helbig (l. c. S. 255) und Mortillet (Dictionnaire des sciences anthropol. I., S. 314 f.) die Propagation der gerippten Cisten erfolgte, in Zusammenhang gebracht zu werden, und Grösse und Zusammensetzung des Fundes verbieten uns hinwieder, denselben einfach seitwärts liegen zu lassen. Höchst wahrscheinlich haben wir es hier mit einem Handelsartikel zu thun, der aus Nordgriechenland durch Vermittlung illyrischer Zwischenträger nach Pannonien importirt wurde, wie denn die Illyrier nach dem, wenigstens für die spätere Zeit sicheren Zeugniss des Plinius an den Bernsteinhandel zwischen der baltischen und der adriatischen Küste betheiligt waren [1]). Es darf nun zum Mindesten als eine Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass die nordöstlichsten, mit gerippten Cisten in unserem Denkmälerbesitz vertretenen Fundorte Kalisch und Priment, nicht wie bisher mit der durch Belluno, Hallstatt, Strakonic bezeichneten, sondern mit einer andern, direct nach Süden laufenden Handelslinie in Verbindung zu setzen sind. Wenn zur Unterstützung dieser Eventualfrage heute nicht mehr vorliegt, als ein Paar Funde aus Südungarn und Bosnien, so möge man sich doch nur immer gegenwärtig halten, dass wir auf der Balkanhalbinsel die Nordgrenze der archaischen Culturzone noch absolut gar nicht kennen, und dass wir von Süden her mit knapper Noth bis an eine der Herzkammern dieser Cultur, nach Dodona, vorgedrungen sind. Es lässt sich nur vermuthen, dass der Balkan — mit dem Schardagh ungefähr ebensoweit von Janina entfernt, wie der Brennerpass von Bologna — hier eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie der Alpengürtel im Norden der italischen Halbinsel, und vorläufig lässt sich die Erwartung, dass die nordbalkanischen und dinarischen Gebirgsländer einst durch ähnliche Funde, wie sie unser Tirol, Kraïn, Salzkammergut ergaben, in unserem Denkmälervorrath glänzen werden, durch nichts widerlegen. Auf meinen, dem Studium römischer und mittelalterlicher Monumente gewidmeten Reisen in Bosnien und der Hercegovina habe ich Hunderte und aber Hunderte jener Tumuli, welche, wie oben erwähnt, den „Hallstätter Culturkreis" im Südosten repräsentiren, gesehen und in meinen Aufzeichnungen vermerkt. Andere Reisende bezeugen, dass sie in Dalmatien, Montenegro und am bulgarischen Nordrande des Balkans ebenso häufig vorkommen. Was liegt hier nicht noch Alles in der Erde und welche dankbare Aufgabe hat Oesterreich-Ungarn mit der Occupation des dalmatischen Hinterlandes auch in dieser Richtung übernommen! Es wäre wahrlich an der Zeit, von dieser (heute der einzig möglichen) Seite her der oben berührten und vielen andern damit zusammenhängenden Fragen der Urgeschichte Europas näherzutreten.

Um aber schliesslich wieder auf die gerippten Cisten zurückzukehren, so ist seltsamer Weise gerade das jüngste, dem Funde von Kurd geographisch zunächst liegende Vergleichsmaterial Herrn Wosinszky unbekannt geblieben. Seine S. 320 ff. gegebene Aufzählung stützt sich auf Genthe („Tauschhandel", S. 121), statt auf Helbig (Annali l. c., bis 1879, das Homer. Epos S. 34, bis 1883) und die noch neueren Fundnotizen. Die

[1]) Fund von Glasinac: Hochstetter im X. Bd. dieser Mittheil. S. 289 ff. Fund von Kreïn-Gradac (noch unbearbeitet) erwähnt ibid. Bd. VIII, S. 234; vgl. Kat. d. hist. Bronze-Ausstell. im k. k. österr. Mus. f. K. u. Ind. 1883, S. 18, Nr. 411, 418, 425 f.

[1]) Ueber den Handel der Veneter: Sadowski, Handelsstrassen etc. Deutsche Ausg., S. 179 f.

letzteren sind: MARCHESETTI im Boll. della società di scienze nat. in Trieste, IV, 1879 estr. p. 9. Taf. II 4. (Reifenciste aus einem Grab bei S. Daniele am Karst; nach einer ebenda S. 11 Anm. 1 gegebenen Mittheilung befindet sich ein ferneres Exemplar, das mit andern aus Aquileja stammenden Bronzen von ZANDONATI angekauft wurde, im archäologischen Museum zu Triest.) Derselbe, ibid. VIII, 1883, estr. S. 4 Taf. I, 1. (Reifenciste aus der Nekropole von Vermo bei Pisino in Istrien.) Nach P. ORSI (Sopra le recente scoperte nella Istria etc. Estr. dall Bull. di paletn. Ital. XI n. 1—9. 1885. Taf. I. 2.) fanden sich in der letztgenannten Nekropole zwei Reifencisten neben drei Situlen und drei rundbauchigen Bronzegefässen, alle als Ossuarien unter vollkommenen gleichen Verhältnissen gebraucht [1]). Ohne so weit zu gehen wie ORSI, welcher anlässlich der jüngsten namhaften Gräberfunde in Istrien und den Alpenprovinzen Oesterreichs zur Aufstellung einer neuen archäologischen Gruppe schreiten und die hauptsächlichsten Funde von Kärnten, Krain, Mittelsteiermark und Oberösterreich einer altillyrischen Cultur zuschreiben will, dürfen wir diesem paläoethnologischen Element doch wenigstens die Funde in Istrien und einem Theile der julischen Alpen, wo eben, während wir diese Zeilen schreiben, wieder erfolgreiche Ausgrabungen im Gange sind, vindiciren, und gewinnen so ein ganz anderes, als das den Historikern und Archäologen bisher geläufige Bild von den Ahnherrn der heutigen Albanesen. Nach C. PAULI's sprachwissenschaftlicher Untersuchung der Inschriften nordetruskischen Alphabets (Leipz. 1885, S. 119 ff.) bestand auch die vorrömische Bevölkerung des Ober-Gailthales aus Illyriern, und wie receptionsfähig dieses Element für archaische Cultureinflüsse gewesen ist, beweisen zur Genüge die Funde von der Gurina (1884 in A. B. MEYER's „Gurina", Dresden 1885, Fund von 1885 noch unbearbeitet), welche sich in reicher Fülle über alle Perioden der „altitalisch-hallstättischen" und der „La-Tène-Cultur" bis in die römische Zeit und die Epoche der Völkerwanderung hinein erstrecken.

5. **Dr. Moriz Hoernes** spricht

Ueber ein merkwürdiges Fundstück aus Nussdorf bei Wien.

Durch die Freundlichkeit des Herrn A. BACHOFEN VON ECHT sen., Bürgermeisters von Nussdorf, erhielt die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturh. Hofmuseums einige Objecte, welche beim Graben eines Brunnens in dem genannten Orte an einer circa 150 m von der Donau entfernten Stelle, in der Tiefe von 11 m gefunden wurden. Darunter befand sich das 38 cm lange, ca. 12 cm breite Randstück eines kolossalen Gefässes aus grobem grauen Thon (Drehscheibenarbeit), dessen Mündung einen Durchmesser von über 63 cm und einen Umfang von nahezu 2 m gehabt haben muss. Die Wandung ist 1·7, der wulstige Rand 6·5 cm stark, über die Form des Gefässes lässt sich nur vermuthen, dass dieselbe eine wenig ausgebauchte, tiegelförmige gewesen sei. Das erhaltene Stück ist an einer Stelle dicht unter dem Rande durchbohrt und man bemerkt hier den Rest eines 4 mm starken Eisenstabes, dessen Fortsetzung im Innern des Gefässes (abgebrochen, aber nebst dem anhaftenden Stein-Conglomorat erhalten) eine ca. 3 cm hohe und ebenso breite U-förmige Krümmung zeigt. Ferner ist der Randwulst aussen, nahe an seinem oberen Ende, rund um die Mündung (an dem erhaltenen Fragment 6mal) mit schräg nach links gerichteten, 4 cm tiefen Einbohrungen versehen, deren Zweck (wenn er nicht blos ein keramotechnischer gewesen sein sollte) in der unbekannten Bestimmung des Gefässes gesucht und daher fraglich bleiben muss. Wir haben es aber hier trotz der tiefen Lage des Fundes, mit keinem sehr alten Stücke zu thun. Auf der Oberfläche des Randwulstes findet sich nämlich ein fabrikszeichenartiger Stempel und ich schliesse daraus, dass dieses Object dem Mittelalter (etwa dem XIII. oder XIV. Jahrhundert) seine Entstehung verdankt. Als Argument für diese Auffassung lege ich das Randstück eines ähnlich geformten, obwohl kleineren Gefässes vor, das ich vor einem Jahre unter den Küchenscherben der Burgruine Hinterhaus bei Spitz a/d. Donau aufgelesen und welches an derselben Stelle eine ähnliche Marke zeigt. Die übrigen, mit dem grossen Randstück zusammengefundenen Objecte bieten, da sie nur aus Thierknochen (vom Rind und vom Hirsch) bestehen, für die Datirung des Fundes keinen weiteren Anhaltspunkt.

[1]) Die gerippte Bronze-Situla von Sta. Lucia im Küstenlande (Mitth. der k. k. Central-Commission 1884, S. CXLV, Fig. 8) spricht ebenfalls dafür, dass Situlen und Cisten trotz ihrer charakteristischen Unterschiede einander keineswegs ferne stehen, sondern vielmehr als nahverwandte Typen anzusehen sind. Horizontal gerippte eimerförmige Thongefässe kommen in ganz gleicher Bildung sowohl in Istrien (Bull. di paletn. ital. 1885, Taf. 2, F. 8) wie im Küstenlande (Mitth. d. Centr.-Comm. l. c. S. CXLVI, F. 11) und in Este (ibid. S. CXLVII) vor und sind nach allen Analogien als Nachbildungen getriebener Bronzearbeiten zu betrachten.

Ausserordentliche Sitzung am 18. Mai 1886.

Vorsitzender: Der Präsident FERDINAND FREIHERR VON ANDRIAN-WERBURG.

1. Vortrag des Herrn Hofrathes Dr. **Theodor Meynert**

Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung.

2. Vortrag des Herrn Dr. **Moriz Hoernes**

Ueber die vorjährigen Funde in Gurina.

Der Vortragende erklärt, da die Ausgrabungen in Gurina auch jetzt noch nicht als abgeschlossen angesehen werden können, sich auf eine vergleichende Statistik der Funde aus den Jahren 1884 und 1885 zu beschränken und darin Dasjenige hervorzuheben, was sich im Nachtrage zu A. B. MEYER's Bearbeitung des erstgenannten Ergebnisses als eine Bereicherung oder Berichtigung unserer Kenntniss dieses Fundorts darstellt.

Unter den römischen Kaisermünzen, welche 1884 die Zeit von Vespasian bis Constantin II. (2. Hälfte des I. bis 2. Hälfte des IV. Jahrh.) umfassten, sind diesmal nur

Antoninus Pius, Marc Aurel und Septimius Severus vertreten. Unter den 22 Fibeln und Fibelfragmenten finden sich fast alle 1884 ausgegrabenen Typen wieder, dazu ein paar neue (Armbrustfibel mit Vogelgestalt auf dem zurücktretenden Schlussstück und Bogenfibel mit Spiralen an beiden Bügelenden, aus Bronze, in Watsch dieselbe Form aus Eisen). An Bronzegeräth: Aus Tumulis Bänder und Fragmente von Blech mit Nieten und Ueberschlägen, Reste zerstörter Gefässe und Beschläge mit Leichenbrand und Kohle vermengt, ferner Nadeln und Nadelfragmente, Griffel und ähnliche Instrumente, Ausgussröhren eines Gefässes, Henkelring, Kettchen, Fingerringe u. dgl., ziemlich in gleicher Zahl und Bedeutung wie 1884, wenn man von dem bekannten Inschriftbleche absieht, dem im Vorjahre nichts anzureihen war. Von Eisen: 12 Messer und Dolche, schöne, zum Theil charakteristische Stücke, 5 Pfeil- und Lanzenspitzen, 4 lange Eisenspiesse mit blattförmigen Enden, 2 Schlüssel, 2 Pflugscharen, 1 Pflugkette, 3 Sensenklingen, 1 Schafscheere, 3 sichelförmige (Baum?) Messer, 1 Schöpflöffel, eiserne Schnallen und Ringe, Nägel, Zwecken, Klammern u. dgl. in grosser Zahl. Aus Glas: Fragmente von blauen und weissen Armringen, zum Theil mit gelbem Email, Knopfperlen und Gefässbruchstücke. Ein silberner Fingerring von feiner Drahtarbeit, ein Beinspatel, zahlreiche Wetz- und Quetschsteine u. s. w.

In grösster Zahl fanden sich wieder Fragmente von Thongefässen: die aus den Tumulis stammenden, von sehr alterthümlicher Technik und Verzierung, die übrigen zum grösseren Theile Drehscheibenarbeit aus römischer Zeit, der Rest der Hallstatt- und La-Tène-Cultur angehörig. Hervorzuheben sind unter den römischen Fragmenten: Das eines (mindestens) 3mal mit Bleischnüren geflickten, schön schwarzlackirten Tellers, Schalenboden mit gepresster Relief-Kampfscene, Schalenwand mit gepresster Relief-Guirlande, Wandbruchstück einer Terrasigillata-Schale mit Rest einer Kratzinschrift (V O T), Bodenfragment einer grauthonigen Schale mit Kratzbuchstaben (. A M . A), gelbthoniges Fragment mit einem R, zahlreiche Bruchstücke mit Wellenornamenten in verschiedener Ausführung. In Norddeutschland gilt das Wellenornament für charakteristisch slavisch, da es dort in altslavischen Burgwällen und Pfahldörfern häufig gefunden wird und noch heute im Lausitzer Spreewald und in Böhmen zur Decoration tektonischer Theile verwendet werden soll. Es ist aber ein so einfaches Motiv, dass man es wohl nicht mit einem bestimmten ethnischen Element ausschliesslich in Zusammenhang bringen darf, wie es ja thatsächlich ausser Europa in vielen Theilen der Erde wiederkehrt. Für Gurina kommen nur die krainischen, steirischen, niederösterreichischen und bairischen Analogien in Betracht, und darnach scheint es allerdings auch hier einer späten Periode (dem Ende der heidnischen Vorzeit dieser Länder) anzugehören.

Bemerkenswerth ist ferner eine Anzahl Fragmente von Dreifussschalen, sogenannten Dreischlitzen. Diese charakteristische Form war bisher vorwiegend aus Steiermark (Lasenberg und Umgebung im Joanneum zu Graz, Berchtholdstein bei Gleichenberg, Maria-Rast; Angerkogel bei Kerschbaum, Mantrach und Eichberg bei Gross-Glein im naturhistorischen Hofmuseum) und Niederösterreich (Kilb, Mank und Hainberg, Oberbergern bei Mautern im naturhistorischen Hofmuseum) bekannt, in Steiermark roher und alterthümlicher, in Niederösterreich feiner, den mitgefundenen grösseren römischen Gefässen ähnlich. Die Dreischlitze von Gurina sind durchschnittlich grösser als die vorgenannten und oft mit dem Spatel verziert (Füsse und Deckel mit Wellenlinien, der Bauch mit Horizontalfurchen). Wir dürfen diese Stücke auch hier der römischen Periode zuweisen und können daran sehen, wie sich importirte Formen in Ausführung und Verzierung dem einheimischen Geschmack accommodirten. Zu erwähnen ist ferner das Bruchstück einer Schale, die an der Biegung zwischen Hals und Bauch mit einer Reihe von Bronzeschüppchen besetzt war. Diese in unseren Alpenprovinzen (Sta. Lucia, Watsch, Hallstatt) seltene Verzierungsweise ward in Oberitalien (Este) häufiger geübt und scheint von daher zu stammen.

Der Vortragende erwähnt schliesslich einige singuläre Formen, so ein Gefäss mit 2mal pflaumenkernförmig durchstochenem Boden, und theilt mit, dass nach dem Gutachten eines Fachmanns die ausgestellte Serie von Erzen, Zwischenproducten und Schlacken aus Gurina darauf hinweist, dass der Process der Verhüttung von Kupfererzen bereits ziemlich vorgeschritten war, indem mittelst eines verhältnissmässig schwierigen Vorgangs auch Schwefelerze (Kiese) zur Verhüttung gelangten.

Alle den Gesammtfundort als ein vieldeutiges geschichtliches Denkmal angehenden Fragen müssen heute noch vertagt werden. Gewisse Dinge lassen sich eben nicht früher beurtheilen, als bis man mit den Vorstudien fertig ist, und dass wir auch gegenwärtig noch nicht so weit sind, beweist der Entschluss der Anthropologischen Gesellschaft, auch heuer und in den folgenden Jahren in Gurina Grabungen vornehmen zu lassen.

3. Für die Bibliothek sind folgende Druckwerke als Geschenk eingelaufen:

Danielli, Dott. Jacopo: Sui denti incisiva dell' Uomo; osservazioni e note. Sep. aus „Archivio per l'Antrop. e l'Etnologia". Quiendicesimo Vol. Nr. 1, 2. LXXIV. Tab. 4°. (ded. Aut.)

Archaeologische Gesellschaft in Moskau: Nizabvennoj pamjati Grafa Aleksjeja Sergjeviča Uvarova. (Dem unvergesslichen Andenken des Grafen Alex. Sergjevič Uvarov.) 78 pp. 4°. (ded. Moskauer archaeolog. Gesellschaft.)

Hoffman, W. J.: Remarks on Indian tribal names. Sep. aus „American Philosophical Society". 1886. p. 294—303. 8°. (ded. Aut.)

Manouvrier, Dr. L.: Place et importance de la Craniologie Anthropologique. Sep. aus „Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Paris 1886. Tome III. 1886. 19 pp. 8°. (ded. Aut.)

Krauss, Dr. Friedr. S.: Smailagić Meho. Pjesan naših Muhamedovaca. Nalogom Anthropološkoga Društva u Beču. Narodna Biblioteka XIX. U Dubrovniku 1886. 192 pp. 8°. (ded. Aut.)

Der Vorsitzende spricht den Herren Einsendern den verbindlichsten Dank der Gesellschaft aus.

Literaturberichte.

Chalmers James und W. Wyatt Gill. Neu-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877—1885. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus, 1886. 8°. XXXIV, 304 S.

Die in diesem Buche niedergelegten Schilderungen und Mittheilungen beziehen sich auf den südöstlichen Theil Neu-Guineas, der von jener senkrechten Linie, welche von der Humboldt-Bai gegen die Torres-Strasse läuft, im Osten gelegen ist. Derselbe wird in der Regel als der britische Antheil Neu-Guineas bezeichnet. Das Buch zerfällt in zwei Theile, nämlich I. Forschungen in Neu-Guinea, Auszüge aus den Tagebüchern des seit 1877 auf Neu-Guinea stationirten Pastors James Chalmers (S. 1—218) und II. Sieben Wochen in Neu-Guinea, Bericht des auf Rarotonga stationirten Südsee-Missionärs, Pastor W. Wyatt Gill, über eine nach Neu-Guinea im Anfange des Jahres 1884 unternommene siebenwöchentliche Visitationreise (S. 219—294). Beide Arbeiten schildern die Erlebnisse der beiden Missionäre auf der Insel mit besonderer Hervorhebung der Missionsthätigkeit und dem sich daranschliessenden Verkehr mit den Eingeborenen. Die Schilderungen der beiden würdigen Männer sind nicht von gleicher Beschaffenheit: Gill erzählt im Ganzen mehr ruhig und anschaulich, während die Darstellung von Chalmers gar zu oft in eine lakonische, sprunghafte Manier verfällt.

Das Buch enthält eine äusserst reichhaltige Fülle ethnographischen Materials, das um so werthvoller ist, als die Missionäre direct mit den Eingeborenen in ihrer eigenen Sprache oder mittelst zuverlässiger Dolmetscher verkehren konnten. Gleichwie der Missionär Rebmann seiner Zeit bemerkt hatte, er sei in den gefährlichsten Gegenden Afrikas am sichersten gereist, wenn er mit einem Regenschirm bewaffnet war, ebenso wiederholen die Verfasser unseres Werkes an mehreren Stellen, man reise auf Neu-Guinea am sichersten, wenn man von den Waffen keinen Gebrauch macht. — Die Schilderungen des Charakters der Papua stimmen ganz mit jenen Wallace's überein; aus allen Zügen geht die von diesem Reisenden hervorgehobene Lebhaftigkeit deutlich hervor. Wir begegnen öfter Schilderungen der Beerdigungsgebräuche, sowie der Sitte, Reliquien, und zwar sehr umfangreiche, der dahingeschiedenen Angehörigen mit sich herumzutragen. Eine Menge von Thatsachen, welche die Anthropophagie der Papua, und zwar der schlimmsten Art illustriren, werden uns vorgeführt. Jene Weltverbesserer, welche gegen die Schnürbrüste unserer Damen eifern, mögen in unserem Buche über die Schnürgürtel der jungen Männer unter den Papuas nachlesen; sie werden finden, dass das Kleidungsstück unserer Damen gegen jene Schnürgürtel eine harmlose Modethorheit ist. — Sonst auch scheinen bei den Papuas die beiden Geschlechter ihre Rollen getauscht zu haben; während das Weib die Haare kurz geschoren trägt (à la Fiesco), wird das zu einer mächtigen Perrücke aufgekämmte Haar von den Dandys mit allen möglichen Zierrathen aufgeputzt.

Die Verfasser führen öfter einzelne charakteristische Fälle an, um das Denken der naiven Wilden zu illustriren. Damit wird oft mehr erreicht, als durch langathmige Beachtungen. Man vergleiche die Erzählung auf S. 276. Chalmers bat den Häuptling Lohia Malaga, ihn zu den prächtigen Rouna-Fällen zu führen, wo der Fluss nicht weniger als 80 m tief über eine Klippe hinabstürzt. (Der berühmte Niagarafall ist nur 47 m hoch.) Da antwortete ihm der Häuptling: „Tamate (hochwürdiger Herr), wenn Du hungrig bist, komme mit mir und ich will Dir zeigen, wo man Wallabys und Wildschweine jagt. Warum willst Du Dir eine Masse Wasser ansehen, die über dicke Steine herunterfällt?“ — Dazu macht der Missionär die kurze Bemerkung: „Es ist Thatsache, dass kein Wilder Sinn für landschaftliche Schönheiten besitzt.“ **Friedrich Müller.**

Dr. C. Marchesetti. La necropoli di S. Lucia presso Tolmino. Scavi del 1884 (con 10 tav. litogr.). 73 pp. Trieste 1886. 8°.

Im fruchtbaren Isonzothale, unweit der Mündung der Idria, liegt die Nekropole von Sta Lucia, das ausgedehnteste (nach M. aus mehreren Einzelfriedhöfen bestehende) einer ganzen Reihe von Grabfeldern, welche die Ueberreste der zahlreichen prähistorischen Bevölkerung dieses Thales bergen. Seit 1850 in Localkreisen durch zufällige Funde (Pfarrer Ruttar) bekannt, wurde sie zuerst 1881 von Dr. Bizzaro aus Görz im Auftrage der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmäler (s. Mitth. ders. Wien 1880, p. IX und CLV; 1884 p. CX—CXVII; ferner Chierici im Bull. di paletn. ital. 1882, S. 121 und Orsi ibid. 1884) durch die Oeffnung von 70 Gräbern systematisch ausgebeutet. An diese Ausgrabung schloss sich zeitlich und örtlich die von M. jetzt beschriebene, welche im östlichen Theile des über 10.000 m² grossen Friedhofes auf einem Raume von 137 m² 210 Gräber ergab (Grundr. Taf. I, Durchschnitt einiger Gräber Taf. X, 9—13), über deren Einzelbefund das S. 7—17 mitgetheilte Ausgrabungs-Journal genaue Auskunft gibt. 1885 wurden M.'s Arbeiten an anderen Punkten der Gräberfelder fortgesetzt, worüber der Bericht noch aussteht.

Das Flachgräberfeld von Sta. Lucia war ausschliesslich der Brandbestattung gewidmet. Die Anlage der zwischen 0·30 und 1 m tiefen Gräber zeigt keinerlei Ordnung; manchmal finden sich mehrere innerhalb eines Quadratmeters, andere liegen in viel grösseren Abständen. Die meisten bestehen nur in einer runden Grube, in welche die Brandreste geschüttet wurden, nur 17 (ca. 8%) haben grosse thönerne Urnen (grobe Handarbeit, primitive Verzierung, Taf. IV, 5, 8, 10, 11), alle sind mit unbehauenen, oft sehr grossen Steinplatten zugedeckt. Stellenweise liegen unter den Gräbern noch bis 2 und 3 m tiefe Brandgruben mit reiner Holzkohle ohne animalische und sonstige Reste (ältere Feuerstellen?). Die ungleich vertheilten Beigaben bestehen in Thongeschirr (Töpfen, Tassen, Schalen, stets neben, nie auf, höchst selten in den grossen Urnen, wo solche überhaupt vorhanden), Metallgegenständen (meist Schmucksachen, viel seltener Waffen, und zwar Fibeln, Haarnadeln, Ohr-, Finger-, Arm- und Halsringen, vorwiegend aus Bronze) und Perlen aus Glas und Bernstein (Uebersicht S. 21 f.). Aus Anm. 2, S. 27, erfahren wir, dass 1885 auch eine Anzahl Bronzegefässe, darunter 4 Situlen und 1 Reifencyste, gefunden wurden.

Der ganze Hausrath trägt den unzweideutigen Charakter der „Hallstatt-Cultur“, wie er auch in anderen küstenländi-

schen und den nahen krainischen Fundstätten vorherrscht. Unter 75 Fibeln finden sich 17 ad arco semplice, 22 serpeggianti, alle übrigen gruppiren sich zwischen oder um diese führenden Typen; mehrere La-Tène-Formen stammen von Punkten ausserhalb des Gräberfeldes. In der Nekropole selbst fehlt jede Spur dieser jüngeren Epoche. Ueber zeitliche Unterschiede innerhalb jenes archaischen Zeitraumes, welche auf dem ausgedehnten, viele tausend Gräber umfassenden Friedhof hervortreten müssen, wird sich wohl erst nach längeren Grabungen urtheilen lassen. Den bisher aufgedeckten Theil hält M. für älter als die istrischen Nekropolen von Vermo und Pizzughi, welche dem 5. vorchristlichen Jahrhundert angehören und von den Gräbern von Sta. Lucia nach Inhalt und Anlage sehr wesentlich verschieden sind. In ethnographischer Hinsicht entscheidet sich der Verfasser für die Annahme eines venetischen Elementes als Bevölkerung des ganzen Isonzothales und der angrenzenden Küstenlandschaft bis zu den Wohnsitzen der Euganeer.

Marchesetti's in allen Theilen gleich liebevoll und gewissenhaft ausgeführte Studie ist ein höchst werthvoller Beitrag zu den durch überreiche Funde in den letzten Jahren unterstützten Bestrebungen, aus dem Julischen Alpengebiet, aus Krain, Istrien und dem Küstenlande eine neue archäologische Gruppe zu bilden, die aber doch — wie hoch einerseits der uralt-arische Culturbesitz der Illyrier und wie gering andererseits der Import aus südlicheren Ländern angeschlagen werden mag — kaum etwas Anderes sein kann, als ein Zwischenglied inmitten der gebenden archaischen Cultur, welche auf der Balkanhalbinsel ihre höchste Ausbildung erfuhr, und der empfangenden „Hallstatt-Cultur", welche in Mitteleuropa bis weit nach dem Westen hin ihre mannigfaltigen Blüthen getrieben hat. **Dr. Moriz Hoernes.**

Památky archaeologické a místopisné. Bd. XIII. Prag 1886.

Heft 5 [1]).

Josef Smolík. Gussformen zu Bronzegegenständen, gefunden in Zvoleněves. (Mit 1 Tafel.)

Im Jahre 1885 wurden bei den Ergänzungsbauten der Zuckerfabrik in Zvoleněves in einer jüngern Aufschüttung (vom Jahre 1859), mittelst welcher das Terrain planirt wurde und deren Material höchst wahrscheinlich von dem naheliegenden Hügel zugeführt wurde, neben Scherben alter Keramik 15 Stück alter Gussformen gefunden. Von denselben sind 5 complet, d. h. es finden sich von denselben beide zu einander passende Theile. Von diesen verdienen erwähnt zu werden: eine Gussform zu einem Meissel und eine andere zu einem walzenförmigen Hammer, beide mit Düllen; ferner die Gussformen zu einem Paalstab mit Flügeln, zu 2 Nadeln und zu einem Ring. Das sechste Stück hat zu beiden Seiten Formen, und zwar auf der einen zu 5 Ringeln, auf der andern zu einer Nadel und 7 kleinen Ringeln. Die übrigen Gussformen, von welchen blos je eine Hälfte oder nur Bruchstücke gefunden wurden, weisen Formen zu Nadeln, Ringen, Ringeln und einem Messer auf. Die meisten Gussformen, ausser einem Stück, das aus hartem Stein verfertigt ist, sind von Sandstein und tragen deutliche Spuren von häufiger Benützung an sich.

Franz Leger. Grabhügel von Podtuhošť. (Mit 1 Taf.)

Am Fusse des Tuhošť-Berges (bei Švihov) befanden sich angeblich noch vor Jahren mehrere Grabhügel, von welchen sich nur noch 3 kaum sichtbare erhalten haben. Der Berichterstatter öffnete 2 von denselben. Der eine soll bereits früher seines Inhaltes beraubt worden sein; der andere aber, welcher 20 Schritt im Durchmesser hatte, war — wie aus der Beschreibung erhellen dürfte — mit Steinen umlegt. Die hier gemachten Funde enthalten: eine 3 cm lange und 2 cm breite Goldplatte, mit quadrirter Zeichnung verziert, Fragmente von Bronzegefässen, von welchen besonders ein Rand mit eingehängten Traghenkeln jenen von Hallstatt ähnelt, ferner einen Knopf, einen Ring, einen Henkel und diverse Bruchstücke von Bronze. Von Eisen wurden mehrere Bruchstücke gefunden, allein ausser 2 Nägeln und einem Bruchstück von Eisenblech lässt sich deren ursprüngliche Form nicht mehr ermitteln. Auch wurden daselbst grobe, sowie auch fein gearbeitete, geglättete und mit Ornamenten verzierte Scherben von verschiedenen Gefässen gefunden, unter welchen ein Scherben Spuren von Glasur (?) aufweisen soll. (Leider wird kein Stück von denselben abgebildet.)

Brt. Jelinek.

[1]) Das 4. Heft enthielt nichts Anthropologisches.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 6. **Sitzungsberichte.** **November 1886.**

INHALT: **Monatsversammlung am 9. November 1886.** 1. Neue Mitglieder; S. 53. — 2. Trapp, Künstliche Höhlen in Mähren; S. 53. — 3. Kulka, Burgberg bei Jägerndorf; S. 53. — 4. Gross, Knochenschnitzereien aus Schweizer Pfahlbauten; S. 53. — 5. Lukas, Burgwall auf dem Berge Razi; S. 55. — Ammann, Der Eibenstein, S. 56. — Bachofen v. Echt, Gefässscherben von Nussdorf; S. 58. — 8. Spöttl, Bronzefund von Aranj jdká; S. 59. — 9. Hoernes, Ausgrabungen auf der Gurina 1886; S. 59. — 10. Krauss und Beckmann, Einfluss des Orients auf die Südslaven; S. 62. — 11. Eingelangte Bücher; S. 63.

Monatsversammlung am 9. November 1886.

Vorsitzender: Professor Dr. J. N. Woldřich.

1. Seit dem Monate Mai d. J. sind als wirkliche Mitglieder folgende Herren aufgenommen wurden:

Dr. Moriz Winternitz in Wien,
J. D. Beckmann, Orientalist in Wien,
Professor Dr. August Gittée in Ath, Belgien,
Carl Perny, stud. jur. in Wien.

2. Das Präsidium der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale übermittelt einen Bericht des Herrn **Moriz Trapp** über die im Jahre 1858 unternommene

Durchforschung künstlicher Höhlen in Mähren.

3. Herr Cand. jur. **Richard Kulka** übersendet einen Bericht:

Der Burgberg bei Jägerndorf, eine prähistorische Ansiedlung.

Beide Arbeiten werden im 3. Hefte der diesjährigen Mittheilungen zum Abdrucke gelangen.

4. Herr Dr. **V. Gross** in Neuveville übersendet an das Secretariat eine Zuschrift

Ueber die eigenthümlichen Knochenschnitzereien aus den Schweizer Pfahlbauten.

In Nr. 3 und 4 Ihrer Mittheilungen dieses Jahres habe ich einen Artikel meines geschätzten Collegen, Herrn R. Forrer jun. zu Gesicht bekommen, in welchem er die sogenannte Hornperiode in der Schweiz bespricht und anzunehmen scheint, dass dieselbe wirklich existirt habe.

Ich sehe mich nun veranlasst, Ihnen meine Erfahrungen in Betreff dieser Horngegenstände mitzutheilen, die leider mit denen meines Collegen nicht übereinstimmen. — Meine Ansicht geht dahin, dass die grosse Mehrzahl dieser Hornobjecte grobe Fälschungen sind, indem entweder echte Gegenstände nachträglich ornamentirt oder aus antikem Hirschhorn die abenteuerlichst geformten Sachen fabricirt worden sind. Ein Blick auf die zwei beiliegenden Tafeln, die ich selbst nach Originalen photographirt habe, wird Sie von der Wahrheit meiner Behauptungen überzeugen. Was die moderne Ornamentirung der falschen Hornsachen betrifft, so erlaube ich mir, Sie auf die Nummern 7, 16, 26 etc. der Tafel I (Siehe die Figuren 30—32 auf S. 54) und 3, 6, 17, 18, 20, 25, 26 etc. der Tafel II (Fig. 33—39) und was die Form anlangt, auf die Nummern 5, 6, 16, der Tafel I (Fig. 31 und 40—42) und Nr. 6, 7, 24, 37, 38 etc. der Tafel II (Fig. 38 und 43—46) zu verweisen.

Die dem Bronzemesser nachgeahmten Instrumente (Fig. 31 und 44—46) fallen wegen ihrer vollständigen Unbrauchbarkeit, ihrer Form etc. auf der Stelle in die Augen. Die am meisten durch ihr unechtes Aussehen frappirenden Gegenstände, von denen sich eine Art Amulett durch dem Griechischen ähnliche, eingravirte Buchstaben auszeichnete, konnte ich mir leider nicht einmal für die photographische Aufnahme verschaffen, da der Händler, wahrscheinlich Böses ahnend, sie mir nicht mitgeschickt hatte [1]). — Um beiläufig von diesem Händler zu sprechen, so ist gerade er derjenige, welcher die sogenannte Hornzeit entdeckt hat. Als die andern Pfahlbaustationen fast gänzlich erschöpft waren und er sich zeitweis schon mit Anfertigung von falschen Sandstein-Gussformen beschäftigt hatte, that sich plötzlich bei Forel, einem Dorfe, in dessen Nähe er wohnte, eine wahre Fundgrube von ornamentirten und polirten Horngegenständen auf. Später siedelte er nach Cortaillod, einer bekannten, fast erschöpften Steinstation über, in der sich bis dahin nie ein Stück von der besprochenen Hornzeit gefunden hatte, und siehe da, dieselben ornamentirten und polirten Hornsachen kamen auch hier wieder haufenweis zum Vorschein. Ich habe seinerzeit Tausende von Horngegenständen aus den verschiedensten Stationen der Schweiz für mich angekauft und mir nur ein einziges verziertes Amulett aus der Steinzeit (Protohelvètes, Tafel VI, Nr. 27) verschaffen können, welches, nebenbei gesagt, ein ganz anderes Aussehen hatte, als die neuerdings fabricirten. — Als ich zum ersten Mal diese falschen Horngegenstände zu Gesicht bekam, fielen sie mir sofort auf wegen ihres fetten Aussehens und ihrer übertriebenen Politur einerseits, und wegen des weissen

[1]) Mittlerweile hat uns Herr Dr. Gross auch eine Abbildung dieses Stückes eingesandt. Wir bringen eine Zeichnung davon in Figur 47. Die Red.

Seesandes, mit dem die ornamentirten Stellen ausgefüllt waren, andererseits. Ich entfernte diesen Sand sorgfältig und fand darunter eine feine Kohlenschicht, eine dunklere Färbung zu geben, und dann die Ornamentirung mit Seesand ausgefüllt, um an einen Aufenthalt im Wasser glauben zu machen. — Mit einem

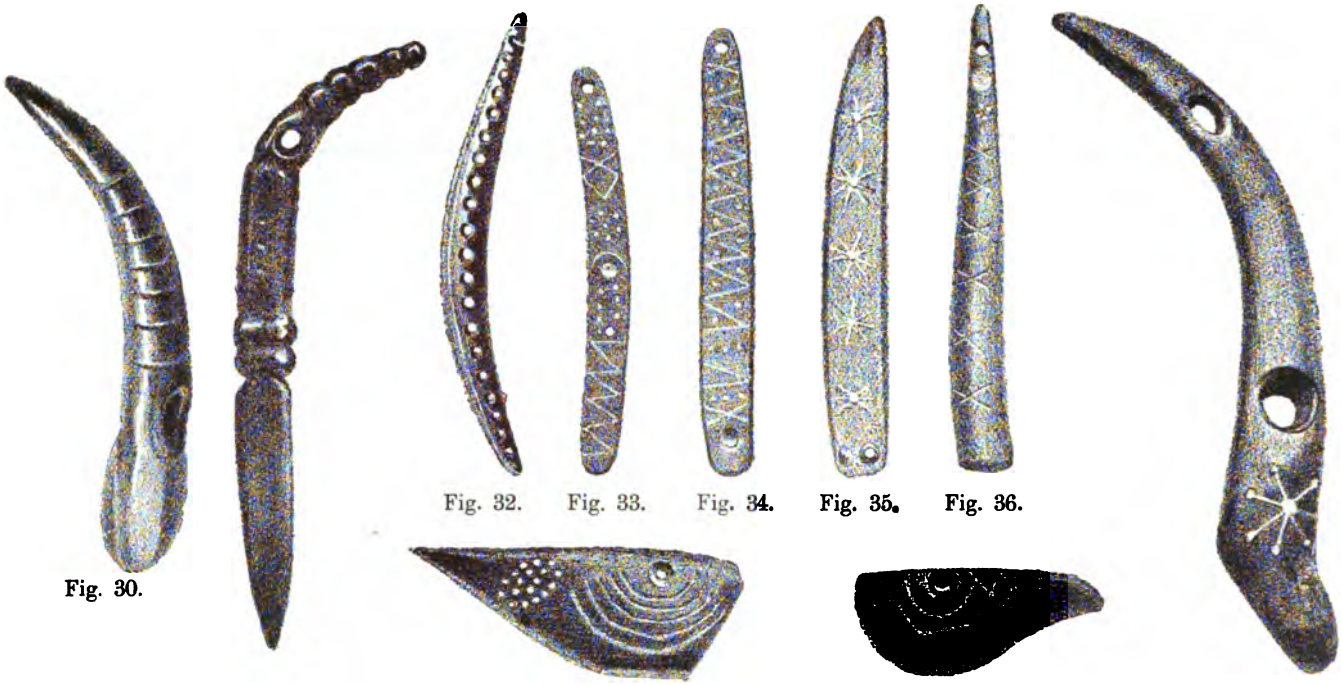


Fig. 30. Fig. 31. Fig. 32. Fig. 33. Fig. 34. Fig. 35. Fig. 36. Fig. 38. Fig. 39. Fig. 37.

Fig. 40. Fig. 44.

Fig. 43.

Fig. 41.

Fig. 42.

Fig. 45.

Fig. 47.

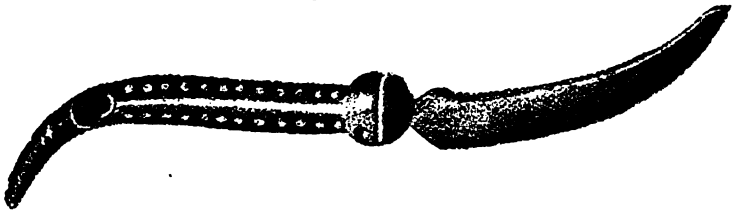


Fig. 46.

unter welcher das frischgekratzte gelbe Hirschhorn hervortrat. Jedenfalls hatte man den Kohlenstaub zum Poliren des Gegenstände benutzt, auch wohl, um ihnen

Vergrösserungsglas angesehen, findet man ausserdem auf allen diesen Gegenständen feine Striche, die oft serienweise und parallel laufen. Dem blossen Auge nicht

sichtbar, sind diese Striche unter der Lupe, besonders da, wo sie sich kreuzen, so scharf erkennbar, dass man nicht annehmen kann, die Gegenstände seien schon drei bis vier Tausend Jahre dem Einflusse des Wassers und des Seesandes ausgesetzt gewesen. Diese Striche sind wohl jedenfalls durch die Bearbeitung des Horns mit modernen Instrumenten (Feilen z. B.) entstanden, da bei authentischen Hornsachen nichts Derartiges zu finden ist.

Zum Schluss muss ich noch erwähnen, dass, da man Betrug vermuthete, officielle Ausgrabungen auf den besprochenen Pfahlbaustationen gemacht wurden, die nur ganz gewöhnliche Gegenstände aus der Steinzeit zu Tag förderten, aber betreffs der verzierten Hornobjecte ganz ohne Resultat blieben. Ausserdem hat in Neuchâtel eine Expertise von Fachmännern stattgefunden [1]), die sich auch, aus guten Gründen, vollständig gegen die Echtheit dieser Hornsachen erklärt hat.

Es sei noch bemerkt, dass Herr Bertrand, Director vom Musée de St. Germain, Versuche an altem Hirschhorn mit modernen Instrumenten angestellt und vollständig ähnliche wie die in den Handel gebrachten Objecte hergestellt hat.

die Höhe von 0·7 im S. bis 2·2 m im N. Die Sohle ist bis 10 m breit. Er besteht zum Theile aus grossen centnerschweren, unbearbeiteten Steinblöcken, die roh übereinander gethürmt sind, zum Theile aus kleineren Steinen mit Erdreich vermischt. Innerhalb des Walles, von demselben durch einen Graben getrennt, erhebt sich mit steilen Wänden ein Plateau, dessen Rand 1½ bis 8 m höher als der Kamm des Walles ist. Am Rande des Plateaus sind ringsherum Spuren eines seichten Grabens, innerhalb desselben im S. und W. noch Spuren eines zweiten Grabens sichtbar. Das Plateau ist vollständig uneben, stellenweise kommt der natürliche Fels zum Vorscheine, eine niedrige Felsgruppe nimmt die höchste Stelle ein. Der Durchmesser des Plateaus beträgt in der Richtung von N. nach S. 36, in der von O. nach W. 38 m. Ausserhalb des Walles gegen O. sind Spuren einer Bastion sichtbar. Die Sohle des Walles und Grabens liegt nicht horizontal, sondern im W. und S. etwa 2 m tiefer als im N. und O. Im NO. ist der Wall durchbrochen, die Sohle des Grabens etwas erhöht und die Böschung des vom Walle umgebenen Plateaus minder steil, vielleicht eine später gemachte Bresche zum Zwecke der Holzabfuhr, vielleicht auch der ursprüng-

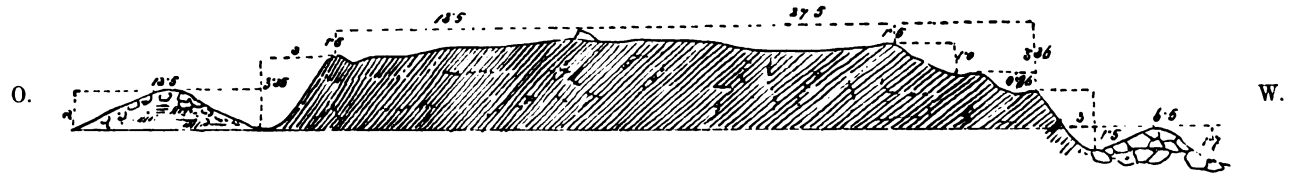


Fig. 48.

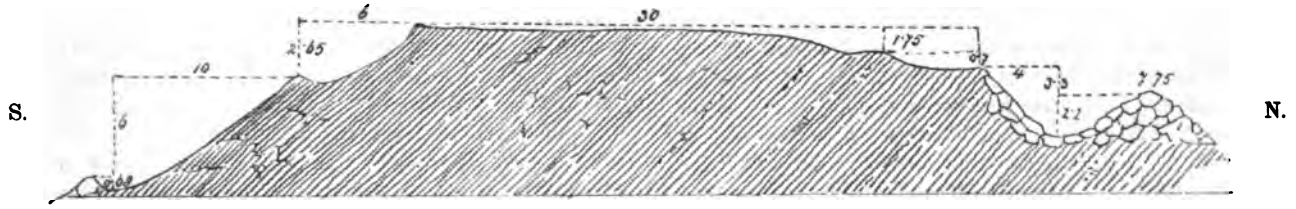


Fig. 49.

liche Eingang. (Vgl. Fig. 48, Querschnitt von O. nach W., Fig. 49, Querschnitt von S. nach N.)

Das Volk meint, dass auf dem Berge ein Schloss der Ritter von Dollern (Dolany) gestanden habe; Schätze und Wein, nur am Palmsonntage während der Passion zu heben, seien heute noch daselbst verborgen. Leute hätten auch hie uud da nachgegraben, um Schätze zu suchen (eine etwa 1½ m tiefe Grube am östlichen Rande des Plateaus soll in dieser Absicht gegraben worden sein), aber nie wurde etwas gefunden. Auch nach Silbererzen sei geforscht und eine Probe nach Přibram geschickt, aber als „after" befunden worden. Zur Nachtzeit kommen verwunschene Ritter herabgeritten und baden ihre Rosse im Dorfteiche von Dollern (Anklang an das wilde Heer und die Wuotansage). In Dollern wurden beim Umbaue eines Hauses mit Graphit geschwärzte Topfscherben gefunden.

Westlich vom Razi, etwa ¼ St. entfernt, liegt im Thale das Dorf Poletitz, zwischen diesem und dem Razi auf einer Anhöhe liegen Kirche, Pfarrhof und Schule des

5. Herr **Dr. Franz Lukas**, k. k. Gymnasial-Professor in Krummau, übersendet folgende Mittheilung:

Der Burgwall auf dem Berge Razi in Südböhmen.

Westlich von Krummau, etwa 1½ St. entfernt, erhebt sich 659 m über dem Meere und circa 100 m über dem Thale der mit Hochwald bedeckte Berg Razi (nach der Schreibweise der Generalstabskarte). Er gehört zur Ortschaft Dollern, deren Bewohner ihn auch Dollinger Berg nennen. Der Name Razi (entstanden aus „hradec, na hradci") sowie die schöne Kegelform des Berges veranlassten mich, ihn zu besteigen. Ich fand den Gipfel umgeben mit einem Ringwalle und halte denselben für eine prähistorische Wallburg. Der Wall hat die Form einer Ellipse. Der grösste Durchmesser in der Richtung von O. nach W. beträgt 56, der kleinste, in der Richtung von N. nach S. 52, der Umfang 170,

[1]) L'âge de la corne polie. Devant la société des sciences naturelles de Neuchâtel. Musée Neuchâtelois, Juillet 1886.

Dorfes. Poletitz war zur Zeit der Gründung Goldenkrons durch Přemysl Ottokar II. im Jahre 1263 Hauptsitz eines königlichen Krongutes. Diesbezüglich schreibt M. Pangerl, (Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, Mitthlgn. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 11. Jahrg. 1873, S. 207) Folgendes: „Also Poletitz war der Hauptort des beschriebenen Krongutes und der königliche Beamte oder Burggraf, welchem dessen Verwaltung anvertraut war, wird kaum anderswo als auf dem Berge Radisch [1]) (jetzt Raziberg in der Nähe der Poletitzer Pfarrkirche) residirt haben. Denn auf demselben muss sich eine Burg erhoben haben, von deren Wall und Graben noch heute Spuren vorhanden sein sollen."

Pangerl selbst hat also den Ort nicht besucht, sonst hätte er seine Vermuthung, dass daselbst die Wohnung des königlichen Beamten sich befunden habe, nicht ausgesprochen; denn dass daselbst eine der damaligen Bauart entsprechende Burg gestanden habe, ist ganz und gar ausgeschlossen. Das Terrain des Plateaus innerhalb des am Rande desselben sich befindenden Grabens zeigt nicht die geringste Spur von Ebnung, wie sie zur Herstellung einer auch noch so kleinen Wohnung nothwendig gewesen wäre, dasselbe macht im Gegentheil ganz den Eindruck, als ob es in demselben Zustande, in dem es heute sich repräsentirt, von Natur aus sich befunden habe; auch ist hier keine Spur von Mauerwerk, Kalk, bearbeiteten Steinen u. s. w. Sogar einer der von mir befragten Bauern erklärte, er glaube nicht daran, dass da oben ein Schloss gestanden habe, da der Boden gar nicht eben sei, es müsste denn ein kleines hölzernes Haus gewesen sein. Vielmehr glaube ich, dass die Wohnung des königlichen Beamten sich auf dem bequemer zu ersteigenden Hügel, auf dem gegenwärtig die alterthümliche Kirche von Poletitz steht, sich befunden habe und der Berg, der damals Radisch (hradiště) und jetzt Razi heisst, sich damals schon, also zur Zeit der Gründung Goldenkrons, in demselben Zustande wie heute befunden habe. Bewahrheitet sich diese Vermuthung, so hätten wir ein Beispiel einer schon beim Beginne der Geschichte der hiesigen Gegend urkundlich bekannten Wallburg. Den thatsächlichen Beweis der Wahrheit durch Nachgrabungen zu erbringen, muss ich allerdings Forschern von Fach überlassen. Oberflächliche Nachgrabungen, die ich selbst an einer Stelle des Walles und mehreren des Plateaus vornahm, ergaben keine Funde. Nach der mir mitgetheilten Ansicht Prof. Woldřich's ist dies eine der kleineren Gau-Wallburgen (Hradec), welche als Zufluchtstätten und wohl auch zu Cultuszwecken dienten.

Pangerl erwähnt (a. a. O. S. 215), dass König Ottokar das Gut Poletitz sammt allem Zugehör und „dem Berge, welcher genannt wird Burg des Drzislaw, cum monte qui dicitur castrum Dyrizlai" dem Kloster Goldenkron geschenkt habe, und versetzt diese damals schon verschwundene Burg in den Hradiště-Wald bei Zaborsch in der Pfarre Chrobold. Es ist nun leicht möglich, dass in diesem Walde sich eine Wallburg vorfindet und entweder diese oder die Wallburg, welche Dr. Woldřich in der Nähe fand, nämlich der Burgwall von Wagau mit der Burg des Dyrizlaus identisch ist, und wir hätten auch da ein Beispiel einer schon vor 6 Jahrhunderten bekannten Wallburg, welche eine damalige Volkssage schon einem bestimmten, mit Namen genannten Geschlechte zuschrieb, ähnlich wie nach der heutigen Sage auf dem Razi die Ritter von Dollern gehaust haben. Dies gilt auch für den Fall, wenn Woldřich's Vermuthung, dass man unter „castrum Dyrizlai" die Wallburg bei Třisau (Třisov) unweit Goldenkron vermuthen könnte, wiewohl sie auf keinem Berge liegt, richtig wäre.

[1]) Der Name ist citirt aus den ältesten Urkunden des Stiftes Goldenkron aus dem Jahre 1263.

6. Herr J. J. **Ammann**, k. k. Gymnasial-Professor in Krummau, übersendet folgenden Bericht:

Der Eibenstein, ein altheidnischer Opferstein an der Grenze von Böhmen und Oberösterreich.

Ein Blick auf die Karte Kalina's v. Jäthenstein belehrt uns, dass im südlichen Böhmen die archäologische Forschung in früherer Zeit nichts gethan hatte. Seither ist allerdings Manches geschehen; ich verweise auf Wocel, Woldřich, auf die Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen und neuestens auf die — leider nicht zu empfehlenden — Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwald von Joh. Peter (Leykam in Graz). Doch ist aus dem tiefern südlichen Böhmen, besonders was Opferstätten und Gräber anbelangt, noch sehr wenig bekannt, und es mag daher am Platze sein, eine alte Opferstätte, die wenigstens beim Volk als solche gilt, an die Oeffentlichkeit zu ziehen. Dies ist der Eibenstein, in der Nähe der Station Summerau, an der Bahnlinie Linz-Budweis. Auf diese merkwürdige Stätte ist nur einmal öffentlich aufmerksam gemacht worden von L. Brunner im Budweiser Kreisblatt vom 17. J. 1885. Ausserdem hat Prof. Jaeckel in Freistadt das Museum in Linz darauf aufmerksam gemacht, aber es wurde aus Mangel an Geld oder Vertrauen in dieser Sache weiter nichts geschrieben, noch unternommen. Wenn ohne Ausgrabungen auch nicht apodiktisch nachzuweisen ist, dass der Eibenstein altheidnischen Ursprungs ist, so bleibt doch schon der Glaube des Volkes bezeichnend und ermuthigend für eine genauere Erforschung.

Von der Station Summerau aus ist der Ort und Eibenstein selbst in $^3/_4$ Stunde gegen W. zu erreichen. Von ferne bemerkt man einen bewaldeten Gebirgszug, der sich in mässiger Erhebung von S. gegen N. hinzieht und mit hügelartigen Erhebungen endigt. Vor der letzten Erhebung liegen von Ferne sichtbar und zerstreut mehrere Bauernhäuser, die den Ort Eibenstein bilden; über demselben erhebt sich der Eibenstein selbst, der Namenspatron des Ortes. Dieser ist eine Felsgruppe aus grobkörnigem Granit (vorwiegend Feldspat), wie wir sie in Böhmen als Bergeshäupter so häufig finden, erinnernd etwa an die Finkensteine bei Morchenstern oder an den Gipfel des Drachensteines (s. Hübler, Opfersteine des Isergebirges, Taf. I—III). Dass der Eibenstein älter ist als der Ort gleichen

Namens, und dieser von jenem den Namen erhalten hat, scheint wohl ausser Frage, da ja menschliche Ansiedlungen am liebsten den Namen von der natürlichen Beschaffenheit der Wohnsitze hernehmen (vgl. die deut. ON.-Böhmens v. J. Peters, Mitth. d. Ver. f. Gesch. d. D. in B., 7. Jahrg., 1. H.). Der Name Eibenstein kommt aber auch urkundlich schon im 13. Jahrhundert vor (s. Pangerl, die Witigonen, p. 23, Anmerk.) und lässt uns leicht errathen, dass diese Felsgruppe einst mit dem heiligen Eibbaum bewachsen war, der in dieser Gegend heute schon zu den Seltenheiten zählt.

Auch tschechische Ortsnamen sind nach Kalina (Böhmens heidn. Opferplätze p. 63) auf „Tis“ (Rotheibe) zurückzuführen, z. B. Habartitz, Tiěssa. Soviel ergibt sich, dass der Eibenstein auf ein hohes Alter Anspruch machen kann, auf altheidnischen Ursprung aber weist das eine Moment, dass die Eibe ein heiliger, den germanischen Göttern geweihter Baum war und daher nicht so zufällig erscheint wie Birke, Erle u. dgl.

Wir müssen hierzulande ferner beachten, dass das heidnische Zeitalter nicht gar so ferne liegt, denn nach Kalina (p. 24) und Cosmas haben Viele von den Böhmen noch um 1125 „auf Bergen“ geopfert. Wenn wir dazu halten, dass die ältesten Leute in Eibenstein behaupten, man habe seit Menschengedenken den Eibenstein für eine altheidnische Opferstätte gehalten, welcher Glauben wirklich fest und ohne Wandlung sich im Laufe der Zeiten dort erhalten hat, so gewinnt die Annahme einer altheidnischen Opferstätte einigermassen an Wahrscheinlichkeit. Ausserdem haben sich freilich noch andere Sagen um den Eibenstein gewoben, allein diese sind alle jüngern Ursprungs und beeinträchtigen die Grundansicht des Volkes in keiner Weise, ja bekräftigen dieselbe vielmehr. Vor Zeiten wollte man nämlich auf dem Eibenstein ein Gotteshaus bauen, aber die bösen Geister waren dagegen. Durch eine ganze Woche hatte man mühsam gebaut, da verschwand über Nacht das ganze Bauwerk und fand sich auf einem andern Hügel, drüben in Rainbach. So ging es dreimal hintereinander, und das Volk, dem Winke von Oben gehorchend, baute nun jene Kirche in Rainbach, die heute hellleuchtend zum Eibenstein herüberschaut. Nach einer andern Fassung hatten Tauben über Nacht die Hobelspäne nach Rainbach getragen. Viele glauben auch, dass man in die Löcher (Blutlöcher) auf dem mittlern Felsen die Pfeiler der Kirche einfügen wollte. Auch am Sonnwendfest wird der Eibenstein gern besucht, weil sich von hier eine herrliche Rundsicht für die vielen Bergfeuer bietet; auf dem Steine selbst wird aber kein Feuer angezündet wegen Feuersgefahr für die nahen Strohdächer. Bezeichnend für die Oertlichkeit ist auch die Sage von den Fuchtelmännern, Geister in Gestalt der Irrlichter, die hier (wegen des nahen Moorgrundes) oft von den Leuten gesehen worden sind.

Andere Sagen und Bräuche finden sich nicht, aber das Wenige hängt mit dem Glauben an eine alte Opferstätte, wo einst Menschen und Thiere geblutet haben, innerlich zusammen. Auch in der Umgegend des Eibenstein findet sich bei aller geringen Nachforschung Manches, das uns auf alte Zeiten zurückführt. So berichtet Kalina (p. 198 f.), dass bei St. Georg am Walde beim Bau der Budweiser Eisenbahn (1830) ein heidnischer Opfer- oder Begräbnissplatz aufgedeckt wurde und dass (p. 180) auf einem Felde bei Freistadt 50 bronzene Sicheln und ein Klumpen von roher Bronze aufgefunden wurden.

Auch die Sage von der wilden Fahrt spukt in dieser Gegend und der zu Ehren des germanischen Kriegsgottes Zin (Eor) aufgeführte Schwerttanz ist noch in Oberhaid volksthümlich. L. Brunner (a. a. O.) hat auch mit Recht auf den hier häufig vorkommenden Namen Ziefreund und den O.N. Zulissen verwiesen. Endlich liegt der Eibenstein an einer alten Verkehrsstrasse.

Der Stein selbst ist aber nicht weniger merkwürdig, als was darum und daran hängt. Der Hügel, auf dem der Eibenstein steht, erhebt sich etwa 400′ über der Ebene und bildet um den Eibenstein einen beinahe ebenen Platz, der zu Volksspielen, Begräbnisstätten u. dgl. sehr geeignet sein konnte. Dieser ebene Platz, der im weitern Verlauf sanft zur Ebene abfällt, umfasst heute im O. einen Obstanger, im S. und N. Ackerland, im W. Wald. Die Felsengruppe ruht gewissermassen auf einer stufenartigen Unterlage, deren äussere Peripherie 190, deren innere 130 Schritte beträgt. Der Eibenstein erscheint von Ferne als ein Ganzes, in Wirklichkeit aber ist es eine Felsengruppe, die von 6 kleineren, durch Einschnitte von einander mehr oder weniger getrennten Felsen gebildet wird. Damit der Leser gleich eine Vorstellung von der Höhe der ganzen Gruppe erhalte, bemerke ich, dass die südliche Front sich 14 m, die nördliche 9 m über der Basis erhebt. Von N. ist überdies der Stein steil und unzugänglich, im S. am höchsten, aber etwas weniger steil, im W. liegt ein Gerölle von grossen Steinen, wobei man durch einen mit Erde angefüllten Einschnitt zwischen dem ersten und zweiten Stein auf die Höhe gelangen kann; im O. endlich ist der Aufstieg. Der Aufstieg selbst ist die erste Merkwürdigkeit, weil eine in den Stein eingehauene Stiege, bestehend aus 12 Stufen, deren unterste 540 cm und deren oberste 230 cm lang ist, auf das Plateau des ersten Felsen führt. Diese Stufen sind mit Ausnahme von 3 vermittelnden kleineren Zwischenstufen regelmässig gebaut und endigen nicht mit dem Felsen selbst, sondern bilden früher einen rechtwinkligen Einschnitt in den Felsen. Das kann also unmöglich das Werk der Natur sein; anderseits aber kennt man seit Menschengedenken die Stiege nur in dieser Form. Ueber diese in den Felsen gehauene Stiege kommen wir auf den ersten Felsen, dessen Plateau in der Länge von O.—W. $7^1/_2$ m, in der Breite von N.—S. $3^1/_2$ m misst. Auf diesem Plateau sind auch, wo die Fläche gegen W. abfällt, nach abwärts 2 Stufen eingeschnitten, um gleichsam am Rande des Felsens dem Fusse einen sicherern Standpunkt zu verschaffen. Von diesem ersten nördlichsten Felsen kommt man mit einem leichten Schritt über den mit Erde ausgefüllten Einschnitt auf den zweiten Hauptfelsen, dessen Plateau an Ausdehnung so ziemlich dem des ersten gleichkommt. Hier ist aber die eigentliche Opferstätte, der Opfertisch und die Blutlöcher, wie das Volk glaubt. Denn am südlichen Rande auf dem Plateau dieses Steines liegt noch eine Fels-

platte, die zur Oberfläche des Steines sich wirklich wie etwa ein Tisch zum Zimmerboden verhält.

Im Boden müsste man sich aber unter der vorderen Seite des Tisches noch 3 Löcher denken, welche eben zu Füssen der Felsplatte im zweiten Felsen sich befinden (vgl. den Kessel auf den Finkensteinen, s. HÜBLER, Taf. III).

Die Felsplatte misst auf der oberen Fläche in der Länge 320 cm, in der Breite 245 cm. Die Höhe über den Löchern beträgt im O. 1 Meter, gegen W. bis zu 150 cm, und der halbkreisförmige Rand der Platte hat, soweit er sich unmittelbar über den Löchern erstreckt, eine Länge von 450 cm. Die 3 Löcher am Fuss der Platte sind beinahe kreisrund und so ziemlich gleich weit von einander entfernt. Das erste gegen W. ist 90 cm lang und 76 cm breit, das mittlere 87 cm l. und 60 cm br., das dritte gegen O. entspricht im eigentlichen Umfang dem ersten, hat aber nach N. zu eine seichtere Ausbuchtung, so dass, diese miteingerechnet, das ganze Loch den zweifachen Umfang des ersten hat. Bei allen 3 Löchern, die stets mit Wasser gefüllt sind und keinen Abfluss haben, beträgt die Tiefe bei 30 cm, wobei zu beachten ist, dass die Platte nicht über die Löcher ragt und diese gegen die Wand der Platte hin schroff und scharf eingehauen erscheinen. Die Platte hat an ihrer Oberfläche gegen die Löcher zu keine Rinnen, wie dies manchmal bei alten Opfertischen vorzukommen pflegt, aber die weitere Ausbuchtung des östlichen Loches könnte einen ähnlichen Zweck gehabt haben. Früher krönte die Felsplatte eine Föhre. Dieser zweite Hauptfelsen ist in der Mitte der ganzen Gruppe gelegen und ist auch das Merkwürdigste des Eibenstein, weil an diese Stätte sich der Glaube des Volkes knüpft, dass hier einst blutige Opfer stattgefunden haben.

Für unsere Betrachtung wird es nothwendig sein, auch noch einen Blick auf die übrige Felspartie zu werfen. Zwar füge ich hierüber nur beschreibend bei, dass die übrigen Felsen auch durch grössere Einschnitte von einander getrennt sind, so dass man z. B. vom vierten zum fünften nur durch einen kecken Sprung gelangen kann; auch sind diese zwei Felsen etwas niedriger als die übrigen; allein eine andere Merkwürdigkeit haben sie. Wir finden da und dort wieder in den Felsen eingehauene Stufen, aber offenbar nicht zum Zwecke einer Stiege von unten nach oben, sondern sie führen von oben nach unten zum überhängenden Rand des Felsens, wie dies schon beim ersten Felsen gegen W. bemerkt wurde. So hat der vierte und fünfte Felsen gegen W. 3 solcher Stufen und auch am sechsten sind solche zu sehen. Sie scheinen den Zweck gehabt zu haben, den Leuten auf dem äussersten Felsen einen sicheren Standpunkt zu bieten, eventuell sich dort niederzusetzen, um Volksspielen am Fusse des Steines zuzusehen oder dgl. Auffallend sind am vierten Felsen neben den Hauptstufen gegen W. noch kleine Nebenstufen gegen NW., d. i. gegen den fünften Felsen zugekehrt, als wenn diese lediglich zu einer Verbindung, vielleicht mittelst Querbalken mit dem nächsten Steine gedient hätten. Dasselbe fällt auch zwischen dem fünften und sechsten Steine auf.

Wenn wir schliesslich alle Momente überblicken und zusammenfassen, so scheint sich doch so viel zu ergeben, dass dieser Eibenstein auf hohes Alter und eine vielfache Beziehung zu Land und Leuten Anspruch machen kann und eine besondere Eignung zu einer Opferstätte zeigt, die er aber nicht von der Natur erhalten hat.

Allerdings sind unbedingt künstlich nur die Stufen, während die Löcher auf mechanischem und chemischem Wege von der Natur geschaffen sein könnten. Indessen ist auch hier die Zahl 3 und die zweckmässige, gleichförmige Einrichtung derselben höchst auffallend. Ferner liegt der Eibenstein nicht, wie etwa die Opfersteine des Riesengebirges, in einer entlegenen und unwirthlichen Gegend, sondern an einer uralten Verkehrsstrasse von Hallstadt über Linz und Freistadt nach Südböhmen und an einem äusserst leicht zugänglichen Punkte, wo sich eine herrliche Rundsicht und — was sehr wichtig ist — gutes Trinkwasser darbietet. Das Einzige aber, was den Eibenstein aus dem Reich der archäologischen Träume in die geschichtliche Wirklichkeit und in die Reihe der interessantesten Opfersteine rücken könnte, ist eine Ausgrabung, welche, wie ich nach sorgfältiger Auskundschaftung herausgebracht habe, noch

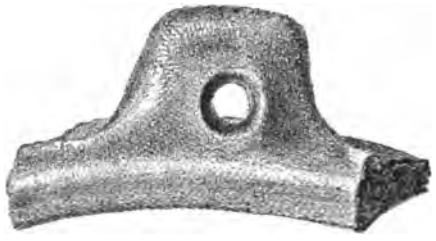


Fig. 50.

nicht versucht wurde. Die Leute im Orte wissen zwar von alten Töpfen und Scherben, von Eisenstücken und dgl. zu erzählen, aber Keiner hat solche je gesehen, und der alte Hansbauer, sowie sachkundige Herren aus Freistadt und Linz haben mich versichert, dass noch nichts ausgegraben worden sei. Eine Ausgrabung müsste nach meiner Ansicht besonders im O. des Steines, wo auffallender Weise auch der Aufstieg ist, im gegenwärtigen Baumgarten vorgenommen werden, dann in den Einschnitten zwischen den Felsen. Ich kann auch nicht vergessen, wie der alte Hansbauer, der mit eigenen Augen die Fuchtelmänner gesehen hat, mit prophetischem Blick in die Zukunft weissagte, dass der Eibenstein noch einmal eine grosse Berühmtheit erlangen werde: so fest glaubt er an die Wichtigkeit dieses Platzes, und so tief hat sich der ehrwürdige, sagenumsponnene Opferstein dem Alten in's Gemüth versenkt. Und ich schliesse mich dem alten Manne an: Möge das merkwürdige Denkmal aus altheidnischer Zeit künftig mehr Beachtung finden.

7. Der Secretär legt ein grosses Randstück eines Gefässes vor, welches in **Nussdorf** bei Wien neben den in der letzten Sitzung von Dr. HOERNES vorgelegten Stücken gefunden worden war und ebenfalls von Herrn **Bachofen von Echt** der prähistorischen Sammlung

des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergeben wurde. Es zeigt im Niveau des wenig verdickten Randes einen ca. 3 cm dicken, 5 cm weit abstehenden Fortsatz, welcher an seiner Basis mit einem 2·2 cm weiten verticalen Loche durchsetzt ist und offenbar zur Befestigung eines Tragseiles bestimmt war. (Fig. 50.) Das Fundstück gehört so wie die früher erwähnten wahrscheinlich dem Mittelalter an.

8. Herr Historienmaler **J. Spöttl** legt einen aus dem ungarischen Orte Aranj jdká, Comitat Abauj, stammenden

Bronzefund

vor. Derselbe besteht aus 2 Armschutzspiralen, 1 grossen, flachen Spirale, 1 Lanzenspitze und 1 Schmuckring. Die Objecte sind aus vortrefflichem Metalle und gut gearbeitet. Es dürfte nicht gerade voreilig sein, zu schliessen, dass der Fund, welcher in der Nähe der reichen Göllnitzer Kupfergruben gemacht wurde, darauf hinweist, dass in diesem Reviere auch die Gusswerkstätten zu suchen sind.

Es mag erwähnt werden, dass z. B. der Berg Braniszko in der Zips heute noch bei den Slaven jener Gegend den Namen Rudna hat, welches auf das alte Wort Erz hinweist. Auch finden sich dort dem Anscheine nach uralte Tagbaue.

Das ganze Zipser Comitat, sowie auch das Comitat Abauj sind reich an prähistorischen Fundstellen; die Karte Alex. Münnich's weist für die Zips allein mehr als 120 aus.

Erwähnung dürften hier noch die im heurigen Jahre durch Alex. Münnich entdeckten langen Steinwälle finden. Sie befinden sich in der Nähe von Kapsdorf und ziehen sich etliche Stunden lang über Berg und Thal hin. Die Mauern sind cyklopisch, oft 2 bis 3 Meter stark, oft 2 und mehr Meter ragbar über dem Boden. Auch auf dem bei Leutschau gelegenen gegen 3000′ hohen Berge Gehol fand Münnich einen gleich ausgedehnten Steinwall, den das Volk heute noch Burg nennt. Innerhalb dieser Befestigungen findet man Stein- und Knochenwerkzeuge. Die Gefässfragmente tragen oft den Charakter, wie ihn Dr. Much und Director Pulszky für die Kupferperiode als charakteristisch angeben.

9. Herr **Dr. Moriz Hoernes** erstattet seinen Bericht

Ueber die diesjährigen Ausgrabungen auf der Gurina bei Dellach im Gailthale.

Dieselben wurden am 4. Juni im Beisein des Herrn Custos Szombathy begonnen und bis 9. August fortgesetzt; sie bewegten sich nach Maassgabe des mir von Herrn Szombathy vorgezeichneten Planes ausschliesslich auf der Ober-Gurina, deren Hügel, Plateau und Abhang zur Schmeisse successive an einer grösseren Zahl von Stellen durchgegraben wurden, ohne dass jedoch die Erforschung dieses Complexes damit zu Ende geführt worden wäre. Dieser letztere ist nämlich fast in allen Theilen so gleichmässig von einer Trümmerschichte älterer Culturen durchzogen, dass es ohne weitere grössere Arbeiten unmöglich ist, über den Zusammenhang und die Ausdehnung der Ruinen, sowie über die Geschichte und Vorgeschichte dieses Wohnplatzes Klarheit zu gewinnen. Immerhin stellt aber das Ergebniss der diesjährigen Ausgrabungen nach den erfolgreichen Anstrengungen der Jahre 1884 und 1885 einen sehr namhaften Fortschritt dar, über welchen, vorbehaltlich einer späteren umfassenden Publication der gewonnenen Resultate, hier kurz berichtet werden soll.

1. Zunächst überzeugte ich mich durch eine Reihe von Einschnitten auf dem sargdeckelförmigen Hügelchen, welches den nördlichen Abschluss der Ober-Gurina bildet, von der Thatsache, dass hier ausser dem viereckigen Apsis-Häuschen (Tempelchen), dessen Grundmauern Meyer 1884 blosslegte, keine Spur eines Bauwerkes vorhanden ist. In der nur circa 10 çm starken Humusschichte über dem Schottergrunde lagen, gegen Westen hin an Dichtigkeit abnehmend, Thierknochen und Gefässfragmente (Thon, seltener Glas), einzelne Bruchstücke aus Eisen und Bronze, Holzkohle, Mörtel, Ziegeltheile u. dgl., vorwiegend aus römischer Zeit. Es scheint, dass diese Ueberreste durch den Anbau des Hügels von dem ersterwähnten Häuschen und dessen nächster Umgebung über die Fläche, doch nicht ganz bis zum westlichen Ende derselben, zerstreut worden sind. In gleichem Verhältniss zu dem „Tempelchen“ stehen die Funde am Südabhange des Hügels, wo, an die ergiebige Grabung des Jahres 1884 anschliessend, einige „Hallstätter“ Bronzen (Fibeln, Hängeschmuck), Glasperlen, Schleifsteine u. A. zum Vorschein kamen. Da auf diesem Hügel wohl nicht mehr gegraben werden dürfte, ist es vielleicht gestattet, über denselben ein abschliessendes Wort zu wagen. Für künstlich angeschüttet kann ich ihn nicht halten, seine auffallende Form erhielt er durch Planirung der Oberfläche; von Gräbern auf demselben, deren Vorhandensein Meyer (Gurina S. 4 f.) annimmt, konnte ich keine Spur finden; die verschiedenen Ueberreste, aus welchen der Genannte auf Gräber schliesst, sind hier nicht anders, wie in der Umgebung der tiefer liegenden Wohngebäude, gleichmässig umhergestreut. Für die Anlage von Gräbern erscheint zudem das Local ganz ungeeignet. Will man eine Vermuthung darüber wagen, was sich an der Stelle des römischen Apsis-Gemaches früher befunden habe, so lässt sich allenfalls denken, dass hier, an dem höchsten Punkte der Ansiedlung, vordem eine Opferstätte gewesen sei, etwa verbunden mit einer Priesterwohnung, aus welchen die wenigen vorrömischen Ueberreste unter den Hügelfunden stammen mögen. Schliesslich sind Meyer's schwankende Angaben über den Plan des Tempelchens (vergl. S. 5 mit dem Grundriss Taf. III) dahin richtig zu stellen, dass aus den erhaltenen Fundamenten weder auf eine vorn ganz offene Cella, noch auf einen im Westen gelegenen Eingang, geschweige denn auf eine in der Mitte radial durchgängige Apsis, geschlossen werden kann.

2. Im Anschluss an die, von Meyer unterhalb des Tempelchens aufgedeckte, lange Mauer wurde hierauf der zungenförmige Südostabhang des Hügels unter-

sucht und die Fundamente eines in gleicher Richtung sich erstreckenden, nahezu oblongen Gebäudes von 10·30—11 m Länge und 7·40—7·73 m Breite blosslegt. Die in MEYER's Croquis (Taf. III) ersichtliche kurze Quermauer (welche jedoch mit der langen Schutzmauer in ununterbrochener Verbindung steht), ist die nordwestliche Schmalwand dieses Hauses, welches einen einzigen Innenraum, einen von horizontalen, schmalen Mauerabsätzen getragenen Bretterboden und — nach dem Fehlen anderer constructiver Theile und dem Vorkommen von Holzkohlen, Aschenresten und Eisennägeln zu schliessen — ein Holzdach besass. An der südöstlichen Schmalwand springt eine kurze, dicke Mauer (1·15 m br. 2 m l.) etwas schräg nach Aussen vor und bildet so entweder einen Thorpfeiler, an welchem noch jetzt der Weg vorüberführt, oder blos eine Stütze des Gebäudes. Dieses scheint einer ähnlichen Bestimmung gedient zu haben, wie die beiden, 1884 im Walde hinter Obergurina entdeckten Thorthürme. In diesem Falle war ein zweiter Thorbau hier überflüssig, da unmittelbar jenseits des Weges das Terrain steil und tief zur Dullen abfällt. Uebrigens sind jene Thorthürme aus Tuffquadern erbaut gewesen, während das Haus auf der Hügelzunge aus kleineren, grösstentheils unbehauenen Steinen hergestellt war.

3. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde die zwischen den antiken Ruinen des Hügels und dem Hause des gegenwärtigen Besitzers von Ober-Gurina gelegene Parcelle 658, welche auf einer schwach geneigten Fläche einige auffallende Erhebungen zeigt, in Angriff genommen und ergab sehr nahe an dem letzterwähnten Gebäude die Ruine eines ausgedehnten Wohnhauses aus römischer Zeit, welches bei einem, von OSO. nach WNW. sich erstreckenden, oblongen Grundriss von circa 40 m L. und 24 m Br. 18 Innenräume (5 Gänge oder Hallen und 13 Zimmer) enthielt. Dieser Bau stand einst auf einer terrassenförmigen Erhebung unterhalb des Hügels, welche jetzt durch Zerstörung der Ruine und Planirung des Ackerbodens fast völlig verschwunden ist. Ueber dem einstigen Südabfall dieser Terrasse zieht sich eine bei 35 m lange Vorhalle oder Gallerie fast an der ganzen vorderen Langseite des Hauses hin; dahinter lagen, nicht ganz symmetrisch angeordnet, sechs kleinere Gemächer, das grösste derselben ungefähr in der Mitte. Ursprünglich war diese Zimmerflucht wahrscheinlich symmetrisch angelegt, ein grösserer Raum genau in der Mitte mit je einem kleineren und einem grösseren zur Seite; später wurde von dem erstgenannten noch ein Zimmerchen abgeschnitten. Hinter dieser Flucht entstanden durch zwei Quermauern drei, annähernd quadratische, grosse Räume, welche jedoch durch Zwischenmauern in verschiedener Weise eingetheilt sind. An diesen Grundriss schliesst sich, entlang der westlichen Schmalseite und über dieselbe südlich hinausgreifend, eine Folge von drei schmalen länglichen Räumen, die vielleicht später hinzugebaut sind, jedenfalls mit dem Plane nicht organisch zusammenhängen. Eine nahe der Südwestecke des Hauses in der Richtung desselben nach WNW. hinziehende Einzelmauer konnte vorläufig nicht weiter verfolgt werden.

Innerhalb dieser Ruine, sowie in der Umgebung derselben, war der Boden sehr ergiebig an kleineren Funden; doch muss zunächst das Fehlen aller charakteristischen Architekturfragmente betont werden. Ausser einigen Mosaikwürfelchen, dann Ueberresten vom Backsteinbelag des Cementfussbodens und vom bemalten Wandstuck, liess sich nichts auf die Construction und innere Ausschmückung des Bauwerkes beziehen. Das Fundamentmauerwerk bestand aus unbehauenen Steinen; nur hie und da waren in den Ecken rothe, an fünf Seiten glatt zugehauene Sandsteinquadern eingesetzt. Auch wenn man berücksichtigt, dass nach erhaltenen Mittheilungen das Haus des gegenwärtigen Grundbesitzers grösstentheils aus Bausteinen, die bei der Urbarmachung der Parcellen 658 und 659 gewonnen wurden, errichtet ist, muss der Oberbau dieses, wie der anderen, auf Ober-Gurina in römischer Zeit bestandenen Häuser von stilloser Einfachheit gewesen sein oder ausschliesslich praktischen Bedürfnissen genügt haben. Zwischen den Grundmauern lagen, zum Theil in den Schotterboden vertieft, zahlreiche Brandgruben, welche nur Kohle, Asche, sowie einzelne Bronzeklümpchen und Thierknochen enthielten und wahrscheinlich der vorrömischen Bevölkerung als Kochherde gedient haben. Die obere Schicht enthielt Massen von Thierknochen, Thon- und Glasscherben, eisernen Nägeln, Klammern u. s. w., ferner zahlreiche blaue Glasperlen, Schleifsteine, Wirtel, Bronzenadeln, Ringlein, allerlei Zierstücke aus Bronze, zwanzig Fibeln und viele Fibelfragmente, römische Kaisermünzen (des Octavian, Anton. Pius, Tacitus, Macrinus, Licinius, Valens u. A.), Fingerringe; von bemerkenswertheren Objecten: das Randbruchstück eines gedrehten Thongefässes mit venetischer Kratzinschrift (Kahtiko .. [retr]); ein Bronze-Armband (hohl, kahnförmig); Fragment eines schlanken einhenkligen Thonkruges mit dem Rest einer Reliefdarstellung (Mantelfigur neben brennendem Altar mit schlangenumwundenem langen Stabe; ein Exemplar aus derselben Form von Teurnia im Klagenfurter Museum); grosser Mühlstein mit Loch und Drehkreuz; eiserne Pflugschar, antik reparirt; eiserner Schlüssel, ankerförmig; Schlossplatte; goldenes Anhängsel (Ohrgehänge, schöne Filigranarbeit); eine 18 cm lange Tapeziernadel aus Bronze; eine Bronzefibel von singulärer Form u. A. Unter den Fibeln überwiegen die Spät-La-Tène- und die provinzial-römischen Formen; die Mittel-La-Tène-Periode ist durch ein einziges Stück, die Frühperiode dieses Zeitraumes, von einem zweifelhaften Fragment abgesehen, gar nicht vertreten, was ganz genau mit TISCHLER's Untersuchung der MEYER'schen und älteren Gurinafunde (bei M. S. 23 f.) übereinstimmt.

Schliesslich ist noch das Vorkommen von amorphen Metallresten (Eisenerz, Schlacken, Bleiguss, Galmei und Bleiglanz) und von Bronzeblech-Schnitzeln, die nur als Abfall einer an Ort und Stelle getriebenen Metalltechnik gedeutet werden können, zu erwähnen. Auch kleine Gussformen in Thon kommen hier vor; wir konnten also in den Ruinen dieses Hauses Ueberreste und Spuren vom Feldbau, Bergbau und von einer localen Industrie constatiren.

4. Da die übrigen Theile der Parcelle 658 zu Anfang Juli noch mit Aussaat bedeckt waren, wurde die nächste Grabung auf einem frischgemähten Kleefeld der anstossenden Parcelle 659, circa 150 m unterhalb des südlichen Hügelfusses, ungefähr in der Mitte zwischen dem Gurinagehöft und der Moser'schen Wiese (P. 660), vorgenommen. Hier liefen nach der Aussage des Grundbesitzers lange Mauerzüge so seicht unter der Oberfläche, dass Jener sich schon vor Jahren genöthigt gesehen hatte, drei derselben, die in westöstlicher Richtung mitten durch das Feld hinzogen, auszugraben und zu beseitigen. Wir gruben vom südlichen Feldrain nach Norden; allein die Beschaffenheit des Untergrundes (unebener Felsboden mit schwacher Humusbedeckung) zerstörte bald unsere Hoffnung, hier ein so vollständiges Resultat zu erzielen, wie an der Stelle des vorgedachten, grossen Hauses. Vermuthlich standen hier drei (kleinere?) Gebäude nebeneinander. Von dem östlichen ist nur die SW.-Ecke der Grundmauer, von dem westlichen drei parallele nach NNO. ziehende, kurze Mauerzüge (von welchen zwei einen schmalen Gang mit Cementfussboden einschlossen), erhalten. Das mittlere (vielleicht eines mit dem vorigen) liess noch fünf Inneuräume von unbestimmbarer Grösse erkennen, und zwar einen Gang, der zwischen zwei Zimmern von Süden her in zwei, durch eine Zwischenmauer getrennte, längliche Räume führt. Bemerkenswerth erscheinen vier Pfeilervorlagen an der südwestlichen Längsmauer und drei, in die mittlere Quermauer mittelst Mörtel liegend eingesetzte, grosse Krüge, welche mit dem Boden in den vorerwähnten Gang, mit den Mündungen in das anstossende Zimmer hineinragten. Zwei davon waren typische, rothgelbe, römische Weinkrüge mit spitzem Boden und zweihenkligem Flaschenhals (letztere fehlten und lagen ausserhalb des Gebäudes), der dritte ein dünnwandiges, bauchiges Gefäss aus schwarzgrauem Thon, mit Wellenlinien verziert. Welchen Zweck diese seltsame Einrichtung gehabt haben mag, ist schwer zu sagen; vielleicht diente sie irgendwelchem technischen Erforderniss einer in jenem Raume betriebenen Industrie.

Kleinere Fundstücke gab es hier in etwas geringerer Zahl, als auf dem Boden des grossen Wohnhauses; doch waren alle dort gefundenen Einzelgattungen hier wieder vertreten. Zu erwähnen sind: ein Topfrandfragment mit venetischer Kratzinschrift (Nehiso.. [retr]); eine feinverzierte, kreisförmige Schnalle aus Bronzeblech, ein eiserner Karst, Münzen des Constantin, Magnentius u. a. Kaiser, Gegenstände aus Bein (Nähnadel, Messerschale) und Bronze, sowie Abschnitzel von letzterem Materiale, welche einen belehrenden Einblick in die locale Metalltechnik gewähren.

5. Bis zum Schlusse dieser Grabung (8. Juli) war wenigstens die Heuernte beendigt, so dass die voraussichtlich erfolgreiche Durchsuchung des breiten Wiesenabhanges zwischen Parcelle 659 und der zwischen Ober-Gurina und der Schmeisse sich hinziehenden, langen, antiken Mauer (s. M. Taf. IV) beginnen konnte. Hier waren wir durch die Untersuchung unbeweglicher Fundobjecte weniger behindert und ernteten dafür eine grössere Ausbeute an transportablen Gegenständen. Von ersteren sind überhaupt nur zwei Stützmauerfragmente des ungefähr parallel oberhalb der gedachten langen Mauer zu den Häusern des Gurina-Plateaus hinaufführenden Fahrweges, dessen Geleisfurchen stellenweise noch im Felsboden wahrzunehmen sind, und ein noch weiter oben, gegen die SO.-Ecke der Parcelle 659 zu gelegener, 1·5 m² grosser Ofen zu erwähnen. Von letzteren fanden sich ausser einigen wenigen „Hallstätter" Fibelfragmenten wieder in grösserer Zahl: Spät-La-Tène- und römische Provinzialfibeln, unter den letzteren eine intacte silberne; bronzene Nadeln, Nägel, Knöpfe, Nieten u. dgl., zum Theil unfertig; Bronzedraht; bronzene Kugeln und Würfelchen; amorphe Bronzeklumpen und Abschnitzel; Bruchstücke bronzener Geräthe (schönes Tragkreuz eines beckenförmigen Gefässes, Ringe, Kettchen, Klammern, Haften, Beschlagstücke, eine kleine Schildkröte); bronzene und eiserne Griffel, Messer, Löffelchen, Feilen und Polirstäbe, Häkelnadeln, Fingerringe aus Bronze und Eisen; Ringpasten mit und ohne Intaglio; fünfunddreissig römische Kaisermünzen, darunter solche von Antonin. Pius, Faustina, Alexander Severus, Probus, Maximianus, Valerianus und eine sehr schöne silberne des Caracalla (*A.* Antoninus Pius Aug. Brit. — *R.* Marti propugnatori); dreizehn kleine und eine grosse silberne Barbarenmünze (letztere *A.* Kopf mit Lorbeerkranz — *R.* Pferd und Schrift); ein Topfrand mit venetischer Kratzinschrift; endlich Fragmente gläserner und bronzener Armreifen, allerlei Glasperlen und farbige Glasbruchstücke, Terra-sigillata-Fragmente mit Reliefornamenten und Schriftstempeln — das Ganze der Abfall und die herabgeschwemmten, leichtbeweglichen Ueberreste aus den am Südrande der Parcelle 659 gelegenen Wohnräumen und Werkstätten. Unterhalb des Südrandes der Parcelle 658 ist, wie hier bemerkt werden mag, eine solche Abfallsernte aus dem Grunde nicht zu erwarten, weil hier bei der Anlage des gegenwärtigen Wohnhauses und seiner Nebenräume, namentlich durch Ausfüllung eines zur Schmeisse hinabführenden Wasserrisses und Aufböschung eines hohen Walles oberhalb desselben, starke Terrainverschiebungen eingetreten sind. Gegen Westen hin hörten die Funde allmälig auf. Sie beginnen in gleicher Richtung erst wieder unterhalb der Parcelle 660 (der ganz mit Gebäuderuinen durchzogenen Moser'schen Wiese) auf dem nordwestlichen Wiesengrund der Schmeisse, von wo bekanntlich die zahlreichsten in den Ausgrabungen von 1884 und 1885 gewonnenen Objecte stammen.

6. Nach Beendigung dieser Arbeit gestattete der inzwischen begonnene Schnitt des Roggens die Durchgrabung des nördlich an das vorgedachte Kleefeld der Parcelle 659 anstossenden schmalen Ackers, auf welchem wieder die Ruinen zweier Wohnhäuser aus römischer Zeit und zahlreiche kleinere Funde zum Vorschein kamen. Die Reste der aufgedeckten Grundmauern bilden eine nordwestliche Ecke im östlichen und eine nordöstliche im westlichen Theile des Ackers mit theilweisen Fortsetzungen bis in die anstossenden Grundstücke und einem dazwischenliegenden undefinirbaren Mauerfragment. Das westliche von diesen Häusern war ein nur circa 20 m entferntes Nachbargebäude

des Hauses auf dem höchsten Punkt der Moser'schen Wiese (Meyer Taf. IV), dessen Ruine zum Theil über der Erde noch heute so dasteht, wie die auf Ober-Gurina gelegenen antiken Gebäude vor 50 Jahren, d. h. vor der Urbarmachung der Parcellen 658 und 659, sämmtlich dagestanden sind.

Von kleineren Funden auf diesem Felde nenne ich: bronzene Häkel- und Nähnadeln, (Ohr-?) Löffelchen, Fischangeln; Pfeilspitzen; Fragment einer cylindrischen Beinschale mit Nietlöchern; Thongefässfragmente mit eigenthümlicher Verzierung und solche mit Restaurationen durch Bleischnüre und Eisenklammern; 1 barbarische und 12 römische Münzen, unter den letzteren solche des Valens, der Lucilla, der Plautilla und eine schöne silberne des Ant. Aug. III vir (*A.* Ruderschiff; *R.* Feldzeichen und Leg. V).

7. In der Zwischenzeit bis zur Vollendung des Roggenschnittes, nach welchem erst der bis dahin unaufgedeckte Nordrand des sub 3 beschriebenen grossen Wohnhauses blossgelegt werden konnte, wurde ein nahe dem Südrand der Parcelle 658 gelegenes schmales Flachsfeld untersucht. Auf demselben ergaben sich keine Ruinen und nur spärliche Einzelfunde, darunter ein kleines, eimerförmiges Hängeglied aus Bronze, das Fragment einer Nadel aus blauem Glas, ein eiserner Wandhaken u. dgl. Eine Anzahl nicht uninteressanter Objecte (meist Funde von der Dullen, dem schluchtartigen Einschnitt im Osten der Gurina) wurde mir während meiner Anwesenheit in Dellach überbracht und für die Anthropologische Gesellschaft acquirirt; ich nenne davon: eiserner Fingerring mit Glaspaste; Email-Scheibenfibel aus Bronze; durchbrochenes Ornament (Beschlagstück) aus Zinn, eiserne Baumsichel, antikes Hufeisen, zwei bronzene Glocken (aus Grafendorf, eine dritte von anderer Form befindet sich unter den Funden der Grabung 3).

Im Ganzen wurde an 42 Tagen mit einer zwischen 10 und 13 wechselnden Arbeiterzahl gegraben und eine in 14 Kisten verpackte Gesammtausbeute von 1399 Kg Bruttogewicht von Dellach abgesendet. Die Hauptmasse derselben harrt noch ihrer Sichtung und Verarbeitung. Das für den gegenwärtigen Vorbericht und zur Vorlage an die Gesellschaft bestimmte Verzeichniss kleinerer Funde umfasst 635 Nummern, darunter 75 Fibeln und Fibelfragmente, 77 Münzen, 20 Eiseninstrumente und Geräthe, 20 Beschlagstücke aus Bronze, bei 100 Nadeln und Nadelfragmente, 17 Näh- und Tapeziernadeln, 24 Glasperlen, 7 Finger- und 21 andere Ringe, 35 Zierstücke oder Ornamente aus Bronze u. v. a.

10. Vortrag von **Dr. Friedrich S. Krauss** und **Josef Doimo Beckmann**:

Ueber den Einfluss des Orients auf die Südslaven.

Herr Dr. Krauss legt einige merkwürdige, bisher ganz unbekannte Proben des orientalisch slavischen Schriftthums vor, welches sich in Bosnien und der Hercegovina bei den mahomedanischen Slaven entwickelt hat. Da diese Stücke einer sogenannten Kunstliteratur, also nicht direct zur Volkskunde gehören, setzt der Vortragende auseinander, warum diese Literatur doch die Aufmerksamkeit des Ethnographen auf sich zieht. Es wären eben die allerersten Ansätze zu einer Kunstliteratur, zudem einer, die aus der Fremde importirt worden. Aus ihrer Durchforschung lasse sich beiläufig entnehmen, wie der slavische Volksgeist sich die Anschauungen der Türken und Araber zurechtzulegen gesucht habe. Ferner bespricht Herr Dr. Krauss die Grundursachen, welche die Entwicklung dieser Literatur bei den Südslaven begünstigt haben. Er beleuchtet die socialen, religiösen und politischen Verhältnisse der Südslaven in der vortürkischen Zeit, unter dem Einflusse der Griechen im Osten und der Deutschen und Italiener im Westen, charakterisirt die altsüdslavische Literatur, betont, dass diese für den Ethnographen von sehr untergeordnetem Werthe sei, entwirft ein anschauliches Bild von dem Aufschwunge der Serben zur Zeit ihrer von Byzanz freigewordenen Herrscher, unter welchen, wie der Vortragende besonders hervorhebt, die Volksepik der Südslaven den ersten mächtigen schöpferischen Impuls empfangen; erklärt die weite geographische Verbreitung der serbischen Mundart und schildert die Blüthezeit des mahomedanischen Südslaventhums unter der Türkenherrschaft. In den Schöpfungen der mahomedanisch-slavischen Volksepik habe das südslavische Volksthum seinen höchsten und künstlerisch vollendetsten Ausdruck gefunden. Hierauf erörtert er mit Hinweis auf die Hajdukenepik, das Verhältniss der slavischen Nichtmahomedaner zu den Türken, denen gewissermassen eine Mäklerrolle zwischen Orient und Occident zugefallen war. Das Türkenthum habe auf die Südslaven insoferne einen segensreichen Einfluss ausgeübt, als es sie zu einem verzweifelten Kampf ums Dasein genöthigt, und weiters dadurch, dass es ihnen die Bekanntschaft mit arabischer und persischer Industrie und Kunstfertigkeit vermittelt. Dafür bringt Herr Dr. Krauss eine stattliche Anzahl von Belegen bei.

Der rege Verkehr zwischen Slaven und Türken habe auf den beiderseitigen Sprachschatz eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Die serbische und bulgarische Sprache haben eine Menge türkischer, beziehungsweise turzisirter arabischer und persischer Ausdrücke in sich aufgenommen. Diese zwei Sprachen weisen an 10.000 Fremdwörter auf. Siebenzig Percent der landwirthschaftlichen und gewerblichen Geräthe und Werkzeuge und Verrichtungen tragen fremde Namen. Wo die Berührung zwischen Türken und Slaven am intensivsten stattgefunden, habe sich nahezu eine Mischsprache entwickelt. Selbst die Diction der mahomedanisch-slavischen Volksepik weise starke Ansätze einer Mischsprache auf. Dr. Krauss erhärtet dies an Beispielen aus seinen bosnisch-hercegovinischen Sammlungen, so führt er z. B. an Verse wie:

poljeće bakrena džemija
pro deniza i kara limana.

(Es flog dahin die kupferne Galeere über's Meer und die schwarze Buchtung.)

In diesen zwei Versen seien fünf, in folgenden vier Zeilen sieben Fremdwörter:

Razbolje se sultan Sulejmane
u Stambolu gradu bijelome
na svom tâchtu u svome devletu
treći danak šechli ramazana.

(Es erkrankte Sultan Sulejman in Stambol der weissen Stadt, auf seinem Throne in seinem Reiche, am dritten Tag des königlichen Ramaddan.)

In den Erzeugnissen der mahomedanisch-slavischen Kunstliteratur zeige sich die Mischsprache viel charakteristischer. Herr Dr. Krauss definirt das Wesen einer Mischsprache und erläutert dies an der deutsch-polnisch-hebräischen Mischsprache der Juden in Südrussland, Polen, Galizien und Ungarn. Die serbische Mundart der bosnisch-hercegovinischen Mahomedaner wäre wegen der schweren syntaktischen Veränderungen, die sie durch die türkische Sprache erfahren, weitaus mehr Mischsprache als das Bulgarische, trotzdem dieses die Casussuffixe und den Infinitiv eingebüsst. Eine Reihe von Beispielen erhärtet diese Ansichten.

Herr Dr. Krauss skizzirt noch kurz die ältere Sammlung mahomedanisch - slavischer Kunstlieder, welche Dr. Otto Blau im Jahre 1868 puplicirt hatte, theilt mit die Liebesklage des Bošnjaken El Abd Mustafa's, spricht des Näheren über die von ihm auf seiner ethnographischen Forschungsreise entdeckten Handschriften und Druckwerke dieser Literatur und über ihre Verbreitung. Besonders verbreitet wären didactisch-paränetische Schriften, die man Avdijen nenne. Die praktische Philosophie dieser Literatur gipfle in der Sentenz:

uči, piši, radi vrlo, da ne budeš izločest.

(Lerne, schreib und arbeit emsig, sonst wirst du ein Taugenichts.)

Die Avdijen werden im monotonen Singsang herabgenäselt. Herr Dr. Krauss trägt hierauf eine Avdija und Edhem des Schreibers (ćatib) oder Imam's (Vorbeters) versificirte Ermahnung an die Edelfrauen von Zenica (in Bosnien) sowohl im Texte als in der Uebersetzung vor.

Im Anschlusse hieran entwickelt J. D. Beckmann einige Gesichtspunkte über die grammatikalischen Wandlungen und lexikographischen Folgen, welche der Zusammenstoss eines indogermanischen (slavischen) und eines turanischen (des türkischen) Idiomes hervorgerufen; eine Erscheinung, welche schon ihrer Seltenheit willen Beachtung verdiene. Vortragender führt aus, wie einerseits slavische Begriffe in die türkische Sprache übergingen, und andererseits, wie türkisch-arabische Ausdrücke sich dem slavischen Sprachgeiste anzupassen und in ihm aufzugehen wussten; zugleich werden jene Gebiete erörtert, in welchen die Aufnahme fremden Sprachgutes am hervorragendsten zu Tage tritt. Zu den grammatikalischen Veränderungen übergehend, ergänzt Beckmann die diesfälligen Beobachtungen Dr. Blau's und gibt ebenso einige neue Beispiele der Lautwandlung an. Es wird des Weiteren dargethan, dass die türkisch - arabischen Schriftzeichen, welche ein der slavischen Sprache durchaus fremdartiges Gewand sind und überdies nicht ausreichen, um sämmtliche Buchstaben des serbischen Alphabetes darzustellen, hauptsächlich das Verständniss der bilinguen Literaturerzeugnisse erschweren, und auch daran Schuld sind, dass diese Mischsprache der Stabilität entbehrt. Die vorhandenen Handschriften weichen nicht so sehr inhaltlich, als durch Orthographie so von einander ab, dass man sie kaum als die Producte einer und derselben Zeitepoche erkennen würde; dazu kommt die geringe Vertrautheit der Schreiber mit der türkischen Sprache, was oft sinnstörende Wortentstellungen zur Folge hat. Redner ist daher der Ueberzeugung, dass die vorhandenen bosnisch-türkischen Literaturdenkmäler culturhistorischen Werth besitzen und besonders für Erklärung von Lehnwörtern sowohl in der europäischen, als auch in der türkischen Sprache schätzenswerthe Dienste leisten können; dass aber Bestrebungen für die Pflege eines bosnisch-türkischen Schriftthums keine Förderung verdienen.

11. Für die Bibliothek sind folgende Druckwerke als Geschenk eingelaufen:

Deffner, Dr. Michael: Archiv für mittel- und neugriechische Philologie. Bd. I. Heft 1, 2. Athen 1880. 304 p. 8°. (ded. Bibliothek der Akademie in Athen.)

Schmeltz J. D. E.: Zur Vorgeschichte der Ethnologie. Sep. aus „Album zum 3. December 1885 für Dr. Seemans." mit 1. Taf. 4°. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: Cefalometria dei Modenesi moderni. Seguita da quaranta tavole statistiche. Modena 1883. 41 p. u. XL Taf. 4°. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: Statura e intelligenza Studiate nei Bolognesi contemporanei. Richerche antropometriche e statistiche. Firenze 1886. 16 p. u. 6 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: Statura e condizione sociale. Studiate nei Bolognesi contemporanei. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XV. Fasc. II. 1885. Firenze. 31 p. u. 8 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: Saggio di un Catalogo bibliografico antropologico Italiano. Concenni storici intorno alla Antropologia e biografici intorno ad alcuni Antropologi Italiani. Modena 1883. 176 p. 8°. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. Otto: Notice sur les vetements, les parures et les tatouages des Papouas, des cotès S. E. de la Nouvelle Guinée. Ext. de Revue d'Ethnographie. Paris 1886. 66 p. 8°. (ded. Aut.)

Gittée Auguste: Les études folkloristes en France. Ext. de la Revue de Belgique. Bruxelles 1886. 19 p. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv: Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden. 19 p. 8°. (ded. Aut.)

Berlin: Katalog der ethnologischen Sammlung der Neu-Guinea-Compagnie, ausgestellt im kgl. Museum für Völkerkunde. Katalog II. Berlin 1886. 46 p. 8°. (ded. kgl. Museum für Völkerkunde.)

Schwartz W.: Prähistorische Mythologie, Phönomenologie und Ethik. Sep. a. d. Verhandlungen der Berliner Anthrop. Gesellschaft. Berlin 1885. (524—543 p.) 8°. (ded. Aut.)

Fressl Johannes: Die Skythen-Saken die Urväter der Germanen. München 1886. XVI u. 340 p. 8°. (Recens.-Expl.)

Finsch, Dr. O.: Ueber die ethnologischen Sammlungen aus der Südsee. Sep. a. d. Mittheilungen des Museums für Völkerkunde. 23 p. 4°. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Die ethnologische Ausstellung der Neu-Guinea-Compagnie im kgl. Museum für Völkerkunde. 12 p. u. 2 Taf. (ded. Aut.)

Lemberg: Katalog wystawy Archeologicznej i Etnograficznej we Lwowie. Lemberg 1885. 8°. (ded. Ausstellungs-Comité in Lemberg.)

Topinard: Du principe général à adopter dans le divisions et nomenclatures de caractères et en particulier de la nomenclature quinaire de l'indicc céphalique. Ext. des Bulletins de la société d'Anthropologie. Paris 1886. 20 p. 8°. (ded. Aut.)

Paris: Catalogue des portraits de Voyageurs et de Géographes qui se trouvent dans les Albums de la Société de Géographie à la date du 22. November 1885. Paris 1885. 32 p. 8°. (ded. Société de Géographie.)

Schaaffhausen: Neuere Funde roher Schädel, die mit dem aus dem Neanderthale verglichen worden sind. Sep. aus d. Verhandl. des naturwissenschaftl. Vereins für die preuss. Rheinlande und Westfalen. Bonn 1885. 17 p. 8°. (ded. Aut.)

Schaaffhausen: Ueber ein von der deutschen Anthropologischen Gesellschaft angeregtes gemeinsames Verfahren für die Messung menschlicher Becken. Aus den Verhandl. d. naturwissensch. Vereins f. d. preuss. Rheinlande u. Westfalen. Bonn 1885. 10 p. 8°. (ded. Aut.)

Diebold Wlad.: Ein Beitrag zur Anthropologie der Kleinrussen. Dorpat 1886. 45 p. u. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Bucchich G.: Alcune Spugne dell' Adriatico sconoscinte e nuove. Est dal Bollet. della Società adriatica in Triest. Vol. IX. Nr. 2. 1886. 4 p. u. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Lewis T. H.: Ancient roch inscriptions in eastern Dakota. From the American Naturalist. May 1886. 3 p. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Lewis T. H.: The monumental „Tortoise" mounds of Decoo-dah". From the American Journal of Archaeology. January 1886. 5 p. u 11 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Lippert Julius: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Stuttgart 1886. 1. Heft. 8°. (ded. Verlagsbuchhandlung.)

Schmidt D. E.: Ueber alt- und neu-ägyptische Schädel. Beitrag zu unseren Anschauungen über die Veränderlichkeit und Constanz der Schädelformen. 64 p. 8°. (det. Aut.)

Boston: American Oriental Society. Proceedings ut Boston, May 1886. XLI p. 8°. (ded. Oriental Society.)

Sommier S.: Prima ascensione in vernale al Capo Nord e ritorno attraverso la Lapponia e la Finlandia. Rom 1886. 55 p., 1 Karte u. 3 Photographien. 8°. (ded. Aut.)

Sommier S.: Due comunicazioni fatte alla Società d'Anthropologia sui Lapponi e sui Finlandesi settentrionali. Est. dall' Archivio per l'Antropol. e l'Etnologia. Vol. XVI. Nr. 1. 1886. 63 p. 8°. (ded. Aut.)

Graz: 74. Jahresbericht des Steiermärkischen Landschaftl. Joanneums zu Graz über das Jahr 1885. Herausgegeben vom Steiermärkischen Landes-Ausschusse. Graz 1886. 47 p. 8°. (ded. Dr. Fr. Pichler.)

Pichler, Dr. Fr.: Das historische Museum des Joanneums. — Antike Denkmäler. 4. Ausgabe. Grätz 1885. 48 p. 8°. — Mittelalter, Neuzeit. 4. Ausgabe. Grätz 1886. 59 p. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. Fr.: Das Entstehen und Vergehen der Stadt Virunum. Sep. aus der Zeitung „Freie Stimmen". 1886. 39 p. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. Fr.: Das ptolemaeische Sianticum. Corresp.-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XVII. Jahrgang. München 1886. (ded. Aut.)

Washington: Annual report of the Comptroller of the currency to the first session of the fortyninth Congress of the United States. Washington 1885. 259 p. 8°. (ded. Smithsonian Institut.)

Hoffman W. J.: Natives of Alaska fromwater color. Washington 1886. 9 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Washington: Report of the international Polar-Expedition to Point-Barrow-Alaska in reponse to the resolution of the house of Representatives of December 11, 1884. Washington 1885. 695 p. 4°. (ded. Chief Signal Officer, U. S. Army.)

Zaborowski: Les chiens quaternaires. Ext. d. la Revue Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. 3me S. IIme Tome. 1885. Août. Paris 1885. 28 p. et 1 Pl. 8°. (ded. Aut.)

Zaborowski: Sur puelques crânes finnois anciens. Les peuples finnois actuels et les origines finnoises. Ext. des Archives Slaves de Biologie du 15. Mars. Paris 1886. 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Andree R.: Die Anthropophagie. Eine ethnographische Studie. Leipzig 1887. 105 p. 8°. (ded. Aut.)

Cartailhac E.: Ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Résultats d'une Mission scientifique du Ministère de l'Instruction publique. Avec quatre cent cinquante gravures et 4 Planches. Paris 1896. 347 p. 8°. (det. Aut.)

Boselli E.: Il contrasto fra l'amore e la bellezza ovvero il mistero della simpatica finalmente spiegato nelle sue leggi. Milano 1886. 62 p. 8°. (ded. Aut.)

Bistritz: XII. Jahresbericht der Gewerbeschule. Zum Schluss des Schuljahres 1885/86 veröffentlicht von M. Miess. Bistritz 1886. 60 p. (ded. Gewerbeschule zu Bistritz.)

Gatschet A.: Verzeichniss seiner veröffentlichten Schriften. 10 p. 4°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: The annals of the Cakchiquels. Ext. from American Naturalist. May 1886. 4 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: The Aztec language. Ext. from American Naturalist. June 1886. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: Linguistic notes: Reprint from American Antiquarian, May 1886. 4 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: An important contribution to Californian folk-lore. Ext. from American Naturalist, February 1886. 1 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: Lacustrian antiquities of Dr. Gross. Ext. from American Naturalist, March 1886. 8 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: Maori Pharmacopoeia. Ext. from American Naturalist, April 1886. 6 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet A.: Ethnologie Notes. Reprint from the American Antiquarian. January 1886. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Kremer, Baron A. von: Discours prononcé a la séance du 27. Sept. 1886 du septième congrès international des Orientalistes. Vienne 1886. 24 p. (ded. Baron v. Kremer.)

Campi Luigi Nob. dei: Le tombe barbariche di Civezzano e alcuni rinvenimenti medioevali nel Trentino. Estr. dall' Archivio Trentino. Vol. V. Fasc. I. 1886. 32 p. u. 5 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Ueber die Frage von der ursprünglichen Bedeutung des Triquetrum. Sep. aus d. Verhandlgn. der Berliner Anthropolog. Gesellschaft. Berlin, 10. April 1886. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: Crani e oggetti de gli Antichi peruviani appartenenti al Museo civico di Modena e al Museo di Anatomia Umana de la Università di Modena. Firenze 1886. 105 p. u. 3 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Maška, Prof. Karl J.: Der diluviale Mensch in Mähren. Ein Beitrag zur Urgeschichte Mährens. Mit 51 Abbild. im Texte. Neutitschein 1886. 109 p. 8°. (ded. Aut.)

Riedel Joh. G. Fried.: De sluik-en-kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua. Met Platen en Schetskaarten. Uitgegeven door Tusschenkomst van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap. S'Gravenhage 1886. 486 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Steenstrup J. Japetus S. M.: Kjökken-Möddinger. Eine gedrängte Darstellung dieser Monumente sehr alter Culturstadien. Mit 3 Holzschnitttafeln und 1 Kupfertafel. Kopenhagen 1886. 38 p. 8°. (ded. Aut.)

Die Versammlung votirt den P. T. Einsendern den verbindlichsten Dank.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVI. Der neuen Folge VI. Band.)

Nr. 7. **Sitzungsberichte.** **December 1886.**

INHALT: **Monatsversammlung am 14. December 1886.** 1. Neues Mitglied; S. 65. — 2. Einladung zur Ausstellung in Jekaterinburg im Jahre 1887; S. 65. — 3. Kanitz, prähistorische Funde in Serbien; S. 65. — 4. Wawra, Schalensteine auf Corfu; S. 66. — 5. Karner, Thongefässe von Dürnthal; S. 67. — 6. Himmel, Rekrutenmaterial der Herzegowina; S. 67. — 7. Spöttl, Kupfermeissel aus Ungarn; S. 68. — 8. Heger, Steinäxte aus Neu-Guinea; S. 69. — 9. Szombathy, Funde von Idria pri Bače; S. 70. — 10. Eingelangte Bücher; S. 70.

Monatsversammlung am 14. December 1886.

Vorsitzender: Hofrath Prof. Dr. Karl Langer Ritter v. Edenberg.

1. Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen:

Herr Ingenieur Anton Dachler, Vorstand des Hochbaubureaus der k. k. priv. K. F.-Nordbahn in Wien.

2. Der Secretär legt eine Einladung zur Sibirisch-Uralischen Ausstellung für Wissenschaft und Industrie in Jekaterinburg vor. Dieselbe wird in der Zeit vom 27. Mai bis 27. September 1887 stattfinden und dem vorliegenden Programme zufolge auch eine umfangreiche anthropologisch-ethnographische und archäologische Abtheilung enthalten.

3. Herr **F. Kanitz** übersendet eine Mittheilung über:

Die ersten prähistorischen Funde im Königreiche Serbien.

Frühzeitig wurde die Wissenschaft auf die zahlreichen prähistorischen Stätten am östlichen Pontusgestade aufmerksam und verdanken wir den russischen Archäologen hochschätzbare Forschungen in dieser Richtung. Ami Boué, Hahn u. A. lieferten für verschiedene Theile der illyrischen Halbinsel zahlreiche Nachweise prähistorischer Reste. Auf vielen Reisen im Balkangebiete konnte auch ich an mehr als fünfzig Punkten auf Autopsie beruhende Daten über urgeschichtliche Denkmale sammeln [1]). Nicht wollte es aber gelingen, innerhalb der früheren Grenzen Serbiens, die Anwesenheit des Menschen in urgeschichtlicher Zeit zu begründen. Wohl besitzt das Belgrader Nationalmuseum schon lange einige Steinwaffen; sie rühren jedoch von den jenseitigen Hügeln bei Semlin, auf dem linken Saveufer her.

Erst im Jahre 1875 wurde zu Medvedje an der Resava im östlichen Serbien ein zweifellos prähistorisches Hammerbeil gefunden, durch den zufällig dort anwesenden Bergarbeiter Miloje Janković vor Verschleppung bewahrt und auf Befehl des Fürsten Milan dem naturhistorischen Cabinet des Herrn Prof. Pančić übergeben. Wir illustriren dasselbe in Fig. 51 nach der im 51. Bande des „Glasnik" mitgetheilten Abbildung. Das prächtig gearbeitete Beil aus Trachyt, der nach den hier benutzten Mittheilungen des k. serb. Bergbaudirectors Felix Hofmann, unfern dem Fundorte, am Crni vrh bei Žagubica, ansteht, ist 91 mm lang, 52 mm breit, 44 mm hoch, hat ein 19 mm weites Bohrloch für den Stiel, eine ziemlich scharfe Schneide an dem einen und eine 34 mm breite Haufläche am anderen Ende.

Ein zweites Hammerbeil fand ein Pioniersoldat im Jahre 1878 oberhalb der Brücke, welche die Nišer Citadelle mit der Civilstadt verbindet. Das 153 mm lange Beil mit rundem Stielloch von 19 mm Durchmesser (Fig. 52) ist aus Basalt, der beim nahen Ostrovica im Nišava-Steildefilé auftritt. Die mit Kalksinter

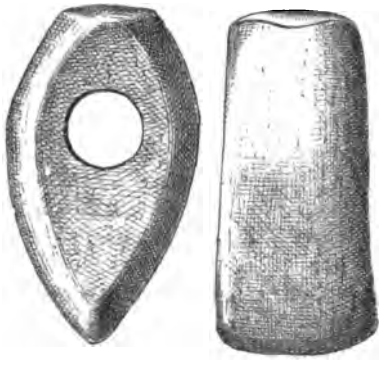


Fig. 51. 1/2 nat. Gr.

stark incrustirten Flächen zeigen keine Spur von Polirung, obschon das Material sich vorzüglich für diese eignet. Ein anderes, gleichfalls im k. serbischen Bergbureau aufbewahrtes, weniger vollendetes Steinbeil ist 155 mm lang und ward bei den in meinem „Donau-Bulgarien" beschriebenen alten Gräbern zu Banja, nahe bei Niš, gefunden.

Ausserdem bewahrt Herr Prof. Pančić einen interessanten, weil bis nun in Serbien einzig dastehenden Fund von durchlöcherten Bernsteinkügelchen, welche ein Bauer nahe der Morava bei Zablaće, im Čačaker Kreise fand und wahrscheinlich aneinander gereiht, den Hals oder Arm einer prähistorischen Schönen schmückte.

[1]) F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan. II. Auflage, Leipzig, III. Bd., Sachregister, Archäologie, S. 376.

Die serbischen Vrtače (Dolinen) und pećine (Höhlen), deren es namentlich im ausgedehnten Kalkgebiete an der Donau, Resava, am Pek u. a. O. so viele gibt, sind noch wenig untersucht. Dem ausgezeichneten Bergmann, Herrn Felix Hofmann zu Belgrad verdanken wir einige diesbezügliche im 51. Bande des „Glasnik" veröffentlichte Mittheilungen, welche ich hier im Auszuge wiedergebe.

In einigen Höhlen bei Jelašnica und Sićevo, im pittoresken Engpasse (Klisura) der Nišava, fand man unter einer jüngeren Schichte mit theilweise ganz recenten Resten von Menschen und Thieren, welche wahrscheinlich dort in den letzten Kriegen vor den Türken Schutz suchten, ältere Schichten, gemengt mit Gebeinen von Ursus spelaeus. Das Gleiche gilt von den Höhlen am „Popov stub", südlich von Gradište am linken Flussufer, und von den zahlreichen Höhlen der Suha planina, die nur mit Lebensgefahr zugänglich sind und sich deshalb ganz besonders für die mit allen

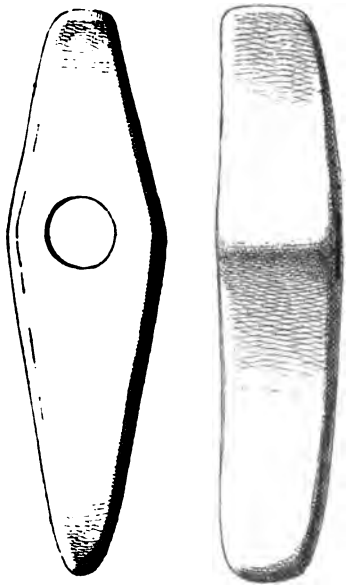


Fig. 52. 1/2 nat. Gr.

Stegen vertraute christliche Bevölkerung zu Zufluchtsstätten eigneten.

Im Kalkgebirge, das von Guljan am Svrljički Timok NW. gegen Prekonoge streicht, befindet sich nahe bei letzterem Orte eine 400 m ausgedehnte, durch prächtige Stalaktiten ausgezeichnete Höhle, in welcher Dr. Mácsay und Prof. Pančić viele interessante Knochenfunde machten. Im Jahre 1880 besuchte sie Herr Hofmann und fand unter der feuchten Schuttdecke in einer mit Resten kleiner Thiere und Kohle gemengten Culturschichte auch Scherben von keramischen Gefässen neben Knochen vom Höhlenbären und anderen ausgestorbenen Thieren, was ihn auf die Existenz des Menschen in weit zurückliegender Zeit auch auf serbischem Boden schliessen lässt.

In der schwer zugänglichen „Lazareva pećina" (Lazarhöhle) 1/2 Stunde oberhalb Zlot im Zaječarer Kreise stiess Herr Hofmann unter einer jüngeren Culturschichte, 1·4 m tiefer, auf eine ältere, in welcher er in Gegenwart des ihn begleitenden Kreisvorstehers und des Dr. Mácsay neben Knochen von Ursus spelaeus aus Hirschhorn verfertigte Ahlen fand. Unfern dem Dorfe fielen ausser Grabsteinen, deren Ursprung unbekannt, kleine künstliche Hügel auf, die vielleicht Tumuli oder auch von Goldwäschern herrühren können, welche in alter Zeit den noch heute goldhältigen Bachsand auslaugten.

Gelegentlich des Strassenbaues von Niš nach dem Kloster Sveta Bogorodica bei Prosek stiess man im Jahre 1880 etwa 300 m W. vom Kloster auf prähistorische Gräber, welche 4 Urnen mit Leichenbrand und Erde enthielten. Leider zerschlugen die nach Schätzen gierigen Arbeiter die Gefässe; man fand jedoch nur viele dünne Kupferplättchen von 15—17 mm Länge und 10—11 mm Breite. Ob sonstige Beigaben vorkamen, ist nicht bekannt. Die Urnenreste und Metallplättchen werden im Kloster bewahrt. Wie hier, mögen auch früher an anderen Orten prähistorische Funde vernichtet worden sein, ehe man in Belgrad von ihnen Kunde erhielt, und dies erklärt wohl, weshalb es in Serbien erst so spät gelang, verlässliche Zeugnisse für seine urgeschichtliche Epoche zu gewinnen.

Erwähnen wir noch einiger Tumuli im Nišavagebiete. Jene nahe bei Niš, am rechten Flussufer gegenüber Knez selo, nennt das Volk „Austrijske baterije" und glaubt, dass die Oesterreicher sie zur Postirung von Geschützen während der Belagerung aufgeworfen haben. Dies ist vielleicht begründet; möglicherweise wurden aber auch nur die vorgefundenen prähistorischen Grabhügel zu militärischen Zwecken benützt, ähnlich wie die Türken bei der Belagerung des Šipkapasses 1877 die nahen Tumuligruppen in der Ebene NW. von Kazanlik in Redouten umwandelten. — Ein riesiger Tumulus steht am Einflusse der Caribrodska in die Nišava bei Caribrod, nahe der serbischen Grenze; ein anderer unterhalb des Staničev han und ein 14 m hoher, südlich von Hisarlikberg bei Pirot. Mehrere dieser Tumuli zeigen deutliche Spuren von Eröffnungsversuchen, doch scheint man nicht bis zum gewachsenen Boden gelangt zu sein und somit ist Hoffnung vorhanden, dass uns die serbischen Forscher recht bald durch Berichte über deren Inhalt erwünschte Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit den Fundergebnissen aus den benachbarten ungarischen und bulgarischen Tumuli bieten werden.

4. Herr **Ludwig Hans Fischer** übersendet eine auf seine jüngste Notiz über

Schalensteine auf Corfu

Bezug habende Mittheilung des Chemikers Herrn **A. Wawra**, aus welcher wir Folgendes entnehmen:

Es ist eine dem chemischen Technologen hinlänglich geläufige Thatsache, dass die neapolitanischen Bauern bei der Gewinnung des Olivenöles respective zu dessen Ablagerung Fels-Cisternen verwenden, in welchen sie ihr Product oft sehr lange Zeit ablagern lassen, um demselben durch solche Lagerung jene Qualität zuzuwenden, welche sie für ihr Fabrikat als unerlässlich halten.

Wäre es nun nicht erlaubt, die Frage zu stellen, ob die in dieser Notiz beschriebenen „Schalensteine“ nicht vielleicht mit der Fabrikation des Olivenöles in irgend einem Zusammenhange stehen?

Diese Frage drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, wenn man bedenkt, dass auf Corfu der Olivenbaum zu den heimischen Waldbäumen zählt. Ferner würde für die hier zum Ausdrucke gebrachte Combinirung der Schalensteine mit der Olivenölfabrikation noch die eigenthümlich gewählte allgemeine Anordnung sprechen, aus welcher zur Genüge ersichtlich ist und auch vom Autor sofort richtig vermuthet wurde, dass das Princip dieser Anordnung für Flüssigkeitsbewegungen wie geschaffen erscheint; denn in der That wäre es möglich, eine Flüssigkeit durch das gesammte Schalensystem circuliren zu lassen, und zwar so, dass sich die Flüssigkeit zum Schlusse von den kleineren Schalensteinen in dem grossen Schalensteine *H* des Grundrisses Fig. 28 ansammelt, von wo aus selbe dann leichter zu Zwecken des Handels verfrachtet werden konnte.

Setzen wir nun jetzt den Fall, dass die kleineren Schalensteine zum Behufe des Ablagerns mit frischem Olivenöl gefüllt wurden und man nach gehöriger Ablagerung das Oel vom Bodensatze im reinen Zustande abziehen wollte, so konnte dieser Zweck dadurch erreicht werden, dass man in einen Schalenstein unter das im selben befindliche Oel vorsichtig durch eine Röhre Wasser, oder frisches, specifisch schwereres Rohöl zuführte, wodurch das reine abgelagerte Oel als specifisch leichtere Flüssigkeit successive aus dem einen Schalenstein in den andern verdrängt wurde, bis es endlich durch einen geregelten Gang dieser Procedur in den grossen Schalenstein *H* gelangte, von welchem es sodann in weitere zum Transporte geeignete Gefässe abgeleitet werden konnte.

Um nun endlich auf die bohrlochähnlichen Vertiefungen zurückzukommen, will ich hier nur in Kürze erwähnen, dass dieselben sehr leicht zum Behufe der Befestigung eines Verschlusses, gleichzeitig aber beim Gange des Verdrängungsprocesses zum Zwecke der Befestigung eines Filtertuches dienen konnten.

5. Secretär **Szombathy** legt einen

Thongefässfund von Dürnthal in Niederösterreich

vor, welchen das Mitglied unserer Gesellschaft Herr Pfarrer **Lambert Karner** in Gösing jüngst dem k. k. Hofmuseum zum Geschenke gemacht hat. Derselbe ist nach der Auffassung des Einsenders eine Art von Depotfund, da unter den zwei Dutzend Gefässen nur drei Typen vorkommen: Sehr hübsch profilirte Schalen mit hohem Henkel, dann niedere, conische Schalen mit kleinem Henkel und 2 bauchige Urnen mit niederem, weitem Halse; Alles aus freier Hand gemacht, zum Theil graphitirt.

Herr Pfarrer Lambert hat uns über diesen Fund sowie über einige andere aus der Nachbarschaft seines Ortes eingehende Mittheilungen zugesagt.

6. Secretär Szombathy legt eine von Herrn Hauptmann **Heinrich Himmel** eingesendete Arbeit über

Das Rekrutenmaterial der Herzegowina

vor, welche sehr sorgfältig ausgestattet ist und in mehrfacher Hinsicht die vollste Anerkennung der Fachmänner verdient.

Hauptmann Himmel hat bereits in früheren Jahren unsere Aufmerksamkeit durch eifriges Aufsammeln wissenschaftlicher Notizen auf verschiedenen Orientreisen auf sich gelenkt. Gegenwärtig ist er in Jablanica in der Herzegowina stationirt. Er hatte schon vor seinem Abgange in diese Station den Plan gefasst, dort wissenschaftliche und speciell anthropologische Aufnahmen zu machen und sich diesbezüglich mit Herrn Custos Heger und dem Secretär in Verbindung gesetzt, und erhielt von Letzterem die nöthigen Anleitungen über die erforderlichen Instrumente und wissenschaftlichen Hilfsmittel, sowie die für die anthropometrischen Aufnahmen bestimmten Tabellen (nach den Angaben Virchow's). Der von ihm als Gehilfe ausersehene Herr Officierstellvertreter Schlapal erhielt ausserdem eingehenden Unterricht in dem praktischen Messverfahren selbst und den damit verbundenen Beobachtungen.

Der wichtigste Theil der vorliegenden Arbeit liegt nun unzweifelhaft in den anthropometrischen Tabellen. Dieselben umfassen das Material von 223 herzegowinischen Soldaten und — was für einen Vergleich sehr werthvoll ist — von 60 Soldaten aus Mähren, aus dem Ergänzungsbezirke des 99. Regiments. Hieran schliessen sich 12 photographische Aufnahmen, in welchen die Soldaten nach ihrer Confession, mit der auch manche physische Unterschiede verknüpft sein sollen, getrennt sind, und hieran eine Reihe grösserer und kleinerer Essays, von welchen wir die von Herrn Hauptmann Himmel über das Volk der Herzegowina und über das herzegowinische Soldatenmaterial, dann „Sanitäres aus der Herzegowina“ von Regimentsarzt Dr. Herrmann, und „Ueber die Jugend der Herzegowina“ von Lehrer E. Woska erwähnen wollen.

Wir werden wohl noch später Gelegenheit haben, auf diese Arbeit zurückzukommen, aber es ist gewiss am Platze, bereits heute hervorzuheben, wie ausserordentlich anerkennungswürdig diese wissenschaftlichen Bestrebungen Himmel's sind, und den Wunsch auszusprechen, dass der von ihm betretene Weg, sich unmittelbar praktisch an den so dringenden Aufgaben der anthropologischen Forschung zu betheiligen, auf welchem unsere ruhmreiche Kriegsmarine unter der directen Initiative ihres jetzigen Commandanten, des Viceadmirals Freiherrn Daublebsky von Sterneck, dem Landheere bereits um mehrere Schritte voraus ist, auch von anderen Organen des k. k. Heeres beschritten werden möge. Wir haben hier zunächst jene Aufgabe im Auge, welche sich an die in Oesterreich bereits einmal durchgeführte anthropologische Untersuchung der Schulkinder als eine Arbeit von gleich grosser wissenschaftlicher Bedeutung anschliessen würde, nämlich die anthropologische Untersuchung der Stellungspflichtigen, mit welcher uns bekanntlich bereits mehrere

Staaten den Vorrang abgelaufen haben. Die k. k. Heeresverwaltung hat ja bereits in mancher Hinsicht ihre Geneigtheit, in ihrem Wirkungskreise auch Wünschen der Wissenschaft entgegenzukommen, erkennen lassen; vielleicht wird es auch einmal möglich sein, diese für unsere Wissenschaft so wichtige Arbeit ganz oder doch innerhalb eines beschränkten Rahmens durchzusetzen.

7. Herr Historienmaler J. **Spöttl** legt 25 Stück

Kupfer-Meissel und Aexte, sowie doppelarmige Streitbeile

vor. Dieselben sind ausschliesslich Funde aus Ungarn.

Der Aussteller bemerkt in seinen Ausführungen, dass ihn das Erscheinen zweier hochinteressanter Werke über die Kupfergeräthe in vorgeschichtlicher Zeit, welche innerhalb der letzten zwei Jahre erschienen sind, nämlich das Buch Franz v. Pulszky's über die Kupferzeit Ungarns und das soeben erschienene Buch unseres hochverehrten, ausgezeichneten Forschers Dr. M. Much, veranlassten, eben diese Kupfergegenstände auszustellen.

Er bemerkt, dass er blos vom Standpunkte des Sammlers einige Bemerkungen an die ausgestellten Gegenstände knüpfen möchte, dass man es ihm verzeihen möge, wenn er eben vom Standpunkte des Sammlers sich nicht pro oder contra Kupferzeit stelle, er müsse jede Belehrung in einer oder der anderen Richtung dankbarst annehmen und eben diese finde er in beiden Büchern in reichstem Masse.

Wir mit unserer vorgeschrittenen Cultur haben fast den Massstab verloren, nach dem man die unendlichen Schwierigkeiten messen kann, die sich einem Volke entgegenstellen, welches nur den Stein kannte, und blos aus diesem das Geräth, wenn auch in vollendetster Form, zu fertigen verstand. Wie sollte es das Erz schmelzen, bearbeiten lernen? Nun, es gibt Länder, die Massen reines, gediegenes Kupfer zu Tage tretend haben. Bei uns liegt es anders, bei uns gibt es gediegenes Kupfer nur in so geringen Mengen, wie fast Gold, bei uns ist das Kupfer gebunden in einer fremden Form, meist als Kies (Kupferkies, Fahlerze etc.).

Welche Summen glücklicher Zufälle mussten eintreten, die dem Volke lehren konnten, diese Erze zu verschmelzen! Sehen wir nach Amerika, so finden wir, dass die geringen Mengen des in Vorzeiten verarbeiteten Kupfers eben das zu Tage tretende reine Kupfer zum Stamme hatten; man bearbeitete vielleicht schon Gold, aber man verschmolz noch nicht Erz. Eine Stelle in Ch. Darwin's Werk beleuchtet das vielleicht recht treffend; er schreibt über den chilenischen Bergbau: Die Chilenen kannten noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht das Verfahren, den Kupferkies zu reduciren, zu schmelzen, daher kauften ihnen die Engländer ihre reichsten Kiesgruben um wenige Dollars ab und wurden über diesen Kauf obendrein verlacht; und doch trieb Chili uralten Kupferbau. Als ich einmal einen alten Bergmann in der Zips über Erzgewinnung fragte, sagte er mir: Aus blauem und grünem Stein gehe das Erz leichter als aus dem Kies; dementsprechend finden wir auch in der Nähe der Tatra uralte Tagbaue auf jene ärmlichen Vorkommnisse sauerstoffhältiger Erze, während wenig Stunden entfernt die reichen Gruben von Göllnitz und Schmölnitz liegen.

Eine zweite Wahrnehmung drängte sich dem Vortragenden auf, als er die Abbildungen der in den Gräbern Aegyptens gefundenen Bilder sah; überall, wo Werkzeuge aus Kupfer vorkommen, wurden sie, wie die Bilder weisen, zur Bearbeitung des Holzes verwendet, während der Stein eben nur mit Stein bearbeitet wurde. Dementsprechend finden wir in den ägyptischen Steinbrüchen wohl wenig Kupferkeile, doch zu tausend und aber tausend Steingeräthe.

Wenn wir die Kupfergeräthe Europas zusammennehmen, die heute in allen öffentlichen und Privatsammlungen zu finden sind, so mögen sie die Zahl von 2000 kaum übersteigen, während die Steingeräthe nach Millionen zählen mögen.

Wenn wir das Kupfergeräth besehen, so finden wir zwei Geräthe, den Keil zum Keilen, Spalten, das Beil zum Hauen, Behauen. Diese beiden Formen finden fast keine stufenweise Vollendung, wie wir sie beim Meissel sehen, der aus Bronze gefertigt, sondern ihnen folgt gleich das von Dr. Hampel treffend mit Streitbeil bezeichnete Werkzeug. Welche Differenz in der Cultur zwischen beiden!

Besehen wir die keilförmigen Kupferwerkzeuge genauer, so fällt uns die Schwere in der Form ganz wesentlich auf, die sehr absticht gegen die mit verhältnissmässig mehr Chic gemachte elegante Steinform. Das Metall spricht eben nicht zu der Form, in die es gezwängt, so scheint es mir, aber es entspricht auch kaum zu dem, wozu es verwendet wurde, weit weniger als eben der billige, dauerhafte Stein, der, seine Sprödigkeit abgerechnet, weit besser zur Arbeit passte. Wir wissen auch, dass eben der Stein bis in's 10. Jahrhundert, vielleicht noch später, in Europa seine häufige Verwendung hatte, ja heilig ward.

Wie conservativ das Volk ist, zeigt sich vielfach, unter Anderem auch darin, dass z. B. die Holzburgen, so in Ungarn noch bis in's 13. Jahrhundert bestanden, in der Herzegowina, in Bosnien wohl noch später, daher das in mancher Sage vorkommende, uns befremdende: Es brannte ihm seine Burg nieder. So im Augenblick? fragen wir. Nun, es war eben Holz.

Wir finden aber auch Werkzeuge, Waffen, Geräthe aus reinem Kupfer, die gewiss nicht als directe Zwischenglieder zwischen den einen und andern typischen Kupferformen gelten können, sondern der ausgesprochenen Bronzekunst angehören, man sehe Herrn v. Pulszky's Werk. Hier mag wohl Laune, die das schön goldig roth strahlende Material bevorzugte, oder Mutter Noth zur Darstellung gerathen haben.

Zum Schlusse ersucht der Vortragende, man möge ihn nicht des Vandalismus zeihen, wenn er zum Behufe der Experimente echte Kupferwerkzeuge in Arbeit nehme; er sagt: Ich glaube richtig zu gehen, wenn ich annehme, dass heute Kupfer- sowie Bronzegeräthe härter sind, wie zur Zeit ihrer Entstehung; beide

Metalle werden ja mit der Zeit spröder, härter, nicht weicher; beide wurden, wie der Oesterreicher sagt, gedengelt, die Schneide ausgeklopft, nicht geschliffen.

Der Vortragende sagt ferner: Ich nahm einen Kupferkeil um einen Kalkstein zu bearbeiten, es ging nicht, er plattete ab, viel besser ging es mit dem Steingeräth, Ich nahm einen Kupferkelt, den ich in Holz schaftete. er wollte trotz guter Umschnürung nicht eher halten, er wackelte, bis ich den gebundenen Stiel etliche Stunden in Wasser anquellen liess; die Alten, scheint mir, machten es wohl auch so. Nun, bei hartem Holze ging die Bearbeitung jämmerlich, das Fällen bei weichem so ziemlich, nicht so gut, wie mit einem properen Steinbeile; bei halbverkohltem Holze, etwa wie bei einem ausgebrannten Canoe, leidlich. Nur denke ich, ein

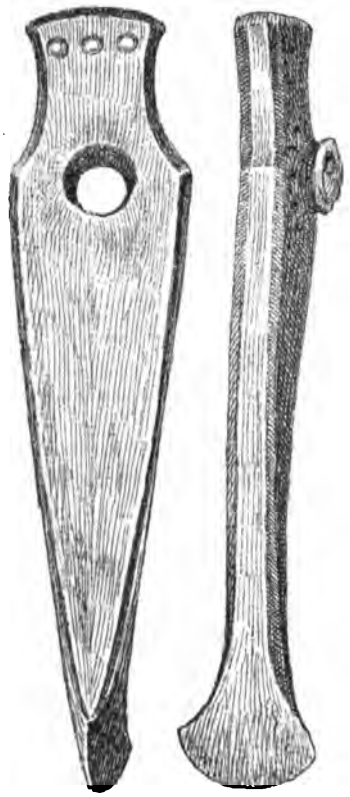


Fig. 53. $^{9}/_{10}$ nat. Gr.

Biber biss leichter sein Holz, als wir es mit diesem Geräth bearbeiteten. Freilich, unsere Eisenbahn- und Telegraphencultur kennt eben nicht die Geduld, diese so herrliche Mitgift der Mutter Natur an den Menschen der ersten Culturstufen.

Nur einen Versuch musste ich ausständig lassen, der, ich bin dessen gewiss, gelingen muss: das muthwillige Verletzen des Menschen an Leib und Leben, wie die Alten sagten, zu dem sind eben auch Kupfergeräthe gleich, ja noch besser geeignet, denn der steinerne Streitkeil.

Vortragender bedauert es, dass er nicht vergleichendes Material aus Russland, Indien und Amerika, sowie Aegypten vorlegen könne. Bezüglich der ausgestellten Gegenstände verweisen wir auf die Abbildungen 1—6 des Bandes XV, Taf. II, unserer Mittheilungen hin, sowie auf die Formen der Streitbeile, Bd. XV, Taf. III, 51—61, und die in Fig. 53 abgebildete Streitaxt, gefunden im Comitate Arva, Ungarn. Dieses ausgezeichnete, ungewöhnlich grosse Stück wiegt bei 2·80 kg und misst in der Länge 34 cm, grösste Breite beim Stielloche 9 cm, Dicke 1·5—2 cm, Schneidenbreite 5 cm. Um das Stielloch herum sind acht runde Einstanzungen im Durchmesser von 1·2 cm angebracht; am Rückende der Axt drei dergleichen Einstanzungen.

Vortragender schliesst mit den Worten: Es ist ein seltenes Material, welches wir hier vor uns haben, und es ist zu wünschen, dass wir noch Vieles zur Ergänzung dieser Forschung auffinden mögen.

8. Herr Custos **Heger** legt eine Anzahl

Steinäxte aus Neu-Guinea

vor. Dieselben gehören einer grossen Doubletten-Sammlung an, welche Herr Dr. Otto Finsch auf seinen Reisen in den Jahren 1879—82 und 1884—85 in der Südsee zusammengebracht hat. Die Hauptsammlung befindet sich im kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin. Der Vortragende macht an der Hand der Objecte, welche von Volksstämmen herrühren, die heute noch in der Steinzeit leben, auf die verschiedene Art der Befestigung der Steinbeile in den Holzstielen aufmerksam. Namentlich werden solche Aexte als besonders sinnreich bezeichnet, deren Axtklinge, respective die Schneide, verstellbar ist. Die meisten dieser Aexte, welche alle polirte Steinbeile aufweisen und die allerverschiedensten Grössen zeigen, werden zur Bearbeitung des Holzes, namentlich beim Canoe- und Hausbau, verwendet. Die feineren Holzschnitzereien, welche unsere ganze Bewunderung zu erregen im Stande sind, werden meist mit scharfen Muschelschalen ausgeführt. Anschliessend an diese Steinäxte werden auch solche Aexte vorgelegt, deren Klinge aus starken Muschelschalen (mitunter auch aus Schneckenschalen) hergestellt ist. Leider ist heute schon diese ganze Cultur dem Untergange geweiht, indem durch die Besitzergreifung jener Länder durch die Deutschen, Engländer und Holländer und die damit verbundene intensivere Berührung der Papuas mit den Weissen unglaublich rasch mit den nun direct an die prähistorischen Verhältnisse unseres Erdtheiles erinnernden primitiven Culturen aufgeräumt wird. Der Vortragende weist auch eine Axt vor, deren Klinge schon aus europäischem Bandeisen angefertigt ist und welche die rasche Degenerirung auch in der äusseren Form der früher so stattlichen Steinäxte veranschaulicht.

Zum Schlusse wird die für Wien und namentlich dessen grosses, neues, naturhistorisches Museum, dessen Eröffnung begreiflicher Weise Alle mit grosser Spannung entgegensehen, gewiss sehr betrübende Bemerkung gemacht, dass es der Museumsverwaltung leider nicht gelungen ist, diese kostbare, fast lauter Typen repräsentirende Sammlung, welche hier nahezu $2^{1}/_{2}$ Jahre in Verwahrung war, zu acquiriren, und dass dieselbe in der letzten Zeit an das Museo preistorico e etnografico nach Rom verkauft wurde.

9. Herr **J. Szombathy** legt die von ihm im Monate October ausgegrabenen prähistorischen

Grabfunde von Idria pri Bače im Küstenlande,

welche der La Tène-Periode angehören, vor.

Die Beschreibung dieser Funde wird in einem der nächsten Hefte der „Mittheilungen" zur Veröffentlichung gelangen.

10. Als Geschenke sind folgende Druckschriften eingelangt:

Quatrefages A. de: Histoire générale des races humaines. Indroduction a l'étude des races humaines. Questions générales. Avec 227 gravures dans le texte, 4 planches et 2 cartes. Paris 1887. 283 p. 8°. (ded. Aut.)

Kollmann: Schädel aus alten Gräbern bei Genf. (Corsier, Vernier, La Cluse.)

— Zwei Schädel aus Pfahlbauten und die Bedeutung derjenigen von Auvermieur für die Rassenanatomie. Sep. aus den Verhandlgn. d. Naturforschenden Gesellsch. in Basel. VIII. Th. 1. Heft. Basel 1886. 204—251 p. 8°. (ded. Aut.)

Kopernicki, Dr. J.: Czaszki Ainów według nowych materyałów. W. Krakowie. 1886. 42 p. u. 3 Taf. (ded. Aut.)

Hunfalvy P.: Neuere Forschungen der rumänischen Geschichtsschreibung. Wien und Teschen 1886. 252 p. 8°. (ded. Aut.)

Ossowski G.: Przyczynek do wiadomości o grotach krzemiennych znajdowanych na ziemiach dawnej Polski. Sep. aus „Zbiór wiadom. do Antrop. krajowej". Kraków 1886. 14 p. 8°. (ded. Aut.)

Hovelacque Abel et Georges Hervé: Précis d'Anthropologie, Bibliothèque Anthropologique. Avec 20 fig. intercalées dans le texte. Paris 1887. 655 p. 8°. (ded. Aut.)

New-South Wales: Annual report of the Departement of mines, for the year 1885. Printed in accordance with resolutions of both houses of Parliament. 211 p. 4°. (ded. Departement of mines.)

Penka Carl: Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker. Wien und Teschen. 1886. 182 pp. 8°. (ded. Aut.)

Morse Ed.: Ancient and modern methods of Arrow release. From Essex Institute, Bulletin Oct.—Dec. 1885. Vol. XVII. Salem 1886. 56 pp. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. Fr.: Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. Separat a. d. „Carinthia". 76. Jahrg. Nr. 5 u. 8. 1886. 65—140 p. 8°. (ded. Aut.)

Wosinsky Moritz: Etruskische Bronze-Gefässe in Kurd. Sep. a. d. „Ungarischen Revue", IV. Heft, VI. Jahrg., Budapest 1886, 14 p. 8°. (ded. Aut.)

Vignoli Tito: Il Periodo prelitico Umano. Milano-Torino, 1886. 19 p. 8°. (ded. Aut.)

Koudelka Fl.: Das Verhältniss der Ossa longa zur Skelethöhe bei den Säugethieren. Sep. a. d. XXIV. Bd. der Verhandlungen des naturforsch. Vereines in Brünn. 27 p. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Kjøkkenmøddingerne. Separataftrgk of „Naturen". 1886. Nr. 9—10. Kristiania. 24 p. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Ein kyprisches Eisenschwert. Videnskabs-Selskabs Forhandlinger, 1886. Nr. 14. Kristiania 1886. 5 p. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Zum Dürkheimer Dreifussfunde. Separat-Abdr. aus d. Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier, 1886. 233—238 p. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Közép-Európában lett 6-elruszk háromlábak. Emlékek és leletek. 297—303 p. u. 2 Taf. (ded. Aut.)

Riccardi, Dr. P.: La grande apertura delle braccia in rapporto alla statura studiata specialmente ne' Bolognesi. Bologna 1886. 22 p. 8°. (ded. Aut.)

Die Versammlung votirt den Herren Einsendern den Dank der Anthropologischen Gesellschaft.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

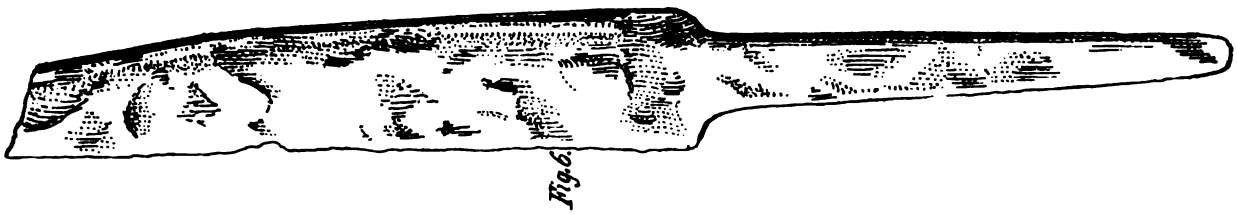


Fig. 6.

Fig. 5.

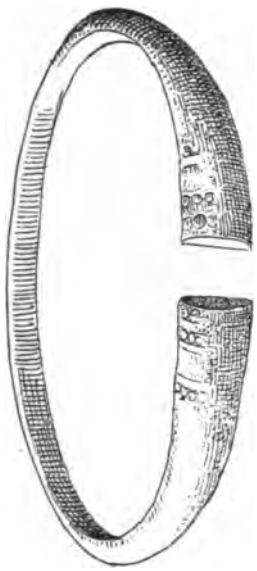


Fig. 2.

Fig. 4.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 10.

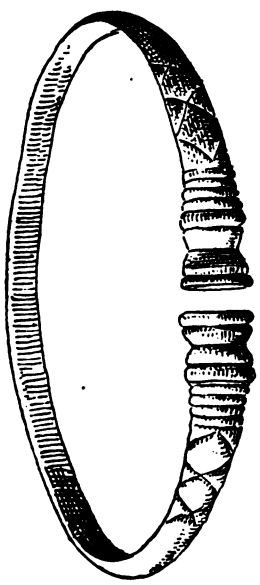


Fig. 1.

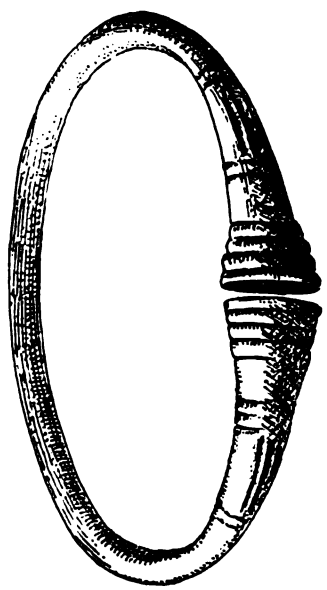


Fig. 3.

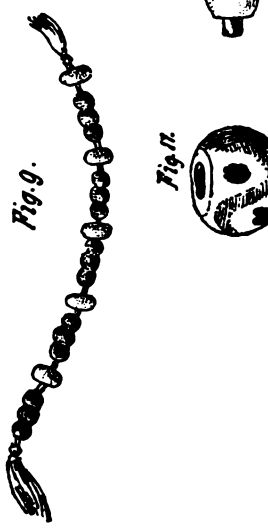


Fig. 9.

Fig. 12.

Fig. 11.

Wieser, Merlin: Reihengräber von Igels.

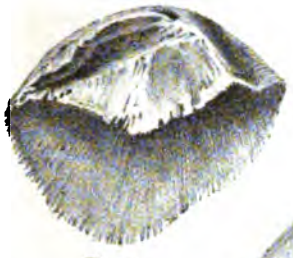


Fig. 2.

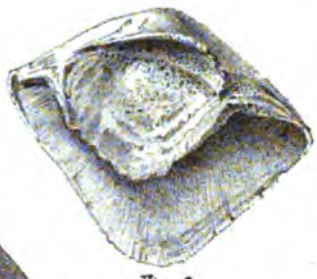


Fig. 3.

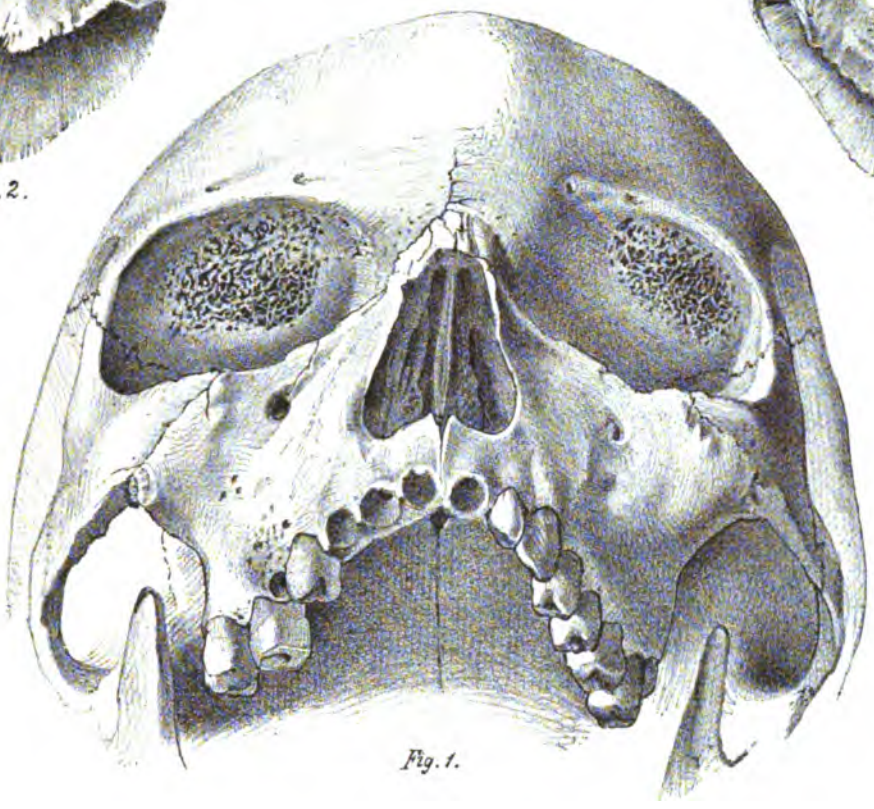


Fig. 1.

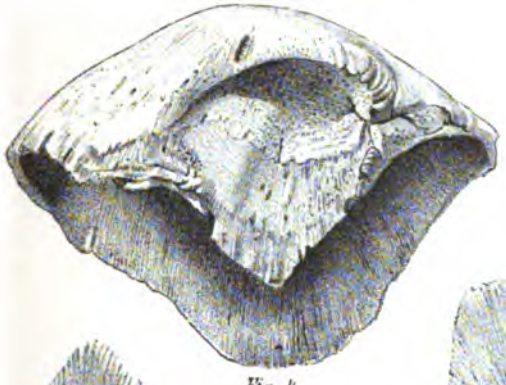


Fig. 4.

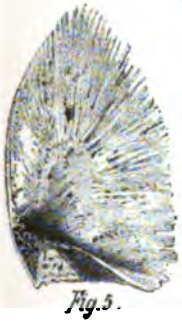


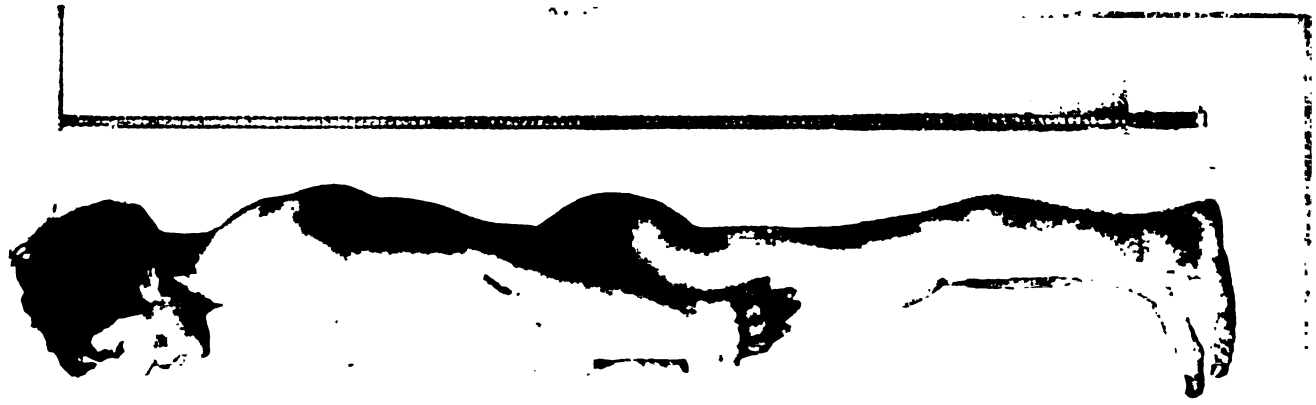
Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Toldt: Welcker's Cribra orbitalia.

Szombathy, Jurak-Samojeden.



Iderach.

Ortje

Iderach.

Szombathy, Jurak-Samojeden.

Iderach.

Piriptija.

Szombathy, Jurak-Samojeden.

Wasko.

Njeje. Ortje.

Szombathy, Jurak-Samojeden.

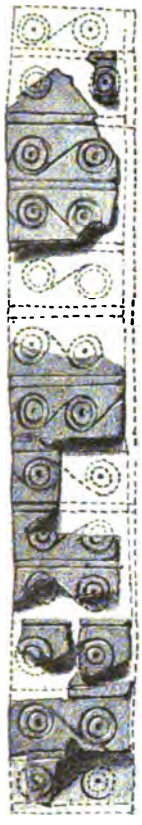


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

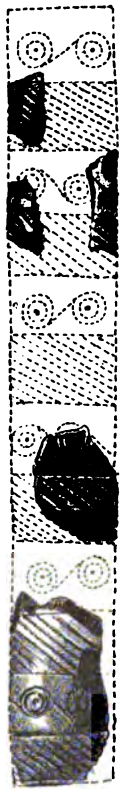


Fig. 6.

Fig. 8.

Fig. 9.

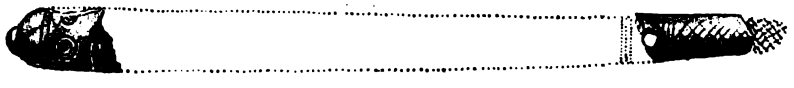


Fig. 7.

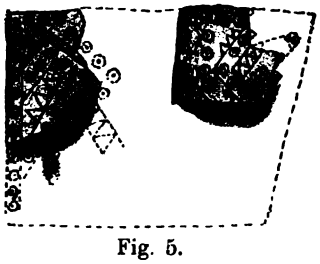


Fig. 5.

Fig. 10

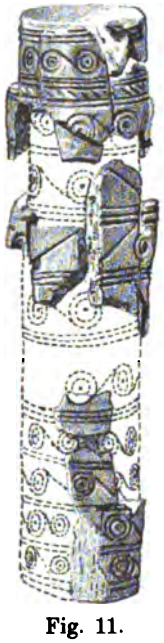


Fig. 11.

Fig 12.

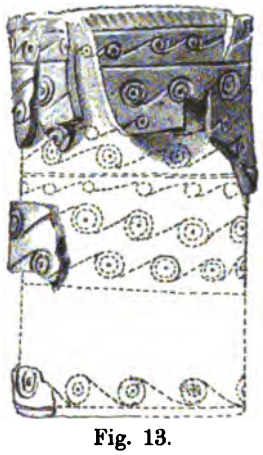
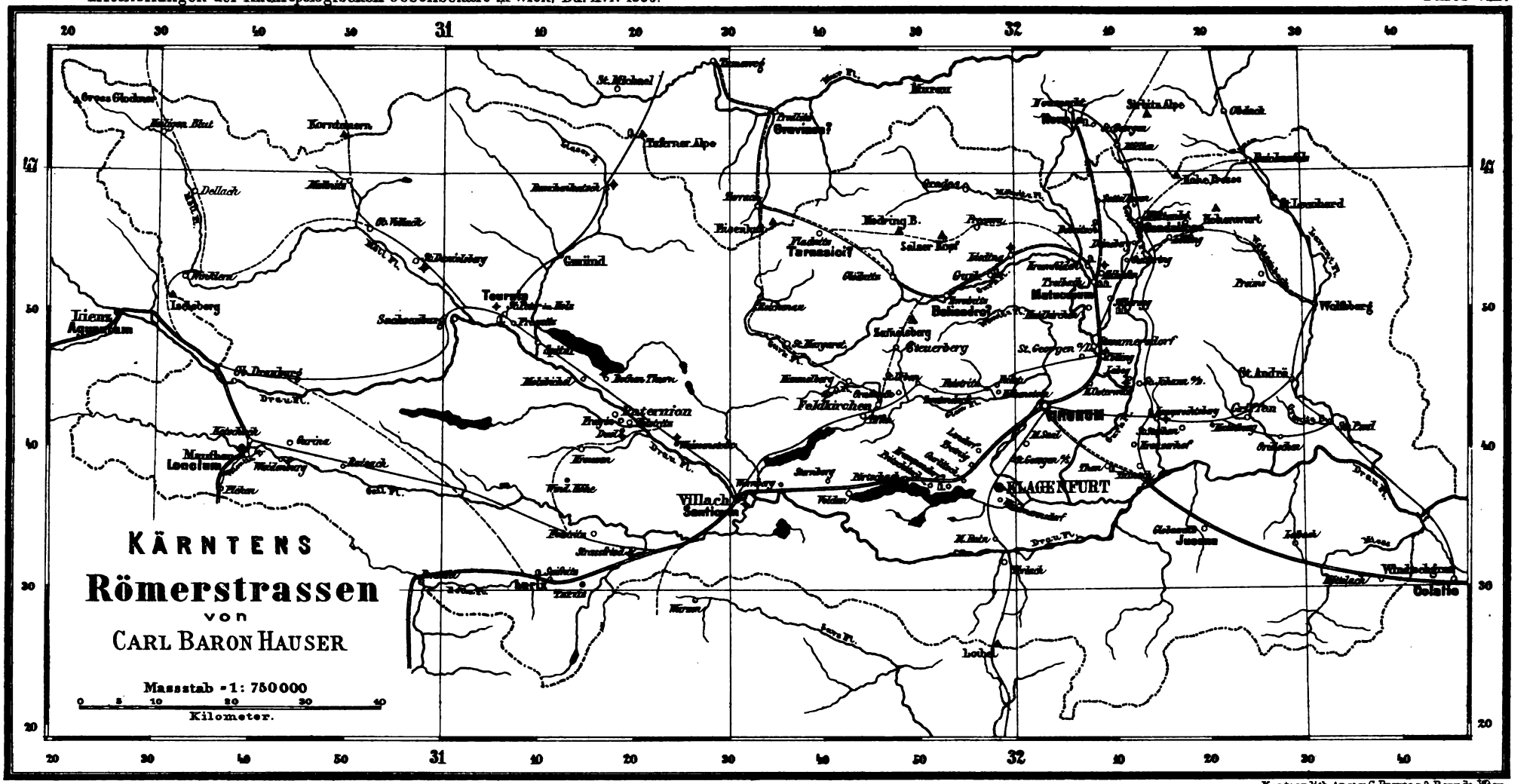


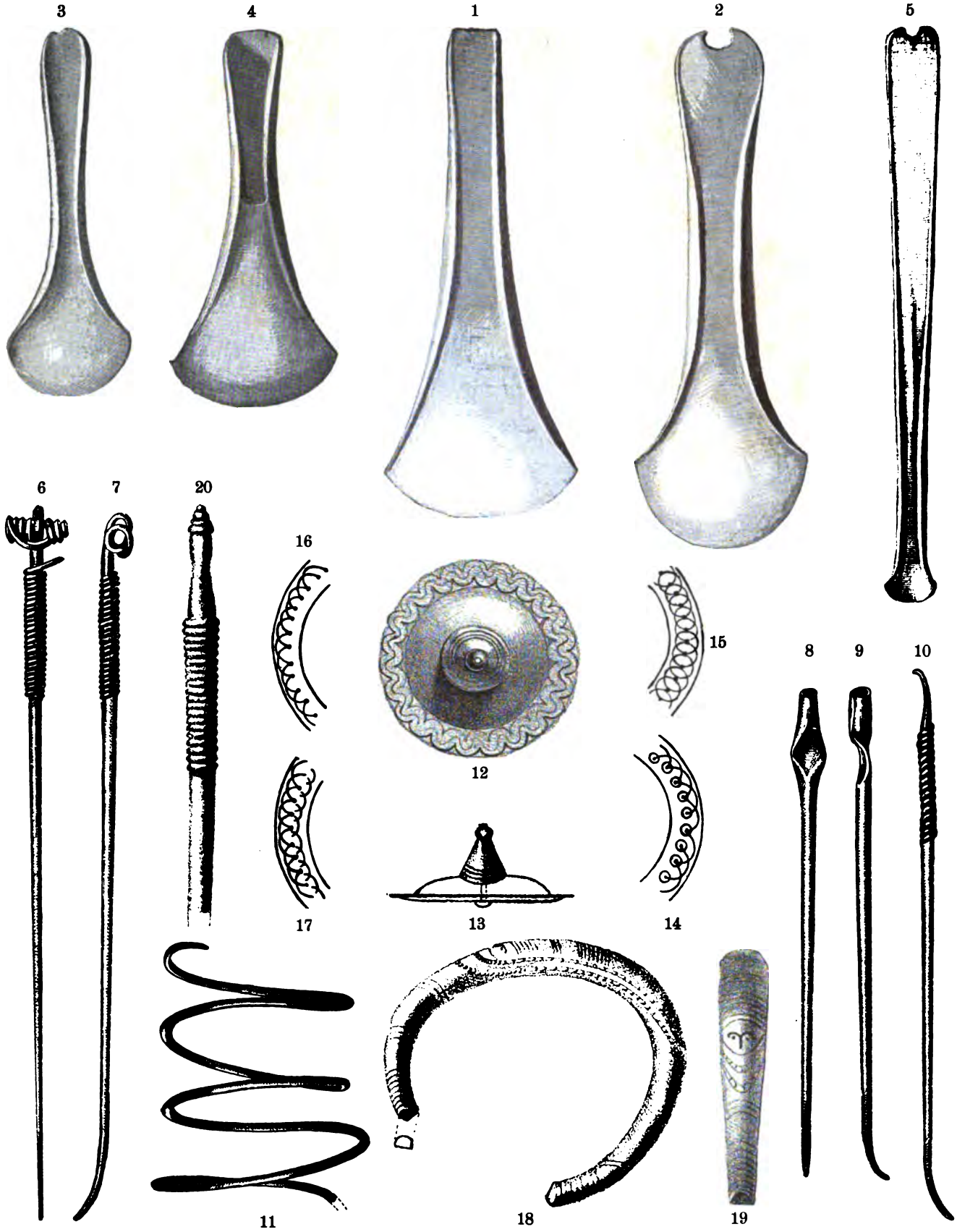
Fig. 13.



Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag & Berndt. Wien.

Zeichenerklärung:

Jetzige Ortsnamen,
römische Ortsnamen,
römische Castelle,
römische Meilensäulen,
römische Poststrassen, gewisse,
, ungewisse,
römische Verbindungs-Strassen,
Saumwege.



Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, III. Theil.